













Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Erster Band

Aus meiner Jugendzeit

Mit einem Bildnis des Verfassers von E. Liebich.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.



Aus meiner Jugendzeit

Erinnerungen

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Der lieben Heimat

und den Genossen der Jugendzeit

weiht dies Buch

in

treuer Erinnerung

der Verfasser.



Vorwort und Entschuldigung.

Ein Zufall führte mir letzten Winter Fritz Reuters „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ und Bogumil Goltz’ „Buch meiner Kindheit“ in die Hände. Beide Schriften brachten einen in mir längst schlummernden Gedanken zum Ausbruch, den Gedanken nämlich, die Erinnerungen an meine erste Jugendzeit zu Papier zu bringen. Es ist zwar Übung, daß man sich nur um die Jugendzeit „großer und berühmter Menschen“ interessiert. Allein ich bin der Ansicht, daß das Leben des einfachsten und armseligsten Menschen es verdiente, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden. Auch der niedrigsten und unbedeutendsten Menschenseele Leben, Wirken und Kämpfen wäre, niedergeschrieben, ein wertvoller Beitrag zur Gottes-, Welt- und Menschengeschichte.

Mit dieser meiner Ansicht möchte ich mich entschuldigen, wenn ich mir herausnehme, in den folgenden Blättern die Erinnerungen an meine Kindeszeit zu veröffentlichen.

Wollte man einwenden, ich sei noch nicht alt genug dazu, so entgegne ich, daß ein Mensch mit vierzig Jahren und einigen dazu jedenfalls alt und erfahren genug ist, um zu wissen und zu fühlen, daß seine Kindheit seines Lebens glücklichste Zeit gewesen.

Im übrigen möchte ich mich auf ein Wort Byrons berufen:

Wozu gedruckt? Nicht Lohn ist zu erwarten,
Ruhm nicht und Gold der Feder hier entquillen.
Frag ich dagegen: Warum spielt Ihr Karten?
Trinkt? Lest? „Um uns die Mußezeit zu füllen.“—
Ich schau zurück gern auf durchwallten Garten,
An Blumen reich, an Sehnsucht mir und Grillen,
Und was ich schrieb, geb' ich dem Wogenschaum;
Schwimm's oder sink's — ich hatte meinen Traum.

In diesem Sinne bitte ich den Schreiber und sein Buch freundlich entgegenzunehmen.

Hagnau, am Bodensee, im Herbst 1879.

Vorrede zur neunten Auflage.

Ich habe diese Auflage, die als Volksausgabe erscheint, neu bearbeitet und vielfach erweitert. Je älter ich werde, um so mehr treibt mir die Sehnsucht nach dem Glück der Jugendzeit neue Erinnerungen in mein Gedächtnis, die ich hier auch wiedergegeben habe.

Freiburg, im Dezember 1909.

Inhaltsverzeichnis.





Die Heimat.

Der Himmel auf Erden ist für den Menschen die erste Jugendzeit und das Paradies, in welchem die Kindheit ihre „Augenblicke Gottes" feiert, die Heimat. Diese ist das Heiligtum, auf dessen Boden das Kinderherz die seligsten Stunden gelebt und geträumt hat. Wo dieses Heiligtum auf Gottes weiter Erde gestanden, ist dem sehnenden Herzen des alternden Menschen gleichgültig. Ja, je stiller, je einsamer, je verlassener vom Weltgeräusch das heimatliche Paradies gewesen, um so größer unsere Liebe zu der Stätte des Kinderglücks.

Darum zieht es den Sohn unseres Schwarzwaldes, wenn er in den Weltstädten seinen Kampf ums Dasein gekämpft hat, heim in die einsame Strohhütte am Waldrande. Er will sein Heimweh stillen nach dem „verlornen Jugend-Paradies" und will träumen auf den Matten und in den Wäldern, zurückträumen die Jugendzeit und jung werden nochmals, ehe er sich niederlegt zum Sterben. Die Sonne, die auf sein Kindesglück einst strahlte, sie soll ihm nochmals auf der gleichen Stelle leuchten, ehe er sein Auge dem irdischen Lichte verschließt für immer. —

An der Grenze zwischen dem nördlichen und südlichen Schwarzwald, welche die Kinzig bildet, liegt mir die liebe Heimat.

Mitten im lieblichen Kinzigtale des an wunderbaren Talgründen so reichen Badnerlandes erhebt sich meine kleine Vaterstadt Haslach, im Volksmund Hasle genannt. Hohe Berge, mit stolzen Tannen und Buchen gekrönt, üppige Matten und der silberhelle Bergfluß schließen das Paradies meiner Jugendzeit ein.

Ich war etwa vier Jahre alt, und man zählte das Jahr 1841, als ich das erste Bild des Städtchens in meine Seele aufnahm. Meiner Großmutter Schwester, die alte „Lenebas", der greise Schutzengel meiner Jugend, führte mich eines Tages auf die Zinne des kleinen „Schänzleberges", westlich vom Städtchen, und zeigte mir die Herrlichkeit der Heimat. Sie wies zuerst hin auf den mit „Silber" beschlagenen Kirchturm, von dem ich bis zur Stunde manchmal träume aus der Kindeszeit, als zöge ich an seinen Glocken oder hörte ich die alte Turmuhr schlagen.

Sei mir heute wieder gegrüßt, du erster Himmelszeuge meiner Kindheit! Zwar weiß ich schon längst, daß dein „Silber" eitel Blech ist — aber dieses Blech glänzt wie Silberschein in meine Jugenderinnerungen, und um dich reihen sich die Häuser, Straßen, Gassen und Gäßchen, durch die meine Kindesseele ihre „Hochzeit" hielt alle Tage. Du bist das Zentrum meiner Erinnerungen an die Heimat, an die ich nicht denken kann, ohne daß dein „Silberhaupt" zuerst mir entgegenstrahlt, um welches alles andere sich im Geiste gestaltet! Von dir geht mir das Städtchen aus.

„Eng ist der Weg und schmal die Pforte, die zum Himmel führt." Diese Bibelworte verewigten die alten Haslacher an ihrem Gotteshause, zu dem ein gar enges Gäßchen vom Marktplatz hinaufführt zum „silbernen" Kirchturm. Er ist uralt wie seine beiden Nachbarn, die ihn vorne und hinten einrahmenden alten Zehntgebäude der ehemaligen Souveräne

von Haslach, der Fürsten von Fürstenberg. „Kästen" nennt sie bezeichnend das Volk bis heute, weil in ihnen ehedem die Zehntfrüchte aufgespeichert wurden. Die „Vogtei" über sie war viele Jahre in meinem Geschlechte und der letzte Kastenvogt mein seliger Vetter Eduard Hansjakob.

Die meisten Haslacher wissen nicht, daß sie einstens zähringisch waren und daß die Gräfin Agnes von Urach, Schwester Bertolds V. von Zähringen, ihrem Gemahl, Egino V., 1218 Haslach zubrachte. Als die Uracher sich in Urach-Fürstenberg und Urach-Freiburg abzweigten, kam Haslach an das Haus Fürstenberg, das vom 13. bis 19. Jahrhundert seinen Scepter führte über das Kinzigtal.

Eine eigene Residenz schlug 1284 ein Zweig dieses Geschlechtes zu „Hasela" auf; aber schon in der Schlacht bei Sempach fiel der letzte dieser Linie, der Graf Johann von Fürstenberg. Schloß und Burg sind längst verschwunden, nur die „Zehntkästen" sind noch Zeugen einstiger Untertänigkeit. Sie und das alte Rathaus am Marktplatz sind die einzigen Nachbarn des Kirchturms, die den spanischen Erbfolgekrieg überlebt haben, und zu ihnen kommt noch St. Sebastian, der gepfeilte Heilige, auf dem Brunnen am Platz.[1]

Aber wie sie ist so ziemlich alles beim alten geblieben seit jenen Tagen, da ich den ersten Eindruck bekam von der Heimat.[2] Straßen, Häuser und Gassen sind dem Zahn des Fortschritts nicht verfallen. Meist noch die alten Läden und Fenster, und nur der veränderte Hausschild eines Wirts, Krämers oder Hutmachers verkündet, daß die Menschen gewechselt haben. Doch eines vermisse ich! Das alte, ehrwürdige Straßenpflaster haben sie mir in der „vordern Gasse" herausgerissen, von dem jeder Stein meinen flüch-

[1] 1704 brannten die Franzosen das alte Städtchen gänzlich nieder.

[2] Es hat sich seit dem ersten Erscheinen dieses Buches (1879) manches verändert, besonders hat der Kirchturm einen Kameraden erhalten, der ihm aber als Kunstwerk weit nachsteht.

tigen Knabenfuß trug, und dessen Kühle den kleinen Barfüßler im Sommer doppelt sprungfertig machte. Auf diesem Pflaster dröhnten einst die Thurn- und Taxisschen Postwagen durch das Städtchen, von Ulm oder Frankfurt kommend, vermittelten den Weltverkehr und brachten Briefe und Zeitungen.

Draußen vor der Stadt, oberhalb der Mühle, die von Osten her den Reigen der Häuser beginnt, stand ich als Fünfjähriger manchen Morgen und harrte, bis der gelbe „Eilwagen" das Tal herabkam und des Postillons gelbes Röcklein und sein Hörnlein sichtbar wurden. Und wenn dann der „Jakob", der Mann der Köchin meiner Taufpatin im Adler, gerade als Kondukteur die Route hatte von Stockach bis Offenburg, da jubelte mein Kinderherz. Denn der Jakob, den ich im folgenden Jahrzehnt in meiner Studienzeit in Rastatt wieder traf als Briefträger, nahm mich in sein Coupé oder er schob mich dem Postillon auf den „Bock" zu, und hinein ging's ins „Städtle". Und wenn dann der Postillon sein Hörnlein ansetzte und der Wagen auf dem Pflaster rasselte, da klang's „wie Orgelton und Glockenklang" in meine Seele. Darum vermisse ich schmerzlich das alte, poetische Straßenpflaster.

Auch die „Eilwägen" sind verschwunden, und die Schwarzwaldbahn führt die Menschen vorüber an der Heimat, ohne daß sie eine Ahnung haben von dem Paradies, das meine Jugendgenossen und ich hier verlebten.

Wollen wir noch weiter auf den alten Steinen wandeln und alle Gassen und Gäßchen durchziehen? Die vordere Gasse, die hintere Gasse, die Kirch-, Pfarr-, Bach- und Adlergasse, den Graben und die Vorstadt? Fast von jedem Hause könnte ich erzählen, wer und wie viele Leute damals darin lebten, wie viele Kammern und Stuben es hatte, und vom Keller bis zum Taubenschlag Auskunft geben. Doch wozu erzählen, was jeder aus seiner eigenen Heimat kennt. Ich will ja nur vom Glück sagen, vom Kindesglück und von dem,

was zu diesem Glücke beitrug. Und da brauche ich die Straßen und Häuser nicht alle zu nennen, obwohl sie fast alle Zeugen waren jener glücklichsten Lebenstage.

Und wenn ich im Kindergeiste über die Häuser der Heimat hinblicke, so kommt eben immer wieder der silberne „Kirchturm" und unmittelbar neben ihm das „Storchennest" auf dem südlichen Zehntkasten. Ja, die Storchenfamilie und ihr Haus verschlangen manchen Blick meiner gierig schauenden Kindesaugen!

Ewiger Frühling lebt ja im Kinderherzen; wenn aber die ersten Storchen kommen, so bricht er los im Kindermund, und wie „Feuerreiter" rannten wir durch das ganze Städtchen und heim zu Mutter und Großmutter und erzählten die Ankunft der Storchen. Der Athener, welcher seinen Landsleuten die erste Nachricht vom Siege über die Perser in die Stadt gebracht, war kaum so freudig bewegt, als wir mit der Kunde: „Die Storke sind da!"

Der „Kasten" mit dem Storchennest war mir unendlich lieber, als das nebenanstehende Pfarrhaus. Da waren die Türen stets verschlossen, die Fenster stets verhängt — und nichts zu sehen. Die Kindesseele will aber überall schauen und genießen, und wo sich nichts findet, da wendet sie sich ab, kalt und gleichgültig.

Zwei Gebäude noch, außer den Häusern der Eltern, Großeltern und Nachbarn, stehen zuvorderst in den Erinnerungen meiner Kinderzeit — die Apotheke und das Kloster. Erst war mir das freundliche, außerhalb der alten Stadtmauer am Klosterbach gelegene Haus unheimlich. Denn da wohnte die steinalte Baronin v. Kraft, eine geborene Lassolaye; die trug Mannskleider, einen kleinen Schnurrbart und rauchte eine Pfeife; ein Mannweib in des Wortes kühnster Bedeutung. Als Witwe vergeudete ihr der Sohn Hab und Gut; da wurde sie selbst ein Mann, gründete die Senfmühle droben am Mühlbach, fabrizierte Senf und fristete so ihr Leben. Aber ihre Züge waren hart und häßlich in der

blauen Männertracht, und wir Kinder fürchteten die Frau, die nie ein Lächeln mehr auf ihrem Gesichte zeigte.

Als sie aber starb, kam die Apotheke ins Haus, und jetzt ward es mir zum Lusthaus für meine Geruchsnerven. Mit welcher Ehrerbietung, aber zugleich mit welch innerer Wonne trat ich von jetzt ab in die Apotheke! Still, aber in kräftigen Zügen sog ich die Wohlgerüche ein und schaute voll Bewunderung dem Apotheker Ernst, einem stattlichen, jungen Manne, dem sein alter Vater eben das Geschäft übergeben hatte, zu, wie er aus den alabasterweißen Gefäßen einen Wohlgeruch um den andern ausströmen ließ. Mir war dieser Mann der größte Gelehrte der Stadt; er imponierte durch die Geruchsnerven meinem kleinen Geiste.

Leider war selten jemand krank im eigenen Hause, ich mußte mir daher selbst wieder von Zeit zu Zeit ein „Wurmpulver" verschreiben, um so in das Haus der Wohlgerüche zu kommen. So oft ich aber in der Nachbarschaft den alten Physikus Fendrich mit seinem goldknopfigen Meerrohr aus- oder eingehen sah, flugs war ich am Platze und meldete mich als Bote in die Apotheke. Auf dem Rückweg roch ich noch an dem Gold- oder Silberpapier, mit dem das Medizinglas eingebunden war, und freute mich des Duftes.

Bis zur Stunde ist mein erster Gedanke, wenn ich eine Apotheke betrete, die Erinnerung an die beseligenden Wohlgerüche im Haus des heimatlichen Pharmazeuten.

Nie hätte ich in jenen Stunden geahnt, daß ich einst zur Überzeugung käme, daß aus diesen Häusern auch durch die Gifte, die verschrieben werden, viel medizinisches Elend in die kranke Menschheit getragen wird. Aber so ist das spätere Leben! Es zerstört erbarmungslos alle Ideale der Kindheit. —

Nicht weit von der Apotheke trauert einsam und zerfallend am stillen Bach das Kapuzinerkloster, an das sich mir von den süßesten und frühesten Erinnerungen anknüpfen. Nur noch ein Pater und zwei Brüder lebten in dem aufgehobenen

Klösterlein zur Zeit meiner erwachten Kindheit. Aber es war einer der feierlichsten Gänge, der Weg zur Klosterpforte, um „Klosterbrot" zu „heischen". Wie klopften unsere Herzen, wenn auf unser Pochen an der Pforte die Schritte des Bruders Othmar nahten! Wenn wir am Himmelstor den Erzengel Gabriel erwartet hätten, die freudige Spannung hätte nicht größer sein können. Er war ein häßlicher Mensch, der Bruder Othmar, sein Lächeln mehr ein Grinsen; aber wenn er jedem sein Stück Brot reichte, das er stets hinter der Klostertüre in einem Schrank parat hielt, da kam uns der braune, schmutzige Mönch wie ein verklärter Heiliger vor, und wir hätten ihn alle küssen können.

Und wenn er dann, freundlich nickend, die Türe wieder schloß und wir davonjauchzten mit unserem Klosterbrot, da hätten wir mit keinem Menschen die Wonne vertauscht, mit der das schwarze Gebäck uns erfreute. Das war uns mehr, als den Engelein im Himmel Ambrosia und Marzipan.

Möge der liebe Gott dir, guter Bruder Othmar, die ewige Seligkeit geben um der Seligkeit willen, die du in unsere Kinderherzen einst ausgegossen!

Nie mehr bin ich seit jenen Tagen so glücklich über die Klosterbrücke geschritten, wie damals, als Bruder Othmar noch lebte, bettelte und uns wieder vom Erbettelten selig machte. Und wenn ich es vermöchte, allein um des Klosterbrotes für die Kinder willen würde ich das Klösterlein in Hasle wieder aufrichten und den demütigen Söhnen des hl. Franziskus zurückgeben, damit auch die jetzigen und kommenden Kinderherzen es wüßten, welch Glück es ist, an der Pforte der Bettelmönche Klosterbrot zu betteln.

Neben dem Bruder Othmar, der zugleich Koch war, amtierte noch als Gärtner und Sakristan der Bruder Daniel. In seinen Garten kamen wir nie, — es war strenge Klausur für kleine Buben — aber wenn der Bruder in der Klosterkirche abstaubte, schlichen wir behutsam hinein zu ihm.

Er zeigte uns auf dem Hochaltar das Bild des Grafen

Friedrich Rudolf von Fürstenberg, eines großen, schwarzbärtigen Mannes, und erzählte, daß dieser vor zweihundert Jahren das Kloster gestiftet habe.

Der Graf war also im letzten Grunde auch der Stifter des guten Klosterbrots und wir schauten andächtig und dankbar an ihm hinauf, wie an einem Heiligenbild.

Aber auch die Gruft, in welcher der Stifter und seine Nachkommen begraben sind, zeigte uns der Bruder Daniel, und jedesmal mußten wir mit ihm ein Vaterunser beten für diese gräflichen armen Seelen. —

Die Klosterbrotfreuden hörten gar bald auf. Der Bruder Othmar starb und der Daniel legte seine Kutte ab und zog in seine Heimat Eschau oberhalb Hasle an der Kinzig. Der letzte Pater, Leopold, aber verlegte seinen Wohnsitz ins Städtle zum Kastenvogt.

Das geschah anno 1844.

Der Kinderhimmel hat aber so viele Sterne, daß das Kinderherz es nicht lange verspürt, wenn ein oder der andere Stern erlischt. So hatten wir auch das Klosterbrot bald vergessen.

Wir dürfen das Kloster aber nicht verlassen, ohne des Klosterbachs zu Hasle zu gedenken, der lustig fortlebte, als die Kapuziner aus dem Kloster und aus dem Leben ausgezogen waren.

Aus jedem der Seitentäler, die auf das Städtchen ausmünden, fließt ein lustig Bächlein der Kinzig zu. Diese Bächlein ziehen durch die Stadt und um die Stadt. Ihre Namen sind: der Stadtbach, der Klosterbach, der Hofstetterbach und der Mühlenbach. Ich weiß heute nicht, wem diese Bäche gehören, allein zu meiner Kindeszeit gehörten sie, der Stadtbach ausgenommen, als unbestrittene Domänen uns Knaben. Da war kein Stein, unter dem eine Grundel ihr wohliges Dasein fristete, keine Höhlung am Uferrand, in der das Forellchen spielte, die wir nicht kannten. Stunden, ja Tage lang ward gefischt mit bloßer Hand oder mit

der Eßgabel Grundeln und Kroppen gestochen. Und wer schildert die Wonne des Knabenherzens, wenn das glänzende Fischlein zwischen den Fingern oder an der Gabel zappelte und in den mitgebrachten „Milchhafen" abgesetzt wurde! Wer ein Königreich erobert, ist nicht glücklicher.

Der Stadtbach, welcher auch an meinem Elternhaus vorübergeht, machte uns keine Freude. Er war eine Kloake, weil aus den angrenzenden Häusern aller Unrat hineingeworfen wurde und er viele Glasscherben enthielt, die unsere nackten Füße verletzten. Auch tote Katzen und Mäuse und lebendige Ratten lagen und hausten in ihm.

Wir ließen auf ihm höchstens kleine Schiffchen schwimmen und kleine Mühlwerke von ihm treiben — alle von uns selbst gebaut. —

Wenn ich heute noch in die Heimat komme und höre die Bächlein rauschen, so rauschen sie mir die ganze Wonne jener Stunden in die Erinnerung hinein, und wehmütig schaut meine Seele in die forteilenden Wasser. Und die Bächlein fließen wie dazumal, und die Kinder spielen an den Ufern und im Wasser wie ehedem, aber die Bächlein sind nicht mehr mein, und das Spiel im Leben ist ein ernstes geworden.

Kinderseelen in seligem Spiel in den eilenden Bächen, welche Harmonie! Das Wasser eilt, weiß nicht wohin, und mit dem eilenden Wasser unter den Füßen des Kindes eilt diesem die Lebensstunde fort; es weiß nicht wie, nicht wohin, — und darum ist es selig im unbewußten, flüchtigen, flüssigen Spiel.

Habt Dank, ihr Bächlein der Heimat, für jene Stunden auf eurem kühlen Grunde und fließt weiter dem Strom zu und macht immer und immer wieder Kinderherzen glücklich, ehe sie im Strom des Weltlebens ihr „Paradies" verlieren und untergehen! —

Sehen wir uns jetzt nun einmal nach den Menschen um, die unter dem Schutze des silbernen Kirchturms in den Häusern, an den Straßen und an den Bächen der Heimat wohnen.

In meiner Jugendzeit lebten etwa sechzehnhundert sogenannte Seelen in dem malerischen Städtchen. Trotzdem eine Generation seitdem abgelebt hat, werden's heute nicht weniger sein, aber auch nicht viel mehr.[1] Wie damals, so sind die Menschen meiner Heimat Doppelnaturen, halb Bauern, halb Handwerker. Am Morgen flicken sie Schuhe, reparieren alte und machen neue Hosen, färben Zwilch, walken Strümpfe und Filzhüte, verkaufen Cichorie und Kaffee, und am Nachmittag hacken sie ihre Kartoffeln und holen ihren Klee. Die Weiber gießen am Abend den Salat und die Krautköpfe in den Gärten in der Vorstadt, „auf dem Graben" und im „Grün", und die Männer sitzen im Bierhaus und üben „Kannengießerei".

Die letztere Tat ist neu. In meiner frühen Jugendzeit war das anders, wie wir noch sehen werden. Aber die Haslacher haben von jeher die Hand am Pulse der Zeit gehabt, und so haben sie seit 1848 auch das Politisieren im Wirtshaus gelernt und es so weit gebracht, daß es heute, im Zeichen des Kulturkampfes, einzelne gibt, die um kein Geld „nach Canossa gingen." Sonst sind sie wie ehedem ein heiteres, mildes und frommes Geschlecht. Die Frühmesse am Sonntag wird fast von keinem versäumt.

Zwei Dinge aber kann man meinen lieben Mitbürgern vor allem nachsagen: Es ist noch keiner aus Gram gestorben und hat sich noch keiner zu tot gearbeitet. Dazu kommt noch ausgesprochenes Talent zu Fastnachtsstücken, unerschöpflicher Witz und Galgenhumor zum Wegwerfen. Und wenn sie auch im Bierhaus über den Stadtrat, über Steuern, Umlagen oder Militärzwang noch so eifern und krakeelen, sie sind nie gefährlich und waren es selbst in der Revolution nicht, in der sie über Katzenmusiken nicht hinausgingen. Das erste weltliche Lied, das ich in meiner Kindheit hörte, noch ehe ich

[1] Das „heute" gilt hier und im folgenden der Zeit des ersten Erscheinens dieser Erinnerungen, 1879.

zur Schule ging, sang eines Tages der alte „Murertoni“, als er meiner Großmutter die Stube weißelte. Es lautete:

Freund, ich bin zufrieden,
Geh' es, wie es will;
Unter meinem Dache
Leb' ich froh und still.

Dazu fuhr er in aller Maurergemütlichkeit mit seinem Pinsel langsam am Plafond hin und her. Ich selbst war tief gerührt; denn das Lied stimmte den Grundton an, der bewußt oder unbewußt im Herzen jedes Haslachers ruht, wenn auch die Zunge das Herz bisweilen Lügen strafen möchte.

Fast jeder Haslacher hat, wenn ich trivial reden soll, ein böses Maul, aber ein ehrliches, deutsches, zufriedenes und vorab lustiges und gutmütiges Herz. Ich habe in meiner Jugend nur zwei Personen nie heiter gesehen: die eine war die Baronin v. Kraft und die andere der alte, blinde Bürgermeister Ruedin, welcher an hellen Tagen in seinem Lehnstuhl vor dem Hause saß, tiefernst, wie die römischen Senatoren auf dem Forum beim Einzug der Gallier. Aber diese beiden alten Leute waren keine Stamm-Haslacher.

Und die Frauen? Solcher gab es in meiner Jugendzeit nur zwei: die „Frau Oberamtmann“ und die Frau des fürstenbergischen Rentmeisters Fischer, der in meinem elterlichen Hause wohnte. Alle anderen waren „Weiber“, von denen mir in jenen Tagen nur zu Sinnen kam, daß sie im Winter gerne „z'Liacht“ gingen und fleißig am Spinnrad und mit der Zunge arbeiteten, im Sommer die schönsten Gurken und die größten Salatköpfe der Umgegend pflanzten und anno 48 noch hitziger als ihre Männer für „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ schwärmten.

Ich weiß nicht, ob die heutigen Wibervölker noch so schlagfertig sind in Rede und Gegenrede, wie in meiner Bubenzeit. Aber mit Freude denke ich in meinen alten Tagen an jene schneidigen Weiber zurück, unter denen meine

Großmutter und meine Mutter in obigen Eigenschaften nicht die letzten waren. —

So waren, kurz gesagt, die Menschen beschaffen, unter denen ich meine Kindes- und Knabenzeit verlebte und mit denen ich alle guten und schlimmen Eigenschaften teile bis zum heutigen Tage.

Wenn ich das ganze heimatliche Kinzigtal nach seiner Lage personifizieren will, so liegt in Wolfach das Haupt, in Haslach das Herz und in Offenburg stehen die Füße. Die Wolfacher sind geborene Diplomaten, kühl bis ans Herz hinan. Zur Revolutionszeit waren sie die ruhigsten und befinden sich drum heute im Besitze des Oberamts und des Amtsgerichts. Meine Haslacher sind im Herzen des lustigen Tales und sein heiteres Herz. Sie haben die meisten Fehler, aber es sind dies lauter Herzensfehler, und die machen die Menschen bekanntlich am liebenswürdigsten. In der Kreishauptstadt Offenburg sind die Füße. Der Fortschritt und der Hauptverkehr gehen und gingen, wie auch die Revolution von anno 1848, fürs ganze Tal von dieser alten Reichsstadt aus.

Noch darf ich zum Schlusse nicht vergessen, daß mein Heimatstädtchen in Stadt und Vorstadt sich abteilt. Eine lange Querstraße trennt beide. Die Stadt ist die ehemals ummauerte Altstadt, und in der Vorstadt sitzen die Nachkommen der außerhalb der Mauern angesiedelten Fremden, der Hintersaßen und Pfahlbürger. In der Stadt lebten die Patrizier, draußen die Plebejer. Mein Name schon weist meinem Geschlecht den Platz unter den letzteren an.

Ein Färbergeselle vom unfernen Gengenbach, der nach dem Dreißigjährigen Krieg in Hasle einzog, war hier der erste meines erlauchten Stammes. Zwar eroberten seine Söhne und Enkel bald einige „Palazzi“ im Patriziergebiet, aber sie blieben innerlich doch Plebejer. Noch im vorigen Jahrhundert, als die Haslacher mehrere Male revoltierten gegen ihre Landesherren, die Fürsten von Fürstenberg, da waren

meine Ahnen unter den ersten, die mitmachten. Im fürstlichen Archiv zu Donaueschingen liegen heute noch viele Akten, die davon erzählen und von den bösen Reden und Taten der Weber, Färber und Bäcker Hansjakob.

Schon zu meiner Zeit aber waren die alten Unterschiede verschwunden, nur sagt der Vorstädter heute noch, so er am Sonntag ins Wirtshaus geht: „Ich will ins Städtle" — und politisch hat unsere neueste Zeit die Haslacher wieder gespalten: die Patrizier-Söhne sind liberal, die Plebejer-Enkel konservativ und ultramontan. Die Welt steht ja heutzutage auf dem Kopf, und da mußte meine Vaterstadt auch mit, ob sie wollte oder nicht.

Das ist in kurzen Zügen meine Heimat und ihr Volk, die Heimat, von der Byron singt, sie bleibe

> Süß dem Knaben,
> Mag sie auch zehnmal ihn vergessen haben.

Die Erinnerung an die Heimat und an all das, was ihr Name umschließt, ist die Aeolsharfe im Herzen des Menschen. Sie tönt fort und fort in allen Lagen des Lebens. Die leisen Zephyre heiterer Stunden, wie die Stürme kampfbewegter Tage, sie alle schlagen an diese Harfe an, weil in Glück und Unglück, in Trauer und Freude das Bild der Heimat vor die Seele dessen tritt, der fern von ihr weilt, und den sein Geschick hinaustrieb in die Welt, fort von der Heimat und fort vom Vaterhaus.

So will ich denn im Geiste nochmals durchleben auf diesen Blättern die Heimat und ihre Jugendseligkeit nach des Dichters Wort:

> O du Heimatflur, o du Heimatflur,
> Laß zu deinem sel'gen Raum
> Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
> Entflieh'n im Traum! —

Das Vaterhaus.

Wenn die Heimat das Heiligtum unseres Jugendglückes ist, so ist das Elternhaus das Allerheiligste. Es ist der Tabernakel, in welchem der Genius des Kindesglücks seine Wohnung hat.

Wer nie das Elternhaus verließ, in ihm geboren ward, wuchs und allzeit lebte, der kennt diesen Genius nicht und findet ihn auch nimmermehr. Und wer im Palaste geboren, seinen Kindessinn frühzeitig abgestumpft und verloren hat durch den künstlichen Flitter eitler Herrlichkeit, der weiß von jenem Genius des Elternhauses wenig oder gar nichts. Nur der, dessen Wiege in der Hütte des Bauern oder im Hause des Bürgers gestanden, und der diese Stätte verlassen mußte, der schaut und sieht überall im Vaterhaus diesen Zwillingsbruder seiner Kindesseele, diesen Schutzengel, der die Erde uns zum Himmel gemacht.

Warum weint oft das alternde Menschenkind, wenn es nach Jahren das Vaterhaus wieder betritt? Weil der Genius der Kindheit in jeder Stube, in jeder Kammer des Elternhauses sitzt, zu jedem Fenster herausschaut, in jedem Winkel noch seinen Platz hat und uns trauernd ins altgewordene, kranke Herz blickt. Und warum stört es uns in solchen Augenblicken, wenn wir baulich das eine oder andere verändert finden? Weil man den Schutzgeist uns aus den alten Räumen vertrieben hat.

Da, wo Stadt und Vorstadt der Heimat sich scheiden, an

einer Ecke der Trennungsstraße, steht mir das Vaterhaus, ein Bürgerhaus wie die meisten Häuser der Art in kleinen Städten. Der Vater hatte dasselbe, eben neu erbaut, als lediger Bürgerssohn im September 1835 von dem Landwirt Josef Anton Neumayer für 9000 Mark gekauft. Vater und Mutter waren im gleichen Jahr als angehende Eheleute in ihr neues Heim eingezogen. Mein braver Vater war Bäcker, wie der Großvater und Urgroßvater und wie seine sämtlichen Brüder. Die Zahl der Bäcker in meiner Vaterstadt war überhaupt, so weit zurück ich es erforschen konnte, zu allen Zeiten Legion. Und es hat mich schon in der Jugend oft gewundert, wer das Brot alles essen möchte, das von diesem Bäckerbataillon täglich bzw. nächtlich gebacken wurde und noch gebacken wird.

Mein Großvater, der Philipp hieß wie mein Vater und den ich nicht mehr kannte, wohnte in einem kleinen Häuschen neben dem Pfarrhause und hieß der „Eselsbeck". Er hatte sich diesen Namen selbst gegeben, weil an Markttagen die oberen Schwarzwälder, welche auf Eseln und auf Saumpfaden ihre Butter brachten, ihre Grautiere bei ihm einstellten. Von seinem Humor, der auf Sohn und Enkel sich vererbte, erzählte mein Vater mir, dem Knaben, noch viel.

Von seinem Vorfahren auf dem Häuschen, dem Bäcker Peter Hammerstiel, hatte er auch den Namen „Becke-Peter" überkommen.

Trotzdem er einen Bruder hatte, der geistlicher Herr war, hielt der „Becke-Peter" und „Eselsbeck" nicht viel auf Bildung. Er wollte seine Buben nicht einmal in die Schule schicken, weil er keine „Herren", die er nicht leiden konnte, aus ihnen machen wollte und weil er glaubte, wer lesen und schreiben könne, sei schon ein halber Herr und tauge nichts mehr zur gewerblichen Arbeit. So kam es, daß mein Vater anno 49 bei dem preußischen General, der ihn zum Bürgermeister ernannt hatte, mit der Entschuldigung davon kam, „daß er schlecht in der Feder" sei.

Ich habe von meinem Vater, der anerkannt ein Mann von offenstem Kopfe, wenn er dazu aufgelegt war, ein hervorragender Erzähler und Schilderer[1], ein tüchtiger Geschäftsmann und kreuzbraver Familienvater war, kaum mehr Schriftliches gesehen, als seine Namens-Unterschrift oder Einträge in den Kalender über Ankauf oder Verkauf von Kühen und Schweinen, Früchten und Kartoffeln.

Ich muß noch ein Stück der Anschauungen über Volksbildung vom Großvater her in mir haben, weil ich auf die jetzige Schuldressur unserer Bürger- und Bauernkinder gar nichts halte.

„Gebildeter" war die Mutter, die Tochter eines Kaufmanns, der, ein geborner Triberger, bei den Franziskanern an der Wallfahrtskirche seines Heimatstädtchens um Gotteslohn und als armer Ministrant tüchtig lesen und schreiben gelernt hatte. Sie war in Freiburg, beim „Becke-Meier" in der Kaiserstraße wohnend, auf Schule gewesen und besorgte alle Korrespondenz, auch die spätere mit mir, dem Studio, und nur, wenn ein Leichtsinn zu rügen war, setzte der Vater um des Eindrucks willen noch seinen Namen darunter.

Meine Mutter war ein heiteres, lebensfrohes Haslacher Kind, mit kleinen, lebhaft funkelnden, schwarzen Augen, oft aufgelegt zu Witz und Satyre — ehe in ihrem tieferen Frauenalter des Lebens Kummer und Sorgen, deren sie unmenschlich viel zu tragen hatte, auch ihr die ständige Heiterkeit nahmen.

Als ich Vater und Mutter, deren Erstgeborener unter sieben Kindern ich war, kennen lernte, sah ich den Vater in der Backstube und die Mutter am Spinnrade:

Der Vater buck, die Mutter spann,
Als das Kind sie lieb gewann.

---

[1] Ein Jugendfreund von ihm, der Küfermeister Lambert Braun, ein Mann von großer Intelligenz, sagte mir in seinen alten Tagen noch, mein Vater habe schon in jungen Jahren eine „ganze Stube voll Menschen" aufs beste unterhalten können.

Und wenn der Vater, ein großer, starker Mann, aus der Backstube in die Stube kam, mich mit einer Hand ergriff und an seiner Riesengestalt hinauf an die Zimmerdecke hielt und dann in den Schoß der spinnenden Mutter niedersetzte — damals erkannte ich in den ersten bewußten Momenten Vater und Mutter.

Es ist eine lange, lange Zeit vom ersten Erkennen der Eltern bis zu jenen Stunden, da man sie voll und ganz erkennt und sie in ihrem gebührenden Wert zu schätzen weiß. Ich behaupte nämlich, daß diese Zeit erst kommt, wenn die Eltern nicht mehr sind, wenn sie tot sind, und wir selbst, älter geworden und in der Welt umhergeworfen, nach dem Kindesglück zurück uns sehnen und nach jenen Tagen, in denen wir alles Kümmern und Sorgen den Eltern überließen.

Bogumil Goltz ruft den jungen Menschen zu: „Liebet euere Eltern, liebet Vater und Mutter mit der vollen, letzten Kraft eueres Herzens; denn es kommt eine Zeit noch vor den grauen Haaren, wo das Gemüt wieder stärker spricht, als aller Verstand der Welt und der Politik, und wehe dann dem Herzen, dem Gewissen, das nicht vor der wieder erwachten Liebe besteht!"

Wenn diese Zeit kommt, und sie kommt meist erst in unserem Mannesalter, dann fühlen wir erst recht, was Vater und Mutter uns gewesen, und dann tritt jenes süße Bild, das in jeder Menschenseele ruht, jenes Bild, das im Dunkel der Nacht, wie im Geräusche des Tages uns erscheint, voll und ganz in unser Bewußtsein, jenes Bild, das da ist das Andenken an treue, liebevolle Eltern. Dann kommen jene Stunden, in denen man sein Herzblut gäbe, wenn man die Toten wieder auferwecken könnte, um sie zu ehren und zu lieben, wie sie es verdienten.

Ihr seid schon lange tot, geliebte, unvergeßliche Eltern! Jene Jahre, da du, braver Vater, im Schweiße deines Angesichtes für deine Kinder sorgtest, und du, gute Mutter, ihnen das Linnen spannst, liegen in fernster Vergangenheit

— aber ich bin heute nicht imstande niederzuschreiben, was ich euch schulde, und was ihr mir waret. Ich kann nur weinen, weinen Tränen der tiefsten Wehmut und des innersten Dankes. —

Jeder natürliche Mensch, sei er Fürst oder Bettler, wird seinen Eltern das dankbarste Andenken bewahren. Wessen Eltern aber durch die stete, ehrliche Arbeit ihrer Hände dafür sorgten, daß der Kinderhimmel immer ungetrübt ihm leuchtete, der wird mit der süßesten, dankbarsten Erinnerung seines Vaters und seiner Mutter gedenken. Und um dieser Erinnerung willen wollte ich nicht, daß der liebe Gott mir andere Menschen zu Eltern gegeben hätte. —

In jedem Bäckerhaus konnte man damals in Hasle eine Suppe bekommen oder ein Glas Schnaps. So auch in meinem Vaterhaus; den letztern um so mehr, als mein Vater eine eigene Brennerei für Frucht- und Obstschnaps besaß.

Es kamen dadurch mehr Leute in die väterliche Wohnstube, als in die anderer Kinder, und ich lernte frühzeitig manche Menschen vom Städtle und vom Land kennen.

Ich war noch ein Knabe, als der Vater die „Stadtwirtschaft" ins Haus nahm. Diese war die ehemalige Gemeinde-Wirtsstube auf dem Rathaus und seit etwa zwanzig Jahren von da weg im Pachtwege in ein Bürgerhaus verlegt worden. Hier wurden nun alle Steigerungen der Stadt abgehalten, wie Verkauf von Holz, Verpachtung der Marktgefälle, Vergebung städtischer Arbeiten usw. Mir aber wurde die Wirtsstube eine wahre Schule des Lebens.

Was kann ein Kind da Gutes lernen? — wird man fragen. Ich habe in dieser Stube das Volk kennen gelernt, das sogenannte gemeine Volk, den niederen Bürger und Handwerker, den Bauer und sein Gesinde. Und wer das Volk nicht kennt, der kennt den Menschen und die Menschheit nicht. Wer das Wasser kennen lernen will, muß es im Fluß, im See, im offenen Meere sehen und nicht in der destillierten Feuchtigkeit eines Apothekerglases. So auch mit der Menschheit.

Vortrefflich schön schreibt hierüber Bogumil Goltz, der Sohn eines hohen Beamten: „Was für mich über allen Zweifel erhaben dasteht, ist die Wahrheit: daß in den sogenannten gemeinen Lebensarten, d. h. in den Daseins-, in den Empfindungs- und Vorstellungsweisen der Leute aus dem Volke, der Arbeits-, Bauers-, Dienst- und Handwerksleute, der Überrest von natürlicher Lebens- und Denkweise eben konserviert wird, welche die hochgebildete und gelahrte Welt fortwährend absorbiert, und daß kein Mensch was Ordentliches und Herzhaftes von dem natürlichen Menschentum und Menschenschicksal in Erfahrung bringen kann, wenn er es nicht im herzlichen und ebenbürtig erachteten Umgang mit den niederen, dienenden und handarbeitenden Klassen irgendwie an sich herankommen läßt."

Ich habe in der väterlichen Wirtsstube manch rohes Wort gehört — ein unsittliches nie, weil der Vater derlei nicht duldete — und manchen Fluch vernommen, aber sie sind spurlos der Zeit verfallen, während eine Summe von Menschenkenntnis unbewußt damals in mich hineinkam, die mir jetzt längst zur klaren Erkenntnis aufgestiegen ist. Welche Fülle von Charakteren, von Individualitäten, von Witz, Humor, Treuherzigkeit, Freude und Seligkeit, und welche Menge von Urteilen aus dem Volk über das Volk! Welche Erfahrungen über Leben und Treiben des gemeinen Mannes habe ich in jenen Tagen in mein rasch in sich aufnehmendes, mit Heißhunger lauschendes Knabenherz strömen lassen!

Es sind die allermeisten längst von der Erde geschieden, die Bauern und Bäuerinnen, die an Markttagen von den Bergen herab im Vaterhaus Einkehr hielten, ebenso die Bürger, welche an Werk- und Sonntagen da ihr „Schöpplein" holten, aber sie sind mir unvergeßlich als die besten Lehrer für Volks- und Menschtum.

Das ist der politische und nationalökonomische Katzenjammer unserer Tage, daß die „Schulweisheit" und die After-Klugheit des grünen Tisches mit ihren Theorien das

Volk glücklich machen will, während diese Bureau- und Kathederhelden vom Volke nichts gelernt haben und nichts lernen wollen! —

Sie stehen, je älter ich werde, um so lebendiger vor mir, die Gestalten der alten Buren und Burger, die in meiner Knabenzeit in der väterlichen Bäcker- und Wirtsstube aus- und eingingen — lauter Originale und Kraftmenschen dem heutigen Geschlechte gegenüber.

Ich habe zu der vorliegenden Ausgabe des Jahres 1910 wieder in den alten Protokollbüchern des Gemeinderats aus meiner Knabenzeit geblättert, und da sind sie mir wieder neu und glänzend vor die Erinnerung getreten, die alten Bürger von Hasle und darunter viele, an die ich nimmer gedacht, und ich wurde im Geiste wieder ein Knabe und ließ in mir aufleben voll süßer Wehmut die längst vergangenen Zeiten und Menschen. —

Noch näher als die Gäste in der Wirtsstube standen meinem Herzen die Dienstboten im Vaterhaus. Das waren Hugo, der Knecht, der Sepp, der Toni und der Peter, die Bäckerlehrlinge, und die Mägde. Alle waren einfache Bauernkinder, aber alle sind glänzende Sterne an meinem Kinderhimmel.

Hugo lehrte mich die Liebe zu den Tieren, ihm verdanke ich meine Kinderfreuden im „Stalle". Wie garstig, von „Stallfreuden" zu reden! Wie rümpfen so viele Menschen hochmütig die Nase, wenn sie von „Stall" und „Vieh" reden hören! Ich gestehe gleichwohl offen, daß ich im Stalle bei meinem Freund Hugo, dem schmutzigen Bauern-Knecht, unter den Rindern, Kühen und Kälbern mehr natürliche Freude erlebt habe, als die vornehmen Kinder unserer Zeit in ihren „Puppenzimmern" und unter dem Firlefanz, welcher dieselben ziert. Und wenn ich mit Hugo auf dem Kuhwagen, der mit duftigem Klee beladen war, mitten in Grün und Blumen sitzend, heimfuhr, da war ich mindestens ebenso glücklich, wie das kleine Prinzlein, das mit seinem lang-

weiligen, steifen Hofmeister im Prachtwagen durch des Vaters Residenz fährt.

Wer nicht mit den Haustieren im Stalle herzlichen Verkehr gehabt in seiner Jugend, dem geht ein Stück Humanismus ab, der wird nie ganz lernen, die Tiere als Mitgeschöpfe Gottes zu lieben und zu — achten.

Manch alte, vornehme „Mademoiselle“ hält es für eine „Gemeinheit“, in einem Stalle ein prachtäugiges, munteres Kälblein zu liebkosen, während sie selbst einer räudigen Katze oder einem von Fettsucht schäbigen Mops abgöttische Verehrung erweist. Da wäre das „Pfui-Rufen“ auf Seite der Stalljungen!

Als mir der Vater später einmal ein Schaf kaufte beim „Dierlisbur“, zwei Stunden vom Vaterhaus weg im Gebirge, das Tier aber dort auf der Weide blieb, da kannte ich keine größere Freude, als von Zeit zu Zeit mein Schaf zu besuchen. Und als im ersten Jahre das Tier mir zwei Lämmer brachte, da hatte ich an meiner Schaffamilie auf der steilen Bergwand des Kinzigtals mehr und reinere Freuden als alle Katzenfreundinnen in Europa zusammen, wenn sie ihren Kater oder ihre Kätzin auf dem Schoß streicheln.

Aber „der Hugo“ hat auch noch ein anderes Verdienst um mich. Ihm verdankt meine Jugendseele den ersten Anblick einer „Ritterburg“.

Auf einer Höhe zwischen Elz- und Kinzigtal, in einsamer Gegend, steht die längst zerfallene „Heidburg“; zu ihren Füßen an einem vermoosten Bergsee lag die kleine, schwarze Vaterhütte Hugos. Dahin nahm er mich an einem Sommer-Sonntag-Morgen mit. Ich hatte partout einmal eine Burg sehen wollen. Und warum? In der kleinen, dunklen Backstube war „König Arturs Tafelrunde“; da saßen fast allabendlich und allnächtlich im Sommer wie Winter Hugo, Sepp und ich. In diesen trauten Stunden, da das Geschäft dem Sepp Pausen auferlegte, bis das Brot „gegangen“ war, hat er „Geschichtenbücher“ vorgelesen: Ida von Toggen-

burg, die vier Haimonskinder, die schöne Magellone, Ritter Peter mit dem goldenen Schlüssel u. a. Der Jahrmarkt hatte Stück für Stück zu sechs Kreuzer ins Städtle gebracht.

Heutzutage lesen die Bauernburschen Zeitungen, armselige, nüchterne, lumpige Tagesgeschichte, und für die Knaben und Schulkinder hat man Schülerbibliotheken um teures Geld angeschafft, wo sie vorab patriotische Bücher lesen sollen und reine, nackte Erzählungen. Mir und meinesgleichen las man die alten deutschen Sagen vor, die für zwei Groschen vom Buchhändler Spohn in Reutlingen in tausend Hände wanderten, die „Rittergeschichten", von denen eine einzige mehr Poesie und darum Gemüt fürs Kinderherz hatte, als zehn Kästen voll der modernen Lesebücher für Kinder.

Aber man will eben in unsrer Neuzeit die Menschen dressieren, den „Verstand wecken" — und dabei ginge das Gemüt, die Poesie im Menschen, sein Himmel auf Erden verloren, wenn nicht Gottes Sonne und Gottes Natur in unsern armen, schulmeisterisch geplagten Kinderseelen immer und immer wieder den Kinderhimmel auftäte und all den Aberwitz moderner Schulweisheit wohltätig ausgliche.

Ich habe in meines Vaters Backstube bei „Sepps" Vorlesungen mehr Ideale in meine Seele aufgenommen, als später in allen Kollegien über Geschichte, Philosophie und Anthropologie.

Und was Sepp aus den Büchern las, das zeigte mir Hug' eines Tages in Wirklichkeit — eine Ritterburg, zwar fast bis auf den Grund zerfallen; aber meine Seele jubelte doch, als wir die Wasserscheide erstiegen hatten und in dem alten Gemäuer umhergingen. Jetzt hatte ich ein Quartier für meine Ritter und Burgfräulein aus der Backstube, für den Ritter Peter und die Emma von Finkenstein und die Ida von Toggenburg.

Und von der Burgruine herab gingen wir zum Vater Hugos, der in der armseligen Hütte unter dem Schlosse lebte, auf jener verlassenen Flur, die jahraus, jahrein kein

fremder Fuß betritt, die aber eine Fernsicht bietet auf alle Berge, die zwischen Schwarzwald und Rhein sich lagern. Mir schwamm damals der arme Taglöhner in seiner „Hochmunde" genannten Einsamkeit in einem Meere von Herrlichkeit, obwohl er uns nichts geben konnte, als Milch und schwarzes Brot. —

Ich hatte Hugo, den Braven, seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, noch von ihm gehört. Und als dies Büchlein zum ersten Male erschien, glaubte ich ihn auf der Hochmunde in der Hütte seines Vaters. Erst als ich Ende der achtziger Jahre mein „Paradies" in Hofstetten aufschlug, erfuhr ich, der Hugo sei über dem Berg drüben in dem Welschensteinacher Tale als Taglöhner und Straßenwart verheiratet und ansäßig.

Ich lud ihn daraufhin ein, mich zu besuchen, aber es vergingen Jahre, bis er sich losmachen konnte. So wurden es fast fünfzig Jahre, seitdem wir uns nicht mehr gesehen, und wir waren indes Greise geworden, er ein Siebziger und ich ein Sechziger.

Droben in der großen Stube in „den drei Schneeballen" saßen wir allein an einem Sommertag des Jahres 1896 und erzählten uns von der goldenen Jugendzeit.

Und als er schied, der alte Hug vom alten Heiner, waren beide wieder jung geworden. Im folgenden Jahre aber schon fiel der brave Mann von einem Kirschbaum an der Landstraße und starb an diesem Falle.

Das war Hugo, der einzige Knecht im Vaterhause, ein blasser, stiller Mensch, mit dunklen, sinnenden Augen und keiner der kleinsten Sterne an dem Himmel meiner Jugendzeit. —

Ihm folgte am Kinderhimmel Sepp, der erste Bäckerjunge, an den ich mich noch erinnere, mein Lehrer in der Tauben- und Vogelkunde, der Vorleser in der Backstube.

Jeder Mensch ist ein geborener Egoist und bleibt es mehr oder weniger sein Leben lang. Ja, es liegt selbst wieder

ein Stück Selbstsucht darin, wenn wir um des Himmels willen unsern Egoismus bekämpfen und hienieden leiden und dulden.

So ist auch das naturgemäßeste Menschengewächs, die Kindheit, voll Egoismus. Alle Elemente müssen dienen, um den Himmel der Kindesseele selig zu machen. Ob die Stürme toben und den kleinen Menschen auf der Straße fast umwerfen, ob die Wasser des Himmels und der Erde rauschen, ob die Glühhitze der Sonne oder die Eisdecke des Winters die Erde heimsuchen — immer dienen sie der Kindesseele zur Freude. So muß auch die Blume des Feldes, die Frucht des Baumes, das Fischlein im Bache und der Vogel in der Luft — sie alle müssen dem Liebesrausche der Kindesseele zum Opfer fallen.

Wenn die ersten Schlüsselblumen auf den stillen Matten in den engen Waldtälchen der Heimat ihre lichtgelben Köpflein in den Frühling hineinstreckten, da kamen wir Knaben und Knäblein, um sie zu brechen, und so viele die kleine Hand umfassen konnte, wurden getötet. „Mattengele", die Engelein der Matte, nannten wir diese armen Frühlingskinder, aber diese Engelein mußten eben mit ins Vaterhaus, um wenigstens für einen Tag an unserem Himmel mitzuwirken.

Das Höchste aber, was die Kindheit ihrer Selbstsucht opfert, womit sie ihren Himmel aus der Natur belebt — ist die Vogelwelt. Von der steilsten Tanne des Waldes, aus dem himmelhohen Gemäuer des Kirchturms müssen mit Lebensgefahr der junge Sperber und die wollige Eule herunter in den Kinderhimmel, so gut wie die Grasmücke aus dem niedrigen Strauche am Talbach und der Distelvogel vom Zwetschgenbaum im Hausgarten. Und dreimal selig das Kinderherz, wenn das erste Vögelein an seiner klopfenden Brust ruht, das ängstlich schauende, mit dem kleinen Vogelherzen zitternde Vögelein. Das eine, das Vögelein, möchte sterben vor Angst, und das andere, das Kind, vor Freude.

Und diese stärkste Herzensfreude hat mir zuerst der Sepp verschafft. Und ich sollte seiner vergessen?

Die Mutter hatte einmal den Lehrjungen beauftragt, im „Urwald" Reisig zu holen zu den Erbsen im Garten. Der Sepp nahm mich mit. Kaum in den Tannenwald eingetreten, hörten wir das Geschrei junger Vögel. Sepp eilt dem Geschrei zu, und nach wenig Minuten hat er zwei bunte „Herrenvögel" erjagt und bringt sie mir. In ein Taschentuch gebunden, empfängt sie mein stürmisch schlagendes Herz und drückt sie mit beiden Händen an die Brust fest, bis Sepp sein Reisig hat und wir zu Hause sind.

Drei Tage dauerte die Herrlichkeit, und dann waren die Vögelein — tot. Wenn übermäßige Freude und flüchtige, aber momentan heftige Trauer einem Kinderherzen schaden könnten, ich hätte damals schon Herzerweiterung bekommen, und alle Knabenherzen meiner Heimat wären in der Kindheit schon an diesem Uebel verschieden; aber Kinderherzen und Kindermagen ertragen alles.

Sepp gab die erste Vogelfreude, aber auch den ersten Trost über die toten Vögelein. Er lehrte mich das Begräbnis. Jedes wurde in ein besonderes Gräblein gegraben, und jedes bekam ein kleines, hölzernes Kreuzlein auf sein Grab. Fortan haben ich und meine Kameraden viele, viele tote Vögelein, die in unserem Kinderhimmel fliegen und sterben mußten, so begraben, und sie alle wähnten wir unsterblich und selig kraft des Siegeszeichens Jesu Christi über Tod und Vergänglichkeit.

So die Vögelein zu begraben, das haben nur die Kinder erfinden können, und es liegt in dieser Kinder-Erfindung millionenmal mehr Menschenverstand und Beseligung, als in dem Forschen, Sezieren und Analysieren der Gelehrten, die nicht ruhen wollen, bis alles tot wäre, Mensch und Tier, tot für immer — und bis sie die Erde zu einer Modergrube für alles Lebendige gemacht hätten. Aber die eine Tatsache, wie wir Kinder unsere Vögelein begruben, schlägt alle diese

Attentate der „neueren Forschung" auf das Herz des Menschen nieder. —

Aber noch mehr hat Sepp um meinen Kinderhimmel sich verdient gemacht. Er fertigte mir den ersten Taubenschlag und holte mir in seiner Heimat, weit droben im Schapbachertale, die ersten Tauben. Was das für eine Großtat in einem Kinderleben ist, das vermag nur der zu begreifen, welcher in seiner Jugend einen Taubenschlag besessen hat.

Was den älteren Menschen Gesellschaften, Museen, Bälle, Konzerte, Theater leisten sollen, das liefert, wenn es sein muß, dem Knaben sein Taubenschlag allein. Das ist seine kleine Welt, alles andere in Haus, Straße, Feld und Flur die große. Im Taubenschlag lernt er, was der Dichter so schön in den Worten ausdrückt:

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

Die Taube ist aber auch unseres Herrgotts Lieblingsvogel. Eine Taube brachte dem Noah den Ölzweig der versöhnten Gottheit, das Zeichen der verrinnenden Sündflut; ein Paar Tauben opferte die Mutter für den erstgeborenen Gottessohn, und in Taubengestalt erschien der hl. Geist am Jordan.

Sie ist ferner der Lieblingsvogel der Haslacher. Nirgends gibt's im Verhältnis so viele Tauben, als in meiner Heimat, und nirgends so viele Herzmenschen voll Taubeneinfalt. Und um den Zusammenhang der Taube mit der Sündflut nicht zu vergessen, haben meine Mitbürger das einsame Bierhäuschen an der Kinzig, welches bei jedem Hochwasser in der Flut schwimmt, die „Arche" genannt und seinen Erbauer „Noe" — bis auf den heutigen Tag.

Bis auf den heutigen Tag aber liebe ich die Tauben und ahme ihre Einfalt nach. Und während ich dies schreibe, fliegen sie zu meinen „Häupten" auf meinem Pfarrhaus

zu Freiburg. Manche Viertelstunde gehört in meinen alten Tagen noch dem Taubenschlag und den „einfältigen“ Erinnerungen an die Taubenfreuden der Jugendzeit. —

Sepp, einer der Hauptregisseure meines Kinderhimmels, ging schon gleich nach der Revolution „übers große Wasser“, wie die Kinzigtäler sagen, d. i. nach Amerika. Dort ist er nach allerlei Irrfahrten gestorben. In meinen Jugenderinnerungen aber lebt er fort und wird fortleben, so lange das Andenken an die Jugendzeit in mir nicht stirbt. —

Auf Sepp kam als Lehrbub der Toni, ein Hauptleser, dem anno 1851 der Peter folgte. Beiden mußte ich schon backen helfen, und von dem einen erzähle ich in der „Studienzeit“, vom andern im „Bauernblut“ mehr.

Verschwunden ist aber längst das Revier im Vaterhaus, die Backstube, wo mein wohligster, wärmster und stillster Kindergenius saß. Mein Bruder, der das althergebrachte Familiengewerbe nicht kannte, hat daraus eine Schankstube gemacht.

Wie manche Stunde bin ich mit meinen zwei Freunden in der väterlichen Backstube gesessen, wie manche Brezel habe ich dort geknetet, aber auch gegessen, und wie viele Stunden der Nacht hat der Vater dort zugebracht in mühsamer Arbeit — für die Kinder. —

Die weiteren Engel im häuslichen Kinderhimmel waren die Mägde.

Wer da weiß, wie oft der junge Erdensohn mit der Mutter Erde in Berührung kommt, der wird auch das Verdienst derjenigen zu würdigen wissen, welche Höslein und Hemdlein waschen und flicken. Die Mägde waren aber auch meine Lehrerinnen im — Schuh- und Stiefelwichsen. Man wird vielleicht lächeln über diesen einfältigen Satz. Aber man kennt eben die Seligkeit nicht, die ich genoß, wenn ich am Vorabend vor Sonn- und Feiertagen auf der Bank vor dem Vaterhause saß und meine Stiefel wichste, voll von Gedanken an den morgenden Freudentag.

Jeder Tag, den der liebe Gott vom Himmel gibt, hat seine Freuden in der Jugendzeit, ist ein Festtag im Kalender des Kinderhimmels; aber die eigentlichen Sonn- und Feiertage, das sind die Hochzeitstage des Jugendglücks. Da gibt's keinen Schulzwang, und der Genius der Kindheit kann seine Fittiche frei entfalten durch den ganzen, langen, lieben, ewigen Sonntag. Und mir war der Glanz der gewichsten Stiefelchen der Vorglanz des goldnen Sonntags. Darum mußten sie aber auch „blank" werden wie der Spiegel des Waldbächleins, und immer und immer wieder wurden sie auf die Bank gestellt und aus der Entfernung betrachtet, vom Nachbarhaus aus, ob sie auch gehörig glänzten. Und wenn sie dann unter die „Bettlade" gestellt wurden, und die Magd das weiße, frische Hemdchen auf den alten Strohstuhl in der Kammer, die ich später mit den Lehrbuben teilte, gelegt hatte — da ging's zu Bette mit einem Herzen voll Freude, wie nur die Kindheit sie kennt, die im Kleinsten und Einfachsten ihren Himmel, ihren Frieden und ihre Seligkeit findet. —

Wir hatten während meiner Knabenjahre nacheinander vier Mägde, die Käther, Regi, Luitgard und Bärbel hießen.

Die Käther Ries war aus dem benachbarten Dörfchen Schnellingen und liegt in meiner Erinnerung am dunkelsten. Als ich 1884 nach Freiburg gekommen war, meldete sich eines Tages zum Besuch ein greises Weiblein. Es war die Käther, die bei einer Enkelin in Freiburg lebte und die ich seit mehr als vierzig Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Meine Freude war groß. Sie erzählte mir aus meiner frühen Knabenzeit viel mehr, als ich noch wußte.

Ich erinnere mich noch wohl, daß ich etwa vom vierten bis zum zehnten Lebensjahre allein im untern Stock schlafen mußte — in einem Alkoven neben der großen Stube, weil meine kleinen Geschwister bei den Eltern den Platz einnahmen und der zweite Stock noch von der „Herrschaft" Fischer belegt war, beim Lehrjungen aber der Knecht schlief.

Als wir keinen Knecht mehr hielten, weil der Vater die

Ochsenmast aufgab, kam ich zu den Lehrbuben in eine lichtlose Kammer des zweiten Stockes. Ich mußte aber in meine große Himmelsbettlade noch meine zwei jüngern Brüder — heute längst tot — aufnehmen.

Wir waren in diesem dunkeln Raum aber kreuzfidel und spielten in dem Bette wie junge Katzen in dem Neste, nur viel lebhafter und oft so laut, daß von dem benachbarten Zimmer öfters der Vater oder die Mutter mit einem Stock kam und uns ruhig klopfte. Das geschah meist beim Zubettgehen oder beim Aufwachen, wo der Bäckerbub nicht da war, weil er später zu Bett ging oder früher aufstehen mußte.

Die Riese-Käther erzählte mir nun, daß ich anfangs mich so gefürchtet hätte, in dem Alkoven allein zu schlafen, und daß sie am Abend oft an meinem Bett saß und mich mit „Geschichten" unterhielt, bis ich einschlief. Am Morgen hätte sie mich oft getroffen in einem epileptischen Anfall und mir den Schaum vom Munde weggewischt.

Jetzt dämmerte mir das Bewußtsein von diesem Zustand, der mich schon in der Kindheit bleibend verließ, auf, machte mir aber auch den letzten Grund meines Nervenleidens völlig klar.

Die Käther bekam nach unserem Wiedersehen täglich ihren Wein von mir bis zu ihrem baldigen Tode. —

Die zweite Magd war die Regine vom Rufenhof auf der Breitebene, ein großes, starkes Weibsbild mit kohlschwarzen, kleinen Augen. Sie war mir nicht so sehr sympathisch; eine fleißige, schaffige Person, aber geistig minderwertig und mehr ein Mannsbild als ein Wibervolk.

Ich erinnere mich nur, daß ich ihr bisweilen Brot nachtrug, wenn sie unter dem Rathaus für meinen Vater solches feilhielt.

Sie lebte noch auf dem Rufenhof als alte Jungfer, als ich meine Studien, während deren ich sie öfters gesehen, vollendet hatte. Sie wurde steinalt auf ihrer Bergwand.

Am besten steht mir in der Erinnerung die dritte Magd, die Luitgard.

Sie war ein kleines, lebhaftes Maidle mit blauen Augen und auch ein Kind einsamer Berge. Wie ein Schwalbennest hing die Hütte ihres Vaters an einer Bergwand gegen den Rhein hin. Öfters begleitete ich sie auf den Hessenberg, wie ihre Heimat hieß. Dieser Berg liegt auf der alten Grenze zwischen Franken und Alemannen und war zweifellos einst im Besitz eines Franken oder Alemannen namens Hesso, daher sein Name.

Auch dieser Berg war ein Wunderberg, wie die Heidburg, mit einer Sicht auf ein Stück irdischen Paradieses. Und ich weiß nicht, ob ich so glücklich war, als ich von Camaldolis Höhe Neapels Golf und den Vesuv gesehen, wie damals, da ich oberhalb der Hütte unserer Luitgard den Vater Rhein, das Straßburger Münster, die Vogesen und all das Bergland rings um die Heimat zum erstenmal in meine Seele einließ.

Die großen Menschen nur sind undankbar. Das Wort „schwarzer Undank" steht nicht im Wörterbuch der Kindheit. Für jedes, auch das kleinste Gute, das wir in der Kindeszeit genossen, bleibt uns die dankbare Erinnerung. So habe ich es auch dem greisen Vater der Luitgard nie vergessen, daß er mir den ersten Honig aufgestellt hat und aufgestellt im Überfluß. Und als ich später in der Schule vom „gelobten" Lande hörte, das von Milch und Honig floß, so dachte ich mir das ganze „heilige Land" voll von Hütten, wie Luitgards Vater sie bewohnte, und rings um die Hütten Bienenkörbe und an den Tischen Kinder, die den Honig mit großen Löffeln zum Munde führten. Das gelobte Land der Heimat war mir der Hessenberg, und der alte „Hessen-Bernhard" war mein Josua und der Hohepriester meines Kinderhimmels.

Er ist längst in der Ewigkeit, der kleine Mann mit der nie fehlenden Tabakspfeife; möge er wohnen im Lande der Lebendigen. Und die Luitgarde ist ihm auch schon lange nachgefolgt.

Sie heiratete, unfern der Vaterhütte, den „Wolf-Matthis", einen Hofbesitzer im Hademarsbächle, und wurde eine Bäuerin. Dort sah ich sie anno 1879 zum letzten Male, umgeben von Söhnen und Töchtern. Nicht lange danach starb sie. Aber Vater und Tochter leben in mir fort. —

Die schönste unter den Mägden war die letzte während meiner Knabenzeit, die Bärbel. Sie stammte auch vom Hessenberg und war ein Maidle, schlank wie eine Tanne, mit einem Gesicht von Milch und Blut und einem Wald von hellblonden Haaren. Dabei lustig, wie ein junger Staar.

An ihr merkte ich zuerst, daß ein Unterschied zwischen den Wibervölkern bestehe und es schöne, minder schöne und wüste gebe.

Sie mußte, weil kein Knecht mehr da war, auch Knechtsdienste besorgen; so Gras und Klee mähen. Sie hat mich, der ich ihr oft den Graskarren zog, auch das Mähen gelehrt.

Sie ging 1852 mit dem großen Auswandererzug nach Amerika. Dort sei es ihr, wie mir eine Schwester fast fünfzig Jahre später erzählte, gut gegangen. Sie hat aber auch dieses schöne Zeitliche längst gesegnet. —

In unsern Tagen, namentlich bei sogenannten „Herrenleuten", da werden die Kinder sorgfältig vom Umgang mit den Dienstboten ferne gehalten. Man meint, die Kinder könnten nur Gemeines und Rohes bei diesen armen Mägden und Knechten aus dem Volke lernen. Ich weiß nun allerdings nicht, wie die Dienstboten in den Städten beschaffen sind; sie mögen sich vielfach aus dem Proletariat der Städte, teils aus bereits in der Stadt faul und wurmstichig gewordenen Bauernburschen und Landmädchen rekrutieren, aber ich würde heute noch jedes Kind zu seinem größten Nutzen einer Magd oder einem Knecht aus den Bergen und Tälern meiner Heimat zum Umgang anvertrauen.

Sie mögen zwar auch ihre Fehler haben, und Hug, Sepp, Toni, Peter und Luitgard, und wie sie alle hießen, waren offenbar keine Heiligen; aber ich erinnere mich heute

nicht des geringsten Bösen, das ich von ihnen gelernt, wohl aber der vielen Seligkeiten und Freuden, zu denen sie mir verholfen haben.

Ganz übereinstimmend sagt Bogumil Goltz, der sein Buch in der Zeit schrieb, als ich ein Knabe war: „Es ist eine abgeschmackte und sündhafte Ängstlichkeit obenein, wenn man, wie überall unter den vermeintlichen Honoratioren gang und gäbe ist, in dem Umgang der Kinder mit Gesinde und gemeineren Leuten nur allein eine Pflanzschule der Gemeinheit und Lasterhaftigkeit ersieht und gar nicht fühlen kann oder will, daß dem reinen Kindergemüt alles rein ist, und daß im ordentlich gehaltenen Gesinde und im Volke all' die natürlichen Elemente des Lebens und der Bildung wuchern, die bei Leuten von Distinktion und Extraktion aus Anlaß all' der verkrüppelten Bildung nur zu oft einen heillosen Spuk treiben und sich in Unnatürlichkeit ergehen." —

Die genannten Dienstboten waren mir nach Vater und Mutter die sympathischsten Menschen im Vaterhaus. Die mir in der Geburt nächstfolgenden Geschwister waren drei zank- und denunziationssüchtige, rechthaberische, kleine Weibsbilder, auch Schwestern genannt. Mit solchen Hexlein wollte ich mir meinen Kinderhimmel nicht verderben und hatte keinen weiteren Verkehr mit ihnen als am Tische.

Ich erinnere mich noch, daß meine kleineren Geschwister eine Kindsmagd hatten, die Valentine Brucker hieß, die Tochter eines armen Webers aus der Vorstadt.

Sie war ein stilles, blasses, schlankes Mädchen mit großen schwarzen Augen. Es starb aber bald an der Schwindsucht, und dann mußte ich oft die kleinen Geschwister in einem Kinderwagen spazieren führen, was ich ungern tat.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört es auch, daß im Vaterhaus noch ein junges Ehepaar wohnte, und zwar — Metzgersleute. Es war das um das Jahr 1841. Der Metzger, ein schöner, junger Mann, hieß Kleyle und war der Sohn des Posterpeditors von Hasle, der ein Bruder des

Vaters der Sophie Löwenthal, die im Leben des Dichters Lenau eine so große Rolle spielte, gewesen ist.

Seine kleine Metzig hatte der junge Kleyle im Nachbarhause, in dem des Strumpfstrickers Schmieder, und seine Frau war aus Scheuern bei Gernsbach, eine Bauerntochter namens Rheinschmidt.

Was mir am meisten im Gedächtnis haftet, ist sein Hund. Einen solchen hatte man in Haslach noch nie gesehen. Es war ein — Dalmatiner.

Der schöne Albert Kleyle starb bald, und seine Frau zog in ihre Heimat; seinen Hund kaufte mein Vater, verkaufte ihn aber bald wieder um teures Geld zu meinem großen Leidwesen. —

Nachher zogen vornehme Leute ins Haus, der „Herr" und die „Frau", d. i. das alte, rentmeisterische Ehepaar Fischer, nebst einer auch nicht mehr jungen Köchin, der „Mariann'".

Die beiden Weibsleute waren mir, dem Gassenlümmel, der nichts als Unruhe, Gepolter und Staub ins Haus brachte, spinnenfeind, und ich sehe die Augen der beiden jetzt noch in feindlich giftigem Sinn auf mich gerichtet. Der „Herr" aber, die beste Seele von der Welt, saß den ganzen Tag am Fenster und rauchte aus einer Pfeife; denn er war außer Dienst. Wenn aber die Türe zu der Wohnstube der Herrschaft aufging, und ich von weitem die goldenen Tafelrahmen, die Kanapees und gepolsterten Stühle sah, da ergriff mich die Vornehmheit, Steifheit und Totenstille jener Räume derart, daß ich die Stiege hinabeilte auf Gottes freie, unmöblierte und lustige Straße.

Bekannter als mit den Rentmeistersleuten war ich mit ihren Pferden. Zwar standen diese Pferde in einem Stalle beim Amthause droben, aber der Kutscher „Xaver Braun" zählte unter meine Freunde. Ihm ward manche Stunde geweiht, und das erste Reiten und Fallen vom Pferde habe ich unter seiner Leitung gelernt. Er starb hochbetagt als der „alte Ochsenwirt von Hasle". —

So sah es aus im Vaterhaus, wo alles still und friedlich seine Arbeit, seine Wege und seine Freuden ging. Unterbrochen ward die Ruhe nur durch die Strafexekutionen, die mir nicht selten, unter einigem Weinen meinerseits, vom Vater zukamen, und die unten noch zu besprechen wären. Bisweilen hatte auch der Vater mit der Mutter einen kleinen häuslichen Zwist, wobei ich aber bald lernte, daß der Vater fast immer im Recht war. Seitdem bin ich bei solchen Hausszenen auf Seite der Männer, wenn mir diese nicht als geborene und erzogene Lumpen bekannt sind.

Mein Vater hatte, so oft die Mutter — ein unauslöschliches Merkmal, der Charakter indelebilis aller weiblichen Seelen — nicht nachgab, bis sie das letzte „Wort" behielt — die Gewohnheit, plötzlich ein Liedlein zu pfeifen, entweder zum Fenster hinaus oder in der Stube auf- und abgehend. War das Liedlein gepfiffen, so war alles wieder gut und der Zorn über weibliche Rechthaberei verwunden.

Mein seliger Vater war überhaupt ein großer Freund vom Pfeifen. Und diese Gewohnheit ist auch auf seinen geistlichen Sohn übergegangen. Auf meinen einsamen Spaziergängen, im Hause, im Zimmer während des Lesens und Schreibens wird heute noch fast regelmäßig eins gepfiffen. Es ist das eine sehr plebejische Gewohnheit, allein die Färber-, Weber- und Bäckermeister, welche von Gottes Gnaden meine Ahnen waren, sind ja echte Plebejer gewesen, und ich sollte mich proletarischen Pfeifens schämen?! Nimmermehr, so wenig als der Baron, Graf oder Herzog sich schämt seines Hanges zur edlen Weidlust und zum Sport.

Und auf meiner Seite steht kein kleinerer als der klassische Goethe selbst. Er hat die Untugend auch gehabt und schreibt hierüber:

Durch Feld und Wald zu streifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So ging's den ganzen Tag.

Ich behaupte aber ferner noch, daß man vom Pfeifen sagen kann, was vom Singen:

> Wo man pfeift, da laß dich ruhig nieder,
> Böse Menschen pfeifen keine Lieder.

Und Englands größter Lyriker hat gesagt:

> Oft strömt im unvollkomm'nen Wort
> Das ganze Weh' der Seele fort.

Ich nehme diese ganze Stelle für das Pfeifen in Anspruch, als einem unvollkommenen Wort, das in Lust und Freud', Schmerz und Unmut der Seele des — gemeinen Mannes Ruhe und Behagen schafft. Darum wird fortgepfiffen wie der Vater einst im Vaterhaus.

Unheil bringt nach altem Volksglauben nur das Pfeifen der Wibervölker. Wenn eine Frau oder ein Mädchen pfeift, sagt der Volksmund, lacht der Teufel und weint die Muttergottes. Pfeift ein Mann oder ein Knabe, ists umgekehrt. Es muß wohl so sein; denn unsere neumodischen Wibervölker, die auch sonst dem Teufel viele Freude machen — pfeifen auch.

Bei der Großmutter.

In den Kinderhimmel der Jugendzeit gehört unbedingt eine Großmutter. Die Großmutter ist so recht eigentlich die irdische Muttergottes. Sie steht in ihrer milden, versöhnenden Macht zwischen Kindern und Eltern, sie ist vorzugsweise die „Trösterin der Betrübten" und die „Zuflucht der kleinen Sünder und Sünderinnen".

Die Großmutter hat auch am meisten liebende „Schwäche" für das Enkelkind, was der dümmste Erdenbürger heraus hat, noch ehe er in die Schule geht. Die Großeltern sehen sich ja in den Enkeln abermals gleichsam verjüngt und verebenbildet, und je älter die Menschen werden, um so lieber wären sie noch einmal jung. Auch geben die Kleinen den alten Leuten durch ihre Unruhe und Munterkeit die nötige Aufregung und Elektrizität ab. So liegt auch in der Großmutter und ins Großvaters Liebe ein bißchen Selbstliebe, wie überall im Leben.

Ich traf von den Großeltern, als ich in die Welt und Kindheit trat, nur noch eine Großmutter auf Erden an, die Mutter meiner Mutter. Sie war die Tochter eines armen Schlossers namens Heim, frühe, mit sechzehn Jahren schon in den Ehestand getreten, aber auch frühe Witwe geworden und geblieben.

Mein Großvater trug als Hausierer seine schwere Kiste, die heute in meinem Besitze und hochgeschätzt ist, in alle Täler und auf alle Berge und Höfe des oberen Kinzigtals und

brachte den Bäuerinnen Faden, Nadeln, Hals- und Taschentücher. Abendbrot und Nachtlager auf der Ofenbank fand er bei den Bauern. Wenn er dann von den mühsamen Wanderungen in der Nähe meiner Heimat ins Städtle kam, um neue Waren zu laden, kehrte er „im Kreuz" ein. Die Kellnerin war meine spätere Großmutter, und so fanden sich beide. Der Hausierer kaufte vom hart erworbenen Geld ein Haus, wurde Kaufmann und wohlhäbig. Die Strapazen seiner jüngeren Jahre brachten ihm aber den Tod noch im besten Mannesalter. Die Großmutter trieb das Geschäft weiter, und als ich sie kennen lernte, stand sie im „Laden" und verkaufte mit ihren zwei erwachsenen, ledigen Töchtern, meinen Tanten, Zucker und Kaffee, Pfeffer und Salz.

Meine Wenigkeit war das erste Enkelkind. Die erste, mir vollbewußte Liebestat meiner Großmutter war, daß sie mich in meinem fünften Lebensjahre porträtieren ließ, schon ein Zeichen großmütterlicher Schwäche. Aber das ging nicht so leicht. Zum Porträtieren muß bekanntlich einer sitzen, und das wollte ich um alles nicht. Mir ging es wie den Söhnen Mohammeds. Ich glaubte, sie wollten mir bei dieser Operation die Seele aus dem Leibe aufs Papier heften. Zudem kam mir die Geschichte unendlich dumm vor, meine Kindesseele sah gar keinen Zweck ein.

Und ich halte es heute noch für einen Unsinn, kleine Kinder, jetzt gar schon in den Windeln, zu malen und zu photographieren. Der Kindesseele ist ja alles nur Objekt, sie selbst ist Gottes schönster, reinster und wahrster Photographier-Apparat. Wozu also das Kind photographieren?! Es wird keinem Photographen einfallen, seine Maschine selbst wieder zu photographieren. Es ist drum eine Portion Affen- und Eigenliebe der Eltern und Großeltern in diesem Abbildenlassen kleiner Kinder. Sie schicken die Porträts in alle Welt, um zu zeigen, was *sie* für schöne Kinder und Enkel haben.

Ich wollte also nicht sitzen. Wie nun den Wildfang beruhigen und den Widerspenstigen zähmen? Damals sandte

der Zufall ein Beruhigungsmittel, das später eine unheimlich große und schädliche Rolle in meinem Leben spielte, weil es fortan mein Lieblingsgetränk wurde, dem ich erst in meinen alten Tagen gänzlich entsagen mußte. Es ist das Bier. Der junge Maler, der Sohn des Oberlehrers der Vaterstadt, bekam, nachdem er vergebens mich zum Sitzen hatte schmeicheln wollen, zu seiner Erholung eine Flasche Gerstensaft. Jetzt wollte ich auch von dem „braunen Ding". Die Großmutter verlangte für die Gewährung mein Stillsitzen und das Recht des ersten Porträts. Wie Esau leichtsinnig seine Erstgeburt in solch schwacher Stunde hingab, lieferte ich um eines Gläschen Bieres willen meinen kleinen Leib dem Maler aus. Und so oft er kam, und so oft ich sitzen mußte, bekam er sein Bier und bekam ich mein Bier, und wir tranken, bis das biersüchtige Schelmlein gemalt war.

Das Porträt aber hängt heute in meinem Arbeitszimmer in der Karthause, und der „Junge" mit dem großen, weißen Hemdkragen schaut den „Alten" mit dem langen, schwarzen Rock so fremd an, als wären sie einander im Leben nie etwas angegangen. —

Das Haus der Großmutter war nur durch ein drittes, den alten, einstigen Holzpalast der Patrizier Gebele von Waldstein, vom Vaterhaus getrennt, und so der Weg für mich nicht weit. Schon in aller Frühe wandelte ich dorthin, denn meine beiden Tanten frühstückten stets Milchsuppe mit Zucker, und die hatte für mich mehr Anzüglichkeit als die Mehlsuppe auf des Vaters Morgentisch. Um dieser Milchsuppe willen habe ich den beiden Schwestern meiner Mutter, Heinrike und Auguste, stets ein freundliches Andenken bewahrt. Im übrigen waren sie zwei unpoetische Weibsleute für ein Kinderherz. Sie waren im Villinger Kloster gewesen, im Pensionat, und das hatte die Haslacher Natur verunstaltet und mir alle weitere Sympathie genommen.

Es gibt in meinen Augen heute noch nichts dümmeres als solche Pensionatsgänschen, die halb vornehm und halb

bürgerlich tun wollen, denen dabei aber die Kielfedern zu allen Ecken herausschauen.

Es war das auch eine Schwäche der Großmutter gewesen; sonst war sie aber eine hochenergische, tätige und vor allen Dingen streng religiöse Frau. Vom täglichen Kirchgang konnte kein Unwetter sie abhalten, so lange sie lebte, und sie lebte lange und wurde 81 Jahre alt. Sie glaubte, „in der Kirche könne man gar nicht krank werden". Und der ständige Schluß all ihrer Reden an mich war: „Büble, sei au brav!" Sie gab mir keine Zibebe, keinen Zucker und kein Johannisbrot aus dem Laden, ohne diesen Spruch beizufügen. Und ich kann mir die Großmutter und meine Kindheit nicht zusammenreimen, ohne daß es mir im Ohre wiederklingt: „Büble, sei au brav!"

Und als Musterbild der Bravheit hielt sie mir den Großvater vor. Sie erzählte, wie er ein armer, frommer Knabe gewesen, wie er mit 30 Kreuzern seinen Handel angefangen, und wie Gott ihn gesegnet habe auf seinem mühevollen Lebensweg. Sie zeigte mir oft auf dem Speicher den großen, schweren Stock und die Kiste, die der Großvater getragen, und knüpfte daran Betrachtungen, wie man sich's im Leben sauer werden lassen müsse, um sein ehrliches Fortkommen zu finden.

Freilich fielen diese Moralpredigten damals auf ziemlich dürres Erdreich. Denn neben der Kiste des Großvaters auf dem Speicher stand der Großmutter „Schnitztrog", und während ihrer Lobrede auf den Großvater hing mein ganzes Herz an den im Trog aufbewahrten, gedörrten Apfelschnitzen, Pflaumen und Zwetschgen. Hatte die Großmutter ihre Rede zu Ende, so hub ich regelmäßig an: „Aber jetzt bekomm' ich ein paar Schnitze!"

Später wußte ich jedoch die Predigt vor des Großvaters Stock und Kiste wohl zu würdigen; der Gedanke an sie hat mich in der Studienzeit oft vom leichtsinnigen Schuldenmachen abgehalten und mir später den Entschluß ein-

gegeben, die Hausierkiste in einem eigenen Büchlein zu verherrlichen. —

Aber in der Großmutter Haus lebte auch noch eine andere Seele, eine Goldseele, wie ich keine mehr auf Erden gefunden. Und das war der Großmutter ledige, alte Schwester, die „Lenebas" — hochdeutsch „Großtante Lene". Sie ist meiner Jugend heiliger, lebendiger Schutzengel geworden, mein bester Lehrer in der Gottesfurcht und in der Gotteserkenntnis. Sie war in ihrem Leben Köchin gewesen. Die Großmutter und sie, beide, wie schon erwähnt, Kinder eines armen Schlossermeisters, hatten zusammen gedient im Kreuz, dem ersten Wirtshaus des Städtchens. Alt geworden am Herdfeuer, beschloß sie ihre Tage bei ihrer wohlhabend gewordenen jüngeren Schwester. Sie bewohnte ein kleines, dunkles Zimmer, das in den Hof ging.

Ich bin kaum im Leben mit solcher Andacht in ein Heiligtum getreten, wie als Kind und Knabe in das Stüblein der „Lenebas". Da saß sie, meist den Rosenkranz in der Hand, bisweilen auch spinnend, mit einer Ruhe und Frömmigkeit, die selbst mein lustiges Kinderherz überwältigte.

Alte, vereinsamte, religiöse Menschen, die in ihrem stillen Kämmerlein auf den Tod warten, kommen mir vor wie ein abgelegener, einsamer Waldsee, den kein Windeshauch und kein Sturm berührt, der träumend in sich selbst ruht und in den die Sternlein Gottes herabschauen und ihn mild verklären. So sitzt in kleinen Städten, in Dörfern, auf einsamen Höfen manch ein altes Mütterlein in enger, tiefdumpfer Stube, mutterseelenallein, vergessen und verlassen von der Welt und oft auch von ihren Angehörigen; aber sie lebt den Frieden Gottes, ihr Gebet steigt wie Weihrauch zu seinem Thron empor, und ihre Tage verrinnen, sie weiß nicht wie. Auf dem Boden solcher Seelen wachsen lauter Himmelsblumen.

Solch ein Menschenherz war unsere Lenebas. Und wenn Tertullian sagt, daß die Seele des Menschen von Natur

aus religiös und christlich sei, so muß ich von meiner Kindesseele es bezeugen durch die Tatsache, daß ich mich zu dieser frommen, alten, äußerlich nichts weniger als anziehenden Seele hingezogen fühlte, wie zu einem Magnet. Meine Großmutter erzählte mir später oft, wie ich allein auf „allen Vieren“ die Stiege hinaufgeklettert sei, um zur Lenebas zu kommen. Und was wartete dort meiner? Eine magere, kleine, unschöne, alte Person in ärmlicher Kleidung und mit einer uralten Spitzenkappe. Und wenn sie am Beten war, da endigte sie erst ihr „Gesätzle“ am Rosenkranz, und dann nahm sie mich auf ihren Schoß und fing an von Gott, vom Jesuskinde, von der Muttergottes in so wunderbar einfachen Worten zu reden, daß mein kleines Menschenherz auftaute, wie ein Veilchen beim ersten, warmen Frühlings-Sonnenschein.

Und den Worten folgte die Übung. An Sommertagen nahm sie mich an der Hand und ging mit mir spazieren. Die erste Blume, die ich kennen lernte, hat sie mir gezeigt. Es war eine Schafgarbe, welche Pflanze sie gerne suchte, um daraus für sich Tee zu bereiten. Und an ihr wies sie hin auf die Allmacht und Güte Gottes. Und so sehr ist mir's in die Seele gegangen, daß ich heute noch, am Wege zur Kinzigbrücke, genau die Stelle weiß, wo jene Blume gestanden. Und diese Scharfgarben-Lehre der Lenebas ist mir damals besser geblieben und hat fester in mir das Gottesbewußtsein erhalten, als später alle philosophischen Beweise fürs Dasein Gottes zusammen. —

Außerhalb des heimatlichen Städtchens liegt gen Osten die Mühlenkapelle und gen Westen am Kapuzinerkloster das Lorettokirchlein, beide zu Ehren der Muttergottes. Das waren die Lieblingskirchen der Lenebas, und dahin führte sie mich unzähligemal. Da zeigte sie mir die Mutter und das göttliche Kind, da lehrte sie mich zu beiden die Hände falten, während sie in wahrer Verzückung betete.

Ich weiß nicht, welcher Heilige gesagt hat, es gäbe keinen schönern Anblick als einen Soldaten in der Schlacht

und einen Christen im Gebet. Wenn ich mir den letztern vorstellen will, so habe ich nur e i n Bild, die Lenebas vor der Muttergottes in der Mühlenkapelle und in Loretto.

Zur Maienzeit führte sie mich auch bisweilen über die Kinzigbrücke hinüber zu der kleinen Kapelle in dem malerischen Dörfchen Schnellingen.

Dieses Kapellchen war viel einfacher als die eben genannten kleinen Heiligtümer, aber es hatte ein Muttergottesbild und einige Blumen darum und das genügte der himmlischen Seele der alten Jungfrau, um stundenlang im Gebet zu verharren, obwohl ich sie immer wieder an der Schürze zupfte zum Aufbruch. Sie hieß mich dann hinausgehen und vor dem „Käpelle" spielen und Blumen brechen.

Und am Abend, wenn die ersten Schatten an den steilen Rebhalden des Dörfchens hinabfielen, gingen wir in der sommerlichen Luft heim — die Bäume blühten, die Vögel sangen, die Kinzigwasser rauschten, und die Lenebas betete immer noch still vor sich hin; sie hatte ihren Rosenkranz noch nicht ganz zu Ende. In meiner kleinen Seele aber lag ein Frieden, den ich seitdem nie mehr empfunden habe. —

War es Sommer geworden, so nahm sie mich spät abends von der Lorettokapelle weg in das einsame Tälchen westlich davon. Da stand das kleinste aller heiligen Häuser in und um Hasle — des „Pfarrers Käpelle". Ein Pfarrer hatte es einst auf seinen Acker setzen lassen, der über dem Tälchen lag.

Auf Steintreppen stieg man zu dieser Kapelle hinauf; es hatte kaum Raum für zwei Personen, für einen Betstuhl und ein Altärchen, auf dem hinter einem Holzgitter ein Muttergottesbild stand.

Ich habe nie eine so heilige Einsamkeit empfunden, wie in diesem winzigen Kirchlein in dem stillen, winzigen Tälchen. Und noch viele, viele Jahre später habe ich es aufgesucht und mich in die Stunden zurückversetzt, die ich mit der Lenebas hier zugebracht. Sie drinnen ganz allein und

ich ganz allein auf der obersten Treppe, unbewußt schauend und sinnend in den kleinen Erdenwinkel hinein, in dem nur die Grillen zirpten unter blumigem Rasen.

Wenn dann die Betglocke vom Städtchen herüberdrang durch das Gitter der Türe, kam sie heraus, die Lenebas, holte mich hinein und laut beteten wir zusammen den „englischen Gruß", und dann ging ich an ihrer Hand dem dunkelnden Städtle zu.

Was gäbe ich heute für das Glück und den Frieden einer einzigen jener vielen mit dem alten Schutzengel so verbrachten Stunden!

Die Lenebas starb, 75 Jahre alt, im August 1857. Ich fühle heute aber viel lebendiger, wen sie damals mir begraben, als in jener Stunde, da ich ihrer Leiche zum Grabe folgte. Aber eines reute mich schon an ihrem offenen Grabe, daß ich sie so wenig mehr besucht hatte, nachdem die Kinderzeit vorüber war. Schon die oberen Klassen der Volksschule mit ihrer Gassenfreiheit und ihren Knabenspielen hatten mich von ihr entfernt und noch mehr die Jahre auf dem Lyceum. Sobald die Welt draußen uns in ihre Arme nimmt, will man nicht mehr mit stillen, frommen und einsamen Seelen verkehren.

Die ihrem Tode unmittelbar vorhergehenden und nach ihrem Tode kommenden Jahre haben religiös in mir nicht nur nicht aufgebaut, sondern niedergerissen — niedergerissen all das, was der Katechismus mich gelehrt. Ich darf es offen gestehen: Als ich mit 22 Jahren anfing Theologie zu studieren, wußte ich nicht mehr, wie viele Sakramente die katholische Kirche hat und wie viele Gebote. Alles war fort. — Nur eines haben Welt und Menschen mir nicht nehmen können: die Felsen, welche die Lenebas in mich gelegt — den Glauben an einen Gott und die Liebe zur Muttergottes. Und auf diesem Fundament hab' ich wieder aufgebaut. Es war mir nie möglich, Spott oder Gleichgültigkeit gegen die Muttergottesverehrung anzuhören oder

gar mitzumachen — immer traten die betende Lenebas und die Mühlenkapelle und das Lorettokirchlein der Heimat derartigen Gelüsten in den Weg.

Wenn ich es in meiner Hand hätte, ich würde meine unvergeßliche Lenebas unter die Heiligen versetzen um der Religion willen, die sie mich gelehrt und mir erhalten hat. —

Es ist in meinen Augen und nach meiner Erfahrung geradezu unverantwortlich, ich möchte fast sagen teuflisch, wie es heute bei manchen sogenannten gebildeten und besseren, ja selbst bei höchsten Ständen Mode ist, das Religiöse von den Kindern im Elternhaus möglichst fern zu halten. Man scheut sich, weil man selbst nicht weiß, was man eigentlich glaubt oder glauben will, vor den Kindern von Glaubenssachen zu reden. Oder man hat die mehr als unnatürliche Ansicht, die Kinder verstünden noch nichts davon. So werden dann diese armen Gottesgeschöpfe, begabt mit einer Seele, die überall Gott sieht, und deren Engel „allezeit das Angesicht des Vaters schauen, der im Himmel ist" — mit Musik und mit fremden Sprachen gefoltert, sobald sie nur die Hände rühren und die Zunge gebrauchen können. Und wenn so eine Kindesseele einmal unbewußt eine religiöse Frage tut, ist man in Verlegenheit und im Zweifel, was man sagen soll.

Gibt's denn für diese armen Kinder glaubensloser Väter und religiös gleichgültiger Mütter in unsern Tagen keine Großmütter und keine „Lenebasen" mehr, die da säen, was das Kind als Mann und Greis noch ernten kann, wenn die Hagelwetter des Weltlebens alles andere vernichtet haben?! Warum denn nicht gerade in jener Zeit das Kind beten und Religion lehren, in jener Zeit, in welcher alles unverweslich sich niederlegt ins Kinderherz, bis die unauslöschlichen Erinnerungen an die Jugendzeit es wieder auferwecken. Darum bewahrt nicht die Schule im Menschen Gottes Ebenbild, sondern das Vaterhaus und der Großmutter Haus, weil, was hier getan wird, wie auf Felsen geschrieben bleibt im Menschenherzen. —

Noch eine kindesfreudige Errungenschaft der Jugendzeit verdanke ich aber der Großmutter. Sie verschaffte mir öfter, im Sommer und Winter, die Möglichkeit, recht lange am Abend aufbleiben zu dürfen. Niemand geht unlieber frühe zu Bett, als Kinder. „Licht, mehr Licht!" ist die Parole der tagesmunteren Jugend. Mir und meinen Geschwistern war das eines der größten Übel, daß der Vater uns regelmäßig zu Bette sprach, da der Tag noch in die Dämmerung hineinschaute. Weinend gingen wir darob oft zur Ruhe.

Ausnahmsweise aber ward mir manchmal erlaubt, bei der Großmutter noch den Abend zu verbringen. Die saß nun in der Sommerszeit vor ihrem Hause und mit ihr auf der langen Bank die Nachbarn und Nachbarinnen, der Schmiedhans, der Schreiner Hauschel, der Buchbinder Hinterskirch und ihre Frauen, lauter betagte Leute. Da ward dann erzählt von der bösen und von der guten alten Zeit, von längst verstorbenen Freunden und Verwandten. Und an dem Schoß der Großmutter stehend, lauschte ich den meist greisen Erzählern und Erzählerinnen, und ich hätte die ganze Nacht „zuhorchen" können, so schön und gescheit kam mir das vor, was diese alten Menschen unter sich erzählten.

Es ist ja keine Seele neugieriger als eine Kindesseele und eine Frauenseele; nur ist das Kind neugierig, um seine junge Seele zu füllen, das Weibsbild aber ist neugierig aus Neugierde und um irgendwie aus dem Gehörten Kapital schlagen oder Zungendrescherei damit treiben zu können.

Gegen zehn Uhr ging diese Abendgesellschaft regelmäßig auseinander mit dem all- und gegenseitigen Gruß: „Gute Nacht! Behüt euch Gott und 's heilig Kreuz!" — Da gab's keinen Wein und kein Bier, keinen Tee und kein kaltes Fleisch — nichts als stillen, süßen Abendfrieden und ein erbauliches Wort.

So lebten die Menschen vor sechzig und mehr Jahren ihre Abende durch in meiner Vaterstadt und allüberall in den kleinen Städten und Städtchen. Und auch in den großen

Städten war es so Übung in dem Bürgerstand. Jetzt aber ist das anders geworden. Jetzt geht der ehrsame Bürger abends „zum Bier", politisiert und kannegießert. Ist's aber auch besser geworden?! —

Und im Winter? Da ging's noch familiärer zu bei der Großmutter. Da kamen ihre beiden verheirateten Schwestern, alte Matronen, die Frauen der Fuhrleute Wölfle und Pfundstein, und die „Sägerin", eine Base der Großmutter, und die Sandhäsin mit den Spinnrädern, und da wurde drauf los gesponnen, als gälte es die Ewigkeit zu gewinnen. Und unter dem Sumsen der Spinnräder las eine meiner Tanten das Unterhaltungsblatt des „Schwarzwälder Boten" vor, oder die Großmutter erzählte aus dem „Russenrumpel", wo sie den Großvater hatten totstechen wollen, oder die Sägerin ließ Gespenster und Adventsgeschichten los.

Ihr Mann namens Schwarz hatte die städtische Säge an der Kinzig in Pacht und erlebte, wenn er oft nachts seine Säge bediente, allerlei Geistergeschichten, die seine Frau wiedergab. Die Sägerin und die Großmutter waren damals erst Fünfzigerinnen und noch stattliche Wibervölker, die lebhaft erzählen konnten.

Das war für mich in den Jahren, ehe die Vorlesungen in der Backstube begannen, das Allerhöchste einer Abendunterhaltung. Da ward alles mit einem Heißhunger verschlungen, was vorgelesen und erzählt wurde, und die schönste Oper von Mozart ist Kinderspiel gegen die Musik, die der Schwarzwälder Bote oder die Sägerin meinem Ohre verkündeten.

Der Schwarzwälder Bote, der heute fast nur noch unter den Bauern lebt, war damals das Intelligenzblatt der wohlhabenden Bürgersleute meiner Vaterstadt, wohin es von Oberndorf schwäbische Fruchthändler jeden Sonntag Abend brachten, und sein „Unterhaltungsblatt" war die Romanzeitung für Jugend und Weibsleute. Mein Vater hielt gar keine Zeitung, so wenig wie die meisten

Bürger. Heute ist fast in jedem Hause ein Blatt oder „Blättle" — in meinen Augen kein Nutzen und kein Fortschritt. Der „Herr" in unserm Haus aber hielt das „Frankfurter Journal" nebst „Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüt und Publizität."

Was hat dies Blatt mir für Schmerzen bereitet! Ich fand oft so eine alte „Didaskalia" und hätte dann, des Lesens schon wohl kundig, gerne gewußt, was „Didaskalia" und „Publizität" bedeuten. Vergebens fragte ich meinen guten Vater und den Strumpfstricker Schmieder, der unser Nachbar und ein halber Philosoph war. Keiner konnte mir Auskunft geben; den alten „Herrn" aber zu fragen getraute ich mir nicht, und zu ihm hatte außerdem ich unsauberer Gassenjunge keinen freien Zutritt.

Heute habe ich so und so viele Jahre studiert, bin examinierter Philologe und weiß noch nicht, was die „Publizität" der Didaskalia neben „Geist und Gemüt" eigentlich für einen rechten Sinn haben soll. Der Untertitel war zweifellos nichts anderes als eine hochtönende Redensart. Mein Vater und der Strumpfstricker sind ob ihrer Unwissenheit glänzend gerechtfertigt. —

Es herrscht vielfach die Ansicht, man solle den Kindern keine Gespenstergeschichten erzählen. Das mache sie furchtsam und abergläubisch. Aber ich frage: Sind denn diese Sagen nicht Fleisch von des Kindes Fleisch? Hat nicht die Kinderphantasie des Volkes, diese Urquelle von Sinnigkeit und Poesie, sie erfunden? — Da hüpft ein lustig Irrlichtlein in der Advents- oder Fastenzeit die dunklen Matten herunter; flugs macht die kindliche Phantasie daraus eine arme Seele, die umgeht. Ist das nicht die Poesie zu Pferd?!

Mein Vater behauptete fest, daß, so oft er in jungen Jahren seines Vaters Mehl auf der Stadtmühle gemahlen habe, er nachts in der Adventszeit jeweils Irrlichter, d. i. Gespenster gesehen habe. —

Wann haben denn die Völker des Altertums in jeder

Quelle und in jeder Blume, auf jeder Wiese und in jedem Wald eine Gottheit gesehen? Antwort: In ihrer Kindeszeit.

Und warum glüht das Auge des Kindes und warum hält sein Atem stille, wenn eine „Geistergeschichte" erzählt wird? Weil dieselbe in Worten ausspricht, was seine Seele schon längst überall geahnt und geträumt hat, weil das Kind überall Leben und Seele sieht, sie aber noch nicht zu gestalten vermag, und in jenen Geschichten nun die Gestalten erhält.

Ja, überall ist Poesie und Lebensäther, Geister- und Hellseherei auf Gottes Erde, wenn die Kindesseele hineinschaut. Es fehlt ihr nur die Macht des Wortes, um alle Dichter zu übertreffen.

Und wenn der Volksmund diese Macht einmal gefunden, so bildet er die Volkssage und das Volkslied, deren kindlich reinen, in jeder Seele wiederklingenden Ton nachzuahmen die größten Dichtergenies sich oft vergebens angestrengt haben.

Die Kinder werden, so sagt man, abergläubisch, wenn man ihnen solche Geschichten erzählt. Aber ist denn nicht der Aberglaube etwas Urmenschliches seit dem Sündenfalle?! Ohne Offenbarung, abgeirrt vom wahren Gottesbewußtsein, suchten die Menschen überall die Ursache der millionenfachen, wunderbaren Erscheinungen in Natur und Menschenleben zu erklären, aber nicht mehr durch Gott, sondern durch ihre Kindesphantasie, und so entstand der Aberglaube, den auch das strengste Christentum nie völlig aus den Kindern und aus dem Volke, dem alten Kinde, zu vertreiben imstande sein wird und den das Mittelalter einen „irrseligen Glauben" nannte, in welchem das neue Christentum und das alte Heidentum sich verbanden oder, richtiger, sich verglichen.

Die Kinderwelt macht tagtäglich den alten Leuten ihre ganze Philosophie vor, aber man versteht die kleinen Philosophen noch weniger als die großen. Da bringt einem Knaben „das Christkindle" ein Pferd von angestrichenem Tannenholz, dem Mädchen eine Puppe von gefärbtem Pappendeckel.

Und nun, ihr Väter und Mütter, ihr Anthropologen und Pädagogen, die ihr die Kindesseele immer mehr zu einer Schultafel und zu einem Rechenheft machen wollt, schaut nun den kleinen Ebenbildern Gottes zu, wie der Knabe seinem Pferd Futter vorsetzt und ihm zuspricht, zu „fressen", und wie das Mädchen seiner Puppe alles mögliche serviert und ihr die schönsten Komplimente sagt — und lernt daraus, daß der „Aberglaube" eure Kinder selig macht, und daß die Kinderseele selbst einem Stück Holz oder Pappendeckel Leben und Odem gibt!

O Kinderphilosophie, wie machst du die Weisheit der großen Menschen und all ihren Aberwitz zuschanden durch deine Einfalt!

Ich bin einmal vor vielen Jahren einem kleinen Knaben von kaum vier Jahren begegnet, der heftig weinte. In der einen Hand hielt er sein hölzernes Fünfpfennig-Pferdchen und in der anderen dessen Kopf, der abgebrochen war. Und warum weinte der kleine Philosoph? Nicht weil sein Pferd keinen Kopf mehr hatte, sondern weil es jetzt nicht mehr fressen könne. Ich hätte den Kleinen küssen mögen, so selig hat mich sein „Aberglaube" durchschauert.

O Kinderhimmel, du Idealgymnasium der Menschheit, wie machst du all die Realisten samt ihren Realgymnasien und höheren Töchterschulen zuschanden!

Schon um dieses süßen Aberglaubens und allein um der alles belebenden Kinderphantasie willen wäre die erste Jugendzeit es wert, das irdische Paradies des Menschen genannt zu werden. —

Die Menschen alle, welche in jenen Abendstunden bei der Großmutter sich versammelt, sind längst, längst tot — bis auf mich. Die letzte der Verstorbenen war die Großmutter selbst.

Sie hatte im Jahre 1847 ihr Geschäft der jüngsten Tochter und deren Mann, einem Kaufmann Lukas Klein aus Durmersheim bei Rastatt übergeben, und wohnte nun in einem kleinen

Zimmer im zweiten Stock und führte gemeinsamen Haushalt mit der „Lenebas“.

Täglich besuchte ich beide hier bei oder nach Tisch und bekam Besseres zu essen, als daheim. Nach dem Essen durfte ich jeweils das Zimmer ausräuchern mit Kohlengluten, auf die Zucker und Wacholder gelegt waren. Das war mir ein Hauptspaß. Auch ein Schöpplein alten Wein mußte ich holen im Kreuz oder in der Sonne zum Vieruhrbrot; denn Kaffee kannte man damals noch nicht im Bürgerhaus.

Die Großmutter mußte viel Leid erleben in ihren alten Tagen. Sie mußte fast allen ihren Kindern ins Grab sehen und in ihrem achtzigsten Lebensjahre noch erfahren, daß das „Büble“, dem sie so oft zugerufen, auch brav zu sein, als Staatsgefangener auf der Festung saß. Sie starb anno 1872, zur Zeit, da ich in der badischen Ständekammer die ersten Kulturkampf-Debatten miterlebte. Aber eines hat sie noch zu ihrem großen Erstaunen erlebt — daß ich Priester wurde.

Als ich ihr eines Tages den festen Entschluß mitteilte, Theologie studieren zu wollen, da sprach sie: „Wenn du Geistlicher wirst, so werde ich Klosterfrau“. Ich habe Wort gehalten, die gute Großmutter nicht. Aber es war ja auch nicht nötig. Sie lebte in ihren letzten zehn Lebensjahren nur Gott in ihrer kleinen, sonnigen Stube, abgeschieden von der Welt und ihrem Hader.

Möge der Herr des Himmels ihr und der Lenebas den Lohn gegeben haben für all das, was sie meinem Kinderherzen getan und was sie meinem Kinderhimmel gewesen sind!

Die Nachbarschaft.

Mir, dem Kinde und Knaben, war die Nachbarschaft nichts anderes als das erweiterte Vaterhaus. In jedem Hause rings um das Heim des Vaters war ich auch daheim. Und als ich später vom platonischen Philosophenstaat hörte, wo alles ein Herz und eine Seele sein sollte kraft der göttlichen Weltweisheit, so dachte ich zurück an das Vaterhaus und die Nachbarschaft als solch einen Verein von Menschen, die, ohne Weltweise wie der alte Grieche Plato und seinesgleichen zu sein, einen Frieden und eine gegenseitige Brüderlichkeit übten, wie kein Philosophenstaat ihn zu schaffen imstande ist. Es war aber auch unter den einfachen Handwerksleuten meiner Nachbarschaft eine solche Fülle von Individualität und Originalität, daß man aus jedem den Gründer einer eigenen philosophischen Schule hätte machen können, wenn diese Menschen „Bildung" gehabt und sich aufs Philosophieren verlegt hätten.

Ich habe unsere Nachbarn kennen gelernt von meinem vierten bis zum fünfzehnten Lebensjahre, aber ihr Bild und Wesen hat sich unbewußt in der Kindesseele so fixiert, daß ich heute mit so vollendetem Urteil an sie und ihre Charaktere herantreten kann, als hätte ich erst in meinen gereifteren Jahren ihre nähere Bekanntschaft gemacht.

Jeder von ihnen beschäftigte damals meine Seele, trug bei zu meinem Kinderhimmel. Sie sind alle längst tot. Machen wir sie wieder lebendig und suchen wir sie auf in der Nachbarschaft.

Da war der nächste Nachbar der Strumpfwirker Schmieder, ein kleiner, unschöner, dürrer Mann, mit einem Glatzkopf und sinnenden Augen. Wer je einmal unsern Alban Stolz gesehen, der darf dem berühmten Manne nur die Brille abnehmen, und er hat äußerlich das vollendetste Ebenbild meines Strümpfe strickenden Nachbars. Er strickte seine Ware, — lange, blaue Strümpfe für das weibliche Bauernvolk und wollene „Schoben"[1] für die Bauern — mit höchst eigener Hand. Über seine langen, hölzernen Nadeln hinaus sah er bei der Arbeit, gebückt in einem Stuhle sitzend, meist in ein Buch und las, oder er brütete für sich hin. Wenn er seine Lesung und die Gedanken darüber in seine Strümpfe gestrickt hätte, so wären die Bauernmädchen meiner Heimat in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lauter „Blaustrümpfe" und die Bauern und ihre Knechte rote Republikaner geworden.

Er war ein hoher Freiheitsmann. Sein Schwager, er hieß Hofmann, war Leichenkommissär in Colmar; den besuchte er bisweilen, und dort muß er seine Revolutionsideen eingesogen haben. Dazu kam noch die Bibliothek meines Vaters, seines Jugendfreundes. Diese Bücherei bestand aus vier Bänden: der hl. Schrift von Leander van Eß und der dreibändigen „Geschichte der französischen Revolution" von Thiers. Ich zweifle, ob mein Vater diese Geschichte je gelesen; um so gründlicher aber besorgte dies der Strumpfstricker. Und so kam es, daß er anno 48 dem Gebaren des französischen Konvents und der Halsabschneiderei verfiel.

Sein Intimus war der Hafnermeister Nikolaus Haberstroh in der vorderen Gaß, ein Mann, der im reinsten Hochdeutsch von sich behauptete, „er sei sittlich gebildet und habe in der Welt zu leben gelernt". Am Sonntag nach dem Mittagessen saßen beide beisammen auf der Bank vor unseres Nachbars Haus, und wenn nicht wichtigere Dinge mich ab-

[1] Jacken.

hielten, stand ich neben ihnen und hörte ihren mir spanischen Dörfern von sittlicher Bildung, Weltgeschichte und Volkswohl mit gespanntester Aufmerksamkeit zu. Ich verstand davon so viel wie gar nichts, aber um so mehr imponierten mir die zwei Redner.

Es ist dies auch ein Charakteristikum älterer Knaben, mit Vorliebe bei erwachsenen Leuten sich aufzuhalten. Es liegt dieser Tatsache teils ein gewisser Hochmut, schon an dem Alter hinaufzulangen und kein kleines Kind mehr zu sein, zu Grunde, teils ist es die schon genannte Neugierde, zu sehen und zu hören, was man bei seinesgleichen nicht sieht und nicht hört.

Aber der kleine Mann mit der dünnen Zaunkönigstimme und den großen Stricknadeln half mir auch zu wirklichen Kindesfreuden. Wenn ich ihn mit seinem Sohne Pius, der wenige Jahre jünger war als ich, begleiten durfte in seine Walke am Mühlbach, wo er seine Strümpfe und „Schoben" einstampfte in uralter Weise, so war mir das ein Freudentag.

Die kleinste Mechanik, vom Wasser getrieben, hat für ein Kindergemüt ihre Poesie. Ist aber erst die Geschicklichkeit so groß geworden, daß ein selbstgefertigtes Mühlrad oder ein Stampfwerk im kleinen Bache arbeitet, so ist das für einen Knaben ein höherer Genuß, als wenn ein Astronom nach vielen Nachtwachen endlich einen neuen Planeten entdeckt hat.

Das ist ja das Selige im Kinderleben, daß es seine Genüsse so billig überall findet im Kleinsten wie im Größten, an einem Stück Holz wie im ganzen grünen Wald. „Die wahre Freude", sagt der berühmte Franzose Chateaubriand, „muß billig sein, sonst ist sie nicht von der rechten Art." Darum haben die Kinder die einzig wahre Freude, weil sie billig ist. —

Und wenn ich dann dem Meister helfen konnte, seine gestampfte Ware vor seinem Hause, auf hölzerne Formen gespannt, an die Sonne zu stellen, und dabei oft kleine und große Strümpfe zusammenstellte, und das strickende Zaunköniglein bitterbös wurde über mein schlechtes Augenmaß,

so war das abermals eine Freude für die im Innern lachende Knabenseele.

Aber die höchsten Triumphe feierte er in meiner Seele von Weihnachten bis Dreikönig. Der Schwärmer für Marat und Robespierre hatte eine der schönsten „Weihnachtskrippen" im ganzen Städtchen. Die Figuren in Moos zu stellen auf den heiligen Berg, dabei durfte ich ihm zu meinem großen Leidwesen nicht helfen. Wenn aber seine Krippe fertig war, so fand ich nächst seinen Kindern, dem Pius und der Klara, den ersten Zutritt.

Auf jeden der nach der Geburt des Heilandes folgenden Festtage hatte der Stricker eine neue, passende Figurenänderung an seinem Berg. Wenn er aber einmal den bethlehemitischen Kindermord aufgestellt hatte, so war ich nicht mehr aus seiner Stube zu bringen. Er verfügte nämlich über die meisten „Kindlesmörder" von allen Krippenbesitzern der Heimat. Eine Masse von Soldaten, jeder ein Kind am Spieß, oder Säbel, Messer, Gewehr und Bajonett, jeder sein Opfer in einer andern Stellung haltend — das war für mich zum Närrischwerden vor staunender Aufregung.

Und was das Merkwürdigste war, mit den armen Kindern hatte ich nicht das geringste Mitleid, meine ganze Verwunderung galt den „Kindlesmördern". Die kamen mir vor wie die Helden; ich guckte nur jedem ab, wie geschickt er seine Stellung genommen, und die Mannigfaltigkeit dieser Stellungen war der Grund meines Staunens.

Der bekannte Herzog von Larochefoucauld spricht einmal in seinen „Maximes et réflexions morales" den auffallenden Gedanken aus, daß „im Mißgeschick der Menschen immer etwas läge, das ihren besten Freunden gefalle". Wenn ich nun an meine Freude über des Strickers „Kindlesmörder" zurückdenke, so finde ich ein groß Stück Wahrheit in der Behauptung des genannten Franzosen.

Eine der schwersten Wolken, die an meinem Kinderhimmel vorüberzogen, war jener Tag, an dem der Walker

mir seine Krippe: Kind, Maria, Joseph, Ochs, Esel, die hl. drei Könige nebst Gefolge, Jesus im Tempel und sämtliche Hirten und „Kindlesmörder“ um fünf Gulden zum Kaufe anbot, der Vater aber nichts davon wissen wollte. Damals fühlte ich bitter, was es heißt, „arm im Beutel und krank am Herzen“ zu sein. Ich war persönlich arm, arm wie eine Kirchenmaus, und mein Herz krank, tief krank, die „Kindlesmörder“ nicht mein nennen zu dürfen. —

Der Stricker starb schon während meiner Studienzeit am Auszehren, und seine Familie zog nach Amerika. Einige seiner Bilder, die er aus der Fremde gebracht, so die Stadt Passau und das Schloß Schönbrunn, die ich oft beim Stricker angestaunt, kaufte mein Vater und hing sie zu meiner Freude über dem Familientisch in der Stube auf. Wo aber die Krippe hingekommen, weiß ich nicht. Ich würde sie heute um teures Geld kaufen, wenn sie noch zu haben wäre, und mir, dem alten Knaben, an Weihnachten die Freude machen, sie aufzustellen, und die kindliche Wonne aus jenen Tagen wieder heraufbeschwören, da ich im Nachbarhause davorstand. —

Im zweiten Stock beim Stricker wohnte der Uhrmacher Joseph Zachmann. Die Uhrmacherei bildet in kleinen Städten die „Haute Volée“, den Adel, unter den eigentlichen Handwerkern; sie vereinigt in sich in der Regel auch den Goldarbeiter, der in meiner Knabenzeit noch den Mädchen die Ohren durchbohrte und Ringe daran hängte, welcher Operation ich beim Nachbar Zachmann jeweils gerne zusah. Auch einzelne Mannsleute, namentlich vom Land, trugen damals Ohrenringe, und man glaubte allgemein, es sei gut für die Augen.

Ich habe stets gefunden, daß alle Leute von diesem Metier etwas „Patentes“ und „Selbstgefälliges“ an sich tragen. So war auch unser Nachbar-Uhrmacher. Er spielte mit dem Advokaten Benz bisweilen ein Zego, und dabei holte er einige juristische Anschauungen. Wenigstens vertrat er stets die juristische Seite der Ideen und Pläne seines Wolle verarbeitenden Hausherrn, mit dem er oft auch auf dem Haus-

bänkle saß und politisierte. In letzter Instanz berief er sich bei seinen Äußerungen immer auf die „Doktoren der Rechte", die ihm über alles galten.

Schade, daß der Mann nicht mehr lebt; er hätte in unserer Zeit, wo die Juristerei überall obenan ist, Kirchweih gehabt!

Mir hat er aber auch viele Freude bereitet. Die Werkstätte eines Uhrmachers ist für eine Kindesseele ein wahrer Zauberkasten. Da tickt's und tackt's in allen Ecken, und das kleine Menschenkind weiß nicht, wo es hinschauen soll, um den Grund dieses Tick-Tacks zu fixieren.

Ein Kind hat ja ungemein viel Sympathie für ein Uhrwerk. Wenn der Vater dem weinenden kleinen Knaben die Uhr ans Ohr hält, verstummt in der Regel das Weinen sofort. Die Seele der Uhr und die des Kindes berühren sich; die eine meldet sich an, und die andere forscht. Und wenn eine Kindesseele forscht und lauscht, hat sie keine Zeit mehr zum Weinen.

Wenn aber der Vetter Zachmann, denn das war er nebenbei von meiner väterlichen Großmutter her, mir noch hie und da eine gebrochene, blauschillernde, zusammengerollte Uhrfeder gab, da war meine Freude vollkommen.

Es gibt Menschen, die keine höhere Sehnsucht mehr kennen und nur den einen Wunsch noch haben, einmal mit einem Orden dekoriert zu werden. Ich bin aber fest überzeugt, daß solche Leute, wenn sie den längst Ersehnten zum erstenmal auf die Mannesbrust heften, keine kindlichere und größere Freude haben können, als ich damals an einer abgehenden Uhrfeder.

Zachmann war ein kleiner, ziemlich dicker Mann mit sehr kurzen Beinen, infolge deren er den Beinamen „der Stremperle" bekommen hatte. Im übrigen war er ein hübscher, ernster Mann. Ihm verdanke ich noch eine besondere Freude. Er hatte die Kirchenuhr aufzuziehen und nahm mich bisweilen mit in den sonst verschlossenen Kirchturm. Das schwermütige Rasseln der Turmuhr, die den Sterb-

lichen von Hasle die Flüchtigkeit der Zeit ankündigte, imponierte mir mit Macht. Und wenn ich ganz oben im Turm Fledermäuse und Käuzchen aufscheuchen konnte, war mir das ein besonderes Vergnügen. —

In einem Anbau an des Strickers Haus wohnte der verarmte Bäcker und Cafétier Zachmann. Er war ein vornehm dreinschauender Mann mit kummervollen Mienen; denn er hatte, ehedem Cafétier in Hasle und später Salmenwirt in Kehl, sein ganzes Vermögen an seinen Bruder verloren und frühzeitig auch seine schöne Frau und lebte nun arm und verlassen mit seinen Buben beim Strumpfstricker.

Aus Armut hatte der stolze Mann, der unverschuldet nun um seine Habe gekommen war, die Stelle eines städtischen Waldhüters angenommen, die hundert Gulden eintrug und deshalb in jener geldarmen Zeit gesucht war.

Ich habe in jenen Tagen mehr als einen bessern Bürger gekannt, der, zum Teil aus Vergnügen am Waldleben, diese Stelle bekleidete. So der Bäcker Alexander Fischinger, der zugleich Jäger war, und der Bierbrauer zur Kanone, Xaver Thoma.

Der Zachmann hatte Buben, die wenig älter oder gleichalterig mit mir waren — den Robert, den Xaver und den Rudolf. Mit diesen fischte ich oft spät am Abend oder in aller Herrgottsfrühe in der Kinzig; und um der damit verbundenen Freude willen sind sie mir unvergeßlich. Den Robert traf ich in den siebziger Jahren einmal wieder, als ich in der Nähe von Offenburg, in Niederschopfheim, als Abgeordneter des Bezirks eine Rede tat. Er war damals ein ärmlicher Bäcker in einem benachbarten Dorfe. Er starb 1903 als armer Mann und Badmeister in Lahr. Der Xaver und der Rudolf gingen frühe nach Amerika, wo der Xaver ein reicher Metzgermeister und der Rudolf, gelernter Schreiner, ein Möbelfabrikant in Toledo (Michigan) geworden sein soll. —

Neben des Strickers Haus, nur durch den schmalen Weg über den alten Stadtgraben von ihm getrennt, erheben sich

in der Nachbarschaft die „Halles Centrales“ meiner Heimat — nämlich das allgemeine städtische Waschhaus. Und was die Hallenweiber in Paris, das waren in meiner Knabenzeit die Wäscherinnen in meiner Vaterstadt, eine Großmacht, vielleicht gar die einzige. Wehe dem, der es mit der Partei im Waschhaus „verschüttet" hatte. Bis zu seinen Ahnen und Urahnen hinauf wurden alle Sünden seines Geschlechtes und Stammes im Waschhaus hervorgegraben. Die schwarze Wäsche der ganzen Stadt wurde hier gewaschen mit der Hand und mit der Zunge, und schon um Mitternacht begannen sie ihre Arbeit.

Und an Salz und Lauge fehlte es den plätschernden Damen dieser Halle so wenig als der männlichen Bevölkerung meiner Heimat. Es wird heute noch gerade so sein.

„Wanderer durchs Leben, du magst noch so bescheiden, noch so still, noch so demütig an jenen Hallen vorübergehen, du zahlst deinen Tribut der Unterhaltung den nimmerruhenden Wäscherinnen!" O, man müßte verzweifeln und nirgends sagen, woher man sei, wenn ein Trost nicht wäre, daß dieses Geschlecht es überall so macht, sei es im Waschhaus oder im „Damenkränzle", in den Hallen von Paris oder in Haslach, am Waschzuber wie am Stickrahmen.

Verzeihen wir also meinen „Landsmänninnen" und denken wir an Goethes Wort, frei übersetzt:

Wenn der Weiber Mühle geht,
Halte sie nicht ein;
Denn wer einmal sie versteht,
Wird wohl auch verzeihn.

Für meine Jugenderinnerungen aber spielen die Wäscherinnen von Althasle vielleicht die bedeutendste Rolle; denn ohne sie würden dieselben nie das Licht der Welt erblickt und ich nie Bücher geschrieben haben.

Eines Tages, im Sommer des Jahres 1841, schwamm ein Knäblein wie tot den Bach daher, welcher das Waschhaus

eiligen Laufes durchzieht. Angsterfüllt ziehen die Wäscherinnen den kleinen Moses aus dem Wasser und bringen ihn lebend ins Vaterhaus. Das Knäblein aber war ich, beim Elternhaus ungesehen in den Stadtbach gefallen, und meine Lebensretterinnen die Damen der Halle.

„Und zum Dank dafür hält er jetzt den Retterinnen ihre Sünden vor und zieht in seinen Schriften gegen das schwache Geschlecht zu Felde, wo er kann", — so werden die freundlichen Leserinnen denken. Und sie hätten recht, wenn sie nicht auf der andern Seite bekennen müßten, daß ich unparteiisch nur der Wahrheit diene und sie höher halte, als das von Wäscherinnen gerettete Leben.

Und wenn ich hier auch verrate, daß die Waschweiber meiner Vaterstadt an der allgemeinen Geschwätzigkeit ihres Geschlechtes teilnehmen, so habe ich ihnen doch stets ein dankbares Andenken bewahrt. Es lebt zwar keine mehr von jenen, die mich gerettet, aber ihre Nachfolgerinnen freuen sich, deſſ' bin ich gewiß, daß ich in meinem Buche auch von ihnen gesprochen. Denn sie sind stolz auf ihre Zungen, stolz auf ihre Großmacht, stolz, wie nur ein Mensch sein kann, der in der Welt etwas gilt, und wenn er auch mit jenem römischen Kaiser sprechen müßte: „Oderint, dum metuant!" (Sie mögen hassen, wenn sie nur fürchten!) Und gefürchtet sind meine heimatlichen Waschdamen; auf Liebe aber verzichten sie. Ihre Führerinnen leben zudem in der Regel ehelos, wie die Vestalinnen Roms.

Die Löwinnen im Waschhaus waren zu meiner Zeit des Gyger-Webers Helene, „das Eichenbacher-Frenz", „das Ribe-Nanne", des Bärbels Luitgärdle und des Peters Käther, zu denen sich dann jeweils die Mägde und Töchter der Familien kamen, für die gewaschen wurde.

Fortan, nachdem sie mich aus dem Wasser gezogen, habe ich gerne unter ihnen geweilt. Oft mußte ich unserer Luitgard und ihren Gehilfinnen, zu denen frühzeitig meine Schwestern gehörten, das Vesperbrot bringen oder Holz zuführen

und blieb dann einige Zeit in der Halle. Jedesmal erinnerten sie mich an meine Rettung und an ihre Großtat.

Das Rauschen des Wassers, das Klingen der Zungen und das Plätschern in den Zübern brachte eine angenehme Sinnenverwirrung bei mir hervor, und dann fiel auch regelmäßig von ihren sauber gewaschenen Händen ein Stückchen Käs und Brot für mich ab, was bekanntlich auch kein „leerer Wahn ist" für einen allezeit eßlustigen Knaben. —

Brandend schlugen die Zungenwellen vom Waschhaus an den nächsten Nachbar, und der war in meiner Kindeszeit der Färber Basil Schättgen. Der Mann war ein Patrizier, wie er sein muß in Gesicht und Auftreten. Ja, ich glaube, er hätte durch den Ernst seiner Miene im Rate der Zehn von Venedig seinen Mann gestellt. Wenn er auf seinem großen Rappen spazieren ritt, so staunte ich ihn an, wie die römischen Knaben wohl an einem Triumphator mögen hinaufgeschaut haben bei seinem Einzug in die ewige Stadt. Ich war bei ihm, einem streng dreinschauenden, sarkastischen Mann, wohlgelitten und nicht wenig stolz auf seine Nachbarschaft. Drei Dinge aber waren es insbesondere, die mein Kindesherz nach seinem Hause zogen: Basil hatte den besten geräucherten Speck im ganzen Städtle, einen Star, der sprechen konnte, und seine Gesellen hatten blaugefärbte Hände.

Bei allen Nachbarn ließ ich mich nicht zweimal zum Mittagessen heißen, wenn ich um die Zeit, da es an den Tisch ging, gerade bei ihnen war.

Weil in jedem Kinde ein Stück ungenierter Selbstsucht wohnt, tut es überall anstandslos mit. Ein Stück Brot in des Nachbars Haus oder gar ein Mittagessen schmeckt aber auch unendlich besser, als selbst feineres Brot und reicherer Tisch im Vaterhaus. Und warum? Weil es dem Kinde etwas Neues, eine Abwechslung ist. Und den Gedanken, der in dem Satze liegt: „Abwechslung erfreut", den haben die Kinder zuerst gedacht. Drum sind sie unergründlich im Erfinden neuer Spiele, neuer Unterhaltungen und Zer-

streuungen. Jedes Stück Holz, jedes Häufchen Sand genügt ihnen, um Neues zu schaffen und sich zu erfreuen.

So ist auch ein anderer Tisch, anderes Brot, andere Suppe und anderes Gemüse dem Kinde zu jeder Zeit etwas Willkommenes, und je schwärzer das Brot und je rauher die Suppe, um so lieber werden sie gegessen.

Beim Färber Basil aber gab's auf hölzernen Tellern den besten Speck. Was sind alle fürstlichen Diners auf silbernem Service gegen diesen Speck auf Gottes Naturholz! Ich habe nie wieder im Leben mit solch innerer Lust gegessen. Und wenn ein Kind sich versündigen könnte durch übermäßige Liebe zu Speck auf Holztellern, ich hätte damals schon mich schwer versündigt durch die Begierde, mit der ich nach Basils Mittagstisch mich sehnte.

Wie wenig bedarf es, um einem Kinde das größte und unschuldigste sinnliche Behagen zu verschaffen! —

Zum Dessert gab's dann noch ein Konzert des gesprächigen Stars. Wenn ein Vogel an sich schon des Kindes Herz klopfen machen kann, so ist ein Star mit „gelöster Zunge" ein Naturwunder, worüber die Seele des Kindes in ungeahnte Sphären verzückt wird. Basils Star konnte die Worte: „Jawohl, Jakob, herein", ganz deutlich sprechen und pfiff jedes Stück nach, das sein Herr auf einer kleinen Drehorgel ihm vorspielte.

Ich hätte ein Fürstentum, so es mein gewesen, um des Basils Star gegeben.

Aber noch etwas war es, das mir in jenem Hause imponierte, und das waren die blauen Hände der Färbersgesellen, die ich stets, namentlich auch bei Tafel, mit stummer Bewunderung anschaute. Den Eindruck, den das Wort „Modes de Paris", auf irgend einem Fabrikat gedruckt, auf gewisse weibliche Seelen macht, den machten die Färbershände auf mich in meiner Jugend. Und ich wundere mich, daß man nicht schon längst in der Mode, wo ja so mancher Unsinn erfunden wird, auf den Gedanken verfallen ist, die Hände zu färben, man könnte dann die Glacés sparen. Der

Färber-Basil hatte auch einen blaugefärbten Pinscherhund, der Melac hieß und um seiner Färbung willen mir als der nobelste seines Geschlechtes in der ganzen Stadt galt.

Neben seinem Hause hatte der alte Basil seine an den Stadtbach grenzende Werkstätte, die nur durch diesen Bach von meinem Vaterhaus getrennt war.

Auch hier weilte ich gern bei seinen Söhnen Fabian, dem spätern vieljährigen Ratschreiber, und Xaver, die beide als Färber arbeiteten, und denen ich mit Wonne zuschaute, wie sie Leinwand und Wolle, die ihnen die Wibervölker von Stadt und Land gebracht, blau und schwarz färbten.

Der Basil, nichts weniger als ein verschwenderischer Mann, kam in jener kreditlosen Zeit zurück, wie manche der besseren Bürger vor ihm. Es blieb ihm nur hinter seiner Werkstätte ein kleines Häuschen für seine alten Tage.

Schon vor ihm waren zwei angesehene Gerber, der Joachim Sandhas, einst Stadtrat, und der Joseph Braun, um all ihre Habe gekommen und verdienten sich ein hartes Brot als Stadttaglöhner und Nachtwächter. Ich habe beide noch gekannt in ihrem armseligen Amte und leistete dem „Herre-Jochem", wie er von seiner Ratsherrenzeit her noch hieß, oft Gesellschaft, wenn er in hohen Wasserstiefeln den Stadtbach bei meinem Elternhaus putzte.

An Stelle der Färberwerkstätte kam ein neuer Nachbar. Der Zuckerbäcker Krämer, des Bachseppen Sohn, baute 1845 ein neues Haus dahin. Er war ein unfreundlicher Mann, stand mit meinem Vater nicht gut, und so kam ich fast nie in sein Haus. Nur seine Buben, jünger als ich, aber längst tot, spielten bisweilen mit mir, und wenn ich einen freien Kreuzer hatte, holten sie mir bei ihrem Vater „Papilloten" oder „Gerstenzucker".

In den ersten Jahren, als das Haus erstanden war, wohnte dort auch ein älterer Mann, der Bruder des Strumpfstrickers, aus Amerika gekommen.

Ich schaute ihm oft von den Fenstern unseres zweiten

Stockes aus zu, wie er im Schlafrock dasaß und Bücher las — eine vornehme Erscheinung. Er zog aber bald wieder dahin, woher er gekommen. Hasle, wo er mit niemanden verkehrte, war ihm offenbar zu klein geworden —

In das Wohnhaus des Basil war der „Wiener-Sattler" Jäckle gezogen mit seiner jungen Frau, und ich kam fortan nicht mehr in das Haus, das einst so viele Freude für mich geborgen. —

Wir kommen nun bei unserm Rundgang in der Nachbarschaft zum Wagner Fürst, dessen Haus an die Ostseite des unsrigen angebaut war. Der Mann hatte offenbar, wider seinen Willen, den Beruf verfehlt; denn er hätte viel mehr das Zeug zu einem Baron als zu einem Holzarbeiter gehabt. Er fühlte das auch und träumte, der Sohn eines an Kindern überreichen Unterförsters im oberen Kinzigtal, viel von hoher Abstammung, war stolz auf seinen Namen „Fürst", konnte die Werkstätteluft nicht gut ertragen und arbeitete zierlich fein, aber teuer. „Ein Fürst läßt sich bezahlen", pflegte er zu sagen.

Ich habe bei dem Mann zweierlei Vergnügen erlebt: Ich lernte bei ihm ahnen, was man unter Galgenhumor versteht, denn der war seine starke Seite und der Balsam, welcher ihn bei seinem „Holzhauen" es immer wieder verschmerzen ließ, daß er zu etwas „Besserem" geboren. Als Philosoph — vorausgesetzt, daß er diesem Schicksal verfallen wäre, hätte er jedenfalls zwischen den Peripatetikern und Zynikern die Mitte gehalten. In der ersteren Richtung ging er sehr gerne mit seinem Zollstab spazieren in der Nähe von „Real-Schild-Wirtschafts-Gerechtigkeiten", wie man in unserer Gegend die Wirtshäuser damals hieß — und in der letzteren war er in seinen Reden ungemein derb und formlos.

Ein bildschöner Mann mit elegantem Schnurrbart, hatte er ledigerweise mit unserer Luitgard angebunden, aber, weil diese nichts hatte, eine häßliche Putzmacherin aus Offenburg geheiratet. Und diese plagte ihn begreiflicherweise mit Eifersucht. Drum war er auf das weibliche Geschlecht bitterböse

und meinte: „Wenn es einmal heißt s i e, so ist der T—f—l schon dabei!" Seine Frau war oft krank, und er seufzte dann in der Werkstatt: „Wenn ich nur einmal wüßte, wie hoch die Beerdigungskosten für eine Frau sind. Mein Weib liegt die ganze Woche im Bett, und am Sonntag stirbt es erst recht nicht."

Ähnliche Redensarten, die mir merkwürdigerweise alle im Gedächtnis geblieben sind, hatte er ganze Mengen auf Lager.

Aber ich weilte nicht ob dieser verderblichen Lehren über Verachtung der Damenwelt gerne bei unserem Nachbar, meine Freude war eine kindlich reinere. Wie alle Kinder hatte ich eine große Begierde, mit Handwerkszeug umzugehen oder den Handwerkern zuzusehen. Mit der Axt des Wagners einige Späne vom Holz zu hauen, war mir eine Lieblingsbeschäftigung. Und später wurden alle Reparaturen am Taubenschlag eigenhändig beim „Fürst" vorbereitet, ein Genuß, den ich nie vergessen kann. —

Ebenso gerne, wie beim Wagner Fürst, weilte ich aus gleichem, gesteigertem Grunde beim Schreiner Ferdinand Hauschel, einem andern Nachbar. Der Nachbar Hauschel war ein trockener Patron von jungen Jahren. Sein Vater, aus Württemberg einst eingewandert, gehörte mit seiner Frau zu den Gästen auf dem Großmutter-Bänkle, war ein schöner Greis, mit Kniehosen, der, was jetzt kein Haslacher mehr täte, an jedem Marienfeiertag den Schild der Rosenkranzbruderschaft, mit einer Kerze daran, andächtig zur Kirche trug.

Sein Sohn war ein tüchtiger Schreiner, hielt aber auf das Beten nicht so viel, wie sein Vater. Mir hat er viele Freude gemacht in seiner Werkstätte, und ich sah ihn fünfzig Jahre später mitleidsvoll als Spitalarmen sein Alter verleben.

Jetzt werden die Kinder abgestumpft. Man gibt ihnen ganze Ausrüstungen von Handwerkszeug zu Weihnachten, und sie haben nicht mehr jene höhere Empfindung, die wir hatten in dem Gelüst, solch ein Instrument, mit dem man an der Quelle, in der Werkstatt, gespielt, zu besitzen. —

Im gleichen großen Hause mit dem „Fürst" arbeitete aber der Wundermann meiner Jugendzeit, der alte Glücker. Er trieb in meinen Augen das Gewerbe eines Hexenmeisters; denn er war Orgelbauer, Maler, Vergolder und Bildschnitzer. Wenn er an seinen Heiligenfiguren schnitzte oder einen Engel aus einer Dorfkirche frisch anstrich und ihm die Flügel vergoldete, da überkam mich Staunen und Entzücken zugleich.

Ich bin in den Galerien von Florenz und Venedig nicht mit der Bewunderung vor den Meisterwerken der Malerfürsten Italiens gestanden, wie in meiner Jugendzeit vor den Aposteln, Kirchenpatronen und Engeln des alten Glücker. Und wenn er mir hie und da ein Blättchen von seinem Kompositionsgold schenkte oder einen zerbrochenen und durch einen andern ersetzten Engelsflügel, an dem noch Spuren einstiger Vergoldung oder Versilberung sich fanden, so war ich glücklicher, als wenn man heute mir einen Raphael oder Tizian zum Präsent machen würde.

Es hat mich bei meiner Primiz als Priester anno 1863 von irdischen Gaben nichts so sehr gefreut, als ein von dem damals noch lebenden, bereits über achtzig Jahre alten Kunstmeister der Heimat für mich geschnitztes und vergoldetes Kruzifix, das heute noch auf meinem Schreibtisch steht und mich noch oft erinnert an die Gold- und Silberfreuden der Jugendzeit. —

Mein Freund, der Fürst, starb als Opfer seines Berufes. Ein Baumstamm schlug ihm beim Abladen ein Bein derart ab, daß ein Wegschneiden desselben von den Ärzten für nötig erachtet wurde. Das litt aber mein Fürst absolut nicht. „Lieber sterben," sagte er, „als einen Stelzfuß tragen. Ich habe noch nie einen Fürsten mit einem Stelzfuß gesehen!" So behielt er seinen Humor noch angesichts des Todes, und wenige Tage darauf haben sie ihn mit beiden Füßen begraben. Er starb wie ein alter Held. —

In der Regel wohnen Wagner und Schmiede nicht weit von einander, schon um des vielfachen Zusammenhangs ihrer

Arbeit wegen. So stand unweit von des Fürsten Haus, dem unsrigen gerade gegenüber, die Esse unseres Nachbars Fidel Sandhas, des Schmieds. Wenn das Kind gerne bei jedem Handwerksmann weilt — den Schneider vielleicht ausgenommen — so wird eine Schmiede seine Phantasie vorab in hohem Grade beschäftigen, denn da gibt's Feuersglut, und Feuer ist das dem Kinde am meisten imponierende aller Elemente.

Schon das lallende Kind streckt seine Hand mit großer Vorliebe nach einem Lichtlein aus. Das helle, lebige, glänzende Ding zieht seine volle Aufmerksamkeit auf sich. Es möchte mit der Flamme spielen, wie mit dem Wasser. Das Feuerlein, von Knaben hinterm Haus angezündet, das so manch Unheil schon angerichtet, ist der Kulminationspunkt des Kinderspiels in den ersten Jahren der Knabenzeit. Das Feuer auf dem Felde, das Äpfel und Kartoffeln bratet, war uns Hirtenknaben die süßeste Frucht des Hütens, eine Feuersbrunst aber, die „losgelassen wachsend ohne Widerstand" Häuser und Gassen zerstört, ist der Knabenseele ein Jubiläum für ihre Phantasie und ihre Schaulust.

In Ermangelung eines solchen Hochbrandes ist die Lohe in der Werkstätte eines Schmieds dem Knaben ein Ersatz für höhere Feuerflammen. An Regen- oder strengen Wintertagen dem Schmied Sandhas den Blasbalg zu treten, in die Feuersglut zu schauen und die Funken zu sehen, das war Poesie für meine Kindesseele und wahrlich kein kleiner Beitrag zu meinem Kinderhimmel.

Der alte Meister, ein bildschöner Mann, auch im Schurzfell, mit dem bartlosen Gesichte und den runden, tiefen Augen war ein geborener Philosoph, unbewußter Anhänger der altheidnischen Weisen, denen das Feuer als das Urelement der Schöpfung galt. Ohne Feuer und Licht meinte er, wären wir Menschen macht- und kraftlos; Feuer und Licht seien neben der nötigen Nahrung die Hauptmittel zum Leben und Wirken. Der Mann beim Feuer sei darum etwas wert; drum war der alte Sandhas stolz auf sein Handwerk.

Die ganze Familie Sandhas in meiner Heimat bestand meist aus genialen Menschen. In meiner Jugendzeit lebte noch der närrische Maler Sandhas, ein Künstler ersten Ranges — aber ein Narr; närrisch geworden ob einer unglücklichen Liebe. Es lebte ferner der Instrumentenmacher Sandhas, der immer den „Stein der Weisen" suchte, brütend und verschlossen umherging, aber ganze Ströme von Geist aus seinen großen Augen quellen ließ. Es lebte mein Nachbar, der Schmied, der Mann „am Für". Noch heute lebt mein Freund, der Sattler Sandhas, ein Mensch, der von allem mit Façon zu reden weiß, von Chemie und Demokratie, von alter und neuer Forschung[1]. —

Wenn der alte, ernste Schmiedmeister ein Bauernpferd beschlug, und ich die rostigen Nägel, die er aus den Hufen zog, aufheben und behalten durfte, so war das meiner Kindesseele eine Eroberung, wertvoll genug, um mir wirkliche, innere Freude zu schaffen.

O Kinderhimmel, mit wie wenig Herrlichkeit bist du tapeziert, und doch wie glücklich machst du! —

Wenige Häuser oberhalb des untern Schmiedes war der obere — Lambert Fischinger, zugleich Kapellmeister der Stadtmusik, abermals ein philosophischer Kopf, aber mehr Epikuräer; er hielt viel auf einen guten Schoppen nach getaner Arbeit. Er konnte alle Gedichte des schwäbischen Dichters Waizmann auswendig und rezitierte sie in der Gesellschaft mit Vorliebe. Zur irdischen Glückseligkeit gehörte ihm die Musik und ein „guets Glas Wi".

Seine Arbeit in der Schmiede begann er jeweils damit, daß er unter Anrufung der heiligsten Dreifaltigkeit dreimal auf den Ambos schlug, und als das schönste Lied galt ihm der Kirchengesang in der Fronleichnamszeit: „Deinem Heiland, deinem Lehrer."

Ihm leistete ich in der Schmiede nicht so viel Gesellschaft, als dem andern Feuersmann. Aber er ist mir ins Herz ge-

[1] Ich verweise hier auf mein Buch „Wilde Kirschen".

schrieben als Lehrer der Musik. Alle Kinder, nicht bloß die Böhmen, sind geborene Musikanten, aber nur auf Holzklappern, auf Blechdeckeln, auf der Jahrmarktstrompete, auf der Mund- oder Handharmonika oder auf den aus Weidenrinde selbst gefertigten Musikwerkzeugen. Sobald jedoch die ausübende Musik in die Bande des Systems und der Theorie gekleidet werden soll, da weichen die meisten Kinderherzen zurück. Das Kind will musizieren, wie der Vogel auf dem Zweig, wie es ihm gerade in die Kehle kommt, nur dann hat seine Seele Freude. Das Notenmäßige ist ihm Zwang und deshalb den meisten Kindern verhaßt.

So ging es auch mir. Lambert, der Schmied, sollte mich auf Wunsch der Mutter die Flöte lehren. Aber es war umsonst. Der Meister gab sich alle Mühe, ich lernte nichts, weil mir das Blasen nach Noten entsetzlich langweilig war. Schließlich ward ich entlassen; der Lehrer meinte, ich hätte kein Gehör, und ich war der Ansicht, es fehlte mir der Geschmack. Später stellte mich der Großmutter Wille noch ans Klavier, abermals ohne Erfolg. So hab' ich aus meiner Jugendzeit an Musik nichts gerettet als das vom Vater ererbte Pfeifen.

In unsern Tagen ist Musik ein Stück allgemeiner, sogenannter Bildung geworden, und die Kinder der bessern und wohlhabenden Stände werden alle ohne Erbarmen in die Klavierstunde getrieben. Zur Aussteuer eines jeden jungen Mädchens gehört unbedingt ein Pianino, wenn auch nie oder herzlich schlecht darauf gespielt wird.

Ich halte dies für unnötigen Zeit- und Geldverlust. Es gibt eben einmal zahllose Menschen, die für ausübende Musik so wenig Talent haben als fürs Seiltanzen. Solche Menschenkinder sollte man nicht plagen und dem lieben Gott nicht in seine Schöpfung pfuschen wollen, der in diesem Punkte die einen zu Musikanten und die andern zum Zuhören geschaffen hat. —

Noch einen Nachbar muß ich nennen, dessen Kunst ich

manche Augenblicke kostbarer Jugendzeit gewidmet; es ist der Schuhmacher Landolin Stelker. Wer in seinem Leben nie auf einem Schuhmacherstuhl gesessen ist, der wird den poetischen Sinn der Söhne Knieriems nie zu begreifen imstande sein. Das Sitzen auf einem solchen Schuhmacherstuhl war für mich ein Behagen, das jetzt alle Diwans, Chaiselongues und „Amerikaner" nicht in mir hervorrufen können. So einen Vormittag, wenn die Schleusen des Himmels geöffnet waren, beim Stelker in der „Butik" sitzen, mit der Ahle hantieren und die Drahtspitzen durch ein altes Stück Leder ziehen oder einige Nägel in die eigenen Stiefel hämmern, das muß man erlebt haben in seiner eigenen Jugend, sonst fehlt am Kinderhimmel ein Sternlein, das nur leuchtet auf dem Schusterstuhle und beim Schusterpech. Wer es aber erlebt und die Poesie davon in seinem Kinderherzen gefühlt hat, der wird sich nicht mehr wundern, wenn er in späteren Jahren hört, die Weltweisen Jakob Böhme und Hans Sachs seien Schuhmacher gewesen.

Ich wäre ums Leben nie ein Schneider geworden, aber ein Schuhmacher mit Vergnügen. Die Schneiderei mit zwei Werkzeugen, Nadel und Schere, und dem ewigen Einerlei des Nähens hat für eine Knabenseele nichts Anzügliches, sie ist ihm zu weibisch. Aber ein Schuhmacher mit der Summe von Handwerkszeug und der Abwechslung des Nähens, Glättens, Hämmerns, Raspelns, Pappens und Wichsens — der hat Poesie im Leib für ein Kinderherz.

Wenn mir aber Landolin, der „Meister vom Stuhl", ein Stückchen glänzenden Saffianleders oder wohlriechenden Juchtens gab zum Abschied, da kam ich heim mit der Freude eines Staatsministers, der vom Fürsten eben im Palast den Großkordon zu irgendeinem Löwen oder Adler erhalten hat.

O, Kinderhimmel und Ministerseelen, Saffianleder und Großkordons! —

Das waren die Nachbarn beim Vaterhaus. Sie alle haben die Werkstätte mit dem Kirchhof vertauscht. Am

längsten haben sich am Leben erhalten der Schuhmacher Stelker und Lambert der Schmied. Der Stelker war aus dem „Runzengraben" bei Steinach, zwar ein Kinzigtäler, aber kein geborener Haslacher, hatte sich aber gut akklimatisiert. Er war äußerst wißbegierig, und wenn ich als Studentlein in der Vakanz noch manchmal neben ihm auf dem Philosophenstuhl saß, fragte er genau nach allem, was auf dem Gymnasium gelehrt wurde.

Noch Ende der siebziger Jahre suchte er mich einmal im Abgeordnetenhaus zu Karlsruhe auf, und ich hatte eine kindliche Freude, dem alten Nachbar die Residenz zeigen zu können.

Ein oder zwei Jahre später kam ich an einem Herbsttag das Tal herauf. Da begegnete mir an der „Gottlütbruck" ein Leichenzug. Es war Landolin, der Schuhmacher meiner Knabenzeit, den sie begruben. Und als ob sie mir ein Stück vom eigenen Leben begraben wollten, so ergriff es mich.

So oft ich in der Ferne hörte, der oder jener alte Haslacher sei gestorben, so ging es mir zu Herzen, wie wenn ein Mitspieler aus dem Lustspiel meiner Jugendzeit zu Grabe gegangen wäre.

Lambert, der Schmied, wurde von meinen Nachbarn der älteste. Er betete sein Nachtgebet am längsten. Er schloß es in seinen letzten Jahrzehnten jeweils mit den Worten: „Lieber Herrgott, do liegt der Lambert. Kannst ihn bruche, dann hol ihn, kannst ihn nit bruche, dann loß ihn liegen". Er schwang seinen Hammer im Namen der Dreifaltigkeit bis herauf in die achtziger Jahre, aber bis an sein Ende führte er auch heiter und lebensfroh den Taktstock. Sein Nachfolger, in alleweg nur noch origineller, wurde sein Sohn Otto.

Es waren, wenn ich heute so an sie zurückdenke, lauter Originale, meine Nachbarn aus der Knabenzeit. In jedem saß ein Stück jener Weisheit, die jede Menschenseele zu einem ungelösten Gotteswunder macht.

Freunde und Kameraden.

Wenn wir Menschenkinder in stillen, einsamen Stunden des späteren Lebens an die Jugendzeit zurückdenken, so stehen im Leben außerhalb des Elternhauses in erster Linie neben uns unter dem Himmelszelt der Kindheit die Freunde und Kameraden jener unsterblichen Tage. Unter Freunden verstehe ich jene älteren Menschen, denen das Kinderherz nächst den Eltern und Großeltern, Hausgenossen und Nachbarn zugetan ist, und unter Kameraden die gleichalterigen Spielgenossen, die Mitseligen im Kinderhimmel.

An beiden fehlte es mir in meiner Knabenzeit nicht, und eine Kindesseele ist groß genug, sie hat Raum für alle, welche mit Liebe, Wohlwollen oder gleicher Gesinnung ihr nahen.

Beginnen wir mit den Freunden, unter denen übrigens nur die „besten" genannt werden sollen.

Eine der ersten Freundschaften verband mich mit dem kleinen, alten Jakob, welcher das städtische Amt hatte, die Gänse der Bürgerschaft zu hüten, und deshalb kurzweg der „Gäns-Jokele" hieß. Er war ein zwergartiges, steinaltes Männlein, das am frühen Morgen mit einem Kuhhorn blasend durch das Städtchen zog, aus den Häusern seine Pfleglinge in Empfang nahm und hinaustrieb auf den „Steinrucken" an der Kinzig, eine Wüste von Sand, Kies, Pfützen und grünen Oasen. Uns Kindern aber kam der „Jokele", wenn er seine stattliche Gansherde vor sich her der Vorstadt zutrieb, wie ein Gänsekönig vor, dem wir mit Neid nachschauten.

Sobald das Frühstück genommen war, folgten drei oder vier Kameraden der Nachbarschaft oder der Vorstadt — denn Schule hatten wir damals noch keine zu besuchen oder erst am Nachmittag — und ich dem Jokele nach, hinaus an den Fluß. Hier setzten wir uns, wie die Türken um einen Erzähler im Kaffeehause, im Kreise um den Alten herum auf den weichen Flußsand, und der Jokele fing an zu erzählen von dem zerfallenen Bergwerk „Gottes Segen" am nahen Herrenberg, vom Reichtum, dem Übermut und der Strafe der Bergleute oder er teilte uns die Naturgeschichte seiner Gänse mit, denen er einer jeden ihren Charakter und ihre Gewohnheiten abgeguckt hatte. Er lehrte uns ferner aus den Weiden am Flusse hin allerlei Blasinstrumente und Pfeifen fertigen und war für uns, was für die Musiker von Fach Mozart, Beethoven und andere sind. Ab und zu ward einer von uns abgesandt, um verlaufene Gänse wieder beizutreiben, aber im Fluge eilte jeder wieder zu den Füßen des Zwerges.

Was war das eine Poesie! Der rauschende Fluß, die lustig grasenden Gänse, die stillen Weidenbäume am Ufer hin, und wir Kinder im Sand um den Gänsehirten geschart und zu ihm aufschauend, wie neubekehrte Heiden zu einem christlichen Missionär.

Wie manches Mittagessen wurde versäumt, wie mancher herbe Tadel getragen ob des überlangen Verweilens beim „Jokele"! Ja, scharfe Schläge gab es einst, als ich beim Gänsehirten ein Paar neue Stiefel im Fluß verschwinden sah — aber all das war nicht imstande, meine Liebe zum Freunde an der Kinzig zu vertilgen. Am andern Tag saß ich wieder bei ihm, und so oft er seine Herde an meinem Vaterhause vorbeiführte, sahen wir uns liebevoll und verständnisinnig in die Augen.

Er war ein häßlicher, triefäugiger Mensch, der Gänsjokele, und doch liebten wir ihn. Darin steht die Seele des Kindes hoch über den Seelen der erwachsenen Menschen. Ein

Kind läßt sich von alten, häßlichen Leuten herzen und küssen, hängt voll Liebe an ihnen, während die Erwachsenen oft mit Abscheu sich von derlei Personen abwenden. Allein dem Kinde gilt eben die ihm wohlwollende, freundliche Seele des Nebenmenschen alles, das übrige, die Schale dieser Seele, ist ihm völlig gleichgültig. Die Kindesseele ist deshalb in dieser Hinsicht ein viel reineres Ebenbild Gottes, der nicht auf das Ansehen und Aussehen der Person schaut.

Wir leisteten aber dem Jokele bisweilen auch einen Liebesdienst. Es wurde nämlich jede Gans, die sich im Städtle herumtrieb, vom Polizeidiener in den „Pfandstall" gesperrt. Dies war ein leerer Schweinestall auf dem Graben beim Hause des Schuhmachers Holzer.

Wenn nun am Abend eine Gans fehlte, der ging zum Pfandstall, der unter Verschluß des Polizeidieners stand. Dieser gab das Tier aber nur los gegen ein kleines Fanggeld. Den Unwillen des betreffenden Wibervolkes hatte der Jokele zu tragen.

So oft wir nun eine Gans in den Gassen erblickten, trieben wir sie der Kinzig und dem Jokele zu, der dankbar grinste für diesen Liebesdienst.

Oft aber gingen wir am Abend auch an den Pfandstall, wo sich für uns heitere Dispute abspannen zwischen dem Polizeidiener und den Wibervölkern. —

Jokele, mein lieber Freund, war der letzte seines gänsehirtlichen Geschlechts; mit ihm, der noch in meiner frühen Knabenzeit starb, hörte das Amt überhaupt auf. Und Gänse, die man an die Kinzig treibt, gibt es in meiner Vaterstadt fast keine mehr. Die Menschen sind auch im kleinsten Städtchen „kultivierter" geworden, die Gänse-, Küh- und Schweinehirten sind verschwunden, die Gemeinden haben nur noch Geld für „Bildung", und jeder Bürger muß für sein armes Vieh selbst besorgt sein, während in alten Zeiten — in schöner Art — auch Gänse, Schweine und Hornvieh zur „res publica", d. i. zum „gemeinen Wesen" gehörten. —

An des Gänsehirten Stelle trat in meine Freundschaft ein ebenso armes, von den Menschen und der Welt verlassenes Geschöpf, der „Läuferjok". Er trank fast täglich im Vaterhaus am Morgen ein Gläschen Schnaps, wozu er das schwarze Brot selbst mitbrachte. Es schenkte aber dem alten, äußerlich verwahrlosten Manne niemand Aufmerksamkeit, als ich, dem er die ersten Erdbeeren oder Kirschen heimtrug, und dem er erzählte aus den napoleonischen Kriegszeiten, in denen er als Fuhrmann Proviant- und Munitionswagen das Tal hinauf und hinab zu führen gehabt hatte.

Wir wurden innige Freunde. Und wie tat es dem alten, verachteten, durch herbes Geschick heimgesuchten Taglöhner so wohl, eine Seele gefunden zu haben, die noch Freude an ihm und seinen Gesprächen zeigte!

Unglücklich verheiratet mit einem Weibe, mit dem er mehr denn zwanzig Jahre nicht ein Wort gesprochen, und um Hab und Gut gekommen, blieb ihm nichts mehr als ein Stück Feld mit vielen Kirschbäumen in einem abgelegenen, waldigen Seitentale der Heimat. Dort baute er sich eine Strohhütte, lebte darin im Sommer Tag und Nacht unter seinen Kirschbäumen, machte Holz im nahen Stadtwalde oder taglöhnerte und fristete so ein freudeleeres Dasein.

Er wußte alle Stellen in Feld und Wald, an denen es nicht „geheuer" war und wo irgend ein Geist seinen Spuk trieb. Am meisten lauschte ich seinen Waldgeistern; denn ein Geist im Walde, der erschien mir viel geheimnisvoller und poetischer, als ein Geist auf einer Wiese oder in einem Hause. Dem Jok waren aber alle diese Geister böse und nur „durch Beelzebub, den obersten der Teufel", zu bannen. Gar oft erzählte er von dem Geist am „Reiher-Wald", der ihm bisweilen seinen Wagen gestellt habe, so daß keine Pferdekraft mehr imstande gewesen, ihn vom Platz zu bringen und alle Hilfe von Menschen oder Soldaten umsonst war. Auch die Anrufung heiliger Namen habe nichts genützt; erst wenn er ausgerufen: „Nun vorwärts denn in Teufels Namen!" —

sei der Spuk gewichen und er wieder mit seinem Gespann weiter gekommen.

Daß der Teufel meinem Freunde einen kleinen Spuk gespielt, kam mir gar nicht so schlimm vor, und wenn nicht die „Lenebas“ mir denselben anderweitig gezeichnet und mich gelehrt hätte, bei seinem Namen schützend das hl. Kreuzeszeichen zu machen, so wäre mir der Teufel am „Reiher-Wald“ gar spaßig und unschuldig erschienen. Ich hatte während meines Freundes Schilderungen oft den Wunsch, einmal so einem Wagenbanne zusehen zu können, und bedauerte, daß der alte Fuhrmann keine Pferde mehr hatte und daß keine Kriegszeiten mehr im Lande und auch die Geister ausgestorben waren. Das ist eben die Kinderpoesie im Geisterwesen.

Viel mehr als den Teufel am Reiher-Wald fürchtete ich des „Läuferjoks“ Weib. Nicht als ob er in meine junge Seele den Abscheu gegen sie gepflanzt; er sprach nie von ihr und mit keinem Menschen. Aber sie selbst, so selten ich sie auf der Straße sah, kam mir wie eine „Hexe“ vor, und die Hexen fürchtete ich, denn die hatten nach meinen Anschauungen und Belehrungen Fleisch und Blut, waren leibhaftige Weibsbilder.

Ich begreife sehr wohl, wie im 16. und 17. Jahrhundert die Hexerei und die Hexenprozesse wie eine Geisteskrankheit durch Europa zogen. Und so lange die Menschheit existiert, wird der Hexenglaube nie vollständig aus der Welt verschwinden. Das Volk hat ihn nie ganz verloren, und unsere aufgeklärte Zeit selbst treibt jetzt schon wieder allerlei Hexerei, am ärgsten in Berlin, der Metropole deutscher Intelligenz und Philosophie. Auch ich huldige ein Stück weit dem Glauben — an Hexen. Wenn man aber alle Hexen unserer Tage, wie ehedem, verbrennen wollte, man brächte bei den teuren Holzpreisen nicht Geld und Holz genug auf.

Meines Freundes Frau war allerdings nur ein Hexlein, eine kleine Person mit ungemein großen, düstern Augen und angetan mit schwarzen, zerrissenen Kleidern. Die Woche

über zog sie meist bettelnd auf den Bauernhöfen umher und kam am Samstag abend schwer beladen mit Viktualien heim. Als sie starb, fand man in ihrer Kammer ganze Zentner von verdorbenem Speck, Butter, Bohnen usw., die sie im Laufe der Zeit zusammengebettelt hatte, während mein armer Freund, ihr Mann, oft nicht ein Stück Brot zu seinem Schnaps gehabt hätte ohne meine Freundschaft.

Es war mir ein Hochgefühl, dem guten Alten ein Stück Brot schenken zu können; oft erbat ich auch von der Mutter noch ein Extragläschen gratis für den verlassenen Einsiedler aus der Strohhütte am „Strickerwald".

Das Kind ist von Natur aus voll Mitleids gegen arme Mitmenschen. Es hat eine innige Freude, wenn es dem Bettler einen Pfennig oder ein Stückchen Brot eigenhändig reichen darf. Ein Kind gibt nicht gerne von seinem Brot seinen Geschwistern oder andern Kindern, aber den Armen und Notleidenden werden die allermeisten Kinder stets gerne geben, selbst wenn ihnen dadurch etwas abgeht.

Der Anblick leidender Menschen und Tiere greift in der Regel einem Kinde tief in die Seele, aber je mehr das Tier zur niederen Gattung absteigt, im gleichen Maße nimmt auch des Kindes Mitleid ab. So konnte ich um alles nicht zusehen, wenn ein Schwein oder Rind getötet wurde; ein Fischlein mit der Gabel zu durchstechen, machte mir aber nicht den geringsten Kummer. So wird auch ein natürliches Kind nie imstande sein, ein junges Schaf zu quälen, während es mit einigem Vergnügen einem Käfer Füße und Flügel abreißt oder einen Schmetterling anspießt. In dieser letztern Hinsicht ist das Kindesalter, wie Lafontaine sagt, das Alter der Grausamkeit. Und daß Mitleid und Grausamkeit in der gleichen Seele wohnen können, weist der große Forscher Lombroso auch bei den Wibervölkern schlagend nach. —

Als der Läuferjok starb, trug ich als zwölfjähriger Knabe das Kreuz seinem Sarge voran auf den Kirchhof, ich, sein einziger Freund, den er wohl im Leben zurückließ. Das

Kreuz ist längst auf dem Grabe vermodert, und vergeblich suchte ich in den siebziger Jahren die Stätte, wo wir ihn dreißig Jahre zuvor begraben hatten — aber in mir lebt noch die helle Erinnerung an den weltverlassenen Greis, der so manche Stunde der Jugendzeit mir versüßt hat. —

Ein weiterer, älterer Freund war mir der Pfaffensepp von dem benachbarten Dörflein Schnellingen. Er war ein armer Holzmacher, der im städtischen Urwald vom Herbst bis Frühjahr tätig war und im Sommer ein ganz kleines Gütchen bearbeitete. So oft er den Wald verließ, um heimzukehren, kam er zuerst in mein Vaterhaus, um einen Schnaps zu trinken und ein Stück Brot dazu zu essen.

Er saß dabei immer abseits still und steif wie ein Götzenbild da und redete mit niemanden als mit mir von seinem Waldleben, von der Gefährlichkeit des Holzfällens, vorab des „Schlitterns"[1], das manche Lebensgefahr in sich barg.

Er erzählte mir, wie der oder jener vom Schlitten, den er nicht mehr bewältigen konnte, an einen Baum gedrückt und getötet oder verstümmelt worden sei.

Er erzählte aber auch vom Feuer, an dem die Holzmacher ihr Essen kochten und wärmten, von Hasen und Rehen, die sie aufgescheucht. Mit Spannung hörte ich dem Pfaffensepp zu, an seinen Knien stehend, und ich liebte den alten Mann. —

Die größte Tierfreude hat ein Kind an den Pferden. Das Pferd ist ihm der König unter den Haustieren, und das Sitzen auf dem Rücken eines Gauls ist ein Königsthron für das Knabenherz. Den Kindern meiner Heimat ist mit der Eisenbahn ein großes Stück dieser Pferde-Poesie verloren gegangen. In meiner Jugendzeit zogen täglich fremde Lastfuhren und Herren-Chaisen ins Städtchen ein. Da kamen die riesigen „Scholterwagen" des Hauses Hummel in

---

[1] So heißt man die Beförderung des Scheiter-Holzes von den Bergen herab vermittelst Handschlittens.

Mannheim, die von Frankfurt herauf die Kolonialwaren ins Tal brachten, bespannt mit sechs bis acht Kolossalgäulen, oder es rollte eine Extra-Post durch mit einem alten Baron, oder ein Geschäftsreisender fuhr mit seinen Muster-Koffern zum Tor herein. Flugs waren wir Knaben zur Stelle, denn da gab's im Sommer Pferde in die Schwemme zu reiten und im Winter in den Stall abzuführen und zu helfen beim An- und Ausspannen. So waren wir befreundet mit allen Hausknechten und allen regelmäßig durchfahrenden Fuhrleuten — um ihrer Rosse willen.

Uns heiligte damals, wie den meisten Menschen, so sehr sie den Satz auch verpönen, der Zweck das Mittel. Wir liebten die Hausknechte und hofierten den fremden und einheimischen Fuhrleuten nur um der Pferde willen, und in diesem Sinne bestand eine vorzugsweise, intime Freundschaft zwischen mir und dem Fuhrmann im Vaterhaus, dem „Peterwendel", der für uns pflügte, säete und das Heu und die Garben holte.

Die Zunft der Fuhrleute in meiner Vaterstadt war in meiner Jugendzeit eine ganz besondere Menschenklasse. Vorab gehörte keiner als Mitglied einem „Tierschutzverein" an, sie waren alle mehr oder weniger „Schinder" und gönnten weder sich, noch ihren Tieren Ruhe. Da ging's Tag und Nacht, in Feld und Wald, talauf und talab. Knigges „Umgang mit Menschen" hatte auch keiner studiert, und sie benahmen sich dementsprechend im Verkehr mit andern Leuten. Ihr Senior war damals der alte „Othmar", der, wenn sein abgeschundener Gaul nicht mehr ziehen wollte, auf ihn einhieb mit dem stehenden Zuruf: „Zieh'n mußt, Kaib; wenn du Kapuziner wärst, müßt' predigen!"

So wie des Kapuziners Beruf das Predigen ist, so galt dem Othmar als Pferdeberuf das Ziehen. Sein Nachfolger in Theorie und Praxis wurde später des „Säcklers Fidel", ein älterer Jugendfreund von mir, zugleich Reitlehrer, Pferdebändiger und Rossehändler, ein Mann, von dessen

„Roßgeschichten" man eine kleine „Iliade" schreiben könnte[1]. Sein Schwager aber war unser Leibkutscher, der Wendel Neumaier. Er hatte zwei abgemagerte Pferde, von denen das eine blind und das andere krumm war. Der blinde „Bläß" und ich bildeten die eigentliche Freundschaft, die nur unter Wendels Firma, als dem Besitzer meines blinden Kameraden, geführt werden mußte.

Ein blindes Tier wird immer eine Kindesseele noch mehr beschäftigen, als ein blinder Mensch. Das Kind fühlt besser wie erwachsene Menschen, daß so ein armes Geschöpf viel elender und hilfloser daran ist, als ein Mensch ohne Augenlicht. Niemand wird roh genug sein, einen blinden Menschen zu malträtieren, während von den edlen Fuhrmannsseelen das blinde Pferd die gleichen Schläge, wie das sehende, bekommt, ja, in der Regel, wegen seiner Fehltritte, noch mehr. Und doch sind, wie die Fuhrleute damals behaupteten, die blinden Pferde die besten, und der „Säckler-Fid" meinte, sie seien blind geworden, weil sie sich zu sehr angestrengt hätten.

Wenn ich an die Leiden meines blinden Freundes „Bläß" zurückdenke und die jetzigen Bestrebungen für Tierschutz vor mir sehe, so möchte ich unsern Tierfreunden ans Herz legen, vorab um ein Reichsgesetz zu petitionieren, wonach kein blindes Pferd mehr gehalten und gebraucht werden darf. Meist sind diese ärmsten der Tiere in den Händen von Fuhrleuten unterster Stufe und müssen mehr leiden, als unsere Seele zu ahnen sich anstrengt. Ich tadle es deshalb, daß die Tierschutzvereine ihre Sorgfalt vielfach nur den Singvögeln zuwenden, die von Fuhrleuten, Metzgern usw. mißhandelte höhere und bewußter fühlende Tierwelt aber noch lange nicht genug zu schützen suchen. —

In den vielen Jahren, da der Wendel unsere Felder

[1] Der Fidel Dietrich starb erst 1908 als Feld- und Bannwart, und ich hatte oft noch in meinen und seinen alten Tagen die Freude, ihn zu sehen.

bebaute und unsere Ernte einführte, war sein blindes Pferd meine stete, liebende Sorge. Der arme Bläß kannte meine Stimme besser und hörte sie lieber, als die seines Herrn. An Brot und Liebkosungen fehlte es nie, so oft er vor meinem Vaterhaus ankam oder abging, jeweils mich auf dem Rücken tragend.

Zweimal brachte mein jugendlicher Leichtsinn und seine Blindheit uns beide in Lebensgefahr. Vor lauter Reiterstolz vergaß ich, das blinde Tier zu leiten, und das eine Mal fielen wir in den Stadtbach, das andere Mal von der Brücke hinab in den Mühlkanal. Ein Schutzengel ließ uns wunderbarer Weise stets unversehrt aufstehen. Verdoppelte Zärtlichkeit sollte dem armen Bläß dann die Ungeschicklichkeit seines kleinen Freundes vergessen machen.

Von einheimischen Pferden ritt ich damals noch die Müllerpferde. Mein Vater kaufte die Frucht zum Backen jeweils am Montag ein, und am Nachmittag holte sie entweder der Stadtmüller Ambs oder der Kunstmüller Benz ab in seine Mühle außerhalb des Städtchens.

Der Stadtmüller hatte einen störrigen Braunen und der Kunstmüller einen hitzigen Rappen, seiner Kleinheit wegen nur „des Kunstmüllers Guller" (Hahn) genannt.

Beide gingen mit mir und den paar Säcken Weizen oft im Galopp durchs Städtle, der Mühle zu, und das war mir jeweils eine große Freude.

Noch einmal jung zu werden und aufs Wendels blindem Bläß oder aufs Kunstmüllers kleinem Rappen durchs Städtle zu reiten — dieser Gedanke kam mir schon öfters.

Sie haben längst ausgelitten, die armen Gäule; mein Freund Wendel aber schwang, als der Sprosse eines langlebigen, zähen Fuhrmannsgeschlechtes seine Peitsche noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. —

Ich nenne noch zwei Freunde aus den seligen Jugendtagen. Beide haben mehr die Stellung des Mephisto zum Faust bei mir eingenommen, aber gerade deshalb sollen sie

nicht vergessen werden. Beide hatten das „edle Handwerk der Metzger" erlernt, doch dem einen war längst das Fleisch ausgegangen, und er trieb ein viel poetischeres Gewerbe; er war Vogelfänger geworden und in dieser Eigenschaft der Freund aller Knaben. Es war dies des „Stubenwirts Alise", ein Bruder des Christian in den „Wilden Kirschen".

Der andere war aber der „dicke Metzger", Xaver Franz alt, auf dem Graben, in seinem Metier keiner der geringsten seines in meiner Heimat höchst zahlreichen, blutigen Standes. Er hatte in Göttingen „studiert" und machte die besten Würste. Darauf beruhte zunächst unsere Freundschaft, auf Göttingen und auf den guten Cervelats. Von den letzteren war ich ein großer Verehrer, und was Göttingen betrifft, so erzählte der Dicke mir oft von den Göttinger Studenten und ihren Streichen.

Er hatte aber bei all seinen Lockmitteln einen ganz besonderen Zweck für sich im Auge, und darin zeigte er den Mephisto. Seine Körperbeschaffenheit erschwerte ihm das Gehen; er saß meist vor seinem Hause und wartete auf seine Kunden und uns Buben. Zu seiner leichteren Verdaulichkeit liebte er nun ungemein das Lachen. Zu diesem Behuf war es bei ihm stehende Sitte geworden, uns Knaben um sich zu sammeln und uns dann gegeneinander zu hetzen, bis wir handgreiflich wurden. Der Sieger bekam sodann eine Wurst oder ein Stück Schwartenmagen, der dicke Zuschauer durch sein Lachen wieder Hunger und Durst, und wir, seine Schauspieler, obendrein, wenn wir mit zerrissenen Hosen und beschmutzten Kleidern heimkamen, eine Tracht Schläge.

Wie waren die Menschen in früheren Zeiten erfinderisch! Heute geht der „Mastbürger" zu seiner Verdauung zum Kaffee, spielt eine Partie Billard oder raucht eine gute Zigarre — in meinen Jugendjahren ließ der dicke Metzger die Leidenschaft der Jugend los und bewirkte auf diesem billigeren Weg eine Beschleunigung des Stoffwechsels.

Schlimmer war es, daß der schlaue Metzger-Franz uns

allerlei Stichelreden lehrte, die wir den vorübergehenden Bürgern und Bürgerinnen nachrufen mußten. Wenn dann das gereizte Menschenkind uns greifen wollte und wir ihm behend davonliefen, so war das abermals eine angenehme Zwerchfellerschütterung für den Alten.

Ich mochte seinen Absichten am besten nachkommen, denn ich war sein Liebling, sein „Freundchen und Brüderchen", wie er mich gerne taufte. Leider war mein Vater ein scharfer Gegner dieser Freundschaft; der boshafte Metzger bekam von ihm manch hartes Wort und ich das strenge Verbot, nicht mehr zum „Dicken" zu gehen. Aber die „Göttinger Würste" und das Vergnügen am Raufen und Sticheln ließen mich gar oft dem guten Vater ungehorsam werden, so schwer es mein Leib auch büßen mußte, wenn es daheim bekannt wurde.

Der Göttinger Wurstfabrikant hat schon anno 1860 ins Gras beißen müssen, wie man in Hasle sagt. Ich war noch Student, als der junge Vikar Ferdinand Späth, der heute noch (1910) als greiser Pfarrer in Forbach im Murgtal lebt, ihm die letzte Wegzehrung brachte. Mir selbst ist die jugendliche Rauflust durchs Studieren, das anfänglich mir alle Lebenslust raubte, bald vergangen. Wenn ich aber heute noch bisweilen wider willen in einige Bosheit gegen den Nebenmenschen verfalle, so mag man das der Schule des metzgerlichen Freundes zuschreiben. Ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er lacht, während sein großer Hund „Moreau" bellt und wir uns raufen und mit den Blicken der sterbenden römischen Gladiatoren zu ihm aufschauen und sagen wollen: „Morituri te salutant, Caesar!"[1] —

Nicht gar weit von diesem Mephisto-Freunde wohnte auf demselben „Graben" in einem kleinen, einstöckigen Häuschen der zweite Mephisto, des „Stubenwirts Alise". Was das Museum Barnum in Newyork für die Amerikaner, das war zu meiner Zeit die Hütte des „Alise" für uns Haslacher

[1] Sterbend grüßen wir dich, Kaiser!

Knaben. Da war alles zu sehen in einer Stube, was des Knaben Herz erfreut: Vögel aller deutschen und kanarischen Art, Tauben, Hühner, Hasen und Hunde. Fast jeden Tag änderte sich die Szenerie. Neue Vögel waren gefangen oder eingetauscht, alte verkauft worden. Dazu gab Alise Vorlesungen über alle seine Tiere, ihren Fang, ihre Erhaltung und Lebensart. Und wenn alle Studenten so aufmerksam den Worten ihrer Professoren zuhören und dieselben in Kopf und Herz bewahren würden, wie wir die unseres Freundes Alise, es würde keiner im Examen durchfallen.

Der Alise lehrte es mich, den ersten Meisenschlag zu bauen und im Garten der Großmutter, der an des Vogelstellers Hütte angrenzte, aufzustellen. Was in dem Worte „Meisenschlag" für ein Zauber liegt für ein Knabenherz, das kann nur empfunden, nicht beschrieben werden. Die erste gefangene Spiegel- oder Blaumeise könnte für ein Kinderherz tödlich wirken vor Freude und Aufregung, wenn der junge Naturmensch nicht die besten Nerven hätte.

Aber die Meise ist auch der echte und rechte Kindervogel — lustig und ruhelos wie ein Kinderherz. Mit welcher Entsagung haben wir die im Spätjahr unter den Bäumen gesuchten Nüsse zusammengespart auf den Winter für die Meisen! Und welch ein Glück war es, den Tierchen dann in der warmen Stube zuzuschauen, wie sie bald die Nüsse pickten, bald „im Triller" auf und ab rasten, bald einen Pfiff taten!

Das aber war die Mephisto-Natur in meinem Freund Alise, daß, so oft eine Meise in meinem Schlag in der Großmutter Garten, der seinen Fensterchen gegenüber lag, gefangen und ich nicht frühe genug am kalten Wintermorgen da war, der Freund den Vogel selbst holte, den Schlag wieder in Ordnung brachte und mir dann meine eigene Meise als eine von ihm gefangene zum Kauf anbot. Geld hatte ich noch keines, aber mein Freund trieb Tauschhandel. Ich brachte mit der Mutter Erlaubnis ein Viertele Schnaps, und der Vogel war mein.

Später, als ich seine List erfuhr, stellte ich meine Meisenschläge aus dem Bereich seiner Freundesaugen in den elterlichen Garten, weit ab von seiner Wohnung, blieb aber doch im Spätherbst und Winter sein täglicher Stammgast. Auch diese Freundschaft wurde vom Vater schließlich verboten, da er der Ansicht war, ich würde es im Leben nie weiter bringen als zu der Stellung meines Freundes Alise.

Dem Alise, der stets ein Kölnerpfeifchen rauchte und eine Zipfelkappe trug, habe ich noch als Pfarrer in seinen greisen Tagen manchen Schnaps bezahlt in dankbarer Erinnerung an die schöne Vogelzeit. —

Das waren die Hauptfreunde außerhalb des Vaterhauses und der Nachbarschaft in meiner Kindes- und Knabenzeit. Es sind Menschen unterster Art, ja vielleicht zweideutigen Charakters gewesen, aber sie waren Sterne am Kinderhimmel und hafteten deshalb viel stärker in der Erinnerung, als viele andere, bessere und gebildetere Menschenkinder, mit denen ich in späteren Jahren freundschaftlichen Verkehr gepflogen. —

Und die Freundinnen? Solcher besaß ich in jenen Tagen außerhalb des Hauses, wo die Mägde diese Rolle spielten, und den Schutzengel Lenebas nicht gerechnet, nur zwei, eine kleine, junge und eine größere, ältere.

Es bestand in meinen Knabenjahren schon in den Klassen der „unteren Schule" ein eigentümliches, merkwürdiges Verhältnis zwischen Knaben und Mädchen.

Wenn wir Knaben zur Schule gingen und ein gleichalteriges Mädchen trafen, das auch der Schule zutrippelte, so nahmen wir es bei der Hand und gingen so vereint der Schule zu.

Sahen wir den gleichen Knaben mit dem gleichen Mädchen regelmäßig diesen Weg gehen, so sagten wir: „Des isch dem si Schätzli."

Es ist mir heute noch ein Rätsel, wie wir auf diese Bezeichnung kamen. Sie ist aber psychologisch sehr interessant.

Mein „Schätzli" war auf diese Art ein kleines Mädchen geworden namens Sophie. Es gehörte der Witwe des Hammerschmieds Kern, die im zweiten Stock des Bierhauses zur Kanone wohnte. Es hatte auch einen Bruder Fridolin, fast gleichalterig mit mir, während das Mädchen etwas älter war als ich.

Es kam so weit — es war keines von allen dreien noch zehn Jahre alt — daß ich die zwei regelmäßig draußen vor dem oberen Tor abholte und wir zusammen in die Schule gingen.

So blieb es auch in der „oberen Schule". Aber die Engelein im Himmel können nicht unschuldiger miteinander verkehren und spielen, als wir es getan.

Und als ich „ins Studi" kam, hatte alles ein Ende, und in den Lyceumsjahren kam ich kaum mehr mit dem „Schätzli", das ein schönes Mädchen geworden war, zusammen.

Sie heiratete frühzeitig einen braven Lehrer in dem einsamen Hufenbacher Tale oberhalb Hasle und starb ganz jung, während ich noch in Rastatt Student war.

Der Fridolin ging einige Zeit mit mir „in die Stund" zum Kaplan, gab es aber bald wieder auf und wurde später ein vermöglicher Kaufmann in Hasle, wo er auch schon vor Jahren gestorben ist.

Ich erinnere mich nur noch, daß auch mein etwas älterer Vetter Karl Franz sein „Schätzli" in der Nähe des meinigen hatte; es hieß Luise und gehörte dem Fuhrmann Fauz. Vetter Karl und ich besuchten die kleine Luise bisweilen und besprachen mit ihr, die am niederen Fenster stand, die kindlichsten Dinge. Sie ist, wie ihr Verehrer, auch längst tot und starb als Frau eines Haferhändlers in Villingen.

Ich aber sage mit Rückert:

O du Kinderherz, o du Kinderherz,
Unbewußten Fühlens froh,
Kennst das Menschherz, kennst das Menschherz
Wie Salomo! —

Ich hatte dann aber zu gleicher Zeit eine viel gefährlichere Freundin.

Unter dem Rathause der Vaterstadt saßen im Sommer und Herbst ständig zwei Obstverkäuferinnen hinter ihren mit allen Delikatessen des Kinderherzens gefüllten Körben. Die eine war eine jüngere Person aus dem unfernen Dorfe Bollenbach, die andere das alte Weib des ersten Polizei- und Ratsdieners Pfrengle.

Welche Milliarden von sehnsüchtigen Blicken verschlangen diese Süßigkeiten, wenn wir auf dem Weg zur Schule an diesen Weibsleuten und ihren Schätzen vorüberzogen, meist unvermögend, etwas zu kaufen! Aber die wenigen Kreuzerlein, die damals ein Kind erringen konnte, wanderten alle in die Hände der Rathausdamen.

Die jüngere hieß Magdalene Schwendemann, kurz bezeichnet die „Biremadel" oder, wie die Haslacher sagten, „das Biremadel". Sie war meine Freundin und Verräterin. Hab und Gut des Kindes waren seit Jahren ihr zugeflossen; nie trat ich an einen andern Korb als an den ihrigen. Da hat die Schlange den armen Knaben zuerst verführt und dann verraten. Sie verleitete mich nämlich, bei ihr in geldlosen Zeiten auf „Borgs" zu kaufen und so mein brennendes Verlangen nach den ersten Kirschen, Zwetschgen, Birnen oder Kastanien zu stillen.

Man verkehrt oft im Spaß den Schillerschen Satz von der „Schuld", und sagt, das größte Übel seien „die Schulden". Ich stimme dieser Travestie in allem Ernste bei; denn die Schulden, die ich, verführt vom Weibe wie Adam durch die Frucht vom Baume, damals machte, waren in jenen Tagen mein größtes Übel und meine tiefempfundenste Schuld.

Mit welcher Seelenangst ging ich von jetzt ab in die Schule, vorbei an dem Weibe, das meine ganze Ehrlichkeit in der Hand hatte und im Besitze eines Geheimnisses war, dessen Eröffnung Vater und Mutter mit Schrecken erfüllt hätte. Und wieviel betrug die Schuldsumme? — Zwölf

badische Kreuzer! Und um dieser zwölf Kreuzer willen habe ich mehr Angst gelitten, als ein Börsianer unserer Tage um eine zu verlierende Million.

Ich konnte der „Biremadel" nie mehr fröhlich in die Augen schauen, es war mir jeder Blick von ihr eine Mahnung an die Schulden. Sie besaß ein Töchterlein, das mit mir in die Schule ging, und selbst in diesem unschuldigen Geschöpfe verfolgte mich die Teufelin „Schuld". So oft ich das Mägdlein sah, dachte ich an die Mutter und an die zwölf Kreuzer.

Und woher diese nehmen und nicht stehlen?! Ach, wie schwer erwarb damals ein Kind nur einen Kreuzer oder Groschen. Heute verfügen Kinder im Alter von zehn und zwölf Jahren über Gold. Ich kannte in meinem Pfarr-Dorfe am Bodensee Knaben, die, teils durch Geschenke, teils durch kleinen Erwerb, hundert Mark auf der Sparkasse hatten. In meiner Jugendzeit wäre das für des reichsten Mannes Kind meiner Heimat eine reine Unmöglichkeit gewesen.

Wie sehr ist einerseits der Geldwert gesunken und wie sehr anderseits die Jugend verwöhnt worden!

Wie verdiente ich meine Kreuzerlein? Am Namenstag bekam ich von Vater, Mutter und Großmutter je einen neuen Kreuzer; hie und da gab ein fremder Fuhrmann für Kommissionen beim Schmied oder Sattler einen Kreuzer, oder am Jahrmarkt ein Krämer für Beihilfe, um seine Bude aufzuschlagen, eine Kupfermünze. Oder der Gerber Aiple zahlte für hundert Stück gestampfte Lohkäse zwei Kreuzer oder die Großmutter ebensoviel für Holztragen oder der Hammerschmied Haiß die gleiche Summe für ein Pfund altes Eisen.

Den höchsten Lohn in meiner ganzen Knabenzeit, der mir deshalb unvergeßlich ist, gab mir der alte Amtsrevisor Ganter, dem ich einmal einen Brief nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen Zell am Harmersbach tragen mußte. Er honorierte mich mit einem Sechser. Kein preußischer General hat nach dem großen Kriege mit d e r Freude seine Dotation entgegengenommen.

Der nobelste Geber aber für uns Knaben war der bayerische Schweinehändler, der im Sommer jeden Jahres seine Herde ins Städtle trieb und im „Engel" einstellte. Sofort sandte er die Buben der Nachbarschaft als Herolde in die Straßen, jeden in ein besonderes Stadtviertel. Im Galopp ging's ab, und bald erscholl in allen Gassen von helltönenden Knabenstimmen der Lockruf an die Ohren der ehrsamen Bürger:

Wer will Sau kaufen,
Der soll in Engel laufen.
Borgs bis Martini!

Beim dritten Kinderhimmel! Kein Herold des Altertums und kein Wappenkönig der Turnierzeit war stolzer, glücklicher und von seinem Amt eingenommener als wir, wenn wir den Männern am Kinzigstrand verkünden konnten, daß der bayerische Schweinehändler „ins Land gekommen sei"!

O Jugendzeit und Jugendglück! Wir Knaben waren nichts denn die Gesandten eines Schweinehändlers, aber wie jubelte unser Herz, wenn wir den Mann einziehen sahen oder hörten: „Er ist da!"

Und erst der Lohn!? — ein Groschen, Silbergeld nach dem ewigen Kupfer des Jahres, Silbergeld wenigstens einmal innerhalb zwölf Monaten.

Als ich in der Studienzeit später im Homer las von „göttlichen Schweinehirten" und die Herrensöhnlein neben mir auf den Schulbänken spotten hörte über Homers Einfalt, da begriff ich beide, den Dichter und die Stadtknaben. Um den ersteren zu verstehen, brauchte ich nur an unsern bayerischen Schweinehändler zu denken, und bei den letzteren, zu wissen, daß sie nie im Leben „Schweine ausgerufen" hatten.

Zu Homers Zeiten waren aber die Menschen und Dichter noch Kinder, und in Kindesaugen kann selbst der Schweinehirt ein göttlicher Mann werden, göttlich für den Kinderhimmel. In meinen Kindeserinnerungen ist der Sauhändler aus dem Bayernland heute noch wenigstens ein „unsterblicher" Mann.

Wenn ich heute wüßte, aus welchem Ort in Bayern der damalige Schweinehändler, ein großer, schlanker Mann, gewesen und in welchem Hause er gewohnt, ich würde ihm eine Gedenktafel an das letztere setzen lassen. —

Doch zurück zur Jugendschuld! Die Zeit kam, da die Furie unter dem Rathaus zum Zahlen drängte, um so mehr, als ich ihr nicht mehr so viel unter die Augen kam, um nicht meinen Schuldbrief in ihrem Katzenblick lesen zu müssen. „Wo die Not am höchsten, ist die Hilf' am nächsten." In der größten Schulden-Angst und Bedrängnis brachte mir mein Kamerad, der „Brucker-Karle", die Kunde, der Sauhändler sei da, nach der Schule müsse ausgerufen werden. Wie ein Granitfelsen fiel's vom Herzen. Der Groschen ist mein, dachte ich, und damit eine Abschlagszahlung und neue Fristung!

Und solche Menschen, die einen trüben Kinderhimmel wieder hell machen, und wenn sie auch Schweinehirten sind, sollte Homer nicht „göttlich" nennen! Fürwahr, wenn er es nicht getan, ich hätte meinen Schweinehändler mindestens einen „Engel" genannt.

Glück und Unglück kommen in der Regel doppelt. Am Nachmittag des Heroldsdienstes engagierte mich die Großmutter, ihr Holz auf den Speicher zu tragen, und versprach, weil ich es jeweils sehr ungern tat, als Lohn der Kreuzer zwei. Nie habe ich mit solcher Lust dies mir sonst verhaßte Geschäft besorgt. Aber es galt ja meiner Ehrlichkeit und dem Loswerden von dem unseligen Banne des Weibes.

So geschah es, daß ich um vier Uhr des Nachmittags fünf Kreuzer mein Eigentum nennen konnte, und gehobenen Mutes eilte ich dem Rathaus zu, um die „Pomona"[1] zu befriedigen. Doch

> Mit des Geschickes Mächten
> Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
> Und das Unglück schreitet schnell.

---

[1] So hieß bei den heidnischen Römern die Göttin der Früchte.

Bereits war ich in der „hinteren Gasse", beim „Kreuz", etwa hundert Schritte von meiner Megäre, angekommen, als ich auf einen Guckkasten-Mann traf, der eine Anzahl Kinder um seinen Apparat versammelt hatte und sich gegen zwei Kreuzer Schaugeld anbot, jedem sein zukünftiges Glück zu zeigen.

Was „zukünftiges Glück" heißt, versteht kein Knabe von zehn Jahren, er weiß nur vom Glück der Gegenwart; aber ein Guckkasten hat an und für sich schon einen so geheimnisvollen Zauber für ein Kinderherz, daß es männiglich begreifen wird, warum ich keine Zeit mehr hatte, über meine Schulden Betrachtungen anzustellen, meine zwei Kreuzer hingab und in den Kasten guckte. Drinnen aber zog ein „geputztes" Frauenzimmer an meinen Blicken vorbei; der Guckkasten-Prophet fragte, was ich sehe, und erklärte dann auf die von mir geschaute Dame hin, ich würde einmal eine reiche Frau bekommen.

Ich verstand den Schwindel nicht, aber bei dem Wort „reich" dachte ich an meine Schulden und an meine Armut. Um zwei Kreuzer Blutgeld ärmer, schlich ich von dannen und meiner Biremadel zu, um ihr wenigstens den Groschen zur Besänftigung zu überliefern. Die aber war wie eine erzürnte Hexe. Sie hatte zugesehen, wie ich, angesichts meiner Schuld, noch in einen Guckkasten zu schauen das Geld und den Mut hatte. Sie nahm zwar den Groschen, aber die restierenden neun Kreuzer forderte die Verkäuferin noch am Abend von der Mutter. So ward ich an den Pranger gestellt, von der Mutter schwer geschimpft und vom Vater abgeprügelt. Und das „hatte mit ihrem Singen die Biremadel getan!"

Ich werde jenen Tag nie vergessen: Am Morgen Herold und Ausrufer, am Nachmittag der „Zukünftige" einer reichen Frau und am Abend verraten von der Freundin, von der Mutter verstoßen und der Prügeljunge des väterlichen Meerrohrs.

Nie habe ich aber der „Jungfrau" unter dem Rathaus ihre Schändlichkeit verziehen. Wir waren geschieden für immer, und mein Obst kaufte ich fortan bei der „Pfrenglerin", die mich solid bediente und auch nie zum Kaufen einlud ohne Geld.

Wenn ich aber heute, nach mehr denn fünfzig Jahren, an die „Biremadel" denke, so erscheint sie mir im mildesten Versöhnungslichte der Jugendsonne, und ich verzeihe ihr von Herzen, schon deshalb, weil sie in meiner Kindeszeit eine Rolle gespielt, wenn auch keine schöne.

Alles aus der Jugendzeit steht ja, wenn wir älter geworden, verklärt in der Erinnerung vor uns: Jeder Mensch, ob gut oder bös, jeder Baum auf dem Felde, der damals schon gestanden, wie jedes alte Stück Möbel im Vaterhaus.

Die Schuld bei der „Biremadel" bereitete mir einige schwere Stunden, war aber nicht imstande, mich lange unglücklich zu machen. Was sind derlei Dinge unter der steten Sonne des Kinderhimmels? Kaum so viel, als einige Tropfen Tinte in der Kristallflut eines Bergsees. —

Es war am Fronleichnamsfest des Jahres 1907. Ich saß am Nachmittag in meiner Karthause. Da ließ sich eine alte Frau anmelden; sie sei auch von Hasle. Ich ließ sie alsbald vor, und wer kam? Die siebzigjährige Tochter der „Biremadel", meiner falschen Freundin.

Ich freute mich königlich, „das Vittorle", wie wir es in der Schulzeit nannten, wieder zu sehen. Ich glaubte, wir hätten uns seit sechzig Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen. Sie klärte mich aber auf, es seien noch nicht ganz fünfzig; denn anno 1859 habe sie mir als junge Näherin neue Hemden gemacht im Schlafzimmer meiner Eltern, und damals hätten wir uns zum letzten Male gesprochen.

Ich hatte aber nie mehr etwas von ihr gehört, und nun erzählte sie mir. Sie habe in den sechziger Jahren einen Bahnwart namens Santo geheiratet, mit dem sie in verschiedenen Bahnwartsstellen viele Jahre glücklich gelebt habe.

Als er pensioniert wurde, zog sie mit ihm in seine Heimat, in das Dörfchen Orschweier bei Ettenheim, wo er vor wenig Jahren starb und ihr ein eigenes Haus und brave Kinder hinterließ.

Die Mutter habe sie viele Jahre bei sich gehabt, und sie sei auch bei ihr, hochbetagt, erst in den neunziger Jahren gestorben.

Hätte ich das alles früher gewußt, ich würde die Bire-Madel und ihre Tochter zu einem Festessen nach Freiburg eingeladen haben. Das Vittorle aber glänzte mir heute trotz seiner greisen Züge im Glorienschein jener Tage, da ich der Schuldner seiner Mutter war, und ich schenkte ihm zum Abschied Zins und Zinseszins der damaligen Schuld. — —

Und nun sende ich euch meinen Jugendgruß, ihr Genossen jener heiligen Zeit, ihr Mitseligen im Kinderhimmel, ihr Kameraden der Schule, der Spiele und der Gasse!

Wenn ich auch mit dem Dichter sagen muß:

> Sind denn alle fortgegangen,
> Jugend, Sang und Frühlingslust,
> Lassen scheidend nur Verlangen
> Einsam mir in meiner Brust? —

so leben doch noch manche von euch[1] in der stillen Heimat, an der Stätte unseres Kinderglückes, auf dem Boden des Heiligtums unserer Jugendzeit, der eine und der andere ist aber auch schon jung in der Ewigkeit oder in fremden Landen verschollen.

Die Häuser, in denen wir gespielt als Kinder, sind heute der Daheimgebliebenen Eigentum, die Felder und Gärten, auf denen unser Kindergenius mit uns gejubelt, gehören euch. Ihr seid Eigentümer, Väter, selbst Väter der Stadt, Grundbesitzer und Werkstätte-Meister geworden, — aber wie viele Mühe, Sorge, wie vielen Schweiß und wie viele Arbeit habt ihr damit erkauft! Denkt ihr noch der Seligkeit, die wir

[1] Das Folgende gilt vom ersten Erscheinen des Buches 1879.

unser nannten, als wir noch nichts waren, nichts als Kinder, selige Kinder, und nichts unser eigen nannten als unser lustiges Kinderherz, als noch Vater und Mutter für uns sorgten, und wir am Abend kaum an den nächsten Morgen dachten!? —

Und doch wie reich waren wir damals: Alles gehörte uns, alles trug zu unserm Kinderhimmel bei, von Gottes Sonne herab bis zum Wurm im Staube. In Haus und Feld und Wald und Flur diente alles unserem Glück. Jetzt sitzt mancher von euch Tag für Tag bei seiner Arbeit, in seiner dunkeln Werkstätte im alten Vaterhaus, das Herz voller Sorge für Existenz, für Haus und Hof, für Weib und Kind. Und mancher denkt vielleicht bisweilen in bitterm Haslacher Humor mit Heine:

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei —
Das Geld und die Welt und die Zeiten
Und Glaube und Liebe und Treu'. —

Und wenn ihr in trübseligen Lebensstunden zurückdenkt an die Kindheit und Jugendzeit, so erfaßt euch Heimweh, unstillbares Heimweh nach dem Kinderhimmel, den eure eigenen Kinder jetzt durchleben oder schon durchlebt haben und der für euch verschlossen ist für immer und ewig. Und doch scheint euch die gleiche Sonne, blühen euch die gleichen Blumen, grüßen euch der gleiche Wald und die gleichen Berge, fließen die gleichen Wasser und Bächlein wie ehedem, — aber in eure Herzen ist die Welt und die Sorge eingezogen, der bittere, kalte Kampf ums Dasein und die Selbstsucht im Haben, Besitzen und Genießen!

Und wenn ich euch dieses Heimweh in meinem Buch schwarz auf weiß vormale, so geschieht es nur, um euch aus der Ferne ein Zeichen zu geben, daß auch ich jenes Heimweh nach dem Kinderhimmel fühle, viel tiefer fühle als ihr, weil fern der Heimat, fern vom Vaterhaus, und weil ich Welt

und Menschen besser kennen gelernt habe als ihr in dem kleinen Kreise, in welchem euer Leben sich bewegt.

Und welchen Nutzen soll das haben für euch, für mich, für alle Leser? — Ich will dies mit den Worten eines andern sagen. „Auch im bloßen Nachhall," schreibt Bogumil Goltz, „ist die Kindheit ein Bad der Wiedergeburt, eine Erneuerung des poetischen und sittlichen Menschen zugleich. Wer die Kindheit im Herzen wiederholt und bewahrt, der befestigt und orientiert sich in der Grundfeste der Menschennatur, im idyllischen und himmlischen Zeitalter seines Lebens." —

Ich will nicht alle nennen, die Kameraden, obwohl alle mir hell vor der Seele stehen in ihrer Kinderfröhlichkeit. Es waren lauter klassische Menschen, neugebackene Haslacher Naturen in der Vollkraft sorgenlosen Humors, klassisch schon in der Nomenklatur der Kameradschaft. Jeder ward benannt nach seinem Vater oder des Vaters Gewerbe. Mein Vater hieß Philipp und darum ward ich nur und ausschließlich der „Philipple" genannt oder, weil der Vater Bäcker war, „der Beckephilipple". Dann kamen der „Metzgerkarle", der „Schniderlepold", der „Schnidermeierle", „'s Schwarzbecken Rudolf", „'s Hammerschmieds Wilhelm", „'s Holzer-Peters Rudolf", „'s Sau-Bruckers Karle", der „Weber-Balde", „'s Liboris August", der „Hoppaier", der „Specknazi", des „Zachmanns Schwarzer" u. a.[1] Jeder von ihnen ist mir unvergeßlicher Mittrabant am Kinderhimmel. Der „Metzgerkarle" war zugleich mein Vetter. Er ist heute (1879) Kreuzwirt in der Vaterstadt, erster Hotelier und einer der bedeutendsten Geschäftsleute im Holzhandel des Kinzigtals. Er hat es, was irdisches Gut betrifft, am weitesten von uns gebracht.

Weißt du noch, Vetter Karl, wie wir vor vierzig Jahren deinem Vater die Kälber und Schafe holten auf den höchstgelegenen Bauernhöfen? Herr Gott im Himmel, war das

[1] Heute (1910) leben von den eben genannten nur noch der Wilhelm Haiß und ich.

als ein Vergnügen! Jeder mit einem Metzgerstock bewaffnet, gefolgt vom Metzgerhund, eilten wir im „Metzgerschritt" über Berg und Tal. Du trugst in einer getrockneten Schweinsblase das Geld, und wenn das auf des Bauern Tisch klingelte und wir Speck, Brot und „Küchle" vorgesetzt bekamen, da fühlten wir uns wie Männer, die etwas leisten können. Und dann ging's bergab mit den Tieren; der „Sultan" bellte, die Kälber und Schafe hüpften, und unser kleines Metzgerherz jubelte.

Du und dein Vater, der alte Vetter, werden's nicht übel nehmen, wenn ich jetzt verrate, wie wir manchmal auch einen stattlichen, greisen Geißbock mit Hörnern, die einem Steinbock Ehre gemacht hätten, am dunklen Abend von Berg zu Tal und in die Stadt trieben, und wie dann am andern Morgen des stolzen Tieres Leib den Weibern der ehrsamen Bürgerschaft als Hammelfleisch serviert wurde.

O, wie ehrlich war die gute, alte Zeit im Punkte der Verfälschung von Nahrungsmitteln! Sie verwechselte höchstens hie und da einen Geißbock mit einem Schafbock, während man heute der Menschheit Gift wie Zuckerbrot vorsetzt.

Und wie gewissenhaft haben die alten Bürgersleute den ledernen Geißbock unter dem Gehege ihrer Zähne verarbeitet!

Darin sind die guten Haslacher bis heute nicht verwöhnt; altes, zähes Fleisch ist ihr täglich Brot. Und das Sprichwort, das zu meiner Zeit im Tal ging:

Isch amme Ort a alte Kua,
So goht sie immer Hasle zua —

soll heute noch vollen Kurs haben. Ja, das Fleisch war früher noch besser. Jetzt kommen die alten Kuh-Lummel nach Straßburg und Baden-Baden per Eisenbahn, und nur der Rest bleibt der Haslacher Neuzeit. —

Mit welcher Bewunderung habe ich damals die Geißböcke angestaunt! Ihr prächtiger Bart, ihr gravitätischer Schritt und ihr bewußtes Geißenauge imponierten mir mit

Macht. Sie kamen mir vor wie „der Alte vom Berge". Und wie nahe standen diese Tiere einst der Menschheit! Sie waren ja die Sündenböcke des Alten Bundes. Und zur Abbüßung ihrer Sünden verzehren die Haslacher heute noch manchen im Schafspelz.

Ist das nicht idyllisch, und sind nicht oft selbst Metzger Träger sinniger Gedanken!?

Jetzt irrt mein Vetter Karl ruhelos von einem Wald zum andern, vom Kinzigtal bis weit ins Schwabenland hinein, und die Kinderpoesie des Waldes ist ihm aufgegangen in Meter und Zahlen. Er sieht nur noch das nackte, kalte Holz; das Leben und der Duft in den Tannen ist ihm entflohen im „Geschäftsgeist". Die Lämmer, Kälber und — Geißböcke aber treiben andere Menschenkinder dem Städtle zu. Und der „Philipple", sein Begleiter über Berg und Tal, sein Mittransporteur und Mitschmuggler im Geißenverkehr, der schießt jetzt andere Böcke als jene unschuldigen Lämmer, Böcke mit der Feder, mit der Zunge und mit dem erbhaften Haslacherherzen; Böcke, welche ihm die Menschen viel weniger verzeihen, als die Haslacher ihren Metzgern die Geißböcke in Schafskleidern.

So vergeht des Kinderhimmels Herrlichkeit!

Und der „Schniderlepold"? Er sitzt auf seines Vaters „Hölle" und näht und schneidert. Wie er das aushält, ist mir unbegreiflich. Der war unser lustigster und ruhelosester Kumpan; in ihm hatte sich der Haslacher Humor zur höchsten Komik gesteigert. Er gab den „Clown" im Lustspiel unserer Knabenzeit ab.

Was hab' ich diesen kleinen Schneiderssohn in jenen Tagen beneidet um seine Narrheiten und Sprünge! An Fastnacht war er der Kinder Narrenkönig, der beste Tänzer auf des „Kanonenwirts" Speicher und das ganze Frühjahr der gewandteste Stelzenläufer.

Konkurrenzfähig an Kühnheit war ihm nur sein Pendant, des Schneider-Meiers Joseph, dessen Mutter in der Pfalz

das Licht der Welt erblickt hatte. In ihm kam deshalb die fröhliche Pfalz in Verbindung mit dem Haslacher Humor, und er wurde zum „Faun“. Sein Spitzname ward „Waldteufel“.

In seinem Umgang wurde ich ohne Not oft Holzfrevler. Und wie denkt mir jener Tag, da wir vom Urwald herabzogen mit unsern „Fahrten“, am Waldsaume ausruhten angesichts des Städtchens und des herrlichen Tales und dem Bürger „Uhlhans“ Rüben stahlen von seinem Feld am Waldrand und sie zum Abendbrot, auf unsern Holzbündeln sitzend, verzehrten. Drunten aber hatte der Uhlhans uns entdeckt, kam, sah und nahm unser Holz in Beschlag. Aber der Waldteufel wußte Rat; er befiehlt uns, in der Nähe zu bleiben, eilt heim und holt seinen Schneider-Vater. Der kommt, wirft sich für uns aufs Schlachtfeld und kämpft im Handgemenge mit dem Uhlhans. Jetzt hält der Waldteufel den Moment für geeignet zur Bergung des Holzes — wir nehmen unsere „Fahrten“, eilen damit bergab und lassen den Schneider und den Uhlhans kämpfen für — unser Holz und unsere Rüben. Fürwahr! Unter den Haslacher Schneidern war zu meiner Zeit das Holz, um neue „Derfflinger“ daraus zu schnitzen. Der Vater ein tapferer Soldat, und der Sohn ein Taktiker ersten Ranges!

Der Waldteufel ward Schneider, zog in die Pfalz, macht dort irgendwo Hosen und Röcke und ist einer der wenigen unserer Kindheit, die das Schicksal in die Fremde trieb[1].

An Erfindungsgabe, an Tatkraft zur Ausführung kühner Gedanken übertrafen diese beiden gleichalterigen Schneiderlein weit den „Philipple“. Was wäre aus diesen Menschen geworden, wenn ein ander Ziel als Schere und Nadel ihnen gesteckt worden wäre! Aber wie war es ihnen unter sotanen Umständen möglich, „zu wachsen mit ihren größeren Zielen“?! Der Mensch wird eben meist nur das, was man aus ihm macht.

---

[1] Er starb vor Jahren als Schneider in Mannheim.

In ganz anderer Richtung zeigte sich mein Kamerad Wilhelm, des Hammerschmieds Sohn. Er war der gelehrteste und ernsteste unter uns. Schon mit zehn Jahren rezitierte er aus Hebel und Schiller. Schillers „Glocke" konnte er schon auswendig, als unsereiner kaum recht zu lesen verstand. Und wenn er dann uns vortrug:

Wohltätig ist des Feuers Macht usw.

oder gar:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium —

so galt uns der Wilhelm als ein Wunderkind. Und nur einer, der Sohn des Nikomedes Neumaier aus der Vorstadt, „Mede" genannt, ein langer Schulkamerad, er tat's ihm nach, und „das Werk, das den Meister lobt" und „das Umschlingen von Millionen" nach den gleichen Schillerschen Gedichten war Medes starke Seite.

Der „Philipple" verstand von all den Dingen nichts; ihm gefielen die Streiche der beiden Schneidersbuben weit mehr, und erst später fiel ihm ein, daß Schiller durch obige und ähnliche Gedichte so recht eigentlich der Dichter des deutschen Philisters geworden ist.

Wenn aber der „Schniderlepold" mich ärgern wollte und sang:

Schnitzphilipp het d' Supp verschütt'
Im Ofeloch, jetzt kocht sie noch —

so war mir diese Poesie weit harmonischer und verständlicher als die „Tochter aus Elysium" oder die „zarte Sehnsucht und das süße Hoffen" aus Schillers Glocke. —

Sonst war der Wilhelm mein guter Kamerad, und seine Gelehrtheit glich wohltätig bei mir das Proletarische meiner sonstigen Kameradschaft aus. Ein Mensch von entschiedenem Talent, wurde er schließlich auch Hammerschmied. Ich bin aber überzeugt, daß er heute noch beim Klopfen seiner Hämmer und beim Glutofen der Eisenschmelze Verse aus Schillers Glocke oder aus dem „Gang nach dem Eisenhammer" vor

sich hinsagt, so sehr schwärmt er für Schiller und nebenher für Demokratie und für Abschaffung des Impfzwanges.

Aber in seines Vaters Haus genoß ich viel Vergnügen und zwar an den Haufen alten Eisens, die in dem Magazin lagen. Ein Durcheinander von altem Eisen hatte für mich etwas Hoch-Anziehendes. Da lagen die Reste aller möglichen Handwerkszeuge, Feld- und Hausgeräte, untermischt mit Kanonenkugeln, Messingstücken und Wagenreifen. Ganze Tage hätte ich in diesem alten Eisen wühlen und Entdeckungen machen können. Und das schönste Gedicht von Schiller hätte ich damals um solch einen Berg alten Gerümpels gegeben.

Was war das ein Studieren und Phantasieren, wenn ich so die einzelnen Eisenstücke betrachtete, um herauszubringen, wozu sie gedient und wie sie von neuem mochten ausgesehen haben!

Es liegt in der Kindesseele eine Ahnung davon, welche Unsumme von Kräften und Wirkungen in einem Haufen alten Eisens begraben liegt, und das Kind rekonstruiert sich, tief philosophisch, diese Kräfte und Wirkungen, indem es in der Phantasie die zerbrochenen Werkzeuge wieder neu macht.

Ja es steckt, so ungereimt es auch klingen mag, ein groß Stück Kultur- und Menschengeschichte in einem Haufen alten Eisens, die, niedergeschrieben vom Hufnagel und vom zerbrochenen Schlüssel bis zur Kanonenkugel, einen hoch interessanten Folianten gäbe! —

Ich kannte Wilhelms Großvater noch, der auch Hammerschmied und ein trockener, aber äußerst witziger Mann war, der oft in meines Vaters Stube eins trank.

Und seinem Vater, ebenfalls einem sehr gescheiten Mann, verkauften wir Buben alte Eisenstücke und Nägel, die wir gefunden und gesammelt, das Pfund zu zwei Kreuzer, die uns einen wahren Mammon dünkten, — der uns leider selten zuteil ward. —

Das Kraftgenie unter uns war des Sau-Bruckers Karle, ein robuster, massiver, aber sehr talentvoller Kerl. Sein Vater

war Sauhändler im Kleinen und stammte von Hofstetten, die Mutter amtete in Hasle als Hebamme. Der Sohn besorgte frühzeitig schon dem alten Posthalter Kleyle das Herumtragen der Briefe, wobei wir ihm bisweilen behilflich waren.

Ich erinnere mich noch wohl, wie wir einst in der Nähe meines elterlichen Hauses am Stadtbach saßen und die Briefe verlasen, die der „Karle" in seiner Tasche trug. Als plötzlich einer von uns zu bluten anfing und einige Briefe mit seinem Blute befleckte, warf der „Karle", kurz entschlossen, die blutigen Briefe in den Stadtbach, und damit waren sie expediert.

Er ging frühzeitig nach Amerika, wo er Aufseher in einem Zuchthaus geworden sein soll.

Im gleichen Hause mit ihm wohnte des „Holzer-Peters Rudolf", ein ernster, stiller Knabe, der sich durch eine gar schöne Schrift auszeichnete und als Schulknabe noch Adjunkt beim Amtsrevisor wurde. Er starb frühzeitig. —

Der Weber-Balde war der Sohn einer ledigen Wäscherin; sie hieß „das Weber-Nanne" und wohnte mit ihrem Sprößling in einer kleinen Zelle des 1844 verlassenen Kapuzinerklosters. Hier wohnte die „Hefe" des Haslacher Volkes, und nur im geheimen durfte ich den Balde besuchen, der ebenso arm als lebensfroh und ausgelassen war. Seine Zelle hatte aber für seine Kameraden einen großen, lockenden Vorzug. Er befand sich, weil seine Mutter ihrem Brot nachging, meist allein zu Hause, und wir konnten ungestört bei Regenwetter darin kampieren und spektakeln.

Er wurde später ein schöner, reitender Artillerist und starb als ein armer Schuhmacher. Sein Weib, des Blechners Ambros Brechter, eines Pfälzers, Vef, war unsere Schulkamerädin. Sie amtet heute noch, im 20. Jahrhundert, als Leichenfrau. Was für eine sinnige Seelnonne sie ist, hab' ich selbst erfahren. Als ich anno 1892 an den offenen Sarg meines verstorbenen Vetters und Freundes Karl Franz trat, schnitt sie sofort einige Haare von ihm ab und überreichte

sie mir, wie eine Gärtnerin eine Rose in ihrem Sommergarten. —

Ein Übermensch an Kraft war auch des schon erwähnten Bäckers und Waldhüters Zachmann Sohn, Xaver, ob seines schwarzen Haares von uns genannt „des Zachmanns Schwarzer". Er war der wildesten einer von uns, wurde später Metzger, ging nach Amerika und brachte es durch seine schon in der Jugend gezeigte Tatkraft zum reichen Mann.

Gewöhnlich bildeten die Buben eines Bezirks eine eigene Kameradschaft; so die Vorstädtler und die an der Grenze desselben wohnenden Städtler, zu denen auch ich gehörte. Doch war nicht selten einer Gast bei einer Kameradschaft, die ihm besser behagte. So bei uns der Weber-Balde. Und ich gastierte oft im oberen Städtle, wo der Hättich-Xaver und des Schwarzbecken-Rudolf den Reigen anführten.

Der Rudolf Fackler, er starb schon vor vielen Jahren als Rabenwirt, war ein guter Mensch und besaß in einer Abteilung des väterlichen Hausgangs einen Altar mit allem Zubehör, selbst mit einem Meßgewand, und wir spielten oft mit der größten Andacht „Pfarrerles". —

Unter den Vorstädtlern war der lebhafteste der „Hoppaier", Heinrich Thoma, der Sohn der „wüsten Neumaierin", die aber nebenbei eine schöne Frau war, nur bisweilen wüst tat, und des Schneider-Miehle, eines Sympathiedoktors.

Der Hoppaier, der einen auffallend langen Kopf mit schneeweißen Haaren hatte, ging frühe nach Amerika und starb dort bald am Heimweh. —

Der phlegmatischste, aber brävste von uns war der Ignaz Dufner, wegen seiner Dicke der „Specknazi" geheißen. Er wurde später ein Weber und Nachtwächter und starb schon frühzeitig.

Zu den Buben auf dem zwischen Stadt und Vorstadt gelegenen Graben gehörte außer des Holzer-Peters Rudolf auch des Schuhmacher-Holzers Xaveri, ein lustiges, leichtes

Tuch. Er wurde, wie der Rudolf Holzer, Schreiber, brachte es zum Aktuar auf dem Bezirksamt, litt aber an großem Durst, dessen Stillung ihn früh ins Grab brachte.

Heute, 1910, leben in Hasle nur noch drei von meinen Schulkameraden, der Hättich-Xaveri, früher Metzger und seit dreißig Jahren Bürgermeister, der Wilhelm Haiß, der einstige Hammerschmied und jetzige Rentner und des „Bachseppen August", dem ich im „Bauernblut" ein Denkmal gesetzt. Ein Vierter lebt gar in Freiburg in meiner Pfarrei, der Schneidermeister Joseph Kern, genannt der Sommerhaldenbürle, weil sein Vater, ein großer Sympathiedoktor, in der „Sommerhalden" am westlichen Stadtwald einen Hof hatte.

Zu meiner Kameradschaft zählte er nicht, weil er jeweils nach den Schulstunden in seine einsame Sommerhalde hinauf wanderte.

Wenn ich mich heute unter diese und alle Kameraden meiner Knabenzeit zurückversetze, so finde ich, daß der „Philipple" eigentlich zu den „minderen Brüdern" unter ihnen gehörte. Die meisten zeichneten sich vor mir aus durch irgend etwas, sei es durch Leistungen in der Schule, sei es durch Geniestreiche im Spiel und auf der Gasse. Ich tat überall nur so mit, eine Rolle spielte ich nicht.

Nur der dicke Metzger meinte öfters, ich sei ein Hauptkerl, weil ich das „böseste Bubenmaul" hatte und am liebsten seine Bosheiten weiter telephonierte.

Spiele und Festzeiten.

Schiller hat das Leben einen Traum genannt, wohl deshalb, weil es flüchtig vorübereilt und die meisten Menschen eigentlich nie recht zum Verstand kommen bei diesem Lebenstraum. Wollen wir aber die ganze Tätigkeit unserer irdischen Laufbahn bezeichnen, so können wir besser sagen, das Leben sei ein Spiel. Alles im Leben ist Spiel: Spiel um Geld und Gut, um Lust und Freude, um Wissen und Verstehen, um Krieg und Frieden, um Land und Leute, um Himmel und Hölle. So spielt alles und jedes in der Welt, am seligsten aber das Kind.

Das Spiel ist die Blume der Kindheit, die Quintessenz der Kinderseligkeit. Und das hat die Kindesseele vor allen Menschenseelen im Spiele voraus, sie erreicht, was sie will, während die alten Menschen spielen, wagen, hetzen und jagen und nichts erreichen als vermehrte Sorge, vermehrtes Defizit und vielfach den ganzen Bankrott.

Das Kind aber spielt und gewinnt immer, es spielt und ist glückseilg, — weil es wenig setzt, wenig wagt — und mit wenigem zufrieden ist.

Auch hier zeigt sich wieder die große Philosophie der Kindheit in ihrem ganzen Glanze. Das Kind spielt immer und gewinnt immer; sein Leben ist Spiel und im kindlichen Spiel Glückseligkeit. So findet das Kind im Spiele, was die größten Schulphilosophen mit all ihren Verstandesoperationen

vergebens gesucht haben. Und so liegt eigentlich der ganze „Stein der Weisen" im Kinderspiel.

Unserer modernen Erziehungskunst blieb es vorbehalten, auch das Kinderspiel zu „verhunzen" und den Kindern das Spielen zu entleiden. Der ganze Fluch, der auf dem heutigen Erziehungswesen liegt, die Dressur und Regelung aller Bildung nach Heften und Büchern hat sich auch auf die Kinderspiele ausgedehnt und bereits den Kindern in den Städten und Städtchen ihr angeborenes Spielgenie vergiftet.

Man nimmt bei dieser Bildungsart den Menschen immer mehr an Selbständigkeit im Denken und Erfinden und regelt alles nach der von den Schulbehörden vorgeschriebenen Schablone. So führt man jetzt die kleinen Kinder aus den Kinderbewahr-Anstalten an langen Seilen spazieren, damit keines von der Schnur läuft und eins wie das andere „an der Leine" geht. Ebenso werden die Spiele den Kindern systematisch vordoziert, gelehrt. Ja — höre und staune, Genius der Kindheit — man schreibt Bücher zu Kinderspielen, damit der junge Germane, dessen Ahnen den ganzen lieben langen Tag auf der Bärenhaut im Urwald deutscher Eichen ihr Spiel trieben, aus ihnen spielen lerne!

So kommt es, daß die Kinder nicht mehr spielen wie früher und der Spielwitz der Kindheit ganz ausgesogen würde vom Schulwitz, wenn nicht daheim im stillen Kämmerlein des Vaterhauses die Kindesseele ihrem Spiel und ihrer Phantasie bisweilen noch Luft schaffte und selig wäre — ohne Theorie, ohne Leitseil und ohne Buch.

Wahrlich, bei solchen Erscheinungen muß man mit Platen ausrufen:

> Doch, was die Zeit uns auch verspricht,
> Natur, versiege du nur nicht,
> Du Mächtige, Mannigfache, Reiche,
> Versinke nicht ins flache Gleiche!
> Denn du hast niemals mit beschworen
> Den Aberwitz beschränkter Toren,
> Du strebtest nie, daß Eins wie's Andere,
> Und gönnst, daß jeder im Frieden wand're.

Alle Unnatur rächt sich beim einzelnen Menschen, wie bei der Menschheit. Die Folgen dieser Kinderdressur und dieser Überbildung werden sich zeigen und zeigen sich heute schon im Fehlen der Originalität und im Abgehen des selbständigen Denkens.

Ihr Mütter aber, arbeitet dieser Dressur entgegen und laßt eure Kinder ohne Buch und Lehre ihre Spiele selber erfinden, und gebt euren Kleinen lieber zwei Stückchen Holz aus der Küche zum Spiel als irgend ein erfundenes, buchmäßiges Kinderspiel aus dem neumodischen Nürnberger Trichter-Lager! —

Was haben wir kleine Buben von Althasle in meiner Jugendzeit nicht gespielt, und keiner von uns hatte ein Spielbuch oder ein Bilderbuch je vorher gesehen! Wir spielten die ganze Welt und ahmten sie nach im Kinderspiel: Könige und Kaiser, Räuberhauptmänner und Bankiers, Kaufleute, Köche, Kellner, Wirte, Hausierer, Hafnermeister und Bildhauer, Gendarmen und Gefangene, Maurer und Bäcker, Totengräber und Scharfrichter. Wir bauten Paläste und Backöfen aus dem gleichen Lehm, gruben Kanäle und machten Seen, belebten sie mit Schiffen, legten Gärten und Landhäuser an — alles ohne Lehrmeister, ohne Geld, ohne Schule und Buch und ohne andere als selbstgefertigte Werkzeuge und Figuren.

Ja, wir gaben Gesetze ohne Reichstag und Landtag, und wer nach diesen Gesetzen auf des Königs Befehl oder des Räuberhauptmanns Gewaltspruch hin geprügelt wurde, der fügte sich der bestehenden Ordnung, wie es recht und billig ist, und nahm seine Prügel hin als von Rechts wegen.

Daß das Königtum im letzten Grund von Gottes Gnaden, d. h. in der menschlichen Natur gelegen ist, zeigt das Kinderspiel. Wir wußten in unserer Kindesseele nichts von einer Republik und einem Präsidenten. „E i n e r muß Herrscher sein" — sagten wir uns mit Homer. Und den Räuberhauptmann wählten wir aus Poesie, die wir geschöpft hatten aus

den Erzählungen vom „Schinderhannes“ und vom bayerischen „Hiesel“. Zum Räuberhauptmann aber gewählt zu sein von seinen Kameraden, galt für eine größere Ehre, als auf den Königsthron gesetzt zu werden. Denn der Nachfolger des Schinderhannes war umduftet von Wald und Räuberhöhlen und verklärt durch Räubermut und Räubertaten. Und „Räuberles“ spielten wir meist im nahen Wald, „Königles“ aber auf offener, nicht so poetischer Straße.

Heutzutage würde das unschuldige „Räuberlesspielen“, wie wir es übten, als Sozialdemokratie und das Königsspiel als Majestätsbeleidigung von gewissen Erziehungskünstlern, Humanisten und Patrioten ausgelegt. Auch blickt man mit Greuel zurück auf die Zeiten eines Rinaldo und Schinderhannes und rühmt, wie viel es besser geworden sei in Punkto des Raubsystems. Ich aber muß offen gestehen, daß mir eine Räuberbande im Walde viel lieber ist, als eine Gründerbande in der Stadt, die auf gesetzlichem Wege mehr Unheil anrichtet, als eine Legion Räuber auf ungesetzlichem. —

Aber die Kinder spielen auch nicht mehr so viel, wie früher. Es hat dies nach meiner Ansicht drei Gründe: Einmal sind die Kinder überfüttert durchs „Christkindle“ mit in der Fabrik gemachtem Spielzeug, wodurch sie den eigentlichen Kinderwitz im Spiel verlieren und blasiert werden. Zu meiner Zeit war ein hölzernes Pferd oder ein Wägelchen das höchste Spielzeug und ließ noch Raum genug zu eigener Phantasie. Sodann müssen die kleinen Weltbürger jetzt viel mehr studieren als wir. Die Menschheit muß ja immer gebildeter werden auch auf den Volksschulen. Dabei werden die Leute immer roher und unzufriedener. Es fehlt darum der Jugend bei der unnützen und schädlichen Viellernerei die Zeit zum Spiel.

Das „Gassenjungentum“ der Jugend ist des ferneren verpönt von Eltern und Lehrern; denn dabei wird der kleine Monsieur wild und ausgelassen, schlüpft in allen Gäßchen und Winkeln herum und kommt beschmutzt nach Hause. Des-

halb spielen und führen jetzt die Kinder, namentlich in größeren Städten, wie ich mich selbst überzeugt, so weit ihnen übermäßige Schülerarbeit Zeit läßt, welk und blaß und dazu noch geimpft — in den Stuben ein verkümmertes Spiel und verkümmertes Jugendleben. Oder sie werden von den Lehrern und Lehrerinnen spazieren geführt und dabei Dinge gezeigt und vorgeführt, die wir einst alle von selbst oder spielend kennen lernten.

Gebt den Kindern, ihr Eltern und Lehrer, ihre glücklichste Freiheit wieder, die aufsichtslose „Gassenfreiheit", und macht sie nicht zu Treibhaus- und Kellerpflanzen und nicht zu blassen, gelben Kanarienvögelchen, die ihre Jugend schon im Käfig vertrauern und nie kennen lernen den freien Flug! Die Zeit kommt früh genug, wo das Weltleben dem Menschen seine Jugendflügel beschneidet und ihm das „Gassenjungentum" nur noch zurückläßt — als selige Erinnerung.

Wie wohlig war es uns auf der Gasse im Spiel, wie wohlig in den Schlupfwinkeln des alten Städtchens, wie wohlig, wenn wir, ganz uns selbst überlassen, den Reif schlugen auf der Landstraße, mit der „Windmühle" auf und ab rannten, auf Stelzen durch die Bäche und Bächlein wateten, oder Könige, Räuber und alle Stände der Welt nachahmten im lustigen Gassen- und Waldspiel!

Und auch die ärmsten und notdürftigsten unter uns waren in diesem Spiele glücklicher als wirkliche Könige. Sie vergaßen, die armen Buben aus dem „Kloster" und „Spital", das häusliche Elend, sie vergaßen, daß daheim in der Tischlade oft kein Brot war für sie — und waren selig und satt im Kinderspiel.

Was hätte aus diesen Kindern werden sollen, wenn sie nicht ihre Gassenfreiheit gehabt und genossen hätten?! —

Wir alle waren mehr oder weniger ausschließlich „Gassenjungen" mit all dem Lärm und Spektakel dieser kleinen Menschenklasse.

Eine Ausnahme machte e i n Schulkamerad, des Akzisor

Webers Peter; er war ein geziertes Männlein, aber gutmütig.

Er hielt sich, obwohl sein Vater, ein biderber Mann, nur Akzisor war, für den Sohn eines Staatsbeamten und deshalb fern von uns Gassenbuben. Er hatte auch eine feinsinnige Mutter, die ihn verzärtelte.

Er studierte später im Lehrerseminar Ettlingen auf Lehrer, ging dann aufs Polytechnikum und wurde 1859 in Rastatt Dampfleutnant bei der Artillerie, wo ich, noch ein einfacher Sextaner, staunte über seine glänzende Laufbahn.

Als der Krieg vorüber war, hielten es diese Dampfoffiziere nicht lange aus, und anno 1869, als ich mit meiner Rede, die mir Festung brachte, nach Engen fuhr, war der Peter an einer Eisenbahnstation zwischen Singen und Engen Expeditor. Nicht lange hernach starb er in ähnlicher Eigenschaft in Emmendingen bei Freiburg. —

Die ärmeren unter uns waren in der Regel die ausgelassensten, um ihre sonstige Gebundenheit auszugleichen. Sie sind fast alle, wie ihre Eltern, in Armut wieder auf- und untergegangen im späteren Leben, aber sie hatten doch einmal ihren Kinderhimmel. Wer will ihnen diesen einzigen Himmel auf Erden vergönnen?! —

Jede Jahreszeit hatte für uns ihre eigenen Spiele. Beim nahenden Frühling, wenn der Schnee geschmolzen von den Straßen, spielten wir Ball am Waschhaus. Es gab damals aber noch keine Gummiballen. Die unsrigen machten uns Mutter und Schwestern aus Lumpen, nicht selten aber außen mit farbigen Tuchresten schön ausstaffiert. Am liebsten spielten wir zu fünft, wobei wir ein Karree bildeten und der fünfte in demselben, wie wir es hießen, „in der Kuche" stand und bombardiert wurde. Je geschickter er auswich, um so größer war sein Ruhm. Da dies Spiel gewöhnlich in die Fastenzeit fiel, störte uns jeweils unliebsam die Glocke vom Kirchturm her, die ins „Miserere", in die Fastenandacht, rief. Wehe dem, der gewagt hätte, noch Ball zu spielen und nicht

in die Kirche zu gehen. Die schärfste elterliche Strafe hätte ihn getroffen.

Waren die Straßen ganz trocken geworden, so begann das „Kügeln", meine Hauptleidenschaft. Ein Ziegelstück gab die schiefe Ebene ab, über welche die Kugeln hinabrollten, und jede Hausecke den Spielplatz. Am liebsten trieben wir dies Spiel droben hinter der Kirche, wo es sonnig und wo wir, weil dort keine Fuhrwerke gingen und am Nachmittag keine Leute, am ungestörtesten waren.

Für einen Kreuzer kauften wir zehn Kugeln, rot, blau, grün gefärbt, beim Kaufmann „Gotterbarm". War das eine Seligkeit, wenn ich Mittel hatte, wieder zehn Stück zu kaufen und meinen Vorrat durch neue, im Spiel gewonnene Kugeln vermehren konnte! In einem weißen Säckchen verwahrte ich meinen Schatz unter meinem Kopfkissen im Bett, und mit Wonne wurden die Kugeln jeden Abend gezählt und Gewinn und Verlust berechnet.

Ich habe meinen Vetter „Boschekasper", der es später zum Bürgermeister brachte, nie beneidet, als in jenen Tagen, da er Kugeln von Marmor hatte, ein altes Familienerbstück. —

Weiter ins Frühjahr hineingekommen, begann das „Kleppern"[1] und das Reifschlagen auf der Landstraße, talauf und talab.

Im Sommer ging es in Wald und Feld los, im Herbst ward das Spiel auf den Wiesen fortgesetzt, und im Winter wurden neben den Schlittenfahrten im Eichenbach und am Urwald riesige Schneemänner an die Straßen gebaut, ein Kürbis ausgehöhlt, zum Kopf des Schneemanns modelliert und innen mit einer Laterne versehen. Und wenn dann der Schneemann seine feurigen Augen zeigte in dunkler Winternacht, da war unsere Freude voll.

[1] Zwei Stückchen buchenes Holz, innen mit je einem dickkopfigen Nagel beschlagen, zwischen den Fingern, schlugen wir alle Märsche.

Selten zogen wir uns mit unserem Spiel von der Gasse und Flur ins Haus zurück. Von den Spielen hier ist mir namentlich eines unvergeßlich, das Bilden und Fortsenden von Seifenblasen vom Fenster aus. Wer es die Kinder zuerst gelehrt hat, aus einem Strohhalm mit Seifenwasser jene wunderbaren, farbigen Ätherkugeln zu bilden, dem gehört heute noch ein Denkmal aus Erz gesetzt für all die Seelenfreude und Augenlust, die er Kinderherzen bereitet hat. Aber merkwürdigerweise ist den heutigen Kindern dieses Spiel ganz abhanden gekommen. Ich habe seit meinen eigenen Jugendjahren, so sehr ich überall Kinderspiele gerne beobachte, nie mehr Kinder so spielen sehen, während jedes von uns Tausende und aber Tausende jener kleinen, vom Licht so wunderbar gefärbten Weltkugeln aus dem Hauch seines kleinen Mundes schuf und mit trauriger Wollust wieder zerplatzen sah.

Und welch' tiefe Symbolik liegt in diesem Spiel mit Strohhalm und Seifenschaum! Ist es nicht ein Vorbild von all unserm spätern irdischen Ringen und Schaffen, Schäumen und Träumen? Und ist es nicht auch ein Sinnbild von etwas weit größerem, von der Schöpfung? Gott sprach — und sprechen ist Hauch, Luftbewegung aus dem Munde — und das ganze Weltall mit seinen unzählbaren Weltkugeln wurde! Ja, im Kinderspiel liegt viel Wahrheit, oft noch die einzige! —

So vergehen dem Kinde Tage und Jahre im seligen Spiel und den übrigen Menschen in Mühe und Arbeit. Dem spielenden Kinde ist jeder Tag gleich, ob trüb oder hell das Licht vom Himmel niederfällt, ob Sommer oder Winter, Herbst oder Frühling im Lande ist.

Wie oft schaute ich an meiner Mutter staunend hinauf, wenn sie nach trüben Winter- oder Regentagen am Abend sagte: „Gottlob, jetzt ist wieder so ein trübseliger Tag vorüber!" „Die Mutter ist auch eine kuriose Frau," dachte ich jedesmal, weil ich gar nicht begreifen konnte, warum der

Tag „trübselig" gewesen sein sollte. Dieses Wort gibt es nicht im Jugendkalender.

Und heute können zwei Tage Regenwetter meine Seelenstimmung in die schwärzeste Melancholie verwandeln!

Wenn ein Tag der Jugendzeit noch so sehr mit allen Elementen in Wind, Wasser, Schnee und Eis kämpfte, und wenn er längeres Weilen auf der Gasse unmöglich machte, so wußte mein Genius Hilfe gegen Langeweile und Trübseligkeit. Ich stieg hinauf auf des Vaters Bühne, legte mich auf den „Heustock" unter das Dach, auf dem die Regentropfen ihr monotones Lied plätscherten, und schlief den Schlaf des Gerechten oder lag vegetierend und nichts „denkend" in dem duftigen Gras des Sommers, so wohlig, wie ein Götterprinzlein der alten Heiden im „Olymp" seines Gottvaters.

Oder ich nahm einige Kameraden mit, und wir „purzelten" auf dem Heu herum in allen Stellungen, selbst auf dem Kopf.

Glückselige Kindheit, in der selbst ein „Heustock" Poesie hat und Trübsale verscheucht und jede Sorge abwehrt! —

So ward jeder Tag der Knabenzeit ein Spieltag, und ohne irgendwelche Freude verlief keiner. Die eigentlichen „Hochzeitstage" aber waren die Festtage, die weltlichen und kirchlichen Kinderfesttage, und ihrer zählte unser Kinderkalender eine schwere Menge, jeder mit seinem besonderen Reiz und seiner besonderen Seligkeit fürs Kinderherz.

Es waren unter ihnen nicht wenige Hochfeste, bei deren Nahen schon beim bloßen Gedanken, daß sie bald kämen, wir das Herzklopfen bekamen. Gleich die zwei ersten Monate des Jahres brachten jeder eines dieser Patroziniumsfeste des Genius unserer Kindheit — den Dreikönigstag und den Storchentag. Man braucht diese Namen nur zu nennen, und die Kinderaugen glänzen voll Freude und Sehnsucht in meiner Heimat bis auf diesen Tag.

Ich schildere beide aus meiner Knabenzeit:

Am Vorabend vor Dreikönigstag erschienen die „heiligen drei Könige mit ihrem Stern". Und wer waren die drei

Weisen? Drei Singknaben vom Kirchenchor[1], angetan mit Kronen und einem schneeweißen Hemdlein über ihrem „Sonntagshäs". Der Stern aber war gebildet aus in Öl getränktem, weißem Papier, hatte vier mächtige „Zinken", in seinem Herzen einen „Lichtstumpen" aus der Kirche, ward von einem Nachtwächter getragen an einer großen Stange und mit einer Schnur in planetenmäßige Bewegung gesetzt. Das war die Gesellschaft, auf die jedes Kind in freudiger Erwartung sein Herz lenkte.

Am äußersten Hause der Altstadt ward nun angefangen; der Stern, leuchtend in stiller Nacht, drehte sich um seine eigene Achse, der Nachtwächter, zu unserer Zeit der „Jägermurer", dampfte dazu aus seiner Tabakspfeife, und die „heil. Dreikönige" fingen an zu singen. Und was sie sangen, klang so wunderbar aus Kindermund zu Kinderherzen, daß wir nicht genug horchen konnten. Und die alten Leute schauten aus den Fenstern, und in ihrer Seele tönten wieder aus der Jugendzeit — die alten Dreikönigslieder, und mancher Greis ward wieder jung im Herzen und fing drinnen mit zu singen an.

Es sind lauter Kinderlieder, d. i. Volkslieder, diese Dreikönigslieder von Hasle und, weil zudem bislange ungedruckt[2], wert, daß ich ein oder das andere ganz oder teilweise mitteile.

Das erste Lied lautete:

Singet, preiset Gott mit Freuden,
Seht, die Güte unsers Herrn
Sendet für die blinden Heiden
Einen hellen Wunderstern!

Diesen sahen die drei Weisen,
Sie bemerkten seinen Lauf.
Lasset, sprachen sie, uns reisen,
Jakobs Stern, der gehet auf!

---

[1] Die Chorknaben hatten dies Vorrecht, weil es ihnen den Sold bringen sollte für ihre Gesangesleistungen in der Kirche das Jahr über.

[2] Sie sind vor einigen Jahren gedruckt erschienen mit Melodie im Selbstverlag des Fabrikanten A. Schättgen in Haslach.

An der Stadt der Bethlehmiten
Findet sich der Stern jetzt ein,
Wirft auf eine schlechte Hütten
Seinen wunderbaren Schein.

Wie? Im Stall? Ihr zweifelt wieder!
Wie, ein Kind, ein Völkerhaupt?!
Ja, kommt her und werft euch nieder
Hier vor Gott im Kinde. Glaubt! usw.

Ein anderer Sang hub an:

Hört Menschen, die ihr diese Erd'
Bewohnet und besitzet,
Die ihr mit Trübsal seid beschwert,
Ohn' daß euch jemand schützet.

Es ist der Stern nun allbereit
Desjenen aufgegangen,
Auf den die Welt schon lange Zeit
Gewartet mit Verlangen. usw.

Das lieblichste dieser Lieder setze ich ganz her:

O Jesulein!
Die Liebe hat fürwahr
Dich bunden ganz und gar!
O Kindelein!
Sie in der Tat
Dich g'fesselt hat,
Gelegt in die Krippe dich
Unter das arme Viech,
O Jesulein!

O Jesulein!
Aus Lieb' verlassen hast
Den himmlischen Palast,
O Kindelein!
Und in den Stall
Vom Himmelssaal
Bist g'stiegen uns zulieb,
Weil dich die Liebe trieb,
O Jesulein!

O Jesulein!
Dein zartfeurig's Herz
Ist voll der Liebe Schmerz,
O Kindelein!
Drum fließen hier
Lieb'szähren dir
Von deinen Äugelein,
O liebstes Herzelein!
O Jesulein!

O Jesulein!
Wir zwar bedauern all',
Daß liegen mußt im Stall,
O Kindelein!
Doch ungemein
Wir fröhlich sein,
Daß uns abg'nommen hast
Des Adams Sündenlast,
O Jesulein!

O Jesulein!
Wir rufen all' dich an,
Ach, uns doch höre an,
O Kindelein!
Wir bitten dich
Herzinniglich,
Gib allen uns dein' Gnad'
Und hüt' vor Feindes Schad',
O Jesulein!

O Jesulein!
Wir hier absonderlich
Bittlich ersuchen dich,
O Kindelein!
Daß diesem Haus,
Allen heraus,
Willst geben immerdar
Dein Segen noch viel' Jahr',
O Jesulein!

O Jesulein!
Wir jetzund fertig sein,
So schlaf' denn wieder ein,
O Kindelein!

O Herzelein schlaf,
Schlaf ach schlaf,
Doch schlaf nicht, wenn wir
Klopfen an der Himmelstür,
O Jesulein!

Fürwahr, Friedrich von Spee, der fromme Dichter, hat in seiner „Trutznachtigall" kaum ein lieblicheres und naiveres Lied, als dieses Dreikönigslied meiner Jugendzeit!

Es war im Jahre 1849, da mich, der ich auf dem Kirchenchor Sopran sang, die Reihe traf, unter die heiligen Dreikönige einzutreten, ein Los, auf das ich um keinen Preis der Welt verzichtet hätte. Und als die Mutter mich zum alten Buchbinder Gottlieb Hinterskirch führte, damit er mir die „Krone anmesse", da war ich glücklicher und stolzer, denn ein römischer Dichter, der auf dem Kapitol gekrönt wird.

Jeden Abend von Weihnachten ab hielten wir Singprobe, wobei ich den Soprano und die zwei Mitkönige die Altstimme vertraten und des „Schmied-Balden Louis", ein vormaliger Dreikönig, der jung sterben mußte, den Instruktor spielte. Den Baß übernahm der Sternenträger, wenn er es nicht vorzog zu rauchen. Dann ward auch der „Sternen" in Reparatur genommen, geflickt, gepappt und frisch eingeölt. All das mit einem seligen Eifer, als ob es gälte, ein Schauspiel für Menschen und Engel, für Himmel und Erde aufzuführen.

Am Abend des längst ersehnten Tages aber kam der „Louis", der mich aus besonderer Gunst zum „Schwarzen" unter den drei Heiligen bestimmt hatte, beizeiten, um mir das Gesicht zu färben.

Keine Königsbraut, die vom ersten Maler ihres Jahrhunderts porträtiert werden soll, kann mit größerem Behagen sich in Positur setzen, als ich getan, da Louis einen Korkstöpsel in Öl tauchte, ihn am Licht einer Talgkerze schwarz machte und mir das Gesicht übermalte.

Was tut der Mensch nicht aus Eigenliebe! Der schwarze Dreikönig, Kaspar, war von uns Kindern von jeher am meisten

bewundert worden, und deshalb war ich nicht wenig stolz auf seine Rolle und das schwarze Gesicht. Auch schritt der Kaspar stets in der Mitte seiner beiden Kollegen hinter dem „Sternen" her.

Beim untern Tor wurde abends sieben Uhr angefangen, und vor jedem Haus ein Lied, und wenn im zweiten Stock eine zweite Familie wohnte, ein zweiter Sang losgelassen. Aus dem untern Stockwerk brachten die Kinder des Hauses in einem Papier eingewickelt die Sängergabe, und das war der innerste Kern des ganzen Königtums und der Sternen-Dreherei — die Leute im obern Stockwerk brannten das Papier an und warfen die Kreuzer und Groschen wie Leuchtkugeln zu den Füßen der „hl. Dreikönige". Der „Schwarze" aber, als der vornehmste, hob nie „ein Geld auf", das besorgte einer der andern, entweder der Melchior oder der Balthasar.

Wenn Könige und Stern den halben Lauf der Altstadt durchzogen hatten, kamen sie an das Haus meines Vetters Bosch, eines reichen Bäckers. Da ward seit alten Zeiten von den hl. Dreikönigen und ihrem Stern Einkehr gehalten. Der letztere wurde in den Hausgang gestellt und einstweilen gelöscht, den hl. Dreikönigen und ihrem Sternenträger aber am Stubentisch Wein und frisch gebackene Brezeln serviert.

Ich bin überzeugt, daß es den wirklichen Dreikönigen im Palast des Herodes, als sie ihn besuchten, nicht so geschmeckt hat, wie uns beim „Boschenvetter", da wir in königlicher Vertretung bei ihm zu Tische saßen.

Dem Bäckermeister mußten wir jeweils vor seinem Hause sein Lieblings-Dreikönigslied singen, dessen erste Strophe also lautete:

Ich lag in einer Nacht und schlief,
Da träumte mir, König David rief:
Wie kann ich singen und träumen,
Wie kann ich singen und träumen
Von den heil'gen drei König' ein neues Lied!
Sie liegen zu Köllen am Rheine,
Sie liegen zu Köllen am Rheine.

Der Bäcker Bosch war ehedem „zu Köllen am Rheine" auf der Wanderschaft gewesen und deshalb wollte er dieses Lied haben, über das der sonst so strenge Mann ganz weichherzig wurde.

Draußen warteten die Kinderherzen des ganzen Städtchens auf die Wiederkunft von Königtum und Stern, frierend in der kalten Nacht, während die „drei Heiligen" sich wärmten und gütlich taten. Doch nahm ihnen das in den Augen der Kinder nichts von ihrem „Heiligenschein". Sobald der „Jägermurer" seinen Stern wieder leuchten ließ, war alles zufrieden, und die Fahrt ging weiter, den Häusern in der Mühlenstraße zu.

Gegen zehn Uhr war die Sternenfahrt der drei Könige zu Ende. Und dann ging's zum „Dinderade", wie man dem Bierbrauer zum „grünen Baum", Seraphin Franz, einem Vetter meines Vaters, sagte. Da gab's Freibier, und hier wurde das Geld gezählt und verteilt. Denn dem Melchior und dem Balthasar wurde es die Nacht über nicht anvertraut. Der Jägermurer bekam einen halben Gulden, und auf jeden König traf es über einen Gulden.

Königlichen Hochgefühls voll und reicher als Krösus mich dünkend, ging ich heim, wusch mein schwarzes Gesicht und legte mich zu Bette mit der Freude, morgen noch einmal den schwarzen Dreikönig spielen zu können. Denn am Tage des Festes selbst ging die Fahrt durch die Vorstadt und vor die Häuser am „Graben".

Schluß wurde gemacht beim „süßen Lang", einem Bierbrauer bei der Gottlütbrück und in der Nähe des Kirchhofs.

Hier wurde der „Sternen" ausgelöscht, wie denn alle menschlichen Sterne auf dem Friedhof verlöschen. Dann ging es in die Bierstube und es wurde wieder gezählt und geteilt.

Der zweite Abend brachte weniger als der erste, weil die vermöglichern Leute im Städtle wohnten.

Still und friedlich zogen die Könige heim und aus war für jeden die Dreikönigsherrlichkeit. Die Würde ging fürs

nächste Jahr an andere über, denen man meist auch die Kronen, so sie noch neu und nicht durch Regen oder Schnee verdorben waren, verkaufte.

Friedlichstes Königtum der Erde, bei dem einer dem andern die Krone für zwei Batzen verkaufte!

Summen, wie die man am Dreikönigstag verdiente, und ebenso größere Geschenke von Eltern oder Großeltern am Neujahr oder Geburtstag kamen in die Sparkasse. Diese war ein kleines, irdenes Gefäß mit einem Spalt, aus dem nichts mehr herausfiel und das zerschlagen wurde, wenn es voll war. Dann wurde für den Inhalt ein größeres Kleidungsstück gekauft. —

Fast dreißig Jahre später, am Abend vor dem Dreikönigstag 1876, stand im „Kirchgäßle", im Dunkel der Nacht, eine lange Gestalt an der Ecke des westlichen Zehntgebäudes, als eben die hl. drei Könige vor dem Hause sangen, das zu meiner Zeit der „Bergfidele" bewohnte. Die Knaben hatten scheint's erst angefangen und waren von wenigen Kindern noch begleitet; sie sangen das Lied: „O Jesulein!" Da liefen dem Manne, der ungesehen in ihrer Nähe stand, die Tränen von den Augen; er gedachte der Jugendzeit seiner eigenen Dreikönigswürde und des kindlich seligen Glückes jener Tage, da auch er „dem Sternen" gefolgt und gesungen: „O Jesulein!"

Lange noch folgte ich von ferne den Dreikönigen und der still lauschenden Kinderschar durch die Gassen und träumte mich zurück in die Kinderzeit und in den Kinderhimmel. Ich hätte sterben mögen an jenem Abend, so selig und wehmütig zugleich war mir zumute!

Am andern Tag sollte ich in Offenburg als Reichstagskandidat eine Wahlrede halten, und wie ich am Abend so die Dreikönigsknaben vor mir sah und in ihrer Knabenseligkeit singen hörte, da hätte ich alle Reichstagsmandate der ganzen Welt dafür gegeben, noch einmal jung zu sein und als „Dreikönig" an den Häusern der Heimat vorüberziehen und singen

zu können, singen zu können aus der vollen Lust des Kinderhimmels, zu dessen Sonnen der Stern am Dreikönigstag gehörte. —

Kaum waren die letzten Erinnerungsstrahlen an den Dreikönigstag in unseren Kinderherzen verblichen, so zeigte sich das Morgenrot des zweiten Hochfestes unserer Jugendzeit. Es nahte der „Storchentag".

Am 22. Februar, dem Tage, da die römische Kirche das Fest des hl. Petrus, die Stuhlfeier von Antiochia genannt, begeht, war für uns Kinder der „Storchentag", ein Frühlingsfest ältesten Ursprungs.

Um zwölf Uhr mittags versammelte sich die gesamte Schuljugend, Männlein wie Weiblein, jedes mit einem kleinen Sack umgetan, in der Mühlenkapelle und betete einen Rosenkranz. War der beendigt, so zog der helle Haufen der Stadt zu; in seiner Mitte ging der „Storchenkarle", Karl Kinast, ein armer Teufel, mit einem leibhaftigen, ausgestopften Storchen auf einem großen Hut. Sein Amt war ein von der Gemeinde mit zwölf Kreuzern und einem Laib Brot besoldetes. Von weitem schon ertönte der Schlachtruf des anstürmenden Kinder-Kreuzzuges:

Heraus, Heraus!
Äpfel und Bire zum Lade raus!

Und die Hausmütter beeilten sich, Körbe mit Äpfeln, gedörrten Schnitzen und Nüssen zu füllen und sich unter die Fenster zu stellen. Vor jedem Hause hielt der Zug, der Ruf erscholl und immer wieder, bis die Frau endlich den Inhalt des Korbes aus vollen Händen herabstreute. Und nun war die ganze Jugendschar nur noch ein Knäuel, so stürzte alles zu Boden, um möglichst viel zu erhaschen. Im Nu ist alles aufgerafft, so sehr auch die Geschosse von oben sich wiederholen; jedes bringt seine Beute in dem Sacke in Sicherheit, und weiter geht's zum nächsten Haus und so fort bis zum Stadtende.

Gravitätisch stand bei all diesem Lärmen und Ringen und Kämpfen der „Storchenkarle" wie eine Säule in dem Gewirr von Kinderstimmen und Kinderleibern. War die Schlacht geschlagen, so lief man an den Stadtbrunnen und an die Bächlein, wusch zuerst seine Äpfel und Birnen vom Straßenstaub, dann sich selbst, sein Angesicht und seine Kleider, kam mit gefülltem Sacke heim und zeigte im Triumph Vater und Mutter die Beutestücke. Hierauf verbarg eines seinen Schatz vor dem andern im Heu oder Keller, und wochenlang ward gezehrt an den Errungenschaften des Storchentages.

Wie sinnig ist dieses Fest! Der Frühling kommt, will es sagen, der Storch, sein Bote, ist da; gebt drum die Winterreste von Äpfeln und Birnen der lustigen Jugend, damit sie in Jubel singe dem kommenden Lenz! Gebt dieser Kinderschar; denn sie hat eben erst in der Muttergotteskapelle gebetet um des Himmels Segen für eure Felder und Bäume! — Und der einzige Mann, der den Zug begleitet, erhält von der Gemeinde die Gabe Brot, das „Mark der Männer", und der Kreuzer zwölfe — zum Trunke.

Und die Kinderherzen haben Hochfest, sie schlagen freudig erregt um den „Storchenkarle", und die Kinderhände kämpfen für den Kindermagen, der in jenen Tagen ausgesprochener Verehrer von Äpfeln und Nüssen ist.

Darum Respekt vor den heutigen Vätern der Stadt, den Genossen meiner Jugendzeit, daß sie eingetreten sind für den Storchentag, als vor einigen Jahren moderne Schulmeisterlichkeit und armselige Bureaukratie den Kindern das Fest abstellen wollten, weil der Lärm zu groß sei, und die Kinder sich balgten und die Kleider beschmutzten.

O heilige Einfalt! Wie vielen Lärm machen die großen Menschen um „Nichts" und streiten sich in der Wissenschaft und in der „Forschung" um des „Kaisers Bart" — und die kleinen Menschen sollten keinen Lärm machen dürfen um die vor ihre Augen fallenden Äpfel und Birnen?! Und wenn sie sich auch balgen und bisweilen ein kleiner Erden-

bürger oder ein zartes Weibsbildchen statt des erhofften Apfels eine Träne des Schmerzes erobert beim Sturm um die Beute, so lacht doch jedes Kind am Ende, weil keines leer ausgegangen ist. Nie ist einem ein Unglück passiert; wir kamen alle mit heiler Haut und mit dem glücklichsten Herzen davon.

Euch neumodischen Erziehungskünstlern aber, die ihr den Kinderhimmel zu einem fahl getünchten, leeren Schulzimmer machen wollt, sage ich: Alle eure „humanen" Erziehungsgrundsätze sind für das Wohl und das Glück der Kinder und der menschlichen Gesellschaft in meinen Augen nicht so viel wert, als ein einziger kleiner Sack voll Äpfel an Petri Stuhlfeier!

Darum ihr Väter und Mütter von Hasle, lasset euern Kindern ihren Rosenkranz und ihren Storchentag und seid eingedenk der eigenen Glückseligkeit an diesem Festtag eurer Jugendzeit!

Unser „Storchenkarle" trug das ganze Jahr diesen Namen, und wer von uns ihn sah, gedachte des vergangenen oder kommenden Storchentages. Er ist tot, längst tot, der König unseres Festes, aber die Kinder rufen: „Der alte König ist tot, es lebe der neue!" — und haben immer wieder einen andern Storchenkönig. Ich rufe ihm zu: „Vivat sequens!" —

Kaum waren die letzten Äpfel und Birnen vom Storchentag her verzehrt, so kam die Fastnacht[1], wo in Haslach fast alle Menschen Narren und Kinder werden und hüpfen, tanzen und spielen, als wären sie alle wieder im Kinderhimmel der Jugendzeit.

Jeder Mensch hat das Bedürfnis, „Dummheiten" zu machen; er macht sie unbewußt, wenn er sie nicht absichtlich erzeugt. Und die gescheitesten Menschen machen bekanntlich die größten Dummheiten. Die Fastnachtszeit gibt nun den

[1] Fastnacht ist ein Wort, das nicht auf diese lustigen Tage paßt. Es hieß früher richtiger Faselnacht, von faseln, närrisch tun, daher das Wort Faselhans und auch der Name Hansele für die charakteristischen Narren.

Leuten aus dem Volke Gelegenheit, aus diesem Bedürfnis der menschlichen Natur ein Privilegium, ein Vorrecht zu schaffen. Man vergißt das Elend und die Sorgen des Lebens, träumt sich in eine andere Rolle hinein, spielt dieselbe einige Stunden und ist wenigstens für die Zeit wieder glücklich — im Wahn und in der Narrheit.

Wo aber die Menschen geborene Humoristen und Satyriker sind, da gestaltet sich die Fastnacht zu einer Bacchanalie für Witz und Humor. So bei den guten Haslachern, die wochenlang vorher studieren, dichten, malen, zeichnen, nähen und schneidern für die Fastnachtsstücke, groß und klein. Das Städtchen wird in jener Zeit ein Klein-Venedig des Karnevals, und selbst der ernsteste Mann schlüpft in jenen Tagen in einen Weiberrock und lacht, höhnt und spottet von Haus zu Haus.

Und was haben die Kinder für eine Freude, wenn sie die erwachsenen Menschen „närrisch" sehen! Sie kommen ihnen vor, wie sie selber das ganze Jahr hindurch sind, heiter, lustig und sorgenlos durch die Gassen springend.

Sobald der erste Narr großer Natur am Fastnachtsonntag nach der Vesper aus einer Seitengasse hervortauchte, umtanzten wir alsbald den Kerl wie kleine Faune den Silen, halb neckend, halb fürchtend. Eine Stunde später und die Zahl der Narren war Legion.

Aber die einzig Vernünftigen in diesen Tagen, die Philosophen selbst in der Narrenzeit, waren wieder wir Kinder. Während die großen Narren ihr Geld verschleuderten, sich Katzenjammer und Elend holten, spekulierten wir und bekamen Geld und Genuß. Wir fertigten nämlich schon lange vor Fastnacht Schwefelhölzer und Kienspäne zum Anmachen des Feuers in der Küche. Am Fastnachtmontag in der Frühe ward ein Hemd über die Werktagsmontur angezogen, eine Maske vors Gesicht gebunden — und nun ging's von Haus zu Haus, die Ware in einem Sack über dem Rücken tragend. Unter jeder Stubentür rief die kleine Maske: „Kaufet Ihr

keine Kienhölzle?" Jede Frau nahm um einen Kreuzer ein „Bündele", und bald war der Sack leer und die Tasche voll mit Kreuzern.

Jetzt änderte sich aber die Szenerie. Am Nachmittag war Kindermaskenzug, wo wir Schwefelholzkrämer als Ritter, Barone, Grafen, Offiziere auftraten, und jeder seine entsprechende Dame an der Hand führte. In nobler, silberbebordeter Mantille, mit Barett und Feder und mit einem kleinen, papiervergoldeten Holzdegen umgürtet, zog dann der Hausierer vom Morgen durch die Hauptstraße mit seiner „Dulzinea". Die Kosten des Anzuges hatte der Handel mit Schwefel- und Kienholz gedeckt. So, von lustigen Bajazzis umsprungen, besuchte die närrische Kinderwelt den Oberamtmann Dilger und sämtliche besseren Bürger der Stadt — da gab's überall Wein und „Guts", d. i. Zuckerbrot.

„Es wächst der Mensch mit seinen größern Zielen." Was machten wir kleine Herren für ernste, wichtige Mienen und wie fühlten wir uns in unsern aristokratischen Kostümen!

Am Morgen verschämte Bettler und am Nachmittag feine Kavaliere und in jeder Rolle glücklich, das bringt im Ernste nur ein Kind zustande.

Schon Monate zuvor hatten wir unsere Tanzstunde und das Einstudieren galanter Wendungen begonnen. Der Tempel Terpsichorens war des „Kanonenwirts" leerer Speicher, ehemals eine Hopfendarre, und die Tanzmeister unsere Kollegen, der „Schnider-Lepold" und des „Hättichs Xaver". Letzterer wurde, wie schon gesagt, später Metzger, Lummel- und Hammelhändler nach Straßburg und Baden-Baden, Bürgermeister und Pompierhauptmann.

Was die Leute gestiegen sind! Wer in seiner Vaterstadt etwas gilt, ist mehr denn ein Prophet. Ich bin fest überzeugt, daß ich es in meiner Heimat nicht zum Nachtwächter gebracht hätte. Aber der „Xaveri" spielte schon in unserer Jugendzeit die erste Violine und kommandierte nicht bloß beim Tanzen, sondern auch bei unserm „Soldätlesmachen" anno 1848.

Im Tanz-Unterricht war ich der dümmste und plumpste von allen; es war für mich diese schöne Kunst eine wahre Pferdearbeit. So sehr ich auch später im Turnen mich auszeichnete und selbst Preise errang, im Tanze blieb ich ein bärenhafter Stümper. So kam es, daß ich schon auf's „Kanonenwirts Speicher" auf einem sehr schwerfälligen Fuß mit dem andern Geschlecht verkehrte und manchen „Korb" bekam. Ich brachte es höchstens zu einem „Schottisch". Ein Walzer oder gar eine „Française", welch' letztere auf unserer Hopfendarre sonst mit Eleganz ausgeführt wurde, das waren und blieben mir Riesenleistungen und verschlossene Bücher. Das fühlte ich auch später noch, und nie habe ich eine andere Schule für diese Kunst besucht, als des „Kanonenwirts Bühne".

Gleichwohl bin ich kein Feind der sogenannten Tanzstunden und Tanzkränzchen vom Bildungsstandpunkt aus, sofern sie von einem wirklichen Kunstjünger arrangiert sind. Der junge Student oder angehende Kaufmann bekommt in diesen Tanzstunden nicht wenig äußeren Schliff in Haltung und Benehmen, und das ist allen Ernstes nicht ohne bleibenden Wert fürs Leben. Es gibt den Leuten ein Stück äußerer Bildung, nach der eben, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt, der Mensch einmal in maßgebenden Gesellschaftskreisen taxiert wird, und die oft eine halbe, rechte Bildung ausmacht.

Angesichts dieser Tatsache und des Bewußtseins meiner Unbeholfenheit in feineren Formen habe ich es schon bereut, meine Tanzstudien mit der Hopfendarre abgeschlossen zu haben.

An den drei Abenden der Fastnacht, während wir Kinder unsere Rolle schon ausgespielt hatten und ins Bett mußten, fingen unsere Eltern, vorab die Mutter, ihre Narrheit an.

Mein ernster Vater machte nie so etwas mit, um so mehr die Mutter. Ich erinnere mich noch wohl, daß das Weib des Nachbar Strumpfstrickers, eine hübsche, kleine Frau, regel-

mäßig an solchem Abend in unser Haus kam und mit der Mutter verkleidet und maskiert „aufs Schnurren" ging, d. h. in verschiedene Privat- und Wirtshäuser, wo überall Narren sich fanden und sich gegenseitig Wahrheiten sagten, die man das Jahr über nicht gerne sagte. —

Auf die Fastnacht kam, wie in aller Welt, auch in Haslach der Aschermittwoch, für uns Kinder gleichwohl ein interessanter Tag. Da gab's Asche aufs kleine Weltköpfchen und am Mittag Stockfische auf den Tisch; beides für uns wichtige Ereignisse.

Es ist eine wunderbar sinnige Zeremonie, daß die katholische Kirche ihren aus dem Taumel der Fastnachtstage kommenden Gläubigen das Ende aller irdischen Herrlichkeit im Staube zeigt. Für Kinder aber bleibt die Bestreuung mit Asche ohne Verständnis, denn das Kind weiß nichts von Vergänglichkeit. Es sieht voll Gleichmut die Tage scheiden und die Tage kommen und benützt jeden Tag zu seinem Spiel und zu seiner Freude, den einen mehr, den andern weniger.

Die Zeit ist uns in der Kindheit ungemessen, sie ist noch nicht „Geld" — und das Wort Vergänglichkeit, das den erwachsenen Menschen alle Freuden bitter macht, rührt die Kinder nicht. Sie kennen noch nicht die düstern Worte Lenaus:

> Friedhof der entschlaf'nen Tage,
> Schweigende Vergangenheit,
> Du begräbst des Herzens Klage,
> Ach, und seine Seligkeit.

Drum war uns der Gang um den Altar am Aschermittwoch und das Aschenholen eine Freude; wir durften uns dabei an einem öffentlichen Akte beteiligen. Und wenn der vorüber war, so zeigte einer dem andern seinen Scheitel, damit er sehe, ob auch eine tüchtige Portion Asche in den Haaren liege. Je mehr Asche, um so größer die Zufriedenheit.

Und die Stockfische, die waren von uns im „Laden" geholt, geklopft und gewässert und unter unseren Händen wieder echtes und rechtes Fischfleisch geworden, darum wurden sie auch mit väterlicher Liebe verzehrt, und den ganzen Ascher-

mittwoch-Morgen wässerte uns der Mund nach den Stockfischen. Am Abend aber ward der Kurs mit dem Ballspiel eröffnet und fortgesetzt bis Ostern. Es folgten langsam die übrigen Frühjahrsspiele, und bald war unser Geist wieder voll beschäftigt mit anderen Bildern und anderen Genüssen.

So verlief uns die Bußzeit der Christenheit in Lust und Freude — ein Beweis, daß wir noch nichts zu bereuen und nichts zu büßen hatten. Wir waren ja noch Himmelskinder, selige Kinder der Jugendzeit, Lieblinge Gottes und der Schutzengel.

Erst am Palmsonntag traten wir wieder auf das Forum des Kirchenjahres, aber nicht aus religiösen Gründen, sondern weil der Tag zu unsern Festtagen gehörte. Da hatten wir in den Wäldern der Heimat einige Tage zuvor die Stechpalme geholt, schlanke Fichten gehauen und geschält, in den Gärten den „Fesenbaum" (Thuja) beraubt, an den Bächen Haselruten geschnitten, um „einen Palmen" zu machen.

Am Sonntag früh, beim zweiten Glockenzeichen, zogen wir mit unsern Palmen, an den haushohen Fichtenstangen sie tragend, dem Kirchplatze zu. In diesem Moment lag die ganze selbstbewußte Knabenseele in ihrem „Palmen". Herr Gott! Mit welchem Stolz ward bei jedem Schritt an der Stange hinaufgeschaut, und wie ward des Nebenmenschen „Palmen" gemessen und fixiert, wenn alle vor der Kirche versammelt waren! Jeder wollte den schönsten und längsten Palmen haben, und oft kam's in diesem Wettstreit zur Palmenschlacht; der eine hieb auf den andern mit seinem stolzen Besen ein, und es entstand ein Höllenspektakel unter den Palmenträgern. Erst das Erscheinen des Pfarrers unter der Kirchentür, um die Zeremonie des Segnens vorzunehmen, trennte die Kämpfer. Aber jetzt rauschten die Palmen nochmals durcheinander, jeder wollte den meisten Segen und die größte Fülle von Weihrauch und Weihwasser auf seinem Liebling haben, und bis vor die Nase des Priesters hin stritten die Palmenköpfe sich um den Vorrang.

Mit dem gleichen Hochgefühl, mit dem wir gekommen, trugen wir die Palmen heim und bewahrten sie als Zeichen göttlichen Schutzes unter dem Dache des Elternhauses auf.

Wie liebenswürdig und bescheiden ist die Kindheit selbst in ihrem Stolze! Die großen Menschen setzen ihren Hochmut in Geld, Wissen, Schönheit, Ehre, die Kinder aber in einen grünen Palmen, in ein Paar neue Stiefel oder Hosen. Wer ist der gescheitere?

Wie im Frühjahr am „Palmsonntag", so geschah's zur Sommerszeit an Maria Himmelfahrt bei der „Kräuterweih". Jeder gab sich Mühe, die schönst' „Krüterbuschel" zur Kirche zu bringen. „Das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt". Unsere Liebe war aber ebenso rein als tief, denn das, was wir suchten, war eben unsere Liebe, die sich selbst schmücken sollte. Wer am meisten „Tausendguldenkraut" (Erythraea centaurium) und die wohlriechendsten Kräutlein in seiner Buschel hatte, der war König. Das Tausendguldenkraut ist die Alpenrose des Kinzigtals und neben dem „Mattengele" des Frühlings die Lieblingsblume der Kinder. Ihr Name imponierte uns über Macht. „Tausend Gulden" waren uns als Münzbegriff das Non plus ultra von Geld, und die Blume, die uns an diesen Kolossalbegriff erinnerte, von uns am höchsten taxiert. —

Fast alle kirchlichen Feste haben für das Kinderherz nur insoweit eine Bedeutung, als sie zugleich Festtage für seine eigene Lust, sein Spiel, seinen Genuß sind. Und wer diese Behauptung nicht richtig findet, der gehe nach Italien und Sizilien und schaue, wie dort das kindliche Landvolk seine kirchlichen Feste begeht. Sie sind ihm alle Volksfeste, verbunden mit Jubeln, Tanzen, Feuerwerk und Schmaus. Das Kindergemüt und die Kinderphantasie jener Menschen wollen ihre Befriedigung neben dem Religiösen haben. Die Religion ist ihnen Poesie.

In diesem Sinne hielten auch wir, nach Umfluß der kinderfreudigen Fastenzeit, Ostern um der Ostereier willen.

O heiliger Osterhas, du stets gesuchter und nie gesehener Götterfreund der Jugendzeit! Wie hast du alle Jahre unserer Kindheit in den frühlingssonnigen Ostertagen unsere Phantasie beschäftigt über deine Existenz, dein Wohnen und Weilen und vorab über dein Eierlegen!

Wer den Kindern den „Osterhas“ erdacht hat[1], war ein hochfeiner Kenner des Kinderherzens; denn dieser Osterhas ist für eine Kindesseele ein wunderbares Phantasiestück, umgeben vom ganzen Zauber des Unbegreiflichen. Aber das liebt ja die Kinderseele über alle Maßen. Je geheimnisvoller ihr etwas erscheint, um so lieber versenkt sie sich darein. Eine „Osterhenne“ wäre nackteste Prosa für das Kind, aber der „Osterhas“, der schneeweiße, rotäugige und doch nie geschaute Eierleger am Ostertag, der ist ein herrliches Phantasma für seine Seele.

Meine Taufpaten, der „Fürstenbergerhof-Wirt“ Zachmann und die Frau „Adlerwirtin“ Kröpple, hatten wahre Paradiesgärten mit dunkeln, grünen Buchseinfassungen an den Beeten hin. In diese kühlen Rabatten legte mein Osterhas seine Eier, und ich mußte seine Nester darin aufsuchen.

Wer nach langer Reise in der Südhitze Afrikas die Quellen des Nil entdeckt, kann unmöglich freudiger erregt sein, als mein Kinderherz, wenn es ein Nest vom Osterhas fand und die buntgefärbten Eier ihm entgegenlachten.

Ein halbes Dutzend gefärbter Eier, gelegt vom unsichtbaren Osterhasen, können ein Kind in den siebenten Himmel verzücken, so sehr wirken das ungelöste Rätsel und die bunten Eierschalen auf seine Seele.

O selig, ein Kind noch zu sein und an den „Osterhasen“ zu glauben und an sein Nest im Garten des Ostertages!

Aber das ist das große Geheimnis vom „verschleierten Bilde zu Sais“ — auch in der Jugendzeit. Was dem Kinde die Osterzeit und den Christtag verzaubert und alles das, was

[1] Ich rede gleich unten von dem Erfinder, der niemand anders war als das sinnreiche, deutsche Volk der heidnischen Vorzeit.

jene Tage ihm bringen, sind nicht die Gaben allein, sondern die Geheimnisse, unter denen sie erscheinen: der in der Nacht seine Eier legende Osterhas und das „Christkindle", das seine Geschenke unter den Christbaum legt, während das Kind schläft. Darin liegt der Zauber dieser Tage für das Kinderherz. Uns alten Menschen hat die Zeit den Schleier gelüftet — und wir sehen nur noch die sinnlichen Gaben — der Geist und mit ihm des Herzens Seligkeit sind fort.

Darum preist auch der göttliche Heiland die Kinder selig, wenn er sagt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr ins Himmelreich nicht eingehen." Die Menschen wollen immer, auch in übernatürlichen Dingen, den Schleier vom Bilde lüften, wollen sehen und begreifen, statt zu glauben, kindlich zu glauben und zufrieden zu sein mit der Beseligung des Glaubens, — und das Ende vom Lied ist der Materialismus in Wissenschaft und Leben.

Die Ostereierzeit ist zweifellos noch altdeutsch heidnischen Ursprungs und spielten die Eier und die Hasen eine große Rolle in der Religion der heidnischen Deutschen. Diese färbten schon am Gertrudistag, dem Tage der Göttin der Fruchtbarkeit, Eier mit roter Farbe, weil ihr Gott Thor, der Gott des Landbaus, einen roten Bart trug und rot als die Farbe des Lebens und der Freude galt.

Die Eier am Gertrudistag hatte das fruchtbarste Tier, der Hase, gelegt.

Gerne gaben die alten Germanen in ihren religiösen Sagen ihren Göttinnen und Elfen Hasen als Begleiter und Sinnbilder.

Die Ostereier sind also Sinnbilder des neuerwachten Lebens und der wiederkehrenden Fruchtbarkeit in der Natur.

Das Osterei weist aber auch zurück auf die germanische Urheimat, auf Indien. Nach der Schöpfungslehre der alten Inder schuf Gott, ähnlich wie bei Moses, zuerst das Wasser. Über diesem bewegte sich der göttliche Geist und es gerann und sammelte sich zu dem Welt-Ei. Dies spaltete Brahma, der

schaffende Gott, in zwei Hälften und schuf aus der einen den Himmel und aus der andern die Erde:

> Selber durch Geistes Sinnen
> Teilte er das Ei entzwei,
> Schuf die Erde und den Himmel
> Aus dem so geteilten Ei.

Auch die Perser beschenken sich am Frühlingsfeste Neuruz, mit dem sie das Jahr beginnen, mit gefärbten Eiern.

Mit den Ostereiern und dem Osterhas stehen wir also noch ganz und voll im Gebiet unserer heidnischen Voreltern, die nach Jakob Grimm, dem berühmten Germanisten, auch eine Göttin Ostera verehrten, eine Göttin der aufgehenden Sonne, des wiederkehrenden Lichtes im Frühling[1].

Vielleicht hängt der Osterhas auch mit Ushas, der „leuchtenden Jungfrau" der alten Deutschen, zusammen. Sie nannten so die Morgenröte, welche die Finsternis verscheucht und herrliche Gaben bringt, vorab das Gold der Sonne. Also auch hier wieder ein Frühlingsfest. —

Es ist eine lange Zeit von Ostern bis zur Kirchweih, zum nächsten kirchlichen Festtag, der uns sinnliche Gaben brachte. Dazwischen liegt der Sommer, von dem ein anderes Kapitel reden soll. Ich sage, es ist eine lange, lange Zeit für ein Kinderherz, dem jeder Tag unendlich lange erscheint, weil im Kinderhimmel nicht mit der Zeit, sondern wie im echten Himmel mit der Ewigkeit gerechnet wird. „Langeweile" kennt das Kind trotzdem nicht, höchstens in der Kirche, wo es nicht spielen und nicht lustig sein darf.

Tage erscheinen im Kinderleben, wie uns später ganze Wochen, und ein Jahr ist dem Kinde eine Ewigkeit. Und wenn wir zurückdenken an die Jugendzeit, so kommt uns diese als die längste Zeit vor, selbst noch in der Erinnerung.

Aufwärts geht's überall langsam und schwer im natür-

---

[1] Siehe das Buch von Dr. A. Freybe, „Ostern in deutscher Sage und Dichtung". Gütersloh 1893.

lichen, leiblichen, geistigen und sittlichen Leben, aber abwärts schnell und immer schneller. Wie mühsam und langsam geht die Besteigung eines Berges und wie schnell und leicht der Abstieg vor sich. Je älter wir werden, um so eiliger schwinden Jahre um Jahre, weil es bergab geht, während im Kindesalter ein Jahr kein Ende nehmen will. —

Die Tage der allgemeinen Kirchweih waren uns Kindern wieder rein weltliche Festtage. Da gab's „Kirchweih-Küchle" allüberall, und in jedem Hause dampfte die „Schmalzpfanne", um „Küchle" zu backen. Am Kirchweih-Montag und -Dienstag aber ging's „aufs Land", um die Verwandten heimzusuchen.

Da lebte drunten in Steinach noch der letzte Bruder meines Großvaters, des „Becke-Peters". Er war Besitzer der „oberen Mühle", hatte Mehl und Schmalz im Überfluß, und sein Name war „Tobias" oder, wie man im Volksmund sagte, „Toweis", ein Wort, das süße Erinnerung in meiner Seele weckt. Da saß er, der alte Müller, in seiner Stube, eine weiße Zipfelkappe auf dem Haupte, und empfing mich und den ältesten Knaben seines in Haslach als Schlosser lebenden Sohnes Xaver mit dem bekannten, faltigen Großvaterlächeln. Der Tisch ward mit einem ganzen Berg von gebackenem Mehl aller Art und Façon bedeckt und die Gläser mit süßem Trauben-Most gefüllt, alles für uns Buben.

Als ich nach Jahren vom „Schlaraffenland" hörte, da versetzte ich sein Innerstes in die Stube des Müllers Tobias, denn da türmten sich himmelhoch die Küchle vor mir auf, und diese Berge abzutragen war keine Kleinigkeit.

Wenn ich später, als Student, das bekannte Lied von Eichendorff mitsang:

> In einem kühlen Grunde
> Da geht ein Mühlenrad,
> Schön Liebchen ist verschwunden,
> Das dort gewohnet hat —

so zog gar oft die Mühle des Toweis an meinem biergetrübten Geiste vorüber mit ihrem Rauschen im kühlen Grunde und ihren Bergen von lieben Küchlein, die längst verschwunden samt dem greisen Müllersmann. Es war ja die einzige Mühle im Leben, die ich mit meinem liebenden Kirchweih-Herzen umfaßt hatte! —

Eine Tochter des Tobias lebte als Bäuerin — ihr Mann hieß Roser — auf einem kleinen Hof in dem Dorfe Bollenbach an der Kinzig drüben. Der galt mein und meiner jüngern Geschwister Besuch am Dienstag in der Kirchweihwoche.

Unser deutsches Landvolk ist bis heute überall so naiv und treuherzig, daß es Kinder aus einer Stadt oder einem Städtchen empfängt wie „Herrenleute". So waren auch unsere „Base" in Bollenbach und ihr Mann und ihre Kinder. Sie hatten festtägliches Gewand an, wenn wir Haslacher Knirpse einrückten, und eine ebenso große Freude an uns, als wir an ihren Küchlein, Trauben und Nüssen.

Es ist mir durch den Besuch in diesem Bauernhause und in manchem einsamen Berghofe der Heimat das Leben eines freien Bauern auf seinem Gute inmitten von Feld, Wald, Wiese und Bach, die er sein eigen nennt, bis heute ein Ideal geblieben, von dem ich mich nicht lossagen kann trotz allem, was man dagegen behauptet.

Ein Bauer, wie ich sie in meinen jungen Jahren in den Tälern der Heimat kannte, ist der unabhängigste Mann auf Gottes Erdboden. Der Handwerksmann ist von seiner Kundschaft, der Fabrikant von dem Geschäftsgang, der Beamte und Geistliche von seinen Obern und andern Dingen abhängig — der Bankier vom Schuldenmachen und vom Stand seines Kapitals, der Rentier von seinen Papieren und Zinsen, der Bauer aber, der auf seines Vaters Gut sitzt, ist, wie der Fürst, von Gottes Gnaden. Er hängt von niemand ab, als von unserm Herrgott, und braucht niemand zu flattieren und Komplimente zu machen.

Man muß so einen wohlhäbigen Bauer der guten alten

Zeit auf seinem Hofe gesehen haben, um zu begreifen, daß diese Leute von Gottes Gnaden sind. Aber in meiner Heimat sind ihre Güter auch „Fideikommisse"; der Erbprinz, der jüngste unter den Söhnen, erhält vom Vater das Besitztum und die übrigen Kinder werden vom Stammhalter mit dem wenigen abgefunden, das der Vater bestimmt hat.

Die Neuzeit mit ihren unsinnigen Gesetzestheorien hat den Bauernstand bei uns schwer geschädigt. Allein es wird, so Gott will, zum Heile der Nation auch wieder besser werden, ehe es zu spät ist; denn wo der Bauer arm ist oder gedrückt, da ist der ganze Staatskörper krank und elend, weil aus dem Bauernstand sich schließlich die ganze Nation wieder leiblich und geistig auffrischen und erneuern muß.

Das Leben auf einem solch vereinsamten Gehöfte hätte für mich als Kind einen ungemeinen Reiz gehabt, weil da alles, was zu einem richtigen Kinderhimmel gehört, in nächster Nähe sich findet: alle Sorten Haustiere, Geflügel, Feld, Wald und Bächlein. Daher kommt es, daß Menschen, die auf dem Lande geboren sind und ihre Kindheit daselbst verlebt haben, viel mehr Heimweh bekommen als in Städten geborene, und daß es sie mit Macht wieder heimzieht und viele im späteren Leben wieder dahin zurückkehren. —

Zu meiner Knabenzeit wimmelte es an den Kirchweihtagen von Haslachern, jung und alt, auf den umliegenden Dörfern. Die Wirte stellten an diesen Tagen allen ihren Kunden, die aus der Stadt kamen, Gratis-Küchle in allen Formen und Arten auf.

Das hat jetzt aufgehört, wie die gute alte Zeit auch. —

Aber auch sonst kam ich bei festlichen Gelegenheiten auf die benachbarten Dörfer. An Hochzeitstagen mußte ich oft als Knabe den Bauernwirten Brot zuführen auf unserm Kinderwägelchen, oder ich durfte am Nachmittag Vater und Mutter zu einer Hochzeit begleiten. Was mich dabei am meisten interessierte, das waren nicht Braut und Bräutigam, sondern die Bratwürste, die Lebkuchen und ganz besonders

die Hochzeitsmusikanten, wie sie mit ihren mit Bändern gezierten Geigen und Klarinetten von Tisch zu Tisch zogen in der Wirtsstube, die lustigsten Weisen spielten, die heitersten Lieder dazu sangen und mit allerlei Mimik und Sprüngen sie begleiteten. Der Kapellmeister dieser Dorfmusikanten war der „Scherenschleifer" von Haslach, ein Virtuos auf der Volksgeige und ein Mime ersten Ranges. —

Nach der Kirchweih- und Herbstzeit gehen rauhe Winde über Feld und Gasse, und der junge Weltbürger ist, nachdem er die ersten Schneeflocken als Winterengel bejubelt und sich von ihnen hat umhüllen lassen — vorübergehend auch kein Feind eines warmen Ofens, um seine erstarrten Hände zu wärmen.

In diese Zeit fiel uns ein schauerlich schöner Festtag, der Tag des heiligen Nikolaus — „Santi Klaustag". Er war in seinen Vorwochen ein Tag des Gebets und halb freudigen, halb ängstlichen Harrens, an seinem Vorabend ein Tag der Furcht und am Feste ein Tag der Freude. Schon Wochen zuvor wurden „Kerbhölzer" mit dem Küchenmesser geschnitten, wahre Plagehölzer für uns; denn sobald sie fertig waren, begann das allabendliche Beten. In einer dunkeln Ecke saß das kleine Menschenkind, das Kerbholz zwischen den Händen, und betete je fünf Vaterunser und den Glauben, und so oft dies Thema abgebetet, ward eine Kerbe ins Holz geschnitten. So ging's fort, bis vor Müdigkeit die Äuglein zufallen wollten; dann ward das Holz in die Tischlade gelegt und der Leib des Beters ins Bett.

Zum Beten ist der sündige Menschengeist nicht aufgelegt; deshalb gibt die katholische Kirche, seelisch ganz zutreffend, auch das Gebet als „Buße" dem Sünder auf.

Es gehört schon ein heiligmäßiger Mensch, der seine Seele ganz in der Gewalt hat, dazu, um längere Zeit recht beten zu können. Eine Kindesseele ist dessen nicht fähig, und deshalb ist ihr langes Beten eine Plage. Wir beteten aber aus Furcht vor dem „Santi Klaus"; denn der kam,

um an unsern Kerbhölzern Gericht zu halten, wie viel wir gebetet hätten. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit wurden „die Kerbe" geschnitten; mehr zu schneiden, als es gebetet, wagte keines von uns auch nur zu denken.

Sobald es Nacht geworden am 5. Dezember, saßen die Kinder jeder Familie um den väterlichen Tisch, jedes sein Kerbholz vor sich liegend und unter Herzklopfen der Dinge wartend, die da kommen sollten. Wenn einst die Posaunen zum Welt-Gericht blasen, können die Menschen nicht leicht mehr erschrecken, als wir erschraken, wenn vor der Türe ein Kettengerassel die Ankunft des „Santi Klaus" verkündete. Und nun öffnete sich die Pforte, und herein trat der Richter des Kinderhimmels. Von seinem Angesicht wallte ein langer Bart, seine Augen rollten, Kettengeklirr folgte seinen Schritten, und eine große Rute in der Hand, trat er an den Tisch, wo die armen Sünderlein zitterten und als einzige Waffe dem Weltenrichter das Kerbholz entgegenhielten. Er zählte die Einschnitte, fragte die Eltern nach dem Benehmen des Kindes im Hause, und je nach Befund gab es mehr oder weniger Äpfel und Nüsse aus seiner Tasche oder einige Rutenstreiche.

Mit der Mahnung, brav und folgsam zu sein, ging er von dannen. Das Gericht war überstanden, der Herzschlag minderte sich. Mit wonnigem Schauer blickte man dem greisen Richter nach und hörte das Klirren der Ketten an des Nachbars Tür. Aber jetzt begann der zweite Teil; jedes Kind holte einen Teller in der Küche und stellte ihn auf den Tisch — in der sicheren Gewißheit, daß am andern Morgen der Teller gefüllt war mit Äpfeln, Lebkuchen und „Klausenwecken". So geschah es, und der Klaustag wurde dann zum Festtag.

Jetzt ist der Santi Klaus-Tag in der Heimat fast ganz verschwunden und dem „Christkindle" gewichen. Wo er noch besteht, hat er nur den freudigen Teil, die gefüllten Teller, der Mann des Schreckens aber existiert nicht mehr. Und doch hatte er in meinen Augen seine Bedeutung. Man mag mir von der neueren Erziehungskunst aus zurufen: „Es

ist grundfalsch und gefährlich, die Kinder so zu ängstigen durch Mummenspiel und Pelznickel." Allein aus meiner ganzen Jugendzeit ist mir nicht ein Fall bekannt, daß ein Kind Gichter oder Herzleiden bekommen hätte vom Santi Klaus-Tag, höchstens das Magenweh von der Bescherung am andern Morgen. Aber das weiß ich, daß wir alle wochenlang vorher lammfromm waren und die Mutter dem kleinen Trotzkopf nur drohen durfte: „Ich sag's dem Santi Klaus!", so wich aller Widerstand dem willigsten Gehorsam. Da haben wir dann allerdings die Geschichte vom Mittel, das durch den Zweck geheiligt wird — allein diese Geschichte ist eben uralt und nirgends aus den Menschen, auch mit dem besten Willen nicht, herauszubringen, namentlich, wenn das Mittel, wie hier, ein so unschuldiges ist. Jedenfalls hat die Drohung mit dem „Santi Klaus" auf uns Knaben seinerzeit mehr gewirkt, als wenn jetzt die Lehrer mit dem „Kreisschulrat" drohen.

In unsern Kinderhimmel gehörte auch einmal ein außerordentlicher Richter, und die Gemütsbewegung, die sein Gericht hervorrief, war wohltätig für Leib und Seele. Und so denke ich mit Vergnügen zurück an jene Tage des Gebetes, der Furcht und der Klausenwecken. Und als mir, dem zwölfjährigen Knaben, der Nachbar Fürst einst verriet, daß der Santi Klaus von des Schmieds Xaver gegeben werde, so war das nicht im geringsten imstande, meinen Respekt vor dem Rutenmann hinwegzunehmen.

Ich bin in alleweg ein Freund der Abschreckungstheorie, und wenn ich es machen könnte, müßte noch öffentlich geköpft und gehängt werden.

Die Verbrechen haben nicht ab-, sondern zugenommen, seitdem man die Todesstrafe, besonders in der Öffentlichkeit, abgeschafft hat.

Freilich würde ich, so ich Gewalt dazu hätte, selten einen Menschen köpfen lassen, weil ich sehr stark der Ansicht zuneige, daß der Verbrecher in gewissem Maße geboren wird, wie auch der Heilige. —

Das einzige Fest, das für uns eine religiöse Bedeutung hatte, war das Weihnachtsfest. Christbäume kannte man in meiner Heimat zu jener Zeit nur dem Namen nach, auch das „Christkindle" als Gabenbringer war uns unbekannt; diese Stelle vertrat der Santi Klaus, der, wenn es hoch herging, noch einen hölzernen Gaul oder ein Halstuch auf den Teller legte. Uns lächelte das leibhaftige Christkindlein aus der Krippe an, und die Weihnachtskrippen waren unsere Weihnachtsfreuden.

Für den leidenden und sterbenden Heiland, für sein Leben als Mann hat das Kind nur ein gemachtes, in dasselbe hineingetragenes Verständnis, wenn man dieses Wort überhaupt anwenden darf — aber das Jesuskind in der Krippe, zwischen Ochs und Eselein, umgeben von Engeln, Hirten und Schafen, das ist die volle Poesie für ein Kinderherz. Der eigentliche Kinderheiland ist das „Jesulein" in der Krippe.

Daß der Sohn Gottes Mensch geworden ist und als Kind, nicht als fertiger Mann in die Welt trat, das hat er sicher den Kindern zulieb getan. Und die Menschen, die über einen Gott in der Krippe spotten und das Kindlein im Stall verachten, die haben als Kinder es nie gefühlt oder sind sich des Eindruckes nicht mehr bewußt, den das Jesukind, umgeben von allen Gegenständen eines Kinderhimmels, auf das Kinderherz macht. Sie sind in ihrer Kinderzeit vor einem Christbaum gestanden, aber vor keinem „Krippele".

Aus diesem Grunde bin ich Gegner der Christbäume, und es ist der schönste nicht imstande, mir mehr zu sein als eine kindische Spielerei mit Lichtern und Zuckerbrot. Ich bin der festen Meinung, daß die Christbäume von einem Konditor oder einem weiblichen Wesen erfunden worden sind. Der Erfinder der Krippen aber ist der lieblichste und kindlichste aller Heiligen, der hl. Franz von Assisi. Dieser Mann war ein heiliges Kind in des Wortes barstem Sinn; er sprach mit den Blumen und predigte den Vögeln und Lämmern. Und wer

mit mir glaubt, daß sie ihn verstanden hätten, das ist Arthur Schopenhauer, der große Philosoph, dem der hl. Franziskus nebenbei „als einer der ihrer Bestimmung am nächsten kommenden Menschen" galt.

Der heiligen Kindesseele des Franziskus kam das Jesukind in der Krippe eben vor wie uns Kindern, als ein vom Zauber des ganzen Kinderhimmels verklärtes Mit-Kind. Das „kleine Kind von Bethlehem" nannte er seinen „Lehrmeister". Uns Kindern von Hasle schien es deshalb so holdselig, weil wir bei ihm alles fanden, was zu einem Kinderhimmel gehört. Da stand in frischem Moos, umsäumt von grünem Tannenreis, die „Höhle", in der das Kindlein lag auf Stroh und in Windeln, umgeben von Ochs und Eselein. Wir glaubten den Atem der Tiere zu hören, der es erwärmen sollte, das nackte, bloße Kind in der kalten Winternacht. Vor der Höhle standen die Hirten mit Lämmern auf den Schultern, ihre Frauen brachten in Körben Tauben und Brezeln — ihre Herden weideten in einiger Entfernung, und über der Höhle strahlte der „Gloria-Engel", der die Geburt verkündete. Das alles zeigten uns in der Weihnachtszeit die Krippele der Heimat in leibhaftigen Gestalten, und darum zogen wir in fröhlichen Kinderhaufen den Häusern zu, wo schöne Krippele zu sehen waren. —

Da lebte im Kloster, das den armen Leuten als Wohnung diente, der alte Pfrengle, welcher nächst meinem Nachbar Strumpfwirker das schönste Krippele besaß. Er war einst Grenadier gewesen und mit Österreichs Heerscharen gegen Napoleon im Felde gestanden; später ward ihm das Los zuteil, erster Polizeidiener in der Vaterstadt zu werden, wo dieses Amt den hochtönenden Titel trägt: „Die Sicherheit".

Diese Sicherheit war übrigens damals das fünfte Rad am Wagen, und ihr Träger wurde von den Haslachern stets als komische Figur aufgefaßt, wozu die jeweilige Sicherheit selbst immer ihren Beitrag lieferte. So trug unser Krippeles-Mann ständig einen Frack, wie die alten öster-

reichischen und napoleonischen Grenadiere, und schritt aufrechten, stolzen Ganges daher, als ob Haslach 400000 Seelen hätte und er Stadtkommandant wäre. Nebenbei, so weit es die öffentliche Sicherheit gestattete, machte er Krippeles-Figuren zum Verkauf und für sich. Seine Figuren trugen alle schöne, fleischfarbige Wachsgesichter und Haare von Flachs, seine Hirten schwarze Hosen und Fräcke, als ob sie antichambrieren müßten bei dem Kindlein, und der „Gloria-Engel" hatte einen himmelblauen Mantel an, mit Sternen besät, und Beinkleider von weißem, feinem Stramin.

Aber das Kabinettstück seiner Krippe war der „Waldbruder", welcher vornen am Rande der Krippe seine Klause hatte. Mit dem Kindlein im Stall teilte dieser Waldbruder unser Herz und unsere Augen. Er war mit einem schwarzen Talar bekleidet, umgürtet mit einer Schnur aus Pferdehaaren, hatte einen Riesenbart und auf dem Kopfe einen Zylinder; in der Hand aber hielt er einen leeren Beutel. Und dieser Beutel war der Sicherheit „Christkindle", denn da opferte jedes Kind für seinen Zutritt zur Krippe einen Kreuzer. Sobald der entrichtet war, stellte sich die Sicherheit, die Tabaksdose in der Hand und eine Prise zwischen den Fingern, an die Seite der Krippe und gab ihre Erklärungen ab. Er fing aber stets mit dem Waldbruder an, denn dieser trug seinen Schatz und damit sein stolzes Grenadierherz, und hörte mit dem Kindlein, „was man bei der Temperatur auf Stroh frieren sieht" — auf.

Die heilige Geschichte an seinem Krippele interessierte uns aber viel weniger, als der Waldbruder. Schon der Name war uns Poesie. Eine Hütte im Wald und ein einsamer Mensch darin, das klang geheimnisvoll in der Kinderseele. Noch mehr aber, was der Waldbruder ißt — nach Pfrengle: „Gras, Kräuter und unfruchtbare Bäume, wie es in der hl. Schrift geschrieben steht." „Sein Trunk ist das tägliche Wasser und sein Lager hart und auf Moos." So sprach die Sicherheit in vorder-österreichischem Dialekt, der

uns, weil fremd klingend, die Geschichte um so glaublicher machte, sprach's jedes Jahr an der Krippe, bis wir es auswendig konnten.

Und wenn einer die kühne Frage tat, und das taten wir immer, wo der Waldbruder herstamme, da steckte er eine Prise in seinen Schnurrbart, eine sogenannte „Mücke" unter der Nase, und sprach mit Rührung: „Der Waldbruder war ein Graf mit sieben Schlössern und zwanzig Schafherden; da kamen die Türken, die ‚zweimal vor Wien gelegen seyn' — nahmen ihm seine Frau und seine Schafe und verwiesen ihn ins ‚Elend'. So ist ‚der Grof Woldbruder wor'n'"!

Heiliges Christkindle! Jetzt warst du vergessen, und der Waldbruder im Zylinder besaß unsere ganze Sympathie; dein Stroh und deine Windeln waren nicht mehr imstande, uns von deinem größeren Elend zu überzeugen!

Die Anzüglichkeit des Waldbruders mit seinem Beutel hatte aber der Schuhmacher Xaver Holzer am Graben auch gemerkt, und er machte an seine Krippe ebenfalls einen Waldbruder. Die erste Nachricht schlug wie ein die ganze Kinderwelt bewegendes Ereignis in unsere Weihnachtsherzen. Und zuerst ging's diesmal zum Konkurrenz-Waldbruder mit einer Spannung, als gälte es ein oberhofgerichtliches Urteil zu fällen über die Rechte eines Kronprätendenten.

Und die Entscheidungsgründe waren schwer. Die Richter lagen in langem, unentschiedenem Streit, ob der „sicherheitliche" Waldbruder oder der „schuhmacherliche" der schönste sei. Der letztere trug ein Paar Stiefel à la Suworoff aus grünem Saffianleder, einen Mantel aus Schafspelz und eine phrygische Mütze von Schafleder. Der Bart war ebenso, wie an seinem Kollegen im Kloster. Ich stand entschieden auf Seite der in ihrem Beutelerträgnis schwer bedrohten „Sicherheit" und ihres Waldbruders, vorab deshalb, weil der Schuhmacher Holzer keine Herkunft mit etwas Türkischem für seinen Beutelmann hatte, sondern ruhig fortschusterte und uns Kindern die Gedanken allein überließ. —

Wo wäre ein so duftiger Waldbruder und ein Streit um seine Echtheit möglich an einem so fad glitzernden Christbaum!? Und wenn die „Kindlesmörder" mir auch am Tage der unschuldigen Kinder alles übrige am Krippele verdrängten und, wie schon früher gesagt, meine ganze Bewunderung hatten, so war mir und andern doch die „Krippeleszeit" eine in Religion und Phantasie überaus liebliche und poesievolle.

Ich habe in den siebziger Jahren eine Krippe für meine Dorf-Pfarrkirche am Bodensee erworben, und als ich sie zum erstenmal aufgestellt hatte und die Kinder des Dorfes in hellstrahlender Andacht und Bewunderung davor stehen sah, da traten Tränen mir ins Auge. Ich las die Seligkeit in den Kinderherzen und dachte an die Weihnachtstage in der Heimat und in der Jugendzeit.

Also fort mit den Christbäumen und Krippele her und „Waldbrüder" für die Kinder! —

Ein weltlich Fest steht noch lebhaft in der Erinnerung an meine Jugendzeit, der Geburtstag des Großherzogs Leopold am 29. August. Da ging's hoch her in der Vaterstadt, denn es rückte das Bürgermilitär aus, und am Mittag war Festessen für die Väter, und für die Kinder gab's dabei Kuchen. Am Vorabend ließ Lambert, der Schmied und Kapellmeister, „Zapfenstreich" halten durch die Straßen, und morgens um vier Uhr bliesen seine türkischen Musikanten die „Tagreveille", begleitet von der gesamten Jugend.

Ich kann heute noch die alten Märsche alle pfeifen, die damals am späten Abend und am frühen Morgen in der Vaterstadt ertönten. Was waren das für sommerduftige Morgen, wenn wir, barfuß und kaum die Höslein recht am Leibe, hinter den Musikanten drein trabten zu Ehren des Landesvaters! Und wenn die große „Trumm" erdröhnte und der „Schellenbaum" dazu und die „Platten", da hüpften wir vor Freude, und „bumm, bumm, bumm, br—rumm, bumm, bumm!" — machten wir hintennach. War dann

die Tagreveille zu Ende und berieten sich „die Türken“ auf dem Rathausplatze, wo man den ersten Morgentrunk nehmen wolle, so zogen wir heim hinter die Suppenschüsseln, Kopf und Herz voll von Musik.

Um acht Uhr zog der „Boschesepp“, der rotwangigste Bursche der Stadt, durch die Gassen und trommelte zum Antreten fürs Bürgermilitär die bekannte Melodie: „Zusammen, zusammen, ihr Lumpenhund usw.“ Jetzt trat ich in eine der wichtigsten und feierlichsten Aktionen des ganzen Jahres. Der Vater, ein ehemaliger Soldat, war Bürgerwehr-Hauptmann mit dem Charakter eines Majors, und ich durfte ihm, sobald der Trommler am Haus vorbeizog, im Kasten des zweiten Stockes den Degen holen, die silberbetreßten Epauletten, und den Tschako, während die Mutter die weißen Englisch-Lederhosen und den blauen Frack herbeitrug.

Stolz, wie ein Königssohn, legte ich die Insignien des Majors auf den Tisch und schaute freudig am Vater hinauf, während er sich vom Bäckermeister in einen stattlichen Offizier verwandelte. Jetzt kamen auch die beiden Leutnants in die Stube und meldeten sich beim Kompagnie-Chef, der Vetter Eduard Hansjakob als Premier- und der „Schwarzbeck“ Joseph Fackler als Sekonde-Leutnant; letzterer der schönste Leutnant, den ich im Leben gesehen habe. Er wurde schon 1846 noch ganz jung Bürgermeister.

Unterdessen war es auch vor dem Hause lebhaft geworden, die Unteroffiziere und Soldaten traten an, wurden vom Feldwebel, dem Schuhmacher und Stadtrechner Gißler, verlesen und gemustert — für uns Kinder ein militärisches Schauspiel ersten Ranges. Ja, es waren stolze Soldaten, die alten Haslacher — ganz uniformiert wie die badische Linie — nach napoleonisch-französischer Art — getragen vom Festgeiste und einem guten Morgentrunk!

Die Türken von der Tagreveille erschienen jetzt auch in Uniform auf dem Platze, und sobald der Hauptmann heraustrat, ward Tusch geblasen, die Stadtfahne, geschwenkt vom

Fähndrich, dem Weber Stines, Justin Uhl, flatterte, und der Kompagnie-Chef kommandierte: „Achtung! Gewehr bei Fuß! Gewehr auf Schulter! Rechts um! Vorwärts marsch!" — Die Tambours schlugen, und die Hauptstraße hinauf marschierte das Kontingent der Kirche zu.

Nicht um eine Million hätten wir Knaben es uns abkaufen lassen, hintendrein zu marschieren. Ebensowenig waren wir aber in die Kirche zu bringen, weil die Soldaten auch nicht hineingingen, sondern am obern „Kasten" sich aufstellten — um bei „der Wandlung" drei Gewehrsalven abzugeben. Sobald es aber ans Schießen ging, fiel mir — ein Zeichen, daß ich frühzeitig nervös war — das Herz in die Hosen; ich sprang, so schnell ich konnte, heim zur Mutter in die Küche und schaute in das Herdfeuer. Man hatte mir gesagt, man solle beim Schießen ins Feuer schauen, d. i. in das Feuer, das aus dem Gewehrrohr blitzt, dann brauche man den Schuß nicht zu fürchten. Ich glaubte aber, man müsse in ein Herdfeuer schauen.

Nichts fürchtete ich mehr, als das Schießen. Und die Haslacher schossen doch so unschuldig; die meisten der alten Steinschlösser gaben oft gar kein Feuer, worüber sich der Vater nach der Schlacht manchmal bitter ausließ. —

Am Fronleichnamsfeste ward es ebenso gehalten mit dem Militär; aber da an diesem Tage auch in die Vesper am Nachmittag ausgerückt wurde, so wartete meiner noch ein besonderes Gaudium. Nach dem Frühgottesdienst marschierte nämlich das Volk in Waffen zum Vaterhaus zurück, stellte die Gewehre auf dem Vorplatze in Pyramiden auf, übergab einem Posten die Wache und verfügte sich zum Frühschoppen und nachher zum Mittagessen.

Regelmäßig hatte den Wachtposten der „Kappenmurer" inne. Er war, ehe er in die Linie von Haslach eintrat, vierzehn Tage in der Fremde gewesen und behauptete bei der Heimkehr, imstande zu sein, einem eine Kappe aus Stein und Mörtel herzustellen, weshalb er den obigen Spitznamen trug.

Sobald die Hauptarmee samt Offizieren ins „Bierkrämers“ Keller abgezogen war, befahl mir meine Mutter, dem Posten ein „Viertele Schnaps“ auf einen der Fruchtsäcke, die im Hausgang standen, zu stellen. Jetzt verließ der „Kappenmurer“, der als echter Soldat, welcher am Morgen im Feuer gestanden, wenn er auch wahrscheinlich nicht geschossen hatte, das „Feuerwasser“ liebte — seinen Posten und erschien beim Schnaps. Mich aber stellte er als Vorposten hinaus zu den Gewehren, um ihm allenfallsige Angriffe der Buben auf die Männerwaffen zu melden. Das war mir die zweitwichtigste Aktion der Militärtage meiner Vaterstadt und eine der kriegerischsten Erinnerungen meines Lebens. Und ich bin heute noch dem längst toten Deserteur, dem Kappenmurer, dankbar für die Summe von Hochgefühl, mit welchem er in jenen Tagen mein junges Herz erfüllt hat. —

Der Fronleichnamstag hatte für uns sonst noch seine eigenen Freuden. Da wurden am Vortag Birken und Lärchen im Walde geholt und am Morgen in aller Frühe vor den Häusern eingegraben, wobei wir Buben voll Vergnügen mittaten.

Am „Leopoldstag“ aber, wenn die ersten Gänge am großen Festtische im Kreuz vorüber waren, erschienen wir männlichen Soldatenkinder unter der Türe des Speisesaals und harrten des süßen Moments, da die Aufwärter den Vätern die Kuchen auf die Tische stellten. Sobald dies geschehen, eilte jeder auf seinen Vater zu, dessen Platz er zuvor scharf erspäht hatte, postierte sich hinter ihn, empfing des Vaters Anteil am Dessert und retirierte sich auf die Straße, um mit dem stillen, behaglichen „Gutsessen“ den Tag des Landesfürsten seinerseits zu beschließen.

Aber in jenen Stunden, da wir auf „das Guts“ warteten unter des Kreuzwirts Saaltüre, zogen auch die ersten Redensarten von Politik in mein Gehör. Gewöhnlich hielt der bürgerliche Festredner, Wunibald, der Schmied, ein kleiner dicker Mann und der Vater des „Louis“, der mich am Drei-

königstag zum Mohrenkönig gemacht, seinen Toast auf die badische Verfassung und das freie Bürgertum. Dieser Wunibald war einer jener heimatlichen Originalmenschen, wie sie die Vaterstadt meiner Jugendzeit zu Dutzenden zählte. Er übertraf an politischem Wissen den Strumpfwirker Schmieder um eine ganze Pferdelänge, denn seine Lektüre ging über Rottecks Weltgeschichte hinaus; er konnte Börnes „Briefe aus Paris" auswendig.

Für Börne und die badische Verfassung hätte er sein Leben hingegeben, wenn das Sterben so süß wäre wie das Redenhalten. Er übertraf an Redefluß alle anwesenden Beamten. Wenn da der Oberamtmann oben am Tisch saß und der Amtsrevisor und der Notar und der Gerichtsvollzieher und der Gendarmerie-Brigadier — und Wunibald, der Schmied, seine Rede tat, da schauten die Haslacher stolz auf den Sprecher und halb höhnisch auf „die Herren", als wollten sie sagen: „Aber unser Wunibald übertrifft euch alle!"

Gewöhnlich pries er die badische Verfassung und den Großherzog Karl, der sie anno 1818 gegeben. Der Wunibald war sehr belesen, aber das wußte er nicht, wie schwer diesem Großherzog die Verfassung vom Herzen ging und wie lange es hielt, bis er seine Unterschrift darunter setzte. Er würde sonst seine Lobreden einige Töne tiefer gestimmt haben.

Noch in seinem achtzigsten Lebensjahre hielt der Wunibald Reden über Volk und Freiheit. Und außer dem badischen Abgeordneten Kiefer hab' ich niemand so beredt das „freie, maßvolle Bürgertum" herausstreichen hören, wie Wunibald Kern, den Schmied. Zur Zeit des Perikles wäre er auf dem Prytaneum gespeist worden; so starb er ohne eine Bürgerkrone, die ihm gebührt hätte für die politische Begeisterung, in welche er seine Mitbürger beim Großherzogs-Essen zu versetzen wußte. Für seinen Mut aber war nicht leicht einzustehen. Als die Sache anno 49 kriegerisch wurde, trug er ständig ein Medizinglas in der Tasche und präsentierte es jedem, der von „Waffen" redete, als Beweis, daß er nicht

imstande sei, fürs Vaterland zu kämpfen. Ein Volksmann, wie es noch viele gibt. —

Zu den Festtagen rechneten wir in unserer Jugendzeit auch die Jahrmärkte in der Vaterstadt. Aber nicht bloß wir Knaben hatten da Festtage, sondern alle Bürger und Handwerksleute erkannten in Freuden die nationalökonomische Bedeutung dieser Tage. Denn an ihnen kamen die „Völker" aus allen Teilen des Kinzigtales und strömten zu Fuß, zu Roß und Wagen, mit Ochsen, Kühen und Geißen der Stadt zu, wo die Fleischtöpfe Ägyptens, die Krämerstände Schwabens und die Gewölbe und Bazars der Haslacher ihrer warteten nebst einem kleinen Stamm aus Jakobs Nachkommen, um sie zu bewirten, zu speisen, zu kleiden, zu schmücken, zu betrügen und auszuziehen. Es war ein Geldkrieg aller Geschäfts- und Handelsleute gegen das Landvolk. Alle Hände waren da beschäftigt im Dienste der Bauersleute, und die schlauen Haslacher hatten die süßesten Redensarten für die heiteren Kinder der Waldberge.

Der Löwenanteil am Genuß aber gehörte uns Kindern. Wir hatten nichts zu verkaufen und nichts zu kaufen — keines auch nur sechs Kreuzer in der Tasche — und doch gehörte die ganze Jahrmarktswelt unseren Augen und unseren Herzen. Aber während die Wirte und Krämer, Metzger und Bäcker, Juden und Judengenossen die Bauern um ihr Geld brachten, mußten wir mitkämpfen, am Morgen wenigstens, in diesem Krieg aller gegen die Bauernschaft.

So saß denn auch ich, ehe meine Schwestern größer waren, am Viehmarkt draußen mit einem Tisch voll Brot und Brezeln, um die ärmeren Landleute, die Geißen-Verkäufer und -Käufer, die Viehtreiber, das sparsame Volk Israels zu sättigen. Freilich nicht ohne Konkurrenz, wie sie in solch friedlichen Kriegszeiten bei einer Bäcker-Legion vorkommt. Da hatten sich neben mir ganze Reihen von Bäckers- und Metzgers-Kindern mit ihrer Ware postiert, und ich war der schlechteste Redner unter ihnen. Ich hab' nie im Leben das Flat-

tieren zuweg gebracht weder bei den Bauern noch bei Herren — und so kam es auch, daß ich in der Regel am wenigsten Brot verkaufte. Die Folge davon war, daß ich, sobald es ihr Alter zuließ, durch meine Schwestern ersetzt wurde und als „unbrauchbar zum Geschäft" freie Pirsch auf den Jahrmarkt erhielt. Schon vorher hatte mich die Magd ablösen müssen, wenn sie irgendwie abkommen konnte.

In dieser Lage, von den Eltern zur Disposition gestellt, suchte ich bei den Hausknechten der größeren Wirtschaften, bei denen wir uns täglich umhertrieben, weil stets fremde Fuhren kamen und gingen — mein Jahrmarktsgeld zu verdienen. Ich half ihnen, wie auch sonst oft, Rosse aus- und einspannen, tränken und füttern, und es kam dabei an diesen Tagen soviel heraus, um eine Wurst zu kaufen und einigemal auf einem „Karussell" zu fahren. Die übrigen Komödianten, wie Käsperle-Theater, Orgelspieler usw. genoß ich gratis, soweit es immer möglich war.

Wenn ich's machen könnte, so bekäme jeder Orgelspieler und Jahrmarkts-Komödiant, Feuerfresser, Schlangenbändiger, Zauberkünstler usw., nachdem er alt geworden im ehrlichen Volks- und Kinderdienst, aus dem Staatsbeutel eine Pension; denn diese Menschen haben ein unbestrittenes Verdienst um die Kindheit und um das mit ihr vielfach gleiche, gemeine Volk. Sie beleben die Phantasie, erheitern das Gemüt und bieten den Kindern und dem Landvolk den einzig geistigen Genuß unter all den Brot-, Fleisch- und Krämerwaren der Jahrmärkte. Und was sie spielen und was sie singen und sagen und machen, diese komödien- und vagabundenhaften Volkskinder, das ist eben aus dem Volk und für das Volk.

Statt aber diesen Leuten einen Ehrenplatz anzuweisen, werden sie vielfach schikaniert auf Jahrmärkten, während die Scharlatans, die Zuckerbäcker und Giftmischer, Fleckenwasser-Händler und Warenschwindler eine Rolle spielen; und diejenigen, welche dem Volk und den Kindern allein noch echte

Herzens- und Gemütsware, Poesie und Heiterkeit zuführen, sind verachtet und verfolgt.

Bis zur Stunde liebe ich, in treuer Erinnerung an die Jahrmärkte der Jugendzeit, die Drehorgeln und ihre Weisen und die Käsperle-Theater und ihre Witze. Und wenn ich den Ahnen dieser Leute in der Regel wenig oder nichts gab, weil ich nichts hatte, so bezahle ich heute dafür die Enkel um so besser.

Im Leben Richard Wagners las ich einmal, daß er auf einer Reise zu Heidelberg das erste Käsperle-Theater sah und entzückt war von der Virtuosität des Spielers, den er für den besten Schauspieler erklärte, den er im Leben getroffen habe. Heute im 20. Jahrhundert sind diese Theater auf den Jahrmärkten fast ganz verschwunden und neumodischer, gedankenloser Tingel-Tangel ist an ihre Stelle getreten. —

Mächtig wirkten in meiner Knabenzeit auch die „Moritaten", die auf den Jahrmärkten gezeigt wurden. Da standen vor einer an einer Stange aufgehängten mit Mordszenen und Hinrichtungen bemalten Leinwand auf einer Brettererhöhung ein Mann und ein Weib, meist Pfälzer, und sangen zu den Tönen einer Drehorgel im Biedermeier-Styl eine Schauergeschichte von Mord und Totschlag in jeder Form und von der Sühne der Untat.

Nach dem zweistimmigen Sang nahm der Mann eine Haselnußgerte und erklärte an den Bildern die grausen Taten und ihre Sühne.

War dies geschehen, so verkaufte die elegant aufgeputzte Pfälzerin das schöne Lied gedruckt für einen Kreuzer.

In Menge kauften es die Landleute, lasen es daheim und trugen so viel mehr Erbauung und Belehrung davon, als von der schönsten Predigt.

Auch die sittlich so famos wirkenden Moritaten haben aufgehört, wahrscheinlich, weil sie nicht mehr human genug gemalt und geschildert waren. —

Am „Martinimarkt" konnten wir Knaben übrigens für

unser Jahrmarktsvergnügen etwas mehr ausgeben. Es kamen da am Vorabend die „Brisgäuer“, wie in Hasle die Bauern unterhalb Offenburg und des obern Hanauerlandes hießen, und brachten zahllose Wagen voll Krautköpfe zum Sauerkraut fürs ganze Tal. Wir Knaben spannten die Pferde aus, ritten sie in die Stallungen, luden die Wagen ab und setzten das Kraut in Pyramiden, pro Hundert um zwei Kreuzer. Mit zehn bis zwölf Kupferkreuzern in der Tasche verließen wir spät am Abend den Krautplatz; der „Fink hatte wieder Samen“ und pfiff lustig in den kommenden Jahrmarkt hinein.

Jahre kamen und gingen, und von 1871—80 vertrat ich die Söhne jener „Brisgäuer“, denen ich das Kraut manch Jahr abgeladen und aufgesetzt, teilweise im Landtage. Ich gäbe aber meine schönsten Kammerreden um einen einzigen Krautabend vor dem Martinimarkt in meiner Knabenzeit. —

Die Jahrmärkte hatten für uns noch eine kleine Nachfeier. Sobald nämlich die Krämer mit ihren Kisten am andern Morgen abgezogen waren, krochen wir auf den Knien in den Buden herum und suchten auf dem Boden: Nadeln, farbiges Papier, Geld und anderes, was im Gedränge des Tages auf die Erde gefallen war. Und jede Nadel oder Glufe wurde mit Freuden begrüßt als ein willkommener Fund. Fand man aber einen Groschen oder Sechser, so konkurrierte unser Pläsier mit dem eines kalifornischen Goldminen-Entdeckers.

Dankbar erinnere ich mich auch noch eines Käsehändlers aus dem Allgäu, der vor unserem Hause seine Ware feil hielt und mir an jedem Jahrmarkt ein Stück Käs schenkte, weil ich ihm Wein oder Essen an seine Bude holen mußte. —

Das ganze Welt- und Menschenleben gleicht eigentlich einem Jahrmarkt. Da ist ein Kaufen, Verkaufen, Drängen und Jagen, Fahren, Reiten und Treiben, bei gutem und schlechtem Wetter, wie an einem Maimarkt in meiner Heimat. Der eine spielt Komödie, und der andere lacht dazu; der eine

fährt Karussell, und der zweite bezahlt's ihm; des einen Bude steht oben im Weltleben, die des andern unten; ein vierter handelt mit Kraut und der fünfte setzt es ihm — (Schriftstellerei und Presse!). Da wird gekocht und gedämpft, dort wird gegessen und geraucht; die einen streiten und die andern gehen „per Arm" durchs Gedränge des Weltjahrmarkts. Der eine verkauft Zunder und Schwefelholz, und der Käufer zündet sein Lebenshäuschen damit an; dort schenkt einer Lüge für Wahrheit aus und die andern trinken's, als wär's „Krambambuli". Die einen sind nüchtern, die andern voll, die einen haben Hunger und kein Geld, die andern überladen sich den Magen. Der eine sitzt in einer Jahrmarktsecke und überzählt sein „Bares", der andere sucht in leeren Taschen, denn er hat's verloren. Dort ist eine Menagerie und hier ein Zauberkasten, jeder mit einem Kollegium. Ochsen brüllen, Schafe blöken, und die Vernünftigen hören zu und schweigen. Israel triumphiert, und der Christ lamentiert. Der eine hat Lebkuchen feil und der andere Wurmpulver; beides wird lebhaft gekauft, während das gesunde „Bäckerbrot" keinen Absatz findet. Bauern fahren Karussell, und „Herren" gehen zu Fuß. Esel sitzen zu Pferd und Gänse auf dem Stadtturm. Die einen tanzen auf dem Seil, und die andern halten sie für Künstler. So geht's auf dem Jahrmarkt der Welt! Und wozu?

Wozu? — wenn wir sterben — sterben müssen
Und von all dem Jahrmarkt nichts mehr wissen?!

Wozu, wenn schließlich alle ausverkaufen und ausgekauft haben, nur die nicht, welche Schätze sammelten, die weder „Rost noch Motten" verzehren?!

Und wer sind die einzigen Weltjahrmarktsmenschen, welche in diesem Drängen und Jagen am glücklichsten sind, am wenigsten haben und doch am lustigsten leben? Die Kinder, denn ihrer ist das Himmelreich hüben und drüben. Darum machen sie sich aber auch aus dem Sterben nichts,

weil das Leben ihnen in ihrer „Armut des Geistes" nur ein Stück Poesie ist, das der Tod in eine höhere Sprache übersetzt. —

Ich habe jetzt noch außerordentliche, periodische Festmomente zu nennen in unserer Jugendzeit: Festzeiten, die als solche, so auffallend es auch scheinen mag, jeder anerkennen wird, welcher ehrlich in seine Knabenseele zurückschaut. Diese Feste feierten wir bei Feuersbrünsten und Wassernöten. Feuer und Wasser sind Lieblingselemente des Kindes. Im Wasser zu waten, sich vom Regen durch und durch nässen zu lassen — oder ein Feuer anzuzünden, mit dem Lichte zu spielen, ist Lieblingstun schon dem kleinsten Knaben.

Je mehr aber diese Elemente ihre Naturkraft entfalten, um so poetischer kommen sie der Kindesseele vor, d. h. um so mächtiger wirken sie auf dieselbe ein und um so willkommener sind sie ihr. Ein großer Brand oder eine Überflutung der Kinzig, das waren uns Wonne-Erscheinungen.

Wenn die Sturmglocken ertönten, die Feuerspritzen rasselten und alles durch die nächtlichen Gassen rannte, so war uns das Musik, und im gestreckten Galopp ging's der Brandstätte zu. Je höher die Feuerswogen schlugen, je mehr das Gebälk krachte und stürzte, und je größer das Durcheinander, um so freudig staunender schlug unser Herz. Je ohnmächtiger die Menschenhilfe, um so lieber war es uns; denn wir standen ganz entschieden auf der Seite des Feuers. Wenn bis auf den Grund alles ausbrannte, so war das uns Wohlbehagen, ein Brand aber, gleich gelöscht, ein halber Kummer.

Als einst der Feuerlärm kam, es sei ein Brand in Steinach ausgebrochen, und ich die Stunde Weges im Sprung zurückgelegt hatte in der dunkeln Nacht, da brannte richtig meines Großonkels, des Tobias Mühle, meine Kirchweih- und Küchle-Mühle. Aber auch mit ihr hatte ich nicht das geringste Mitleid; sie sank, sank, sank vor meinen Augen, und das Feuer hatte mein Herz.

Ich erinnere mich wohl, daß es in dem benachbarten Städtle Wolfach damals oft brannte und wir Buben es schwer bedauerten, nicht mit den „Pumpiers" von damals mitfahren zu können. So brannte es im Februar 1849 in Wolfe, und man sprach allgemein davon, wie sehr sich dabei ein Haslacher, der Säger-Karle, ausgezeichnet habe. Es gab aber damals noch keine Medaillen. Der Säger, der schon oft sich bei Feuersbrünsten hervorgetan, bekam nur seine verbrannten Kleider und Stiefel von der Stadt ersetzt.

Er war übrigens auch ein kleiner Freund von mir, weil wir Buben öfters bei ihm auf der Säge waren, seinem Sägewerk zuschauten und uns im Sägmehl tummelten. —

Gerade, wie bei Feuersbrünsten, verhielten wir uns, wenn die Kinzig, was oft vorkam, so namentlich im Januar 1849 und im Herbst 1851, wieder einmal eine größere elementare Vorstellung gab. Was war das für eine Hochfreude für uns, wenn die Wogen höher und höher sich daherwälzten, Gartenhäge niederrissen und Felder und Wiesen überfluteten, wenn sie auf ihrem schäumigen Rücken Bäume und Balken, Hausrat jeglicher Gattung, Brücken und Stege einhertanzen ließen! Da rauschte Wonne in unser Kinderherz hinein. Und wenn die große Kinzigbrücke zu wanken begann, da ergriff uns nur ein einzig banges Gefühl, es möchte dem Wasser nicht gelingen, sie ganz in seine Umarmung zu ziehen. Wir ärgerten uns über die Anstrengungen der großen Leute, die dem Element noch etwas abkämpfen wollten. Wenn aber die letzten Brückenbogen in die Wogen versanken und die ganze Herrlichkeit dröhnend hinabsank in die Flut, da hätten wir gerne „Viktoria! Vivat Kinzig!" gerufen, wenn wir uns getraut hätten.

Bei dem „großen Wasser" von 1851 fiel der Schreiner Kraft nachts bei Rettungsversuchen zugunsten der Brücke in die empörten Wellen. Er konnte sich in der Ferne an einem Baume halten und rief um Hilfe durch die Nacht hin. Es wagten einige, ihm zu nahen, und es gelang die

Rettung. Wenn aber damals alle Männer ins Wasser nachgesprungen und ertrunken wären, ich glaube kaum, daß einer von uns geweint oder abgewehrt hätte.

Aber wie ist diese unbändige und unchristliche Kinderfreude an Bränden und Hochwassern zu erklären?

Es ist dieselbe weder Bosheit noch Schadenfreude, sondern lediglich das Interesse der Kindesseele an dem Hoch-Dramatischen solcher Erscheinungen. Das Alltagsleben des Kinderhimmels wird zur Abwechslung tüchtig durcheinander geschüttelt, die Elemente zeigen den großen Leuten zur Freude der Kinder wieder einmal „den Meister" und stellen riesige Wegweiser ihrer Kraft in die Gebilde „von Menschenhand". Bei solchen Schauspielen der Natur ist aber das Kind, welches dabei nichts zu verlieren hat, der lustige Zuschauer, in dessen weit offener Seele die Elemente mit Riesenschrift ihre Gewalt zeichnen. Jedes derartige Ereignis ist der Kindesseele willkommen, je großartiger und elementarer, um so lieber.

So sah ich denn mit Vergnügen die große Brücke über den heimatlichen Fluß mehr denn einmal in die Wasser sinken und aus denselben wieder erstehen. Dieses Wiedererstehen hatte für uns Knaben abermals seine eigene Anziehungskraft. Zunächst wurde ein Notsteg errichtet, auf dessen schwankenden Brettern über den Fluß zu tanzen uns ein Hauptvergnügen war. Die Errichtung der Brücke selber ging jeweils sehr langsam von statten.

Der Zimmermann Siefert, ein tüchtiger Meister, machte die Pläne und überwachte die Arbeiten. Bis aber die Pläne genehmigt, das Geld bewilligt, das Wasser klein genug war, gingen Jahr und Tag vorüber, und die Haslacher Volksdichter machten Spottgedichte auf das Werk.

Wenn aber einmal das Schlagwerk, die sogenannte Katze, ertönte und die riesigen eichenen Pfähle ins Flußbett zu treiben begann, da fehlten wir keine freie Stunde als Zuschauer. Es war uns ein ebenso interessantes als lustiges

Schauspiel. Die Katzen-Zieher waren damals meist die Haslacher Bürger und die Bauern am rechten Kinzigufer, welche fronsweise die Katze ziehen mußten.

Da wurde dann beim Neune- und Vesperbrot allerlei Kurzweil getrieben mit den Bauern, die Schnaps, Käse und Speck im Überfluß brachten und mit uns Buben und mit den lustigen Haslachern gerne teilten. Und es war für uns den ganzen Tag Kirchweih' an der Kinzig, und die „Katze" gab zwischen hinein dazu ihre Salven ins Tal ab. —

Aber auch in friedlicheren Zeiten, wenn im Frühjahr die Flöße aus dem oberen Kinzigtal talab fuhren, bot der Fluß uns seine Freuden. Die gewaltigen Flöße, die stolzesten Tannen des Schwarzwaldes dem Rheine und Holland zutragend, lockten uns Knaben zum Kinzigstrand. Und wenn die Flößer, Urmenschen an Kraft und Bildung, einzelne von uns, die ihnen bei kurzem Halt Wein und Brot hatten holen müssen, einluden, mitzufahren, so ward das mit Jubel akzeptiert und ohne daheim anzufragen.

Bis Gengenbach, vier Stunden unterhalb der Vaterstadt, machten wir die Floßfahrt dann mit. Und je mächtiger die Wasser zwischen den Tannen heraufzischten, je näßer sie uns machten, wenn es über einen Deich hinabging, je mehr die Flößer ihre Riesenkraft im Stauen und Lenken des langen Holzzuges zeigten, um so größer unsere Freude und unser Staunen. Und wenn wir dann durchnäßt zu Fuß den weiten Heimweg suchten und daheim, müde angekommen, gestraft wurden, so konnte dies keine Stunde lang die Freude über unsere Lustfahrt trüben.

Zwei Tage später fuhren in der Regel die Flößer, nachdem sie drunten an der Kinzig bei dem Dorf Willstätt ihren „Floß" den Rheinschiffern übergeben, auf Leiterwagen singend durchs Städtle, und wir abonnierten dann bei ihnen schon wieder für die nächste Fahrt und die nächsten väterlichen Prügel.

Die Heiligen geißelten sich für ewige Freuden, und wir ließen als Kinder uns prügeln um eine Floßfahrt von wenig

Stunden, die uns nebenbei Nässe und Hunger im Überfluß brachte. Ist das nicht auch ein Stück Heldentum?! Ja, wenn wir alte Menschen für die himmlischen Freuden so viel dulden wollten, als oft ein Kind erträgt für seinen Kinderhimmel — in Kälte, Schnee, Regen, Flößerei und Prügel, so kämen wir alle in Abrahams Schoß! —

Sie sind verhallt und verrollt im Zeitenstrome, die Spiele und Festzeiten meiner Jugendjahre. Die Knabenspiele sind dem ernsten Spiele des Lebens gewichen, Osterhas und Santi Klaus legen und richten nicht mehr für uns und über uns. Die „Krippele" und ihre „Waldbrüder" von ehedem sind vergangen, wie der Schuhmacher Holzer und die „Sicherheit" im Kloster, ihre Schöpfer. Den Narrheiten der Jugend sind die Dummheiten des Alters gefolgt. Die Kirchweihtage mit ihren „Küchlen", Trauben und Nüssen und die Jahrmärkte der Heimat sind keine Kinderfeste mehr für uns. Und die Kinzigwasser fließen und toben, und die Feuer brennen, ohne daß wir es so lustig ansehen und uns freuen können, wie einst. Das Bürgermilitär ist eingegangen, und der „Kappenmurer" trinkt keinen Schnaps mehr auf dem Wachtposten. An des Großherzogs Geburtstag wird in Hasle nicht mehr gegessen und getrunken, wie damals, und die Knaben können kein „Guts" mehr holen und keine Reden mehr anhören über die badische Verfassung. Alles vorüber! Aber eines ist geblieben in dem großen, wunderbaren Gotteshaus, das wir Seele nennen, die Erinnerung daran mit der unverwüstlichen Flammenschrift des Kindergenius:

O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

Feld und Wald.

Eines der ersten Lieder, die wir als Kinder in der Schule singen lernten, besagte in wenigen Worten unsere Lust an Wald und Feld, und wir sangen deshalb jeweils aus Leibeskräften:

Im Wald und auf der Heide,
Da such' ich meine Freude.
Halli! Hallo!

So zieh' ich durch die Wälder,
So eil' ich durch die Felder
Wohl hin den ganzen Tag,
Wohl hin den ganzen Tag. Halli! Hallo!

Das Vaterhaus und die Straßen und Gassen der Heimat legen der Kinderfröhlichkeit noch eine gewisse Zurückhaltung auf. Sie muß sich mehr oder weniger an „Piano" halten; ihr „Fortissimo" aber feiert sie in Feld und Wald. Eine lustige Knabenschar im freien Feld oder im grünen Wald, die spielt mit vollen Registern die große Orgel des Jugendhimmels. Und hierin liegt mit der Unterschied zwischen der Kindheit eines Mannes und der eines Weibes.

Ich behaupte, daß die Erinnerungen an die Kindeszeit im Mann viel tiefer liegen und viel stärker auftreten, als in der Seele der Frau — einfach deshalb, weil im Knaben eine ganz andere Seele liegt als im Mädchen. Des Knaben Seele ist viel urwüchsiger, natürlicher, kräftiger und volltönender. Und darum weiß sie auch viel mehr zu erzählen aus der Jugendzeit.

Sie hat Kräftigeres erlebt. Ja, mancher ist als Knabe mehr an Energie und Schwung seiner Seelenkraft, denn als Mann. Zwischen einer echten und rechten Knabenseele und der Seele eines Mädchens ist ein Unterschied, wie zwischen einem blassen Veilchen und einem wilden Rosenstock. Darum sieht auch der Kinderhimmel eines Mädchens ganz anders aus als der eines Knaben; da ist abermals ein Unterschied wie zwischen einem tapezierten „Puppenzimmer" und einer grünen Waldhütte.

Der Kindergenius der Weibsleute kommt kaum übers Vaterhaus und die nächsten Gassen hinaus; er fürchtet den Regen, flieht vor den Schneeballen der Knaben, bekommt keine Prügel, bringt keine zerrissenen Hosen und keine steifen Finger heim, ist mitunter ein kleines Teufelchen, das lügt und denunziert, will gescheiter sein als des Knaben Jugendengel und schimpft über die „wüsten Buben" und ihre Unarten. Und in dem Mädchenhimmel stehen keine Tannen und Waldbäume, keine Kühe und Schafe, brennen keine Feuerflammen und rauschen keine Hochwasser. Da wird nicht „Räuberles" gespielt und ist kein Verständnis für Höhlen und Waldbrüder. Die Spiele sind ohne Witz und daher fad und weibisch oder eine armselige Nachahmung einzelner Knabenspiele. Spielgenie und Erfindung null.

Aber so ist's recht, so will es der Schöpfer der Menschenseelen. Der Mann muß „hinaus ins feindliche Leben", und deshalb treibt's den Knaben in Feld und Wald; er kämpft mit allen Elementen und spielt alle Rollen erwachsener Menschen. Die Frau gehört ins Haus, und danach ist die weibliche Seele schon in der Jugend angetan. Ihr Spiel und ihr geistiger Horizont bewegen sich im kleinen Kreise, und darum der große Unterschied zwischen beider Jugendzeiten. Mädchen, die in ihrer Kindeszeit schon knaben- und amazonenhaft auftreten, geraten in der Regel nicht und geben entweder Blaustrümpfe oder unbrauchbare Hausfrauen, oft gar Hausteufel ab.

Ich bin deshalb in dieser Richtung schon ein entschiedener Gegner der Emanzipation des weiblichen Geschlechtes, und das Turnen, Rad- und Schlittschuhfahren, das Reiten und Schwimmen, wie unsere weibliche Jugend in großen Städten es treibt, während sie nebenbei keine Suppe kochen kann, halte ich für einen verderblichen Unsinn. „Aber es ist sehr gesund!" Wenn die Menschen, um gesund zu sein und sich „kräftig zu entwickeln", turnen, reiten, schwimmen und auf Eis und Schnee fahren müßten, wäre das Menschengeschlecht schon längst ausgestorben und kaum so viele übrig, als nach der großen Sündflut zur Zeit Noes. Treibt den „deutschen Schulmeister" aus den unteren, mittleren und höheren Töchterschulen hinaus, gebt den Mädchen etwas mehr „Gassenfreiheit" und etwas weniger an unnötiger, klassischer „Bildung", dann braucht ihr keine Turnlehrerinnen und keine Schlittschuhe![1]

Es kommt für die Jugendzeit und ihre Erinnerungen sehr viel darauf an, wo man geboren ist, ob in Stadt oder Land, ob in kahler, baumloser Ebene oder in Berg und Tal, bei Wald und Seen. Für ein lustiges Knabenherz gehört entweder Wald oder großes Wasser zum vollen Jugendhimmel. Es werden deshalb Kinder vom Land und kleinen Landstädten viel mehr Heimweh haben, als Großstädter, und es werden sich Kinder, deren Vaterhaus in den Bergen und an Wäldern gestanden, viel mehr nach der Heimat zurücksehnen, als im flachen Lande geborene.

Seid mir darum zeitlebens tausendmal gegrüßt ihr Wälder und Berge der Heimat mit euern düstern Tannen, euern lichten Buchen, euern blumigen Matten und euern silbernen Quellen! Ohne euch fehlte den Erinnerungen an meine Kindeszeit die frische, frohmachende Bergluft und der grüne, herzerfrischende Waldesduft! —

Im Süden und Westen überragen, durch enge Tälchen von einander getrennt, drei hohe Waldberge das Heimat-

---

[1] Ich habe das anno 1879 schon geschrieben. Seitdem hat der Emanzipations-Teufel an Umfang riesig zugenommen.

städtchen: der „Urwald", der „Bächlewald" und der „Stricker-wald". In jedem von ihnen liegen ganze Folianten meiner freudigsten Jugenderinnerungen. Der „Urwald" war unser Liebling, der „Bächlewald" unser Vogelhaus und der „Stricker" das Terrain unserer Herbstmanöver.

Sommers- und Winterszeit hatten wir Fühlung mit dem Urwald. Wenn Schnee und Eis im Tale lagen und schneidig-kalt der Ostwind über die Berge pfiff, da fuhren wir Schlitten an den Abhängen und durch die steilen Hohlwege des Ur-walds herab. Und wie mühsam ward der Schlitten am Strick wieder den Berg hinaufgezogen! Aber ruhe- und rast-los ging's den Berg hinauf und hinunter, und wenn Schweiß und Durst uns überkamen bei dieser tagelangen Sisyphus-Arbeit, so galt eine Handvoll Schnee als Labetrunk, ohne daß je einer die Lungen oder den Magen sich erkältet hätte.

Unterhosen, Mäntel, Pelzmützen und Handschuhe kannten wir nicht in jenen schneeigen Urwaldstagen. Und doch waren alle Freuden der erwachsenen Menschen auf Winterbällen und an Bierabenden nicht zu vergleichen mit dem Kinderjubel, den wir mit unseren Schlitten am Urwald aufführten, während der Schnee unsere Eisenbahn und die Restauration in einer Form war. Und die Verzierung bei unserem Winterball besorgte der Wald mit seinen schneeblühenden Tannen und den kristallenen Eiszapfen am Waldrande hin.

Und die Schlitten, die hatten wir alle selbst gemacht mit erbettelter Hilfe nachbarlicher Handwerksleute. In jenen Tagen hatten Vater und Mutter kein Geld für Schlitten und Schlittschuhe, selbst wenn die Eltern nicht arm waren. Die ersten Schlittschuhe kaufte ich vons „Kühmartis Fritz", einem Schlosserlehrling, der sie selbst gefertigt hatte, um 18 Kreuzer. Ich hatte zwei Jahre lang daran zu zahlen, bis sie mein waren. Und die Riemen dazu, aus lauter Lederstückchen zusammen-geflickt, „heischte" ich beim Nachbar Landolin Stelker, dem Schuhmacher. Jetzt hängen die Schlittschuhe aller Systeme an den Christbäumen.

Wenn aber die ersten Frühlingslüfte über den Urwald gingen, die Schneedecke vertrieben und seine Bächlein flüssig machten, da holten wir auf seinen Waldwiesen im „Ried“ die „Mattengele“, welche das Zeichen waren, daß das Waldtor sich uns wieder öffnete. Und wenn dann der Kuckuck seine Rufe erschallen ließ im Walde und Drossel und Amsel lockten, da zogen wir hellauf in die Tannen hinein und sangen und jauchzten mit ihnen, daß Berg und Tal ihr Echo gaben.

Der erste Zug galt dem heiligen „Brunnen“, der in der Mitte des Urwaldes sein kühles Wasser in die Schluchten hinabsendet. Er heißt der „heilige Brunnen“, weil hier ein frommer Knabe, den das Volk deshalb selig sprach, vor Jahrhunderten war ermordet worden. St. Rudolfus ist sein Name, und sein Mörder soll ein Metzger gewesen sein. Der Brunnen aber quillte erst auf den Mord hin aus dem Waldboden, und sein Wasser gilt als heilsam für kranke Augen.

Als noch das untere Kinzigtal zur Diözese Straßburg gehörte, zogen viele Wallfahrer aus dem Elsaß zum heiligen Brunnen und sangen das uralte Lied vom hl. Rudolfus:

Es war ein feiner Knab',
Sein's Alters achtzehn Jahr,
Im Haslacher Tal.
Er ging abends spat
Bei Haslach durch den Wald,
Wohl durch den Wald, wohl durch den Wald.

Sein Kamerad ging auch mit ihm.
Er gedacht kein Böses nicht,
Kein Böses nicht —
Da sprach der Bösewicht:
Bald sterben mußt du heut'
Wohl in dem Wald, wohl in dem Wald.

Ach liebster Kamerade mein,
Was hab' ich dir Leid's getan?
Gedenk' an Gott, gedenk' an Berg und Tal,
Wo wir sein's geloffen all'!
Gedenk an Gott, gedenk an Gott! usw.

Längst sind die Wallfahrer von drüben verschwunden, und auch das Lied ist verhallt; aber der heilige Brunnen ist eine Kinderwallfahrt in den Urwald geblieben bis heute. Da wird getrunken, die Äuglein werden gewaschen, auf den Bänken geruht und Waldluft eingesogen nach Herzenslust.

Die Kinderliebe zum hl. Brunnen hatte aber zu meiner Zeit noch einen geheimnisvollen Grund. Uns war gesagt und von uns selbstverständlich geglaubt worden, daß aus dem hl. Brunnen sämtliche kleine Kinder geholt würden und zwar aus der dunkeln Brunnenstube unter den „drei großen Tannen". Wie oft lagen wir, einer nach dem andern, unter dem kleinen Mauerloch und schauten in das stille, schwarze Wasser hinab, um einmal so ein kleines Menschenkind darin zu erblicken! Vergeblich! Zum Zeichen aber, daß der Ort uns heilig sei, machten wir kleine Kreuze aus Tannenholz und steckten sie ins Laub und ins Moos über der geheimnisvollen Brunnenstube im heimatlichen Urwalde.

An Frühjahrs- und Sommer-Sonntag-Nachmittagen, wenn Alt-Haslach vor den Häusern oder in den Bierkellern saß, war zu meiner Zeit ein großer Teil der Schuljugend regelmäßig am hl. Brunnen und machte Kreuzle; ob im zwanzigsten Jahrhundert noch, möcht' ich sehr bezweifeln. Die heutigen Kinder sind ja viel gebildeter und aufgeklärter als wir.

Wenn wir getrunken und geruht und unsere Kreuzlein vollendet hatten, ging's hinunter auf die Engelsfelsen, wo wir „Engelsüß" ausgruben. Weil diese süße Wurzel nur auf jenen Felsen wuchs, hatten dieselben den schönen Namen bekommen. Und weil das Volk neben den Engeln auch gleich an den Teufel denkt, so hieß ein einzeln stehender Fels weiter unten im Wald des „Teufels Kanzel".

Hunderte von Nachmittagen der Jugendzeit verrannen mir im Urwald auf diesen Felsen und am hl. Brunnen. Und wenn ich an sie zurückdenke, so geht's mir wie unserm Eichendorff:

Noch rauscht der Wald im Grunde
Fort durch die Einsamkeit
Und gibt noch immer Kunde
Von unsrer Jugendzeit.

Bald mächt'ger und bald leise,
In jeder guten Stund'
Geht diese Waldesweise
Mir durch der Seele Grund. —

Ich bin leider arm an irdischen Gütern; es geht bei mir jahraus, jahrein „Null von Null" auf, und ich werde wahrscheinlich auch nie zu größeren Mitteln gelangen. Allein, wenn mir's möglich wäre, zum hl. Brunnen würde ich ein Kapellchen bauen und dazu eine Einsiedelei für mich selber, so oft ich mich von der Welt losmachen könnte[1]. —

Wenn der Mai kam, so machten wir frühmorgens schon lange vor Sonnenaufgang unsere „Maienkur" in den Urwald und streiften über seine höchsten Höhen hin bis zur Hütte des Malers Sandhas, von der aus wir dann die Sonne das ganze Tal weithin vergolden sahen. Und die Drosseln sangen dazu, die Tannen rauschten, und wir jubelten ins Tal hinab, von dem herauf die Glocken riefen zum Angelus des Morgens. Maiblümchen hatte er keine, unser Urwald, aber Mailuft in seinen Tannen, die uns ebenso entzückte. Wollten wir Maiblumen, so mußten wir in den „Eichenbach" beim Strickerwald. Aber nur um ihretwillen ward in der Maienzeit der Eichwald aufgesucht. Denn ein Eichwald hat für ein Kinderherz nichts Anziehendes. Die Eiche ist zu aristokratisch, zu langweilig, zu parforcejagdlich und darum ohne Poesie für die Kindesseele. Sie ist ein Baum für den altgewordenen Menschen, weil alte Eichen alte Lieder singen, Lieder voll Wehmut und Elegie.

Ich kann es deshalb nicht recht begreifen, warum die Eiche vorzugsweise der „deutsche Baum" genannt wird.

[1] Aus dem Plan wurde nichts, denn als ich zu Mitteln gekommen, war ich zu alt und hätte den nicht fahrbaren Weg zum heiligen Brunnen nicht mehr zu Fuß zurücklegen können.

Wenigstens wird das keinem Schwarzwälder und keinem Süddeutschen einleuchten. Bei uns ist der Tannenbaum der deutsche Baum, und wenn wir recht poetisch sein wollen, der Lindenbaum. Diese beiden haben ihre eigenen Volkslieder, vom Eichbaum ist mir keines bekannt. —

Man kann es nicht genug wiederholen, daß die Seligkeit der Kinderzeit vor allem darin besteht, daß das Kind seine höchsten Freuden in den einfachsten Dingen sucht und findet. So erregt ein Vogelnest, im Walde gefunden, in der Kindesseele eine ganze Batterie elektrischer Freudenströme.

Wer vermag die herrlichen Stunden zu zählen, welche wir im „Bächlewald" verlebten, wenn wir in den düstern jungen Tannenschlägen umherkrochen, um Nester von Amseln und Drosseln zu suchen, und die hocherregten Herzschläge, wenn wir ein Nest gefunden und die getüpfelten Eilein oder die jungen Vögelein vor den gierig geöffneten Kinderaugen lagen, während der Körper zitternd an den Tannenzweigen hing?!

Nur zum Zwecke der Nester-Suche sah uns der Bächlewald in seinem Walddom, zum Spiel war er zu finster, hatte keine Felsen und Brunnen, und es fehlten ihm die Kinderfrüchte. Da hatte uns der liebe Gott im Sommer wieder seinen Tisch im Urwald gedeckt in den Heidelbeerschlägen und in dem Himbeerwald ins „Seilers Dobel".

Was das für ein Vergnügen ist für ein Knabenherz und welche Delikatesse für seinen Magen, so einen Nachmittag, wenn die Sonne draußen sengt und brennt, im kühlen Wald in einem Heidelbeerfeld liegen — das kennen Kinder in großen Städten nicht! Arme Land- und Bettelkinder, die sie selbst lieber gegessen hätten, bringen diese Waldbeeren in die Städte. Ich möchte keine davon; es hängt Kinderblut daran, das Herzblut oft der armen Kleinen, die im Wald für andere sammeln müssen, was der liebe Gott recht eigentlich für sie hat wachsen lassen.

Darum, ihr Stadtmenschen, bedenkt es, wenn ein abgehärmtes Bauernkind erschrocken an eurer Türe klopft und

Erdbeeren oder Heidel- und Himbeeren feil bietet, oder wenn mit solchen ein armes Bauernweib, dessen Kinder sie gesucht, auf dem Markt sitzt, bedenkt es, daß die Kinder ihr Liebstes euch verkaufen mußten, schachert nicht um sein Herzblut und versüßt ihnen und ihrer Mutter noch durch irgendeine andere Gabe den Verlust! —

Wie teuer erkaufen die erwachsenen Menschen ihre Sommer-Erfrischungen, ihr Gefrorenes und ihr Lagerbier, während die Knaben im Walde, in unseres Herrgotts Sommergarten, an den edlen Säften der Beeren sich erkühlen, bis die Zähne ihren Dienst versagen! Und wenn wir die Frage aufwerfen, wer von beiden gesünder sich erfrischt, so kommt die richtige Magenphilosophie auf Seite der Kinder. —

Wenn der Herbst das Buchenlaub unseres Urwaldes zu vergolden und die Sonne melancholisch zu werden anfing, zogen wir in den „Strickerwald", der am meisten gegen Westen lag, am längsten die Sonne und keine sterbenden Buchen hatte. Da war der „Galgenbühl", auf dem einst die fürstenbergische Kriminaljustiz ihre Delinquenten hinrichtete, unser Hauptquartier und der Wald nebenan das Revier fürs Räuberleben. Jeder Sonntag-Nachmittag gehörte diesem ehrsamen Spiel, und ward dabei in der Regel wirklicher Raub verübt an den Apfelbäumen der benachbarten Felder.

Es ist die Lust, Obst zu stehlen, eine Versuchung aller Jugend, die dazu in der Lage ist, aber in meinen Augen ein entschuldbares Vergehen. In unserm ganz schrecklich ausgebildeten Polizeistaat werden jetzt die Knaben gestraft, wenn sie Obst auflesen, das unseres Herrgotts Wind vom Baum herab auf die Straße geworfen hat. Wenn aber kaum der Schule entwachsene Buben erklären, sie seien religions- und konfessionslos, hat der gleiche Staat nichts dagegen und behält diese gottlose Jugend mit Vergnügen in seinen Gymnasien. —

Wenn es viele Menschen gibt, die in ihrem Hochmut nicht begreifen wollen, daß der Sündenfall der ersten Menschen an einem Apfelbaum geschah, so bedenken diese Leute

nicht, daß Eva im Zustande absolutester Kindheit war und darum Kinderbegierde nach den „schönen, rotbackigen Äpfeln" hatte und daß es somit der Schlange, dem „ersten Blaustrumpf ohne Füße", wie Heine sie nennt, schon aus diesem Grunde leicht wurde, unser gutes Ur-Mutter-Kind zum Falle zu bringen. Ja, es liegt echt göttliche Weisheit darin, die ersten Kindermenschen zu ihrer Willens- und Gehorsamsprobe vor einen vollen Apfelbaum zu stellen!

Auf mich machte ein mit Früchten beladener Apfelbaum — ich weiß nicht, ob im Zusammenhang meiner Seele mit dem Sündenfall — den verlockendsten Eindruck unter allen Obstbäumen. Äpfel brechen, Äpfel auf dem Baum essen, Äpfel — stehlen war mir Hochfreude, und ich erinnere mich lebhaft, daß ich eines Tages auf dem Weg zu einem rechtlich zu leerenden Apfelbaum beim „Neuen Tor" vor Freude buchstäblich in den Bach sprang und in nassen Kleidern lustig den Baum bestieg. —

So ein Räubertag am Galgenbühl kam uns als das unschuldigste Vergnügen vor trotz des Diebstahls. Wir sahen uns als Gotteskinder an, die an allem teil hätten, was der liebe Gott hatte wachsen lassen. Geld stehlen z. B. war uns ausgemachte Sünde, aber Kirschen, Äpfel, Nüsse und Rüben zu „holen", galt uns als Kinder-Recht, namentlich unter dem Räubertitel.

Man wird vielleicht sagen, ich predige da eine schöne Moral. Ich will nun allerdings zugestehen, daß ich diese Kinderübung für keine berechtigte Leidenschaft halte, allein so viel ist mir doch sicher, daß wenn wir auf dem Todbett dereinst nichts mehr und nichts anderes werden zu bereuen haben, als daß wir in den Kinderjahren bisweilen, um süddeutsch zu reden, „an die Äpfel und Birnen gegangen" seien — so dürfen wir die Augen ruhig schließen — als Heilige. —

Was war das ein Kinderhimmel! Drunten im Tale die Sonne, wie sie ihren sterbenden Sommer verklärte und küßte, und überall Sonntagsruhe im Herbstgewande, und

wir droben auf dem Galgenbühl, geschart um den Hauptmann, Äpfel verzehrend am Tannenwald, der in den wunderbaren Farben des Spätsommers seinen Frieden ergoß über die kleine Räuber-Schar!

Wir waren nichts im Leben, hatten keine Stellung und keinen Rang, keine Titel und keine Orden, keine Staatspapiere und keine Diplome, wir waren die verworfensten Individuen — Räuber — im Spiel und in der Tat — und doch königlich vergnügter als alle jene Menschen, welche die Welt um ihrer Vorzüge und Besitztümer willen selig preist. —

Dreißig Jahre später war mein Vetter Karl Besitzer des Galgenbühls, aber gewiß nicht so glücklich, als damals, da auch nicht der Fleck sein eigen war, auf dem er als Räuber die gestohlenen Äpfel sich zu Gemüt führte. —

Der Herbst nahm uns für kurze Wochen aus dem Wald hinab ins Tal, auf die Wiesengründe am Flusse hin. Da verlebten wir unsere Tage als Hirten. Selige Hirtentage, ich kann fast nicht ohne Tränen der Wehmut euer gedenken!

Ich bin fest überzeugt, daß der große Hirte der Menschen, Jesus Christus, unter Hirten wollte geboren werden, weil dieser Stand zu den ersten und schönsten in der Welt gehört.

Wer nie im Leben Hirtenknabe war, wird auch die Seligkeit dieses Stück Kinderlebens nicht recht begreifen. Und doch ahnt jedes Dichterherz die Poesie desselben und mit die schönsten Gesänge und Lieder des Dichtergenius lehnen sich ans Hirtenleben an.

Ich meine aber damit nicht die Schäferpoesie und das Schäferdrama, wie sie seit dem 16. Jahrhundert aus Italien nach Deutschland und England zogen, wo die Schäfer in der Montur von Kammerherren auftraten und die Schäferinnen seufzende Hofdamen waren. Ich meine die Lieder, wie sie die Hirten auf den Feldern Bethlehems gesungen und ihnen nach die Hirtenknaben „an Wies' und Quelle" und „die hl. drei Könige von Haslach", jene echten Volkslieder, denen ein Goethe gelauscht hat.

Wenn der Spätherbst seine zarten Lichter auf die Matten der Heimat sandte und die Schule uns keine Sorgen mehr machte, ward am Nachmittag „ausgefahren", wie der übliche Sprachgebrauch lautete. Wenn ein Fürst „ausfährt" mit seinen arabischen Vollblutpferden, kann er unmöglich so still-vergnügt sein, als ich, wenn die Mutter das Stück Brot dem Hirtenknaben in die Hand gab mit dem Auftrag, jetzt auszufahren, und wenn dann die Kühe, im Stalle entfesselt, munter auf die Straße eilten, der Hirte seinen gegen Regen schützenden groben Zwilchsack um die Schultern legte, seine selbstgefertigte Peitsche knallen ließ und, sein Hirtenbrot verzehrend, die Tiere vor sich hertrieb, der Wiese zu, dem Mühlengrün oder den Kinzigmatten oder auf den Brühl oder in des Sandhasen Halde.

Draußen aber, wenn die Herde im Grase weidete, traten die Hirten zusammen zum fröhlichen Spiel. Das kleine Hirtenfeuer ward angezündet, der nahe Wald hatte das Holz geliefert, Äpfel wurden gebraten und Kartoffeln geröstet. Nebenbei ging's auf den Mäusefang oder es wurden „Ringle gespickt", eine Schützenübung. Das „Diner" aber bestand an feierlichen Hirtentagen aus einer Kartoffelsuppe mit Milch, die wir selbst von unseren Kühen gemolken und zu der wir die „Erdäpfel" auf dem nächsten besten Acker ausgegraben hatten.

Und wenn es dann zu dämmern anfing und das Abendglöcklein rief und die Hirtenbüblein heimkehrten mit ihren satten Kühen und vor dem Hause sie vorführten, damit Vater oder Mutter schaue, ob der Hirte auch gut geweidet, dann zog der seligste Kinderfriede durch unser Herz, und Sternlein schwammen am Kinderhimmel, die wir jetzt, alt geworden, nur noch ahnen können in der Tiefe wehmütiger Erinnerung — an die selige Zeit des Hirtenknaben.

Und wie beneideten wir in jenen Tagen die einsamen Berg-Hirtenknaben der umliegenden Dörfer, die große Herden und dabei auch Schafe hüten durften droben auf den Bergen

und hüten durften nicht bloß den ganzen Tag, sondern auch den ganzen lieben Sommer hindurch bis tief in den Herbst hinein — und die keine „Schule" hatten.

Wie unendlich sinnig und praktisch waren die Menschen von ehedem! Noch kannte ich in meinen Knabenjahren den alten Hirtenlehrer aus dem Fischerbach. Er war Stammgast im Vaterhaus. Ihn hatten vor Jahren die Bauern angestellt als Lehrer für ihre Hirten auf den Bergen. Ein „Seminar" hatte er nie gesehen, nicht einmal eine Volksschule; aber er konnte lesen, schreiben und rechnen wie ein „Professor", war ein armer Teufel und ließ sich deshalb folgendes gefallen: Die Bauern gaben ihm, je einer acht Tage lang, Speise und Trank und für die Nacht ein Lager auf der Ofenbank, und dafür ging er den Tag über zu den Hirten in die Berge, setzte sich mit ihnen unter eine „Hecke" und lehrte sie die Elemente alles Wissens. An Sonntagen schrieb er den Bauernmädchen ihre Briefe an die Soldaten, besorgte die Korrespondenz des Bauern und verdiente dabei noch einiges Bare.

Das war der Stand des „Heckenlehrers", wie er allgemein hieß — vor vierzig Jahren. Ich habe seine Schüler alle gekannt als Männer, und wenn ich sie mit den heutigen Bauern der Heimat vergleiche, so waren sie um kein Haar dümmer als diese. Sie wußten allerdings nicht, wie viele Flüsse China, wie große Berge Persien und wie viele Amtsgerichte Baden habe, sie wußten nicht mit Dezimalen zu rechnen, hatten nichts vom Einfluß des Phosphors und Kalis auf den Feldbau gehört und konnten nicht Schöffen und Geschworene werden, aber sie hatten mehr Frucht in den Kästen, mehr Kirschenwasser auf dem Speicher, mehr Schinken im Kamin und mehr Kronentaler im Beutel, als ihre Söhne und Nachfolger. Auch räsonierten sie nicht über Dinge, die sie nicht verstanden. —

Die Hirtenbüblein trieb man später im Sommer und Winter in die Schule, und der Heckenlehrer mußte mit Besenmachen sein Geld verdienen, aber das ganze Bauerntum

ist heute im Kopf und im Magen viel schlimmer daran, als zur Zeit der „Heckenlehrerei", wo die Gemeinden diese Riesenausgaben nicht hatten für die Schulen und die Menschen doch das lernten, was übergenug ist für den, der im Schweiße seines Angesichtes sein Brot verdienen und es in der Erde suchen muß — nämlich Lesen, Schreiben und Rechnen nach den vier Spezies. —

Mir erschien das Hirtenleben der Bauernkinder auf den Bergen der Heimat unendlich reizvoll in den Tagen meiner Jugendzeit. Der Vater hatte mir einmal ein Schaf gekauft bei dem Knecht eines Bauern auf dem Dierlisberg, einer zwei Stunden von Haslach entfernten, steilen Bergeshöhe. Das Tier sollte aber entsprechender Weide wegen bei dem Bauer bleiben. Da zog ich denn manchmal hinauf, um das Schaf zu besuchen. Und wenn dann der Bauer mich in die Berghalde wies, hoch oben über seiner Strohhütte, wo der „Hirtenbub" bei den Tieren sei, da eilte ich voll Herzklopfens zu ihm hinauf und saß stundenlang bei ihm und seinen Schafen und Rindern.

Er hieß Sepp und war ein armer, vaterloser Bube, aus dem Dorfe Biberach, drunten an der Kinzig.[1] Auf dem Kamm des Berges kamen dann noch die Hirten vom Barbaraster- und vom Heizenhof mit uns zusammen. Und wir aßen das „Weißbrot", das ich aus dem „Städtle" mitgebracht, und schauten weithin über Berg und Tal, hinab bis zum Straßburger Münster und hinauf bis zum Kandel.

Des Bauern Sohn, der Klaus, war jeweils auch dabei. Er wurde später selbst „Dierlisbur", starb aber schon vor Jahren.

Der Dierlisberg weckt mir heute noch, so oft ich ihn von irgend einer Höhe der Heimat aus sehe, die seligsten Gedanken an jene Hirtenstunden.

Und welch sinnige Zusammenkünfte hatten die Hirtenknaben unserer Berge damals und, wie ich höre, heute noch!

[1] Ich sah diesen Hirtenknaben erst 1898 wieder auf dem Haslacher Trachtenfest als greisen Mann.

Am Pfingstsonntag-Nachmittag, ehe der Weidgang für den Sommer begann, sammelten sie sich auf der Höhe des Elztals, unweit der „Heidburg“, und hielten Glocken-Revue. Jeder brachte die Glocken mit, die seine Lieblingstiere zu tragen pflegten, um am Glockenton zu hören, wo das Vieh weide, wenn es vom Hirten sich entfernt. Da wurden dann Glocken vertauscht und in allen Tonarten die Glöcklein probiert, die einsam über die Berghalden hintönen sollten den Sommer über und hineintönen in das stille Kinderherz des Hirtenknaben. Wie hochpoetisch ist solch eine Kinder-Versammlung! Nur in Kinderseelen konnte der Gedanke wachsen, der Hirtenglocken wegen sich zu versammeln. —

Wie muß das ungeschaute, vom Hirtenkinde selbst nicht verstandene Schaffen einer kleinen Menschenseele wunderbar sein, wenn sie so monatelang auf den Bergen weilt, über die Waldeshöhen hinschaut und hinab in die Täler und den ganzen Tag still sinnend bei den friedlich weidenden stummen Tieren ihr Leben lebt und ihre Gedanken spinnt?!

Und wenn ich heute noch bei Besuchen in der Heimat auf einsamen Höhen hütende Kinder treffe, so ist es mir eine wahre Wonne, bei ihnen zu verweilen und durch allerlei Fragen in ihrer mir so geheimnisvoll erscheinenden Hirtenseele zu forschen und zu lesen.

Es durchzuckt mich eine Ahnung von diesem Leben der Kindesseele beim einsamen Hirtendienst, wenn ich zurückdenke an die Stunden und Tage, an denen ich selbst mit meinen Kühen — fern vom großen Weidfeld an der Kinzig — droben in der „Halde“ unter dem Urwald allein hüten mußte auf den Kleeäckern des Vaters. Ich saß da oft stundenlang auf einem Markstein und spielte mit den Grashalmen zu meinen Füßen oder auf einem Apfelbaum und träumte von seinen vergangenen Früchten und verkehrte so mit der todesstillen Pflanzenwelt, als könnten wir reden miteinander und zwar per „Du“.

Wir hatten damals eine schwarze Kuh, die des Vaters

Brennknecht Joseph Matt in dem württembergischen Dorfe Waldmössingen, zwischen den Städtchen Oberndorf und Schramberg gelegen, gekauft hatte. Mit dieser stand ich auf so gutem Fuß, daß ich auf ihr reiten konnte.

Ich legte bei der Heimfahrt meinen Zwilchsack als Sattel auf ihren Rücken, trieb die andern drei Kühe vor mir her und ritt auf der Schwarzen, pfeifend und mit der Peitsche knallend, am Abend heim und führte meine satten Kühe „zu Pferde vor", ein nützlicherer und für mich stolzerer Vorgang, als wenn bei einer Parade ein Regimentsinhaber dem „allerhöchsten Kriegsherrn" sein Regiment vorführt. —

Ganz in der Nähe der genannten, einsamen Weide stand in einem kleinen Waldtale die Hütte des Abdeckers oder, wie er in Hasle hieß, des Schinders, behangen mit allerlei Gerippe von toten Pferden, das da in der Luft bleichen sollte. Es war schreckhaft still und öd' um diese Hütte, und doch weilte ich manche Stunde an dieser Gräberstätte gefallener Tiere. Was ich dort alles phantasierte, hab' ich vergessen, aber das Wohlbehagen an dem schauerlichen Ort lebt noch in meiner Seele. Über dem Tälchen drüben weidete bisweilen mein Schulkamerad, Sieferts Rudolf[1], seine Kühe. Am Abend zogen wir dann gemeinschaftlich heim mit unseren Tieren, die frei uns vorausliefen.

Einmal nun gingen meine Kühe vom Wege ab und tanzten in eine neuangelegte Wiese tiefe Löcher hinein. Da kam des Wegs eben der Eigentümer daher, der Schmied Sahl, sah den Schaden, schnitt eine Weide am Bach, ergriff den nächsten besten der zwei Hirten und prügelte ihn trotz der Beteuerung seiner Unschuld durch. So kam es, daß der unschuldige Rudolf die Prügel erhielt, die eigentlich von Rechts wegen dem „Philipple" gehört hätten. —

Noch eines ist mir aus dem Solo-Hirtentum erinnerlich. Ich las dabei zum erstenmal den „Till Eulenspiegel". Mein Vetter Karl hatte ihn von seinem Nachbar, dem alten Breit-

[1] Der Postsekretär in meinem Buch „Wilde Kirschen".

haupt, geliehen erhalten und mir als Kleinod anvertraut. Das ungebundene Büchlein war ganz schwarz auf allen Blättern vom vielen Gelesenwerden, und als ich dahinterkam, im Kleefeld liegend, da hätte man meine Kühe stehlen können, ich hätte es nicht mehr gesehen. Diese Schwänke, diese Komik, dieser Mutwille waren Musik für ein lustiges Haslacher Knabenherz.

Heute sind der „Eulenspiegel" und die vielen wunderbar schönen deutschen Volksbücher fast ganz aus den Häusern der Bürger und Bauern verschwunden, und an den Jahrmarktsbuden trifft man meist neuern, gemeinen Schund. So fand ich erst dieser Tage in einem Pferdestall die Lektüre des Kutschers; sie hieß: „Der Spitzenkragen oder König Georg und Lady Horatia." Das Büchlein hatte ganz das Röcklein der alten Volksbücher, aber der Inhalt ist nicht edles Rittertum und fidele Eulenspiegelei, sondern moderner Skandal.

In meiner Jugendzeit war in jedem Haus irgend eines der alten Volksbücher. Dieses und ein Kalender bildeten in der Regel mit den Gebetbüchern das ganze Inventar an Lesbarem. Heute hängt in jedem Bauernhaus hinter der Stubentür ein Zeitungsblättle, und jedes Schulkind hat eine kleine Bibliothek von Schulbüchern, und auf den Jahrmärkten fragen die Bauernbursche und Mädchen nicht mehr nach dem „Eulenspiegel" und der „schönen Magellone", sondern nach „Liebesgeschichten" ordinärster Art. —

Noch an einen stillen Hüteort, den ich vergessen hatte, wurde ich erst im Jahre 1906 wieder erinnert. Da kam eines Tages zu mir ein alter Mann aus Dinglingen bei Lahr und stellte sich mir vor als der Hirtenbube, der in den Jahren 1846—51 neben mir „im Stricker" gehütet habe.

Jetzt fiel es mir wie neue Sternschnuppen an meinem Kinderhimmel ein, daß ich oft allein, weitab vom Städtle, in dem einsamen Rinnsal, das einst Gletscherwasser in die Strickerwaldberge gerissen, meine Kühe hütete, gerade unter der Hütte meines Freundes Läuferjok.

Hier hatte mein Vater eine Matte mit einer Quelle. Unter ihr waren die Weideplätze der zwei Buren auf den Strickerhöfen.

Der Hirte des obern Buren hieß Albert Liebert, war ein armer Bub aus dem Dorfe Steinach und mein nächster Nachbar. Mit ihm saß ich oft an der Quelle oder am gemeinsamen Hirtenfeuer.

Er hütete dem Walter-Toni acht Jahre lang sein Vieh und wurde dann nach der Schulentlassung ein Weber. Als solcher ließ er sich in Dinglingen nieder, und als er das Sitzen am Webstuhl nicht mehr ertrug, wurde er Straßenarbeiter.

Er hat sich als solcher, trotzdem er vier Kinder aufzog, die alle gut ausgefallen sind, einiges Vermögen erworben und ißt jetzt im Alter ungesorgtes Brot.

Daß es ihm gut geht, ist daraus zu ersehen, daß er mit einem Gesangverein, dessen passives Mitglied er ist, nach Freiburg gekommen war.

Mir hat er durch seinen Besuch in der Trübsal des Alters neue Sterne am Kinderhimmel leuchten lassen, und dafür sei ihm hier gedankt. —

War die Hirtenzeit vorüber, so kam die Kartoffel- und Rüben-Ernte. So gerne ich bei letzterer mitwirkte, die Rüben aus der Erde zu ziehen, abzuschneiden und auf den Wagen zu werfen, so langweilig war mir das Kartoffel-Auflesen.

Alles Mechanische und Einerlei ist dem Kinde zuwider. Nur eines hatte dieses Geschäft im Gefolge, das mich freute. Die Kartoffeln wurden am späten Abend heimgeführt und im Gartenhauskeller der Großmutter abgeladen. In diesem Keller aber, hieß es, ginge ein Geist; auch habe da ein „Schatz“ gelegen, von dem mein Großvater einen Teil gehoben, woher sein Vermögen gekommen. So sagten die Leute, und Knecht und Magd hatten es mir längst verraten. Deshalb kam mir dieser Keller an den finstern Herbstabenden ganz anziehend unheimlich vor, und der Gedanke, in den Schatz-

und Geisterkeller zu kommen, tröstete mich oft beim Kartoffel-Auflesen. Wenn wir dann die Säcke im Keller ausleerten, so dachte ich mir immer den Großvater darin, wie er in tiefer Nacht bei stillem Lichtlein schatzgrub, und so wurde mir der Keller geheimnisvoll und sagenduftig.

Und er blieb es, trotzdem die Großmutter mir auf Befragen erklärt hatte: „Büble, der Schatz, den dein Großvater selig gehoben hat, das waren seine schwere Kiste, die er als Hausierer über Berg und Tal getragen, und sein Fleiß und seine Sparsamkeit. Die Leute nun, welche des Großvaters Bravheit und seinen Schaffgeist nicht haben und es deshalb nicht so weit gebracht, wie er, die haben das dumme Geschwätz von dem Schatz im Keller erfunden.“ [1] —

Die letzte Herbstfreude bot uns in manchen Jahren der Urwald. Wenn die Sonne nur noch matt und trüb auf die vom Reif wie vom Todesschweiß erkaltete Erde schien, wenn die Blätter und Früchte der Buchen abgefallen waren, da zog eine heitere Kinderwelt am frühen Morgen auf die höchste Höhe des Urwalds, um Buchnüsse zu suchen. Jedes Kind hatte sein Säckchen und in demselben ein Stück Brot und eine Schachtel voll „Bibeleskäs“ zum Mittagessen. Am „heiligen Brunnen“ wurde kurz Rast gemacht, und dann ging's hinauf in den Buchwald. Auf den Knien rutschten wir nun von Stelle zu Stelle in dem gelben Laub und suchten mit emsiger Hast die „Bucheln“. Und wenn die kleinen Finger so ganze Nester voll Nüsse im Laube enthüllten, wie ward da gejubelt und gelesen!

Am Mittag das köstliche Bibeleskäs-Mahl unter den alten Buchenbäumen, kurze Siesta im kühlen Laube und dann wieder Lesen und Lesen, bis der Abend durch die toten Baumkronen herabschaute. Bergab tanzte jetzt die kleine Schar. In den Stuben brannten schon die Lichter, wenn

[1] Der Garten samt Gartenhaus und Keller ging 1910 in meinen Besitz über. Ich habe ihn gekauft um der vielen Jugenderinnerungen willen, die darin begraben liegen.

wir heimkehrten; die vollen Säckchen wurden auf den Tisch gestellt, und Vater und Mutter mußten den Fund sehen und den Eifer des Kindes loben, ehe es seine Mehlsuppe aß zum Nachtmahl oder seine Milch mit Kartoffeln — glücklich, froh und selig, wie nur ein Kind es sein kann, dessen Herz einen Tag lang geschlagen hat für Buchnüsse bei „Bibeleskäs" im hohen Urwald.

O Kinderhimmel, der du selig machst zu allen Zeiten! Auch wenn die ganze Natur im Sterben lag, hast du im toten Laub und unter den sterbenden Bäumen uns ein fröhliches Leben leben lassen! —

Ich besuche die Heimat, seitdem ich älter geworden bin, viel mehr als in früheren Jahren, weil, je älter ich werde, um so stärker die Jugenderinnerungen in mir hervorbrechen. Aber so oft ich heimkomme, gilt mein erster Besuch Feld und Wald. Ich kenne keinen größeren Genuß, als allein die Pfade des Kinderhimmels wieder aufzusuchen. Jeder Schritt in den Wäldern der Heimat und an den Wiesen und Äckern hin ist mir dann ein leuchtender Stern seliger Erinnerung und wehmütiger Sehnsucht an die Tage der Jugendzeit. Sie alle wissen ja zu erzählen von meinem Kinderglück in Feld und Wald, und ich lausche jenen fernen, fernen Zeiten und ihrem wehmutsvollen Sang. Es geht mir dann nach des Dichters Wort:

Ich irr' in Tal und Hainen
Bei kühler Abendstund';
Ach, weinen möcht' ich, weinen
So recht aus Herzensgrund.

Und alter Zeiten Grüßen
Kommt da, im Tal erwacht,
Gleichwie von fernen Flüssen
Das Rauschen durch die Nacht.

Die Sonne geht hinunter,
Da säuselt kaum die Welt,
Ich bleib' noch lange munter
Allein im stillen Feld. —

Die leblose Natur wirkt in meine Erinnerungen an die Jugendzeit viel drastischer, als die noch lebenden Menschen aus jenen Tagen. Denn die Berge, die Wälder, die Täler, die Bäche, Wiesen und Felder schauen mich gerade noch so an, wie in den Jahren der Kindheit. Nur ich bin anders geworden und die Menschen aus jener Zeit.

Und was hat sich in uns vor allem geändert? Antwort: Das Herz.

„Die Natur und die Welt," sagt so schön der Spanier Balmes, „sind stets dieselben, man mag sie von der Wiege aus betrachten oder am Rande des Grabes. In unserm Herzen ging die Veränderung vor."

In der Jugend strahlt die Welt in unsern Augen mit aller Helle, welche die Morgenröte eines schönen Tages am Horizont verbreitet. Als Kinder sehen wir die Welt unter den glänzendsten Farben, sie erscheint uns wie ein gold'ner Traum, der den Geist der Kindheit beschäftigt; sie ziert sich mit allen Hoffnungen, welche ein herrlicher Frühling bieten kann.

Und wenn wir alt geworden sind, drücken die Tage kalt und blaß und flüchtig auf unsere Seele, und wir seufzen unter der Last des Daseins. Warum? Unser Herz hat sich geändert, jener bodenlose Abgrund, in welchem die Geheimnisse unseres Daseins, unseres Ursprungs und unserer Bestimmung verborgen sind. —

Mein einziger Wunsch, der sich wohl nicht mehr erfüllen wird, wäre, noch einmal als Siebziger alle die vielen Plätze in Feld und Wald allein aufsuchen und von ihnen Abschied nehmen zu können. Doch je älter ich werde, um so elender werden meine Nerven und nehmen mir in den vielen trüben Stunden, die sie mir machen, alle Lust, an Orte zu gehen, an denen ich einst glücklich war. —

Kirche und Schule.

Ich wohnte vor vielen Jahren einmal einer Religionsprüfung in der Kirche der Vaterstadt an. Der Unterlehrer examinierte einen achtjährigen Schüler auf sokratische Lehrweise über die notwendige innere und äußere Ausstattung des Menschen im Gotteshaus. So fragte er auch, nicht sehr geistreich, den angehenden Haslacher Bürger: „Was hast du, wenn du in der Kirche bist?" Der Lehrer erwartete als Antwort: „Ein Gebetbuch." Der Knabe aber sagte frischweg: „Langeweile!" Mir gefiel dieses offene Bekenntnis des Jungen über alle Maßen; es entsprach ganz den Erfahrungen meiner eigenen Jugendzeit. Der Kirchenbesuch auf Befehl mit dem für Kinder langen sonntäglichen Gottesdienst machte mir in der Tat viele Langeweile. Meine Gebete sprach ich am liebsten und kindlichsten in den Muttergotteskapellen mit der Lenebas.

Lange Predigten, welche die Kinder in der Regel gar nichts angehen, sind für erwachsene Menschen nichts Angenehmes, für Kinder aber, die immer still sein sollen, eine Qual. „Je länger die Predigt, um so kürzer der Erfolg," das dürften sich alle jene Kanzelredner merken, die zu keinem Ende kommen, und ihre Zahl ist leider noch Legion.

So kam es, daß, um uns im Zaume zu halten in meiner Knabenzeit, strenge „Kirchenvögte" über die Knaben gesetzt waren, die mit sogenannten Ohrfeigen jeden, den sie in flagranti am Schwätzen oder Spielen ertappten, reichlich

regalierten. Zum Glück für mich war in unserer Abteilung mit diesem Amte der „Kappenmurer" betraut, mein Freund vom „Herrgottstag" her, wo ich seine militärischen Strapazen ihm versüßte, sonst hätte ich jeden Sonntag Schläge in Folio bekommen. Gleichwohl hat er mir mehr als einmal sein altes Gebetbuch um den unruhigen Knabenkopf geschlagen, was aber unserer Freundschaft keine Stunde lang Eintrag tat.

Neben ihm amtete der Kistenhofer, ein alter Soldat und Schneider, der im aufgehobenen Kloster wohnte und die Lehrbuben auf der „Emporbühne" zu beaufsichtigen hatte. Er bekam aber mit diesen bald Krach, weil er sie zu scharf verohrfeigte. Er legte sein Amt 1848, wo die Freiheit zu blühen anfing, nieder, und an seine Stelle kam der sanfte Haften-Alise, ein Haftenmacher namens Alois Lehmann, mit dem Auftrag, nicht gleich mit Strafen wie bisher einzuschreiten, sondern dem Bürgermeisteramt Anzeige zu machen.

Diese Kirchenvögte, die übrigens sehr schlecht bezahlt waren und nur zwei Gulden pro Jahr aus der Stadtkasse bezogen, waren ein notwendiges Übel; denn wenn man uns hätte machen lassen, so wäre die Kirche zum Spielplatz geworden. Jene weise Einrichtung hat in unserer humanen Zeit meist aufgehört; denn einem zukünftigen deutschen Bürger, und wenn er noch so unartig wäre, eine Ohrfeige geben, in der Kirche oder sonstwo, hieße nach liberalen Anschauungen dessen Ehrgefühl kränken und würde unter Umständen schöffengerichtlich geahndet. Die Folgen davon pfeifen die Spatzen bereits von den Dächern. In der Kirche sind heute die Kinder nur mit aller Mühe zur Ordnung zu bringen. Die unartigsten aber sah ich bis jetzt, nach dieser neuen Praxis, in der eigenen Vaterstadt. Den Kindern verüble ich das nicht, wohl aber dem „humanen" Schul- und Strafgesetz.

Mancher Pfarrer sieht heute noch einen Buben, der in der Kirche unartig ist, für einen Frevler erster Güte an und haut um sich im „heiligsten Zorn". Und doch ist der Frevel

des Buben nicht Mangel an Respekt vor dem Heiligtum, sondern lediglich sich vergessende Lebenslust.

Mit dem zehnten Lebensjahre wurde ich übrigens der Vogtei des Kappenmurers entzogen. Der Lehrer hatte mich meiner hellen Sopranstimme wegen „aufs Chor“ genommen zum Singen. Nie in meinem Jugendleben fühlte ich meine Knabenehre mehr gekränkt, als da mich der Maëstro zu den Mädchen einreihte, die Chorsängerinnen waren, um mit ihnen Sopran zu singen. Die Tränen liefen mir vor Schmerz und Schamgefühl anfangs oft über die Wangen, wenn ich in der Probe und „auf der Orgel“ bei den Weibsleuten stehen mußte. Und warum habe ich jene Tränen überwunden, warum das herbe Los, zu den Mädchen gezählt zu werden, ertragen? Weil ich ein „heiliger Dreikönig“ werden wollte, was ohne Chorgesang unmöglich war. Nur Chorknaben hatten jenes beneidenswerte Privilegium. So duldete ich um eine — papierne Königskrone!

Aber noch eine süße Frucht lag im Chorgesang. Wir Chorknaben durften unter der Predigt ungeniert schwätzen. Wir gingen nämlich regelmäßig, wenn der Pfarrer die Kanzel bestiegen hatte und das „Heilig-Geistlied“ gesungen war, hinter die Orgel zum Blasbalgtreter, setzten uns auf seinen Thron d. i. Tretstuhl und machten Pläne für den Nachmittag in Feld und Wald. Aus dem Leben des Balgtreters kann ich nichts schreiben, denn er benutzte die Pause immer, um den Schlaf des Gerechten zu schlafen, bis wir ihn beim „Amen“ des Pfarrers aufweckten.

Es war damals noch derselbe Haften-Alise, der später den Schlaf brechen und die Lehrbuben in der Nähe der Orgel beaufsichtigen mußte.

Wenn der Haften-Alise aber am Tag jeden freien Augenblick verwendete, um zu schlafen, so kann ihm dies niemand verübeln, denn er bekleidete noch das Amt eines Nachtwächters.

Die Nachtwächter meiner Jugendzeit galten mir als hochpoetische, geheimnisvolle Gestalten. Es waren mit dem

einen Polizeidiener acht Mann, von denen jeden Abend vier anzutreten hatten. Abwechselnd hatten je zwei den äußern Dienst in dem Städtle, wo sie besonders auf „Feuer und Licht" zu achten hatten, während die zwei anderen auf der Wachstube, im sogenannten „Narrenhüsle" am ehemaligen unteren Tor, verbleiben mußten.

Die Nachtwächter hatten einen elenden Lohn, jeder 36 Gulden pro Jahr, und es meldeten sich nur ganz arme oder sehr sparsame Männer dazu.

Ich erinnere mich außer dem Haften-Alise noch an die folgenden: an den Herren-Jochem, an den alten Braun, an den Wölfle-Toni, an den Schille-Lorenz, an den dicken Weber Stöhr und an den Schreiner Uhl.

Sie riefen die Stunden regelmäßig auch an unserer Hausecke, und gar oft hörte ich sie, den einen Baß, den andern Bariton und den dritten Tenor, die Stunde anrufen:

Höret, was ich euch will sagen,
D' Glock' hat elfe g'schlagen,
Wohl über die elfe!
Lobet Gott und Maria!

Ich hatte in der Winterszeit um elf Uhr schon fünf Stunden geschlafen und wäre manchmal gerne aufgestanden und mit den Nachtwächtern gegangen, um zu rufen, so schön und lieblich kam mir ihr Amt vor. Und wenn sie bei Anbruch des Morgens den „Tag anriefen":

Im Namen des Herrn Jesu Christ'
Der helle Tag erstanden ist!
Der Tag fängt an zu leuchten
Dem Armen wie dem Reichen.
Lobet Gott und Maria! —

so klang das so fromm in meine Kindesseele, daß ich unwillkürlich die Hände faltete und mein Morgengebet betete, wie die Lenebas es mich gelehrt.

Es war in der Tat ein wunderbar schöner katholischer Ruf, dieser Wächterruf am Morgen, und es ist kein kleines Zeichen unserer „Kulturkampfsimpelei" — anders vermag ich es nicht zu nennen — daß diese Wächterrufe in den siebziger Jahren in kleinen Städten von liberalen und aufgeklärt sein wollenden Bürgermeistern und Gemeinderäten abgeschafft wurden. Die katholische Parole: „Lobet Gott und Maria!" war diesen schwachköpfigen Philisterseelen zu „fromm" und zu „mittelalterlich", drum mußte sie fort. Diese Leute hätten ja die Wächterrufe zeitgemäß umändern und etwa rufen lassen können:

Höret, was ich euch will sagen,
D' Glock' hat zwölfe g'schlagen,
Wohl über die zwölfe —
Lobt die Preußen und Bismarck!

In meiner Vaterstadt mußte der schöne Wächterruf, der in meinen Knabenjahren mir so oft die Stunden der Nacht versüßte, auch weichen, was ich von Herzen bedaure. Und wenn die jetzigen Stadtväter etwas wahrhaft Schönes wieder einführen und mir eine Freude machen wollten, so würde ich sagen: „Laßt eure Nachtwächter nicht still und stumm durch die Straßen schleichen, sondern rufen, wie sie in unserer Kindheit gerufen und von alters her, wo man sich in keiner katholischen Gemeinde schämte, auch in der Nacht an Gott und die Muttergottes erinnert zu werden!" —

Zur Zeit, da ich in die Schar der hl. Cäcilia eintrat, war übrigens der Kirchengesang zu Hasle schon im Niedergang. Anno 1848 ging das Politisieren los, und die Sänger und Ministranten hatten wenig Zeit, um „Proben" zu halten. Sein völliger Untergang in der alten Form hing mit der Revolution zusammen, die den alten, sehr musikalischen Lehrer vertrieb und einen neuen brachte, der von Figuralmusik nichts mehr wissen wollte, wie der neue Pharao von den Kindern Israels. Aber die Zeiten der Figuralmusik

sind mir noch in der besten Erinnerung. Wenn an hohen Festtagen der hl. Cäcilia eine Hekatombe geschlachtet werden sollte, da kamen der alte Schwarzbeck, der Seiler Hämmerle, der Weber Brucker, der Hafner „hinter der Kirche", Fidel Haberstroh, und andere mit Geigen, Waldhörnern, Posaunen und Klarinetten und führten ein musiziertes Amt auf, wozu die Gebrüder Kilgus, der Josef und der Lorenz, zwei Hutmacher, den Gesang gaben.

Heilige Cäcilia, was war das für ein Wolkenbruch von Tönen, der sich über das betende Haslach ergoß und besonders über die hochauflauschende Kinderschar! Wenn der Joseph Kilgus sein Tenor-Solo sang: „Er wohnt in einem Lichte, wohin kein Auge dringt", oder der Hafner hinter der Kirche mit der Posaune unter dem Hochdruck einer Pferdekraft arbeitete, so mußten die Engelein im Himmel die Himmelsfenster aufmachen und staunend herabschauen auf das Kirchendach der Vaterstadt.

Wenn ich heute an jene stürmische Kirchenmusik zurückdenke, so beschleicht mich eine tiefe Wehmut bei dem Gedanken, daß alle jene Musikanten samt ihrem Heldentenor, dem Hutmacher Kilgus, längst tot sind. —

Merkwürdigerweise, oder wohl richtiger natürlicherweise, habe ich von der Geistlichkeit meiner Jugendzeit weder aus der Kirche noch aus der Schule mehr eine andere Erinnerung, als an die äußere Persönlichkeit. Der Pfarrer und sein Vikar standen uns Kindern zu fern, machten in der Kirche uns „Langeweile" und in der Schule hatten sie, wenigstens so weit ich mich entsinne, nicht vielen Verkehr mit uns.

So erinnere ich mich noch an den Pfarrer Jung er war ein geborener Freiburger — einen großen, blassen Herrn, und an seinen frühen Tod im Jahre 1846. Auf ihn kam bis 1848 ein Pfarrverweser Weber, ein kleiner, unsympathischer Mann mit großen, runden Augen. Auch dieser war ein Freiburger und starb, ohne daß ich ihn je wieder gesehen, 1880 als Pfarrer von Nöggenschwihl auf dem Hozenwald.

Anno 1848 kam der Pfarrer Kurz, von dem ich in meiner „Studienzeit" mehr erzähle. —

Mehr als an die Geistlichen aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich an ihren Kirchendiener. Der war ein richtiges Haslacher Original, das uns Buben zum Läuten gut brauchen konnte.

Der alte Mesner Kistler wäre unstreitig zu etwas Höherem geboren gewesen, wenn nicht des Geschickes Mächte ihm sein Los in die Sakristei geflochten hätten. Ich habe noch nie einen Oberamtmann aus der guten, alten Zeit — denn jetzt gibt's meist Oberamtsjünglinge — mit so vollendeter und so standesgemäßer Amtsmiene gesehen, wie unsern damaligen Sakristan. Wenn er gar mit der Jagdflinte einem begegnete, da konnte man fast nicht mehr recht glauben, daß er nur der Pfarrmesner sei. Latein redete und verstand er wie ein Kapuziner, und in die kirchlichen Gebräuche und Festzeiten war er eingeweiht, wie ein Kardinal-Präfekt der Kongregation der Riten.

Ich habe die originellsten Menschen unter den Sakristanen und unter den Polizeidienern kennen gelernt. Beide Berufsarten reihen sich an höhere Gewalten an, während ihre Träger meist Denker billigster Art sind und deshalb in komischer Weise sich benehmen. Unser Vaterstadt-Mesner war davon eine Ausnahme; er trug sich vollauf mit der gemessenen Rolle, die eines Domkapitulars zuzeiten der Zwölf-Ahnen-Probe an fürstbischöflichen Residenzen würdig gewesen wäre.

Es ist eben vielfach schade, daß die Menschen durch das Schicksal nicht auf den Platz gestellt werden, der ihnen gebührt, und daß die Verhältnisse der Geburt und des Standes der Eltern so viele Sterbliche nicht über das Niveau des Durchschnittsmenschen hinauskommen lassen. So ist mancher Sakristan und wäre unter anderen Verhältnissen ein vortrefflicher Domherr, ein anderer ist Domherr und hat oft nur das Zeug zu einem Sakristan. Ein Dritter ist Schuhmacher und hätte einen gewandten Oberamtmann abgegeben, während

mancher höhere Beamte nur Schustermäßiges leistet. Da stirbt einer als Polizeidiener auf einem Dorfe, der, unter die rechte Sonne gesetzt, ein berühmter General geworden wäre.

So sind die Wege des lieben Gottes wunderbar, nicht bloß „in seinen Heiligen", sondern auch bei den einfachsten, wie bei den höchsten sündigen Menschenkindern. Aber, und gerade hierin bewundere ich die Weisheit des Weltenlenkers, es ist ja ein wahres Glück für die Menschheit und für die Welt, daß sehr viele Menschen ihren Beruf verfehlen, d. h. das nicht werden, wozu sie das Zeug hätten, denn sonst bekämen wir zu wenig gute Sakristane, Schneider, Bauern und Schuhmacher und zu viele Domherren, Oberamtmänner, Generäle und Professoren. —

Unser Mesner hatte für uns Knaben noch einen andern Wert, der außerhalb seiner imponierenden Person lag. Wenn er an stillen Nachmittagen das Taufglöcklein zog und dessen zitterndes Bimbim uns verkündete, daß ein Kindlein zum Taufbrunnen getragen werden sollte, so stürmten wir der Kirche zu. Sobald der Taufzug kam, mußte das Kind unsere Revue passieren und die Hebamme das Geschöpf jedem von uns zeigen und uns antworten auf die Frage, ob sie dieses Kindlein auch im hl. Brunnen geholt habe. Weiter wollten wir zunächst mit dem kleinen Heiden nichts zu schaffen haben.

Sowie er aber durch die Taufe Christ geworden war und nun als solcher die Kirche verlassen wollte, spannten wir ihm eine Schnur über den Weg. Der Vater und der Pate des Kindes mußten nun jeder mit einer Handvoll Kupferkreuzer den freien Abzug erkaufen und damit die Aufnahme des Kindleins in unsern Kinderkreis. Hatten wir aber je einmal das Glöcklein überhört, so überraschten wir die Leute mit dem jungen Eulenspiegel noch auf der Straße und verlangten unsern Eingangs-Zoll.

Auch in dieser Zeremonie lag nicht wenig Poesie von seiten der Kinder. Der kleine Weltbürger sollte sich einkaufen in das Kinderrecht und lernen, daß der erste Schritt

ins Leben mit Hindernissen verbunden sei und daß das Leben Geld koste. Diese schöne Sitte hat längst aufgehört; man hat sie den Knaben verboten, wahrscheinlich seitdem im deutschen Reichstag das famose Gesetz von der Freizügigkeit, welches das Land entvölkert und die Städte verproletarisiert hat, ins Leben getreten ist. Daß man aber daran dächte, die armen Kleinen endlich einmal auch vom Impfteufel zu befreien, habe ich noch nicht gehört. Ja, der moderne liberale Staat bekümmert sich gar nichts darum, ob der Erdenbürger und die deutsche Frau der Zukunft auch nur getauft sind; wenn sie nur einen Impfschein besitzen, so können sie selig werden — im Staatshimmel. —

Die Kirche der Heimat, ein Bau aus den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts, hatte zu meiner Zeit in ihrem Innern wenig Anziehendes für Kinderaugen. Vergilbte Stukkaturen, alte, farblose Glasfenster und bilderarme, statuenlose Altäre können kein Kinderherz fesseln. Nur hinten im tiefsten Dunkel stand der „steinerne Mann", ein Graf von Fürstenberg, in Lebensgröße und im Stahlkleide auf seinem Grabmal. Der hatte unsern vollen Respekt und nächst dem „Santi Klaus" war er eine der gefürchtetsten Persönlichkeiten unserer Kinderzeit. Hätte man den steinernen Mann vornen in die Kirche gestellt, so wären die Kirchenvögte unnötig gewesen, denn der hob so grimmig ernst über seinem Schwert seine steinernen Hände zum Gebet zusammen, daß wir, von Furcht gebannt, gerne das gleiche getan hätten.

Es ist Graf Götz († 1341), der bedeutendste der Haslach-Fürstenberger, ein gewaltiger Ritter „ohne Furcht und Tadel". Sein Leben ging in Fehden auf. Heute noch heißt die Stätte „die Kampfäcker", auf der er 1335 bei Haslach eine große Anzahl Adeliger, welche die Herren von Baden, von der Pfalz und Württemberg ihm auf den Hals geschickt, besiegte und gefangen nahm. Nebenher trieb er auch zeitgemäße Raubritterei. —

Einmal im Jahre konnten wir es übrigens nicht erwarten, bis die Kirche anging, und das war in den ersten Morgenstunden des Weihnachtsfestes. Die halbe Nacht schlief ich da nicht vor Aufregung, denn der Gang zur Christmette durch die nächtliche Straße hatte schon einen ungemeinen Reiz für mich. In der Kirche selbst aber spielten die Musikanten ein „Hirtenamt" mit Schalmeientönen, und zum „Gloria in excelsis" erklangen alle Glocken, sang der Tenor seine schönsten Weisen und rasten bacchantisch die Figuralkünstler auf ihren Instrumenten. Nach der Wandlung ließ des Uhrmacher Zachmanns Ricke, die später nach Amerika auswanderte, ein Solo mit Musik-Begleitung los: „Es kam die gnadenvolle Nacht". Dazu hatte der Mesner ein großes Christkind auf den Hochaltar gestellt und glänzend illuminiert. Mein ganzes Herz wurde da stürmisch aufgerührt, und in meinem Kinderhimmel rauschte es, wie droben auf der Orgel.

Nach der Christmette aber ward noch eine heilige Messe gelesen, in der wir Kinder auch bleiben mußten. Die Orgel verstummte, die Musikanten schwiegen, und düster brannten die Kerzen beim Christkind auf dem Hochaltar. Da ward es mir einsam und totenstille in der Seele, und diese halbe Stunde kam mir lange und öde vor, wie eine Nacht auf einem Kirchhof. Ums Leben gern wären wir deshalb nach der Christmette heimgegangen.

War endlich alles vorüber, so eilten wir durch den anbrechenden Wintermorgen dem Elternhaus zu, wärmten uns am frischen Ofenfeuer und hielten Hochfrühstück. Da gab's, was nicht dreimal im Jahre vorkam, Kaffee. Der wurde aber in einer großen Schüssel aufgetragen und mit Löffeln gegessen wie die Suppe. Unterdessen wurde es Tag, und es begannen die „Krippelesfahrten".

O selige Kindheit! Du kehrst nicht wieder, wenn wir auch noch so oft die Christmette am Weihnachtsmorgen läuten hören! —

Einige Zeit bekleidete ich in jenen Tagen auch einen Dienst in der Hierarchie. Ich war Ministrant. Dazu hatten mich zwei Dinge bestimmt, einmal, weil die Ministranten am Fronleichnamstag Kronen trugen, und dann meine brennende Sehnsucht, das Rauchfaß am Altar schwingen zu dürfen, ein Vorrecht des ältesten Ministranten. Der einzige Mensch, den ich in meinen Kindesjahren in der Kirche bewunderte, das war des „Schmied-Balden Louis", wenn er zum „Segen" oder zum „Sanktus" kniend dreimal das Rauchfaß in die Höhe schwang und ganze Wolken von Weihrauch ihn einhüllten. Und doch brachte ich es nie zu dieser Ehre. Der Lehrer zog mich vorher zu den Sängern, und dort winkte eine dreifache, viel höhere Krone, die Dreikönigskrone. So verließ ich gern den Ministrantendienst.

Eines aber ist mir noch lebhaft aus dieser Zeit in der Erinnerung. Als der Christian Wolber von Schiltach, der reiche Fruchthändler, welcher bis ins 20. Jahrhundert herauf lebte, anno 1847 Hochzeit hielt mit einer Tochter des Zieglers Hafer, hatte ich gerade „du jour" am Altar, und der Bräutigam ließ dafür jedem von uns zwei Meßdienern im Adler eine Flasche Wein und für einen Batzen Brot geben. Ich sehe mich heute noch vor mir, wie ich mit dieser Flasche und dem Batzenlaible voller Seligkeit heimeilte.

Acht Tage lang ward geschwelgt an dem goldgelben Wein, und so oft ich nachher den „Christian" gesehen, dachte ich jedesmal an jene Festgabe. Wenn mir heute der Fürst Metternich ein Faß Johannisberger verehren würde, wäre er nicht imstande, mich so glücklich zu machen, wie es einst getan der Christian. Das gewöhnliche Sprichwort sagt:

Es ist eine Kleinigkeit,
Was Kinder freut.

Aber das ist eben das Großartige im Kinderleben und das Beseligende jener Zeit, daß wir an „Kleinigkeiten" unendlich mehr Freude haben und dabei zufriedener sind, als

die alten Leute an all den mit Hast ersehnten und erjagten großen Gütern und Genüssen des Weltlebens. Und gerade deshalb gehört den Kindern hienieden schon das Himmelreich und den großen Menschen die Sorge, die Qual — das Fegfeuer und die Hölle. — — — —

Viel kräftiger als in der Kirche gestalten sich mir die Erinnerungen an die Schule. Die alten Haslacher hatten kein Geld für Schulpaläste, wie sie in neuerer Zeit geschaffen werden, wo das ganze Bildungswesen im äußern Firnis aufgeht. Sie verlegten die „untere" Schule in das Rathaus und die „obere" auf das Kornhaus am Marktplatz. Auch die Lehrer hatten ihre Wohnungen daselbst, wobei der Unterlehrer sein Quartier auf dem Rathausspeicher aufschlagen mußte.

An Ostern 1842, ich war noch nicht fünf Jahre alt, mußte ich in die untere Schule wandern. Es hieß törichterweise bei meiner „gebildeten" Mutter, der Bub muß von der Gasse weg und aus dem Haus, sonst hat man keine Ruhe und er wird ein Tagdieb. Wenn ich es machen könnte, dürfte kein Kind vor dem achten Lebensjahr in die Schule, und müßte es bis dahin möglichst viele Gassen- Wald- und Feld-Freiheit haben. —

Es gibt nichts Köstlicheres, als so einen jungen Erdenbürger auf der ersten Wanderung zur deutschen Wissenschaft. Schon Wochen vorher hat die Mutter ihm die ersten Waffen des Geistes gekauft: eine Schiefertafel, einen Schwamm und ein gemaltes Federrohr für den Griffel. Mit ziemlichem Verdacht und einigem süßsauern Lächeln betrachtet der zukünftige Staatsbürger diese Geräte. Kommt aber der Tag und die Stunde, da der Delinquent des lieben Schulzwangs vorgeführt werden soll, so rinnt die erste herbe Schmerzensträne des Lebens über die Wangen. Der Kindergenius weint; er weint, weil er seine bisher volle Herrschaft teilen muß mit dem deutschen Schulmeister. Der Knabe hat eine Ahnung davon, daß jetzt die „Kultur", diese Unglückshexe

der Menschheit, zum erstenmal ihre Fangarme nach ihm ausstreckt. Er verschmäht die dargereichten Waffen und wird trotzig, so daß schließlich nichts anderes übrigbleibt, als daß die Mutter das Schulzeug in die eine Hand nimmt, mit der andern den weinenden Erdensohn faßt und ihn seinem Schicksal entgegenführt.

So wenigstens ging's mir beim ersten Gang zur Schule — und wohl auch den andern Haslacher Buben. Denn ich erinnere mich gar wohl, daß vor dem Unterlehrer in der Schule eine Schar weinender Kinder stand und ebensoviele Mütter, von denen jede ihren Sprößling anfänglicher Milde empfahl.

Ich weiß nicht, aber ich sehe die Kinder heutzutag nicht mehr so allgemein weinen auf dem ersten Schulweg wie ehedem. Erklären kann ich mir diese häufige Beobachtung in Städtchen und Städten nur aus der Dressur, in welche die Kinder schon kommen, sobald sie reden können. Die sogenannten Kleinkinder-Bewahr-Anstalten, so nützlich sie sonst sein mögen, leisten in dieser Richtung viel. Der Genius der Kindheit wird da aus einem halbwilden Gassenengel in ein zahmes Vögelchen umgemodelt, das schon an die Schule gewohnt ist und bereits allerlei Verslein pfeift. —

Man wird nach dem, was ich einmal in der badischen Kammer gesagt, von mir nicht behaupten können, daß ich im allgemeinen ein Verehrer der Unterlehrer sei; aber wenn ich, in Erinnerung an meine erste Schulzeit, an die Mühe denke, welche diese Leute mit dem jungen Menschentum haben, bis so ein Kind nur buchstabieren kann, wobei sie noch das Amt einer Kindsmagd nebenher besorgen, so muß ich ihnen alle sonstigen Fehler verzeihen. Wer mit solcher Anstrengung einen Menschen lesen und schreiben lehrt, der darf nebenher auch einige „Sprünge" machen und spielt in der Geschichte der Menschheit doch eine viel schwerere Rolle, als der Professor auf dem Katheder, der einfach das vorliest, was er in seinen Heften hat.

Als ich beim ersten Niederschreiben dieses Buches an meine erste Schulzeit zurückdachte, reute es mich fast, wie schon angedeutet, im Ständehaus gegen die „Sprünge" der Unterlehrer zu Felde gezogen zu sein.

Beneidet habe ich aber einen Unterlehrer doch schon im Leben, und das war mein erster. Er hieß Bareth und war aus Radolfzell, ein blasser Mann mit einer gebogenen Nase und einem spärlichen, schwarzen Bart. Beneidet habe ich ihn aber nicht um sein Amt, sondern um sein Frühstück. Weil er mich schon vor dem fünften Lebensjahr in seine Schule aufgenommen hatte, spendete ihm meine Mutter gratis den täglichen Kaffee zum Morgenimbiß, und ich war der Träger und Überbringer der Gabe.

O, wie oft habe ich auf dem Weg über den Speicher des Rathauses das Körbchen noch einmal geöffnet, die Deckelchen auf den kleinen Töpfen gelüftet und das Frühstück des Unterlehrers betrachtet mit dem Gedanken: „Wenn ich nur ein Unterlehrer wäre und Kaffee bekäme jeden Morgen statt der Mehlsuppe!" Und mit welchem Respektsgefühl nahte ich dann dem eben beneideten Kaffeetrinker, der im Schlafrock mich empfing und mir das Körbchen abnahm!

Daß in demselben noch bisweilen ein Briefchen lag von der heiratslustigen Schwester meiner Mutter, wußte ich zwar, hatte aber keine Ahnung davon, daß ich in meinen jungen Jahren schon als „Postillon d'amour" dienen mußte. —

Aus jenen ersten „Studienjahren" in der unteren Schule steht mir besonders unvergeßlich in der Seele die Freude, welche ich empfand, als ich einmal im „Gottbüchlein" von Ägidius Jais lesen konnte. Du heiliges Buch, du Bibel meiner Kinderzeit, mit welcher Liebe habe ich in dir gelesen und mir deine Worte in das junge Herz geschrieben!

Ich weiß von einem Religionsunterricht in der unteren Schule absolut nichts mehr, und aus dem Hirscherschen Katechismus der oberen Schule ist mir nicht eine einzige Frage präsent; aber was im „Gottbüchlein" stand, kann ich jetzt

noch wie damals hersagen: „Gott schuf die Welt; er sprach ein Wort und sie war da. Was auf der Welt nur ist, das kommt von Gott. Die Sonn' und auch der Mond, sie sind von Gott. Gott macht den Tag, Gott macht die Nacht. Die Luft und Feld und Wald und Berg und Tal, sie sind von Gott. Der Bach, der Fluß, das Meer, sie sind von Gott. Es ist kein Baum, kein Strauch, kein Gras, kein Tier in Feld und Wald, das nicht von Gott da ist. . . . Gott zählt den Tau im Gras, den Sand am Bach, das Laub im Wald. Es fällt kein Blatt vom Baum, das er nicht kennt. Gott kann, was er nur will. Er spricht ein Wort, die Nacht hört auf, es kommt der Tag. Er spricht ein Wort, es schmilzt das Eis, es grünt das Feld, es blüht der Baum, es reift das Korn und das Obst."

Diese goldenen Worte des Gottbüchleins schlugen blitzartig in meine Kindesseele. Da hatte ich jetzt schwarz auf weiß vor mir, was die Lenebas mich mündlich gelehrt. Mit jedem dieser Sätze ging ein Fensterlein auf in meinem Herzen, und der liebe Gott schaute hinein und heraus.

Nie mehr im Leben hat ein Buch auf mich religiös so gewirkt, wie das Gottbüchlein, und ich gäbe alle meine Schriftstellerei, die allerdings nicht viel wert ist, darum, wenn ich der Verfasser des einzigen Gottbüchleins wäre.

Man hat das Gottbüchlein von Jais und die biblische Geschichte des kindlich einfachen Christoph Schmid aus den Schulen verdrängt und dafür absolut schlechteres eingeführt. Es gibt eben in unseren neuesten Tagen Leute, denen auch der innig fromme Christoph Schmid nicht mehr theologisch und dogmatisch genug ist für die Kinder, und so hat man Bibeln geschustert und die geschusterten neuerlich abermals verschustert und dem Kinde die ganze Poesie und damit das Gemüt in der biblischen Geschichte genommen. Im Katechismus aber muß es zuerst die Frage lernen: „Wozu bist du auf Erden?" Der kleine Kindergenius erschrickt ganz ob dieser voreiligen philosophischen Frage, und der Katechet muß eine

Stunde reden, bis das arme Menschenkind nur begreift, wer denn eigentlich der „Du" sei. —

Die untere Schule fand sich, wie schon bemerkt, auf dem gleichen Boden mit dem Ratszimmer der Väter der Stadt. Ich habe schon oft Minister zum Vortrag beim Fürsten gehen sehen, aber noch keinem mit dem Staunen nachgeschaut, wie in meinen ersten Schuljahren den Stadträten der Heimat, wenn sie zu Ratsversammlungen die gleiche Treppe mit uns Kindern hinaufschritten. Wenn immer möglich, lauschten wir am Schlüsselloch, um zu hören, was die „Herren" drinnen verhandelten, denn das kam uns so geheimnisvoll vor, wie großen Menschen die Sitzung eines Femgerichts. Leider aber saß vor der Tür meist der „Stadtbot" Oschwald oder der alte Polizeidiener Pfrengle auf einem Stuhle, wie der Zerberus vor dem Höllentor, und ihre struppigen Schnurrbärte gähnten uns Langeweile und Verzweiflung entgegen.

Ich kenne die heutigen Stadträte von Hasle nicht, es mögen meinetwegen erstklassige Leute sein. Aber unbeschaut sind sie gegen die Räte zu meiner unteren Schulzeit die reinsten Waisenknaben.

An ihrer Spitze stand der Bürgermeister und Kaufmann Ruedin, aus Mannheim gebürtig. Kein Senator des ersten französischen Kaiserreichs kann würdevoller aufgetreten sein, als der Handelsmann Ruedin, ein ziemlich beleibter, mittelgroßer Mann mit einem Patrizierkopf.

Nach ihm kam als Senior des Stadtrats der Buchbinder Gottlieb Hinterskirch. Er war schon Gemeinderat, da er als Zeuge der Trauung meiner mütterlichen Großeltern anwohnte.

Eine große, hagere Gestalt mit rötlichen Haaren, einem roten, pfiffigen Gesicht und einer Brille, schritt er in seinem langen Rock und der großen Schildkappe am Freitag, dem jeweiligen Ratstage, mit einer Würde die Rathausstiege herauf, wie ein alter römischer Prokonsul aufs Kapitol.

Dann kam im Rang der Krämer Schindele, einer unserer

Nachbarn, den ich aber nie besuchte, außer wenn ich für meinen Vater Schnupftabak holen mußte, den er besser hatte als meine Großmutter in ihrem Kramladen.

Sein Vorgänger hatte Storz geheißen und er den Namen behalten, aber wegen seiner kleinen Person in „Störzle" verändert.

Aber der Störzle war ein ebenso kleiner als feiner Mann mit einer zierlichen, langen Nase, über der zwei ungemein kluge, schwarze Äuglein hervorschauten. Seine schwarzen Haare, die mit einer Zerevismütze bedeckt waren, schauten gut gepflegt über den Ohren weit ins Gesicht hinein.

Was mir am meisten imponierte, wenn ich Schnupftabak holte, war seine vornehme, rein hochdeutsche, sonore und gemessene Sprache.

Er war würdig, vollauf würdig, im Rate der Götter von Hasle zu sitzen.

Nicht weniger der dritte Rat, der Kaufmann Lorenz Armbruster, ein Wolfacher. Er war in Paris gewesen und nannte sich deshalb gerne Laurent. Aber kein Schiffsreeder von Hamburg konnte eleganter und selbstbewußter auftreten, denn der Laurent.

Der Benjamin unter den Stadtvätern jener Tage war der Bäcker Eduard Hansjakob, ein Bruderssohn meines Großvaters, des Eselsbecken. Kaum dreißig und wenige Jahre alt, hatten die Mannen von Althasle den jungen, schöngewachsenen Bäcker ob seiner Belesenheit und Schreibfertigkeit in ihren Rat berufen.

Doch der Löwe auf dem Rathaus war uns Buben der Stadtschreiber Soderer, ein Mann, der im Äußeren jeden Staatsrat hätte vertreten können und ganz entschiedene Anlagen für höhere Diplomatie besaß. Wenn der Bürgermeister ihm einen Beschluß diktierte, der nicht nach des Schreibers Kopf ausgefallen, so rief dieser gehorsamst beim Diktieren stets das letzte Wort, zum Zeichen, daß der Satz fertig geschrieben sei. War aber das Diktat zu Ende, so stand auf dem

Papier, was der Sekretär gewollt, und der Gemeinderat unterzeichnete den Willen des gewandten Ratschreibers.

Oft habe ich zum Schlüsselloch hineingeguckt und ihn einsam brütend über den Büchern der Stadt gesehen, die Brille auf die Stirn geschoben und tief nachdenkend über seiner Mitbürger Wohl und Wehe. Und der schon bejahrte Mann kam mir anziehend unheimlich vor, wie ein Schatzgräber in dunkler Nacht.

Die Klasse der Ratschreiber auf Dörfern und kleinen Städten bildet auch eine Original-Abteilung unter den verschiedenen Ständen der Menschheit. Sie sind im Reiche der Bureaukratie, was die Sakristane in der Hierarchie, und teilen mit diesen deshalb vielfach die Eigenart, aber sie übertreffen in einem Punkte alle Kirchendiener. Es wird nämlich nicht gerade oft vorkommen, daß ein Sakristan den Pfarrer unter seine geistige Überlegenheit nimmt, obwohl es viele alte Mesner gibt, die in Pfarrei- und Kirchensachen per „Wir" sprechen. Sicher aber haben gar viele Bürgermeister den Ratschreiber zum „leitenden Geiste".

So ein alter Ratschreiber ist aber auch ein lebendiges Register aller Gesetze und Verordnungen, die ins gewöhnliche, bürgerliche Leben einschlagen, und man dürfte diesen Leuten füglich mit der Zeit die Staatsdiener-Eigenschaft verleihen, weil sie am meisten dazu beitragen, daß der einfache Untertanenverstand nach und nach die Weisheit der landständischen Gesetzgeber und die Langweile der ministeriellen Bureaukratie begreift. Daß unser Volk die Unsumme von Rezepten, die man ihm auf dem Wege der Gesetzgebung in den letzten dreißig Jahren verschrieben, auch nur einigermaßen verdaut hat, ist am allermeisten das Verdienst der bäuerlichen und kleinstädtischen Ratschreiber. —

Unser Stadtschreiber von dazumal hatte auch einen Sohn; dessen Name war Vinzentius. Er war nicht bloß der Sohn seines Vaters, sondern übertraf diesen um einen ganzen „Weberbaum", wie der Riese Goliath ihn trug.

Ein großer Gelehrter und geistreicher Mann, den ich näher kannte, hatte nicht sehr intelligente Söhne, und er pflegte deshalb oft zu sagen: „Ein Adler hat Tauben gezeugt.“ Anders hätte unser Ratschreiber im Hinblick auf seinen Vinzenz behaupten können: „Ein Staatsrat ward der Vater eines Staatsministers.“

Der Vinzenz trug im Leben zwar nur den Titel eines Kellners, aber ich habe, so viele englische Lords und Gentlemans mir auch schon unter die Augen kamen, noch nie ein so vollendetes Peersgesicht gesehen, wie der Vinzenz es besaß. Er war meist ohne Kondition; aber ich bin heute fest überzeugt, daß dieser Umstand lediglich daher kam, weil weder die Hoteliers, noch weniger die reisenden englischen Seiler und Schuhmacher den stillen Vorwurf ertragen konnten, der in Vinzenzens Miene lag und der da sagen wollte: Ich, ein geborener Lord, muß euch Lumpen dienen und bedienen!

Und wenn der Vinzenz später durch dieses unfreiwillige Privatisieren gezwungen wurde, nach Amerika auszuwandern, so tat er es gewiß nur in dem guten Glauben, die Amerikaner seien weniger empfindlich gegen überlegene Mienen, als die Menschen diesseits des Meeres.

Ich wünsche, er möge sich nicht getäuscht haben, und freue mich, daß es Haslacher gibt, denen man auch im Kellnerfrack ansieht, daß sie zu etwas Höherem geboren sind. —

Übrigens bewahre ich den längst toten Stadtherren meiner Schulzeit ein dankbares Andenken um der Freude willen, die sie uns Kindern jedes Jahr bereitet. Wenn an Ostern die Prüfungen vorüber waren, so öffnete sich die Türe des Schulzimmers, und herein traten der „Stadtbot“ und die „Sicherheit“, jeder mit einem Riesenkorb voll großer Brezeln. Ein „Vater der Stadt“ nahm die Ehrengabe der Bürgerschaft an die Schuljugend in Empfang und stellte sich an den Körben auf. Nun begann das Defilieren: Männlein für Männlein und Weiblein nach Weiblein marschierten vorüber, und jedes erhielt eine Brezel.

Das war die große allgemeine Preisverteilung, und die versüßte uns mit einem Mal all das Bittere des ganzen Schuljahres. Welcher Jubel in allen Gassen, durch welche die Schulkinder mit ihren Brezeln heimsprangen! Jedes hatte seinen „Preis" erhalten, und keines war vor dem andern bevorzugt, und darum alle voll gleicher Glückseligkeit. Wer das Jahr über nichts gelernt, hatte dafür seine Prügel; am Schlusse aber erwies der Stadtrat allen seine väterliche Liebe und gab dem guten wie dem schlechten Schüler seine Brezel, und das war weise und wohlgetan.

Ich gebe überhaupt nicht viel auf die Preisverteilung an Schüler. Ich habe die Überzeugung, daß diejenigen, welche Preise erhalten, auch ohne dieselben das Ihrige leisten würden, und auf der andern Seite kenne ich viele Menschen, die nie einen Preis bekommen haben und doch im Leben zu den tüchtigsten gezählt werden müssen. Den talentlosen, fleißigen Schüler dagegen beelendet es, wenn er gar oft andere, die viel weniger arbeiten, preisgekrönt sieht. Ich selbst habe zu den Zeiten, da ich unter die ersten zählte, viel weniger „studiert", als da ich zu den letzten der Klasse gehörte.

Jetzt ist die Brezelverteilung in den Schulen fast überall abgeschafft. Dafür aber bekommt das Kind schon in der untern Schule ein „Notenbüchlein" und bringt schriftlich heim, was es geleistet. Uns gab man keinen Buchstaben mit, wohl aber jedem eine Brezel. Das war Poesie, das andere ist nacktester Bureaukratismus. Wenn ich je zu Mitteln käme, um eine Stiftung machen zu können, so würde ich eine Brezelstiftung gründen für die Kinder meiner Heimat, vorausgesetzt, daß ich nicht zu fürchten hätte, daß später die Stiftungsgelder gar zur Anschaffung von Notenbüchlein verwendet würden[1]. —

Den schon genannten Unterlehrer Bareth aus Radolfzell verloren wir, ehe unser Kursus bei ihm beendigt war. Eines Tages, anno 1846, erschien in der Schule, da der Lehrer noch oben beim Frühstück saß, ein stolzer, fremder Herr in

[1] Die Stiftung ist jetzt gemacht und angenommen.

geistlichem Gewand und befahl mir, den Lehrer zu holen. Der kam, wie gewöhnlich, in seinem Schlafrock; es wurde ihm bedeutet, eine Prüfung vorzunehmen. Es geschah, und ich sehe ihn heute noch, wie er am Schluß auf seiner Geige uns zu einem Liede begleitete. Der Gestrenge — ein geistlicher Oberkirchenrat namens Zimmermann[1] — ging, wie er gekommen. Wenige Tage später, und unser Unterlehrer war nicht mehr da; ich weiß nicht, ob entlassen oder freiwillig geschieden. Er verkehrte, wie ich später hörte, zu viel mit den lustigen Haslachern seines Alters und leistete deshalb nicht genug in der Schule. Er zog in seine Heimat am Bodensee, wo er ein städtisches Amt als Spitalverwalter überkam. Als ich 1873 in seiner Vaterstadt im Gefängnis saß, besuchte er seinen alten Schüler, und wir beide hätten nie geahnt, uns nach dreißig Jahren auf solchen Wegen wieder zu treffen.

Sein Nachfolger war aus der Gegend von Ettlingen, ein baumlanger Mensch, und hieß Kunz. Er hatte eine alte Mutter bei sich, die uns durch ihre Unterländer Volkstracht auffiel. Er erschien nie im Schlafrock in der Schule, wohl aber mit Stegen an den Beinkleidern und war in seinem ganzen Wesen so steif, wie seine stramm angespannten Hosen. Zudem war er gar nicht musikalisch und sang selten mit uns, während bei seinem Vorgänger täglich gegeigt und gesungen wurde; eine Übung, die das Leben eines Schuljungen ungemein versüßt. So waren wir doppelt froh, als die letzte Brezel in der untern Schule uns gereicht ward und wir in die obere befördert wurden.

Im genannten Jahre 1846 plante man auch den Bau eines neuen Schulhauses für alle Schüler. Die untere Schule auf dem Rathaus und die obere auf der Fruchthalle sollten in demselben vereinigt werden. Wir Buben jubelten.

Der Straßenmeister Näher, ein genialer Haslacher,

[1] Er starb 1857 in den besten Jahren als Stadtpfarrer in Bühl und war aus Gündlingen bei Freiburg.

machte den Plan. Das Haus sollte in den Klostergarten gestellt werden, und der „wütig Schlosser", Xaver Neumeier, hatte unter Bürgschaft des Hafners Fidel Haberstroh den Bau für 13 000 Gulden übernommen. Als er aber das Fundament gegraben, sah er ein, daß er Schaden nehme, und stellte die Sache ein, die man nach langen Unterhandlungen einschlafen ließ.

Es kam die Teuerung von 1847, dann die Revolution, und alles unterblieb. Wir Buben hatten uns vergebens gefreut auf eine neue Studienanstalt, die erst im 20. Jahrhundert ins Leben trat. —

Noch eines Ereignisses im letzten Jahre der „untern Schule" muß ich hier gedenken. Im Winter 1846/47, als die teuere, brotlose Zeit war, wollte der Stadtrat einen neuen Erwerbszweig einführen, und sämtliche Schulkinder mußten die Strohflechterei erlernen. Als Instruktor war eine Schwarzwälderin von Furtwangen berufen und die Schule auf dem Rathausspeicher etabliert.

Buben und Mädchen widmeten sich mit Eifer dem neuen Erwerb, und auf allen Wegen und Stegen ward Stroh geflochten und Kleingeld verdient.

Ich erinnere mich aber nicht, je ein preiswürdiges Geflecht geliefert zu haben, und zeigte auch hier, wie beim Brotverkaufen am Jahrmarkt und in meinem ganzen Leben, daß ich zum Geldverdienen nichts tauge.

Bald kamen wieder bessere Jahre ins Städtchen, und die Strohflechterei ging gänzlich unter.

Im Februar 1847, wo die Hungersnot am schlimmsten war, führte der Gemeinderat Armensuppen im Spital ein für Kinder und Erwachsene, dreimal täglich. Sie enthielten Fleisch mit Reis oder Bohnen und Gerste.

Obwohl ich nicht zu den armen Schulkindern gehörte, ging ich doch einige Male hinaus, und der Spitalmeister Kirnberger, ein Altersgenosse meines Vaters, gab mir auch von der Suppe, die durch eine Hauskollekte bezahlt wurde.

Ich habe in meinem Leben nie mit solchem Behagen Suppe gegessen, wie damals die Spitalsuppe. —

Für mich trat beim Übergang von der unteren in die obere Schule eine Pause ein, die ich in der Fremde zubrachte und in einem eigenen Kapitel behandeln werde.

Doch genoß ich nach meiner Rückkehr noch zwei Jahre den alten Oberlehrer Blum, den berühmtesten Schulmeister Haslachs im 19. Jahrhundert.

Ich kann mir diesen Mann, dessen Vater und Großvater schon in Hasle Volksschullehrer gewesen, nur vorstellen mit einer gestickten „Zerevismütze" auf dem Kopf und einem starken Meerrohr in der Hand. Und das ist nach meiner Anschauung die richtige Ausstattung des Lehrers in seinem äußeren Erscheinen. Das bedeckte Haupt bedeutet die Autorität und das Meerrohr die Strafgewalt; beides die Pole eines gedeihlichen Unterrichts.

Ich habe mich in den siebziger Jahren im badischen Ständehaus als Anhänger der Prügelstrafe ausgesprochen und diese Vorliebe von den Lehrern meiner Knabenzeit eingesogen und vom eigenen Vater. Ohne Prügel ist es unmöglich, einen geborenen echten Haslacher zu erziehen. Seit Jahren sind die Prügel auch in Hasle gesetzlich abgeschafft, und richtig haben bald darauf einige junge Mitbürger in der heimatlichen Schule den eigenen Lehrer unter die Bank geworfen.

Zu meiner Zeit wäre das einem Mordanfall gleichgeachtet worden. Wer dem Lehrer sich nur grob widersetzte, dem ward die „Sicherheit" über den Leib geschickt, und der Grenadier, Krippelesmann und Waldbruderfabrikant Pfrengle hat mehr als einen vor unsern Augen auf die Bank gelegt und mit seinem Polizeistock traktiert. Das war unser Jugendgerichtshof!

Weil ich dieses Schauspiel und seine Wirkung auf uns gesehen, bin ich heute auch entschiedener Anhänger der Feuerbachschen Abschreckungstheorie und fürs Köpfen und für

öffentliche Hinrichtungen. Jetzt treibt man mit diesen Dingen eine wahre Gefühlsduselei, und vom Rücken des boshaften Schulknaben bis hinauf zum Mordbrenner wird alles Strafbare mit einer schrecklichen Humanität behandelt. —

Unser Vater Blum war, wie alle alten Lehrer, ein Praktiker im Kopfrechnen. Trotzdem brachte er mir blutwenig davon bei, und das Rechnen blieb allezeit und bis heute die schwächste Seite meines geistigen und ökonomischen Lebens. Jetzt rechnen die Schulkinder nach Milliarden auf der Tafel und dem Papier, wie ich erst dieser Tage mich überzeugte; im Kopf aber bleibt's leer. Es hat aber ja im Leben nicht immer einer den Kopf bei sich, wohl aber jeder ordentliche Deutsche etwas Schriftliches, wenn's auch nur der Impfschein wäre!

Ich sah vor einigen Jahren in einer Dorfschule Kinder den Kubikinhalt eines Gefäßes mit Dezimalen berechnen, wobei die Brüche in die Millionen gingen. Wenn man mich auf die Folter gesetzt hätte, es wäre mir ein Geständnis, daß ich davon etwas verstanden, unmöglich gewesen. Aber ebensowenig werden die Kinder nach wenigen Jahren noch eine Idee von der ganzen Millionengeschichte haben.

Es ist unter Umständen etwas Schreckliches um den Fortschritt in der Volksbildung! —

Unser Oberlehrer huldigte einer gewissen Aufklärung, auch in religiösen Dingen, namentlich kämpfte er stark an gegen den Aberglauben, vorab gegen Hexen und Gespenster, als hätte er gewußt, daß wir am liebsten von derlei Wesen erzählen hörten. Jeder von uns mußte den Vers lernen:

An Hexen und Gespenster glaubt kein gescheiter Mann,
Nur in verrückten Köpfen trifft man so was an.

Ob unser Lehrer den Spruch selbst gemacht oder woher derselbe sonst stammte, erfuhren wir nie, aber gewiß ist, daß er uns gar nicht abgeschreckt hat — auch ferner für Geistergeschichten zu schwärmen und ihnen, wenn solche erzählt wurden, mit Wonne zu lauschen.

Von Geographie lernten wir nichts, nicht einmal die von Baden. Der alte Blum meinte, der beste Unterricht in der Geographie sei das Wandern. All unsere Geographie stand auf dem Wegweiser beim Viehmarkt und lautete: „Haslach, Stadt, Mittelrheinkreis, bis Karlsruhe 22$^1/_2$ Stunden." Das war übergenug. Von Karlsruhe sagte man uns, daß da der Großherzog wohne und die Regierung sei, und daß alle Wohlfahrt von da ausgehe, 22$^1/_2$ Stunden von Haslach entfernt.

Es hat mich schon oft geärgert, daß man auf den neuen Wegweisern den Kreis und die Residenz wegläßt; denn, Spaß beiseite, uns hat das in der Kindheit imponiert, und unser Herz, so weit es bürgerlicher und loyaler Gefühle fähig war, neigte nach Karlsruhe. Ich habe mehr als hundertmal jene Tafel gelesen in meiner Jugendzeit; ein Beweis, daß der Inhalt mich interessierte. Jetzt ist auf den öffentlichen Tafeln zu lesen das Bezirksamt und das Landwehr-Bataillon mit dem königlich preußischen Bezirkskommando. Auch Geographie genug, um zu erfahren, wie weit wir von Berlin entfernt sind! —

Der Wegweiser am heimatlichen Viehmarkt war uns eine Art Stellvertreter der Regierungsgewalt, und wir hielten ihn hoch in Ehren! Keiner hätte es gewagt, ihn zu verletzen, so sehr der Zerstörungsgeist der Knaben auf öffentliche Gegenstände gerichtet ist. Und ich bin überzeugt, daß meine ausgesprochene Vorliebe für Karlsruhe mit ihrer ersten Wurzel in jenem Wegweiser ruht.

Es gibt überhaupt nichts Sinnigeres an Landstraßen und Wegen hin als einen richtigen Wegweiser oder ein „Bildstöcklein"; der erstere zeigt die Richtung in der Zeit, und das letztere mahnt an den Weg in die Ewigkeit. Mir war als Kind ein Bildstock am Weg ein kleines Heiligtum, das ich, wo möglich, mit Blumen schmückte.

In neuester Zeit schreibt man dem guten, deutschen Volk den Weg in Kilometern vor, und so ein wandernder

Handwerksbursche oder ein die Straße daherziehendes Bäuerlein, die stehen verzweiflungsvoll vor diesen Runensteinen mit der Hieroglyphen-Schrift — 2, 3, 4 Kilometer bis nach N. Ich habe mehr als vierzehn Jahre studiert und bin ein guter Deutscher; aber, so wahr ich lebe, ich wußte zur Stunde, da ich dies zum erstenmale schrieb, am 2. August 1879, nicht, wie viele Kilometer auf eine Stunde gehen. Und das soll der Bauer wissen!

Aus der Naturwissenschaft teilte unser Lehrer einiges mit. In einem alten Kasten in der Schule hatte er unseres Kinzigtäler Landsmanns Ocken „Naturgeschichte". Aber mehr als vier Elemente ließ er in uns nicht aufkommen: Wasser, Feuer, Luft und Erde. Und er hatte ganz recht, denn von den andern sechzig, als da sind: Stickstoff, Wasserstoff, Selen, Jod, Brom, Fluor usw. hätten wir doch keine Ahnung gehabt.

„Das Volk wird nie über die vier Elemente der alten Philosophen hinauskommen" — dachte ich schon oft. Siehe, da hat mich mein Sakristan in Hagnau, ein Original seines Standes, eines andern belehrt. Er behauptete nämlich, daß das gemeine Volk heutzutage sechs Elemente haben müsse, um existieren zu können, und diese heißen: „Wasser, Feuer, Luft, Erde — Kartoffeln und Kaffee." Diese Naturgeschichte, welche buchstäblich den Nagel auf den Kopf trifft, mache ihm einer zuvor! —

Unser alter Lehrer hatte einen Fehler, der fast allen Haslachern gemein ist: er dachte mit dem Herzen statt mit dem Kopfe, und so fiel er der Revolution in die Arme, wenigstens wehrte er sich nicht gegen deren Eintritt in die Schule.

„Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft," dachten richtig die Republikaner meiner Vaterstadt, und darum weihten sie die zwei letzten Jahrgänge der Schule, d. i. die ältern Knaben, auf zweifache Art in den Gang der Revolution ein.

Eines Tages erschien der Lehrer mit einer Düte aus grauem Papier und verteilte daraus jedem eine — schwarz-

rot-goldene Kokarde für die „Heckerhüte", welche bereits seit Wochen unsere für die Freiheit begeisterten Köpfe zierten. Das war ein Hallo, eine Kokarde tragen zu dürfen und damit gleichsam eingereiht zu sein in „die Gleichheit und Brüderlichkeit" mit den erwachsenen Republikanern!

Übrigens waren diese Freiheitsmänner meiner Heimat unendlich pfiffiger, als die vielen Hurrapatrioten unserer Tage, welche der Jugend den Patriotismus in Buchformat beibringen wollen und Bücher austeilen zur Erinnerung an wichtige vaterländische Ereignisse, oder patriotische Reden halten auf Fürst und Vaterland. Das haben die republikanischen Haslacher viel billiger und unendlich wirksamer besorgt durch die schwarz-rot-goldenen Kokarden. Jetzt trugen wir das Siegel der Freiheit auf unseren Stirnen, und stolz, al pari gestellt zu sein mit den großen Menschen, hätten wir unter Umständen unser junges Blut und Leben der Freiheit zum Opfer gebracht.

Bestand die eine Art, uns patriotisch zu machen, mehr im sichtbaren Zeichen und im Sinnbild der „Gleichheit", so sollte die zweite Methode, uns republikanische Gesinnungen beizubringen, einen Vorgeschmack geben von der zu erwartenden „Freiheit".

Jede Woche kam ein- oder zweimal ein Blusenmann mit Gewehr unter die Schultüre und rief im Namen der Freiheit: „Es wird heute ein Treibjagen im Urwald abgehalten und sollen die größeren Schüler aus der Schule entlassen werden, damit sie als Treiber Dienste leisten!" Wir hatten den Mann kaum erblickt, als es aus vollen Kehlen scholl: „Auf die Jagd! Auf die Jagd!"

Einen Tag im Urwald statt in der Schule — holde Göttin Freiheit, kannst du einem Knaben größere Güter bringen!

Klassische Menschen, diese Acht- und Neunundvierziger im Kinzigtal! Als Cyrus seinen Persern den Krieg gegen Medien beibringen wollte, ließ er sie tagelang bewirten und nichts arbeiten. So, sprach er dann, könnten sie es alle Tage

bekommen, wenn sie die Meder niederwürfen. In ähnlicher Gesinnung führten uns die Republikaner aus der Schule auf die Jagd in den grünen, grünen Wald zu Halli und Hallo, und unser Freiheitssinn wuchs und ward stark wie die Tannen im Urwald.

Trotz der großen Wälder hat meine Heimat fast gar keinen Wildstand, und so richteten die Freischärler blutwenig Schaden an. Die Hauptfreude hatten wir am Treiben und sie am gemeinsamen Mahle im Walde bei Brot, Speck und Kirschenwasser, wobei wir nicht bloß mittun durften, sondern auch noch, wie bei den Gastmählern Platos, praktische Reden über Freiheit auf uns, die wir im weichen Moose lagen, herabträufelten. Zum Dessert wurden — im Gespräch — verschiedene Fürsten aufgehängt, Minister zum Teufel gejagt, Oberamtmänner abgesetzt — so daß wir bald an die blutigsten Gewalttaten geglaubt hätten, wenn unsere Mitbürger nicht auf der Jagd so zahm und unblutig gewesen wären.

Am schlimmsten kam infolge dieser patriotischen Vorgänge unser Lehrer weg. Nach dem bekannten Sprichwort „von den Großen, die man laufen läßt, und den Kleinen, die gehängt werden", ward er entlassen, kam nie mehr zu Gnaden und brachte auf einem elenden Schuldienstlein im Unterlande seine Greisentage hin in Not, Kummer und Sorge. Später ließ er sich pensionieren und starb gegen neunzig Jahre alt in dem Städtchen Bühl. Sein Andenken bleibt mir stets ein gesegnetes.

Reaktion trat bei seinem Dienstnachfolger in der heimatlichen Schule nur in bezug auf die Revolution ein. Dieser Nachfolger hieß Scherle, stammte aus Pfaffenweiler bei Freiburg und war vorher Lehrer in Staufen gewesen.

Auch ihn kann ich mir nur denken mit der Mütze und dem Meerrohr. Die Prügelstrafe florierte nachher wie vorher. Der neue Lehrer, ein Mann in den besten Jahren, war in der Revolutionszeit vorsichtiger gewandelt, was ihm den guten

Posten eintrug. Seine erste Anrede an uns junge Freiheitsschwärmer bestand in den Worten: „Milliardensapperment, ich will euch Kerlen die Freischärlerei vertreiben!" — Sprach's und schlug mit dem Meerrohr auf die erste Schulbank, daß sie zitterte. Hier hörten wir zum ersten Male von „Milliarden", und von da bis 1870 habe ich das Wort kaum mehr gehört.

Doch ein wackerer Haslacher „forcht sich nit" — wir waren die Exerzitien mit dem Meerrohr gewohnt und der grimme Reaktionär nicht imstande, uns zahmer zu machen, als wir früher gewesen. So loderte in uns die Flamme der Freiheit noch lange, nachdem sie bei den Erwachsenen längst ausgelöscht und allen schönen Bürgertugenden wieder gewichen war.

Unsere Kokarden trugen wir in der Tasche, und selbst in der Schule ward noch manches freischärlerische Zündhütchen losgelassen, das wir in den Bächen gesucht hatten, in welche sie von den mit Zündnadel-Gewehren bewaffneten Preußen verschüttet worden waren. Und manchmal, ehe die Schule anging, sangen wir das revolutionäre Schnaderhüpferl:

> Hecker, Struwe, Zitz und Blum,
> Kommt und bringt die Preußen um! —

Mit der Zeit wurde ich in der Familie des Lehrers Stammgast. Sein Sohn Julius ward mein Freund, und ich kam auch zum Klavierunterricht in die Stube seines Vaters. Wenn ich einst den Unterlehrer um seines Frühstücks willen beneidet hatte, so ging beim Oberlehrer mein Neid auf dessen Abendessen. Die Frau „Lehrerin", eine dicke, freundliche Frau aus dem weinreichen Dorfe Schliengen im Oberland gebürtig, machte regelmäßig am Abend für „den Vater" ein „Kalbsbrätle", und gar oft schaute ich in der Küche der Zurichtung und im Zimmer dem Verzehren von seiten des Lehrers zu — und meine höchste Sehnsucht in kulinarischer Hinsicht bestand damals in dem heißen Wunsch,

auch einmal abends Kalbsbraten verzehren zu dürfen. Der Höhepunkt in der Stellung eines Oberlehrers war mir der allabendliche Kalbsbraten. Ich rieche jenes Kalbsbrätle des Lehrers jetzt noch, wenn ich daran denke.

Ich bin später lateinischer Schulmeister geworden, hatte meinen Kaffee und meinen Braten, aber nie war mein Genuß an diesen Dingen im entferntesten ähnlich meinen Gelüsten darnach als Schulbube.

Die Lehrerin war eine kreuzbrave Frau, die mir, weil ich so gerne bei ihr in der Küche stand, wiederholt prophezeite, aus mir würde einmal ein „Koch“ werden. Und meine Schwester tadelte es oft, daß ich als Dorfpfarrer gerne in der Küche mich aufhielt. Es muß demnach ein Stück von einem Koch in mir liegen, und wer weiß, was geschehen, wenn ich in der Nähe einer Hofküche wäre geboren worden. Jedenfalls hätte ich dann „Kochbücher“ geschrieben und die Nebenmenschen nicht so erzürnt, wie mit meiner dermaligen Schriftstellerei. —

Auch beim neuen Lehrer war ich nicht hoch taxiert. Zum Studieren hielt er mich ganz entschieden „für zu dumm“, als mein Vater ihm einmal davon sprach. Und er hatte nach meinen Proben in der Volksschule sicherlich recht, denn meine Leistungen im Rechnen waren null, im Schreiben und im Styl mittelmäßig, wie heute noch, und nur im Lesen gut. Und es war „des Schicksals Tücke“, die mich trotz des obigen Ausspruches zum Studieren gelangen ließ, bei dessen Beginn es allerdings elend genug herging. Ich dachte in jenen ersten Zeiten in Rastatt oft tränenden Auges des weisen Urteils meines Lehrers in der Volksschule.

In seinen alten Tagen erlebte er noch vieles an mir, was ihn freute und was ihn nicht freute. Nicht freute es ihn, daß ich in der Kulturkampfzeit extrem ultramontan war, während er alles Heil im Liberalismus erblickte. Sonst war er später „stolz auf seinen Schüler“.

Jetzt ist er längst tot und die gute Frau Lehrerin ist

auch tot und der brave Kamerad Julius ist auch tot. Auch die hübsche Lehrerstochter Mina ist tot — nachdem sie fast gänzlich verarmt war und im Spital sterben mußte.

Was habe ich in dieser Lehrersfamilie, in der dunklen Stube am Abend, wenn Julius und Mina Klavier spielten, der Lehrer an seinem „Brätle" saß und die Lehrerin am Fenster noch zu stricken versuchte, für gefühlsselige Stunden erlebt, wenn man das Wort gefühlsselig auf einen Knaben anwenden darf! —

Wie sehr sehnt man sich nach der Stunde, in welcher die Entlassung aus der Volksschule stattfindet, und doch begräbt der Knabe in dem Augenblick, da er seine Volksschultasche in eine Ecke wirft oder seinem jüngern Bruder übergibt, seinen eigenen Genius der Kindheit und seine glücklichste Lebenszeit. Er tritt hinein ins Leben in irgend einer Form, um bald zu erfahren, daß er aus dem Paradiese verstoßen ist in eine feindliche Welt; und je älter er wird, um so greller tritt diese Einsicht zutage. Es geht uns wie den ersten Menschen. So lange sie im Paradies in Kindesunschuld sorgenlos dahinlebten, wußten sie ihren glückseligen Zustand gar nicht zu schätzen. Erst als sie draußen waren und die Erde Dornen und Disteln trug und sie im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen mußten, jetzt erst erkannten sie, was ihrer einst gewesen, und — weinten.

In der Fremde.

Im Frühling des Jahres 1847 war, wie schon erwähnt, eine Teuerung in den Landen. Uns Kindern kam dieses Ereignis fast vor wie eine Hochflut an der Kinzig; je höher die Brotpreise gingen, um so höher stieg unsere Achtung vor der Hungersnot. Da kamen schwäbische Bauern und brachten „Habermehl" ins Städtle, das sie aus großen Kufen vor dem Adler „mäßlewis" verkauften. Jetzt gab's zweimal des Tages „Habermus", das wir vorher nicht gekannt hatten, uns aber zu solch freudigem Genuß wurde, daß wir schon um seinetwillen mit der Hungersnot auf bestem Fuß standen. Mitten aus dieser lieblichen „Habermehlzeit" sollte ich die Heimat verlassen müssen.

Meine Großmutter, der ich bereits allerlei Handdienste leistete im Krämerwesen, wollte mich zum Kaufmann bestimmen und kam deshalb auf die Idee, man solle mich in eine „bessere Schule" bringen. Nun hatte eine meiner Tanten im verwichenen Herbst einen Kaufmann Walter in Freiburg geheiratet, und drum ward im Familienrat beschlossen, mich nach Ostern in die Dreisamstadt zunächst in die dortige Volksschule zu schicken.

Mein Herz freute sich; denn Freiburg war für mich damals ein Weltwunder. Der Wolfacher Bote, der alte Vorho, kam jeden Sonntag morgen mit seinem Einspänner vor die Sonne gefahren, direkt von Freiburg; er brachte für die Großmutter Geschenke von der Tochter und für ihren Laden allerlei

feinere Waren mit und erzählte uns gar oft beim Aus- und Einspannen von der schönen Stadt und vom „Münsterturm".

Die „bessere Schule" und das „Kaufmannwerden" war mir absoluteste Nebensache; meine Freude konzentrierte sich lediglich auf die fremde Stadt, von der die alten Leute so viel zu erzählen wußten, und nach welcher der Nachbar Strumpfstricker und seine Frau einige Male im Jahr auf die Messe fuhren mit ihren Waren.

Es war um Mitternacht an einem Dienstag im Frühjahr des genannten Jahres, als ich leichten Herzens dem Vaterhaus Lebewohl sagte und mit der Mutter in den Wagen des Vetters „Bachsepp" stieg.

Für gewöhnliche Bürgersleute waren in jenen Tagen die Wagen der Fruchthändler, die am Dienstag und Samstag leer nach Offenburg zu Markt fuhren, um Getreide zu holen, die Beförderungsmittel in die Hauptstadt des Kinzigtales und an die Eisenbahn. Solch ein Fruchthändler war auch obiger Vetter. Diese Art zu reisen war viel billiger und bequemer, als die im Omnibus oder Postwagen. Da konnte man sich auf die leeren Säcke unter die schirmende „Blache" aus Leinwand legen und schlafen bis an Ort und Stelle. An Erschütterung litt man dabei nicht im geringsten, denn die Wagen fuhren nur gemächlich, und die Pferde marschierten, weil auch der Fuhrmann schlief, im langsamsten Schritte talab, ja, sie selbst konnten nebenbei halb schlafen, da sie den Weg blind wußten.

So ziehen heute noch geisterhaft still die Gefährte einzelner Haslacher Frucht- und Holzhändler durch das nächtliche Tal der Kornkammer zu. Aber jetzt schlafen die Fuhrleute allein, da andere Menschenkinder, hoch und nieder, mit der Eisenbahn fahren.

Ich fror im kühlen Morgenwind, da wir in Offenburg ankamen, wo man mich sofort an den Bahnhof führte, um mit dem ersten Zug ins Oberland gen Freiburg befördert zu werden. Mit uns war der Rasierer Pfundstein aus der

Heimat im Frachtwagen gefahren; er, der Sohn einer Schwester meiner Großmutter, ging ebenfalls nach Freiburg in Sachen Blutegelkaufs.

Wenn ein Haslacher sich entschließt, Barbier zu werden, so darf man sicher darauf rechnen, daß er unter die Creme seines Metiers rangiert, was den äußeren Schliff und die zu diesem Berufe gehörigen Eigentümlichkeiten betrifft. Die Zungen aller Haslacher sind gewandt, die der eingeborenen Rasierer aber sind zu wahren „salti mortali" fähig und besitzen eine Unterhaltungsgabe und eine Fertigkeit in der „Entenfabrikation", die jedem Journalisten am Pariser „Figaro" Ehre machen würde.

Wenn ich an meinen Jugendfreund Birbele, einen Schwager und Schüler Pfundsteins, denke, der bis Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unter der Firma: „Friseur und Kabinett zum Haarschneiden" das genannte Gewerbe in der Vaterstadt trieb und nebenher schröpfte, „zu Ader ließ" und Tauben fing — so lacht mir das Herz im Leibe ob seiner Originalität. Wir „konditionierten" beide in den fünfziger Jahren in Rastatt, ich am Lyzeum und er bei einem Barbier und Wundarzt. Er trank damals schon seinen selbstgefertigten Kaffee aus einem Totenschädel, um seine anatomische Kälte zu beweisen, und sprach, weil er stets wußte, was not tat, den preußischen Dialekt mit nadelspitziger Feinheit.

Er kannte alle großen Mediziner von Paracelsus und Hufeland bis zu unserm Kußmaul und wußte in den schwierigsten Fällen einen Rat. Mit jener Freundin, die den Menschen lieber sein soll als Cicero und Plato, mit der Wahrheit, ging er rasierermäßig um. Auch war er zur besseren Ausbildung in allen zu seiner Branche notwendigen Eigenschaften in Amerika gewesen. Sein Sohn und Nachfolger soll, wie ich höre, ihn noch übertreffen, und der Alte ihm eines Tages zugerufen haben, wie Philipp von Macedonien seinem Alexander: „Suche dir ein anderes Reich, Haslach-Macedonien ist für dich zu klein!"

Mich selbst hat er in Rastatts Mauern, da ich noch nicht ahnte, wie notwendig es mir in meinem bartlosen Stande werde — gelehrt, den ersten Flaum aus dem Gesichte zu schaben und einen regelrechten Scheitel zu machen, welch' letztere Kunst ich aber längst vergessen habe. Zum Dank aber will ich in meinen Jugenderinnerungen seiner nicht vergessen, weil er mir eben einfällt, da ich mit seinem Lehrmeister Pfundstein in den „Stehwagen" der Eisenbahn, die ich heute zum ersten Male sah und benützte, einsteige.

Die Mutter fuhr dritter Klasse, mich aber übergab sie dem Vetter Pfundstein und jenem, einer Zeit der Leibeigenschaft würdigen Raum, der unter dem Namen „Stehwagen" damals bekannt war, heutzutag aber, in Baden wenigstens, nur noch den Kühen, Ochsen und Hämmeln zum Transport dient. So fuhr ich zum ersten Male Eisenbahn und der „bessern Schule" entgegen[1].

Es läßt sich kein Volk so viel gefallen, wie das deutsche. Demut und Geduld sind seine größten Eigenschaften im Verkehr nach oben. Aber über die Stehwagen ging ihm bei den lebhaften Badensern doch die Geduld aus, und die ersten Klagen gegen die hohe Obrigkeit vernahm ich im Stehwagen zwischen Offenburg und Freiburg, wo der arme Plebs räsonierte und schimpfierte; denn es war kalt und regnerisch geworden.

Mir ward bei der Geschichte höchst elend zu Mut. Über die Brüstung des Wagens sah ich nicht, hatte also keine Aussicht und stand mitten unter den deutschen Kulis, die ihrem Unmut Luft machten, wie ein weinendes Kindlein unter einer Dachtraufe. Erst als oberhalb Denzlingen der Münsterturm von Freiburg in die verlassene Volksherde hereinblickte

---

[1] Jetzt soll eine Art Stehwagen wieder eingeführt werden, wie die Bahnsteigsperre, weil die Preußen beides haben. Am meisten können sich darüber die Sozialdemokraten freuen, denen ja die Leute, die sie am ärgsten hassen, die schönsten Hasen in ihre Küche jagen. —

und sein goldener Stern in unsere trostlose Lage mitleidsvoll seinen Schein sandte, wuchs mir die Hoffnung wieder im kleinen Busen.

Eine Stunde später, und ich saß in einem schönen Kaufmannshause am Martinstor, hatte lauter herrenmäßiges Essen vor mir und um mich den dicken Onkel und die schmächtige Tante, meine Mutter und einige „Ladendiener" — und mein Herz vergaß bald das Stehwagenelend auf meiner ersten Lebensreise.

Aber von diesem Freudenmahle an habe ich in meinem Gedächtnis eine große Lücke. Ich weiß nicht mehr, wann die Mutter wieder heimging, wie man mich dem Lehrer präsentierte und zum Wohnen in das Nachbar-Haus des Bäckers Kuhnle transportierte, weil bei der Tante kein Platz war. Darüber hat der Genius meiner Kindheit in meiner Seele auch keinen Buchstaben aufgeschrieben, wohl weil es ihm zu schmerzlich war.

Ich erinnere mich nur, daß ich in dem genannten Hause bei einer Beamten-Witwe wohnte, die, wenn ich nicht irre, Wolf hieß und eine erwachsene Tochter bei sich hatte; daß noch einige größere Studenten, von denen ich ebenfalls nicht mehr Namen und Vorstellung habe, bei der gleichen Frau ihr Quartier hatten, und daß die Studenten mich schüchternen, blassen Knaben aus dem Kinzigtal oft auslachten, wenn ich weinte, und daß ich viel weinte. Ich hatte Heimweh, Heimweh nach dem Vaterhaus, nach den Kameraden, nach Feld und Wald.

Ich habe in meinen jungen Jahren, das eine Mal in Freiburg und einige Jahre später in Rastatt, namenlos an Heimweh gelitten. Wer dieses Weh noch nie an sich erfahren, der kann seine Höhe und seine Tiefe nicht ermessen. Es ist der Katzenjammer des Herzens in bester Form. Menschenkinder aus großen Städten werden das Heimweh selten oder nur bekommen, wenn man sie vom Vaterhaus weg aufs stille Land setzt. Aber ein Kind, aus dem Kinderhimmel

seiner ländlichen, friedlichen, waldesduftigen Heimat in eine Stadt zu fremden Menschen verbannt, wird diese Krankheit, wenn es einigermaßen Gemütsseiten hat, im höchsten Grad durchleiden müssen. Darum gibt es Fälle, und es sind mir selbst solche bekannt, daß junge Leute vom Land am Heimweh gestorben sind — jedenfalls eine der furchtbarsten Todesarten.

Darum, ihr Stadtmenschen, ehret den Schmerz jener Bauernkinder, die das Schicksal in die Städte treibt, und wisset, daß ihr es mit Kinderseelen zu tun habt, die im Heimweh weinen um ein verlorenes Paradies!

Was mein Heimweh noch vergrößerte, war der Umstand, daß ich in einem Bäckerhaus wohnte, wo schon der ständige Brotgeruch mich ans Vaterhaus erinnerte und an den „Sepp" und den „Hugo" und die Backstube. Sonst war der Bäcker Kuhnle der Mann meiner vollsten Sympathie, und wenn ich am Morgen für die Tante, bei der ich aß, das Frühstücksbrot holte, da schwamm ich minutenlang in einem Wonnemeer in der von frischem Brot über und über vollen, herrlich duftenden Bäckerstube.

So viel buken alle Bäcker der Heimat zusammen nicht. Ich kam mir, im Vergleich zum Vaterhaus, vor, wie das Söhnlein eines armseligen Landschlossers, das in eine Maschinenfabrik kommt. So lange ich unter Kuhnles Mehlprodukten weilte und während ich seine mir unvergeßlich guten Kreuzerwecke zum Kaffee verzehrte, so lange hatte ich kein Heimweh.

Von der „bessern Schule" ist mir gar wenig mehr in der Erinnerung. Ich weiß nur noch, daß das Gebäude am äußersten Ende der „Pfaffengasse" hinter dem Münster sich befand, daß die Lehrer aussahen, wie bei uns der Oberamtmann, daß mein Lehrer Strohmeier hieß, und daß ich manch Tränlein vergoß, weil ich hinter den Schülern der Stadt zurück war. Ich saß unter ihnen wie ein scheues Waldvögelein unter einer Schar Kanarienvögel oder Stadtspatzen.

Doch verläßt der liebe Gott kein Kinderherz, und so milderte sich bald auch mein Heimweh, wiewohl ich es nie ganz verlor. Es gab bald einzelne Lichtpunkte in der Fremde, und ein und das andere Sternlein an meinem dunkel gewordenen Kinderhimmel begann wieder zu leuchten. Ich bekam Kameraden und Freunde, fand Zerstreuung in der Nachbarschaft, in den Straßen und Gassen und träumte mich auf dem „Schloßberg" und im „Sternenwald" in die Berge der Heimat zurück.

Die mir am lebhaftesten in der Erinnerung stehenden Kameraden, die ich erst vierzig Jahre später wiedergesehen, waren der Felix Pyhrr aus dem „Kopf", der Sohn August des Konditors Wolfinger, ein junger Gramm, ein Gerberssohn Stolz aus der Gerberau, des Rasierer Lederles Joseph und der Sohn eines Aufsehers im Zuchthaus, dessen Name ich nicht mehr weiß[1].

In Wolfingers Konditorladen erlebte ich mit die seligsten Stunden meiner Freiburger Fremde. Daheim gab es nur einen Zuckerbäcker und eine Zuckerbäckerin, die hatten lediglich Lebkuchen und Osterhasen feil, und doch waren ihre Buden uns wahre Götterhimmel; aber der Konditorladen des Herrn Wolfinger versetzte mich in einen völligen Taumel über alle die zuckernen Herrlichkeiten und Kuchen, die ich hier sah und roch. Alle Wohlgerüche der Haslacher Apotheke und der heimischen Zuckerbäcker vereinigten sich hier im

[1] Als ich 1884 als Pfarrer nach Freiburg kam, lebten die meisten noch als ältere Herren, aber keiner erinnerte sich mehr meiner. Natürlich. Ein Knabe vom Land vergißt es nie, wenn er jung einmal in einer Stadt geweilt; die Stadtbuben aber vergessen leicht ein Bauernbüblein, das kurze Zeit mit ihnen gespielt hat.

Nur einen habe ich in den sechziger Jahren schon als junger Priester wieder gefunden, der sich meiner wohl erinnerte, des Rasierer Lederles Joseph, der in jenen Jahren die meisten geistlichen Herren der Stadt rasiert hat. Der Rasierer Lederle wohnte gerade neben dem Bäcker Kuhnle.

Der Joseph war in meinem Alter und habe ich ihn als Pfarrer 1885 nochmals getraut und 1894 beerdigt. Jetzt, 1910, sind alle tot.

Quadrat. Und ich hege heute — bei aller Hochachtung — nicht so vielen Respekt vor dem ganzen, gegenwärtigen badischen Staatsministerium, wie in jenen Tagen vor dem Konditor Wolfinger in Freiburg, der mir als ein vollendeter Zauberkünstler erschien und als der verehrungswürdigste Mensch in der ganzen Dreisamstadt.

Nach ihm auf der Skala meiner persönlichen Bewunderung kam der „rote Schweizer", welcher als Wächter in den Hallen des Münsters umherwandelte im scharlachroten Frack, mit Schiffhut und dem Tambour-Majors-Stock.

Ich habe in jenen Tagen jedenfalls den Erzbischof auch öfters gesehen, aber keine Idee mehr davon; der Kirchenwächter aber steht heute noch vor mir in seiner ganzen Glorie, wie ehedem. Ich ging nie am Münster vorbei — auf dem Wege in die Schule oder aus der Schule — ohne einen Augenblick durchs große Portal einzutreten und die dunkeln Hallen mit den prächtigen Glasfenstern auf meine staunende Knabenseele wirken zu lassen, aber auch nie, ohne dem „Schweizer" den Zoll der Bewunderung in meinen Blicken darzubringen. Der Mann hatte nie eine Ahnung von meiner Vorliebe für ihn und seinen Stand; ernst, streng und still ging er an mir vorüber, wies die Bauernweiber mit ihren Körben zur Türe hinaus, wobei es mir stets schmerzlich war, kein Freund oder Verwandter dieses Gewaltigen zu sein.

Aber noch zwei andere Menschen wurden von mir in dem Münster still verehrt, und das waren die Turmwächter. Wie den erwachsenen Leuten die hohe Stellung in der Gesellschaft imponiert, so galten mir die Wächter auf dem Münsterturm viel ob ihrer örtlichen Erhabenheit, in der sie thronten. Meine größte Freude war es, wenn ich ihnen ihre Wasserkrüge, die sie an Seilen vom Turm in die Vorhalle vom Hauptportal herabließen, füllen und den Krügen dann nachschauen konnte, wie sie langsam in die Höhe gezogen wurden von den unsichtbaren Wächterhänden.

Ich habe schon manchen Turmwächter besucht seit jener

Zeit und Städte und ihre Umgebung bewundert von den luftigen Wohnungen dieser Wächter herab und dabei öfters vergeblich darüber nachgedacht, warum nicht aus diesem Stande große Naturdichter oder Philosophen hervorgegangen sind. Man sollte glauben, einigermaßen dazu angelegte Menschenseelen müßten auf einem hohen Turm zu irgend etwas Höherem begeistert werden. Und doch sind diese Leute meist die langweiligsten und trockensten Gesellen. Ist ihr Wächterdienst schuld und die damit verbundene Unruhe und Schlafentbehrung, oder treten nur jeden Talentes bare Menschen in dieses hochpoetische Amt?! —

Von Freunden, im Sinne der Haslacher Freunde, fand ich in der Fremde eigentlich nur zwei. Der eine war ein alter, blinder Mann namens Strohm, der jede Woche dreimal in der Küche meiner Tante das Essen bekam. Als blinder Spielmann hatte er, so lange als möglich, die Welt bereist und auch die Jahrmärkte meiner Heimat, wo er alle Wirtshäuser kannte, mir davon erzählte, mein Heimweh milderte und darum mein Freund ward. Wie gerne hätte ich, so oft der blinde Musikant kam, draußen mit ihm in der Küche gegessen, statt mit den mir unsympathischen Kommis, von denen ich absolut nichts mehr in der Erinnerung habe, als daß sie mir fremd und gleichgültig waren und blieben.

Jeder Orgelmann war mir in der Kindheit eine liebliche Erscheinung und galt mir, wie schon ausgesprochen, als der Träger eines Stückes Volkspoesie, aber ein blinder Spielmann kann mir heute noch die tiefste Elegie abgewinnen. Blind sein und andern Menschen, die man nicht sieht, aufspielen zum Lustigsein, ist ein unendlich tragisches Geschick. Und von diesem Geschick gab mir der arme Blinde in der Küche oft Kunde, während ich starr in seine ausgelöschten Augensterne sah und innigstes Mitgefühl meine Seele erfaßte. Ich habe von der Tante manches Glas Wein für meinen Freund erbettelt, und wenn er dann aus Dank weinte, weinte ich mit ihm. Nie mehr im Leben habe ich so sehr gefühlt,

wie selig das Wohltun macht, als in jenen Tagen, da ich dem blinden Spielmann Gutes tun konnte.

Ich erinnere mich dann noch eines älteren Studenten namens Schill aus dem Glottertal, der ein und den andern Kosttag bei meiner Tante hatte und mit dem ich mich anfreundete. Erst als ich Pfarrer in Freiburg geworden, hörte ich wieder von ihm, daß er in Amerika als angesehener Arzt lebe. —

Auch die Nachbarschaft bot mir, außer des Bäcker Kuhnles Brotbergen, manche Zerstreuung. Da befand sich dem Hause meines Onkels gegenüber der „Goldladen" des Juweliers Grafmüller. Wenn ich für jeden Blick, den ich in die Auslage dieses Meisters getan, nur einen Pfennig bekäme, ich wäre reich genug, um für ewige Zeiten die Schriftstellerei an den Nagel hängen zu können. Unser Goldschmied daheim, der Uhrmacher Zachmann, mein Nachbar, hatte all' seine goldenen und silbernen Herrlichkeiten in einem kleinen Kästchen mit Glasdeckel; deshalb erschien mir Grafmüllers Schaufenster wie eine Weltausstellung, und er selbst als der bei weitem reichste Mann der ganzen Stadt. Goldene Uhren hingen da so zahlreich, als ob sie billig wären wie Brombeeren. Ich hatte im Leben vorher erst eine einzige goldene Uhr gesehen beim Vetter Zachmann, und die gehörte dem alten Posthalter Kleyle in meiner Vaterstadt, den ich ihretwegen für den Krösus hielt und die nach seinem Tode der Dekan und Stadtpfarrer Kurz von Hasle unter meinen Knabenaugen ersteigerte; aber Grafmüller hatte sie dutzendweise und viel schönere.

Wer mir damals gesagt hätte, ich brächte es im Leben auch einmal zu einer goldenen Uhr, den hätte ich für verrückt gehalten. —

An jenem Goldladen ging mir eine ganz neue Welt auf; ich bewunderte da Dinge, von denen ich keine Ahnung gehabt, und mein Blick in die Schätze dieser Erde erweiterte sich in riesigen Dimensionen. Das „Münster" und die Läden des

Goldschmieds Grafmüller und des Konditors Wolfinger bildeten die Glanzpunkte meiner Erinnerungen an die Fremde, wenn ich daheim später den Kameraden erzählte und auch ihre Herzen und ihre Blicke im Staunen erweiterte. —

Nur durch eine kleine Gasse von des Onkels Kaufladen getrennt lag das Gasthaus „zum römischen Kaiser", ein weiterer Ableiter wehmütiger Gedanken an die Heimat. Hier bekam ich den ersten Anschauungsunterricht über das höhere Wirtshausleben, sah die ersten Kellner im Frack und mit der weißen Serviette und beneidete die Table-d'hôte-Menschen. Unzählige Male schaute ich zu, wie die Fremden anfuhren und abgingen, und wie sie bekomplimentiert wurden, ohne daß ich etwas vom Komplimentenmachen gelernt hätte.

Zum Kellner oder Hotelier hätte man mich nie machen können, ich wäre sicherlich ob meiner Steifheit in Bücklingen und entsprechenden Redensarten die ersten acht Tage meines angehenden Kellnerlebens vom „Prinzipal" fortgejagt worden. Unter den Kutschern und Hausknechten trieb ich mich „beim Kaiser" in jenen Zeiten viel lieber herum, aus heimatlicher Gewohnheit. —

Zu der Nachbarschaft meines Onkels gehörte auch die bekannte Bierbrauerei „Buck", in der ich jeden Nachmittag um vier Uhr für mich und die Ladendiener Bier holen durfte, was mir stets ein freudiges Ereignis war. Ein Glas Buck-sches Bier und ein Stück Schwarzbrot aus der Kuhnleschen Bäckerei ließen mich gar oft die Tränen des Heimwehs trocknen, wenn ich weinend aus der Schule kam, wo ich erfahren hatte, wie dumm ich eigentlich sei den Stadtbuben gegenüber.

Beim Bierholen sah ich dann aber auch die Studenten auf der Kneipe. Ein altgriechisches Bäuerlein konnte unmöglich mit mehr ängstlicher Andacht an den Heroenstatuen in den Straßen von Athen hinaufschauen, als ich an den „großen Studenten", während die Kellnerin meinen Krug füllte. Da saßen sie mit ihren langen Pfeifen, bunten Mützen,

Sammetröcken und hohen Stiefeln, die Musensöhne, und erschienen mir wie göttergleiche Riesen einem armseligen Zwerglein von Volksschüler gegenüber. Sie sind schuld, jene Biergenies im „Buck" anno 1847, daß mir später der nicht vertilgbare Gedanke kam, ein Student werden zu wollen.

Unter diesen Studiosen befand sich damals auch einer meines Geschlechtes, ein reicher Vetter von mir aus Offenburg, des dortigen Engelwirts Sohn namens Franz Hansjakob. Er lud mich einmal ein auf sein Zimmer in der Dreisam-Vorstadt, zeigte mir seine Schläger und all' die üblichen Zierden einer Studentenbude und gab mir zum Abschied einen leibhaftigen — Kronentaler. Wenn ich vor Freude den Verstand verloren hätte, wäre der steinreiche Vetter schuld gewesen; denn einen Kronentaler mein eigen nennen zu dürfen, das ging über meinen Haslacher Knaben-Horizont.

Der reiche Student hat mit seinem vielen Geld gar oft Freunde und andere Menschen glücklich gemacht, keinen aber so glücklich, als seinen zehnjährigen Cousin und heimwehbehafteten Volksschüler mit dem Kronentaler. Ihn selbst trieb die Revolution, in der er die Offenburger Freischärler kommandiert hatte, nach Amerika, wo er als armer Mann schon in den fünfziger Jahren starb.

Aber diese Kronentaler waren auch das schönste Stück Silbergeld, das wir je in deutschen Landen besessen, und der preußische Taler steht im Verhältnis zu ihm, wie die heutige Sympathie für Preußen zu der einstigen für Österreich, wenigstens in Süddeutschland.

Ich meine — abgesehen von den politischen Ereignissen — mit dem Kronentaler hat man in Deutschland und Österreich die gute, alte Zeit begraben, jene Zeit soliden Wohlstandes, mäßiger Sparsamkeit und Genügsamkeit, in welcher ein Bauernknecht mehr Kronentaler in seinem Beutel hatte, als jetzt oft der vermöglichste Hofbauer Markstücke. Die Kronentaler waren der Stolz des Bürgers, die Freude des Bauers und das Kleinod von Knechten und Mägden. Sie sind ver-

schwunden, und seufzend gedenken die alten Menschen der einstigen Kronentalerzeit. —

Einer meiner Sorgenbrecher war auch der kleine Garten meines Onkels in der „Grünwäldergasse". Ein Magazingebäude schloß ihn von der engen, altbürgerlichen Gasse ab, und so lag er einsam auf einer Terrasse, und nur der Münsterturm schaute feierlich herab auf das elegante Gartenhaus und hinein in die Bäume, Sträucher und Beete. Lebhaft erinnere ich mich heute noch, wie ich oft allein in diesem trauten Winkel saß, zum hohen gotischen Dom aufschaute und weinte, weil ich der Heimat gedachte und an Feld und Wald. Von hier aus sah ich auch, wie eines Tages, am Geburtsfest des Großherzogs Leopold, zwei Maurer auf die Turmspitze des Münsters kletterten, „um den Sternen zu putzen". Und die „Sternenputzer" des Jahres 1847 haben kaum einen einsameren und größeren Bewunderer ihrer Kühnheit gehabt als mich.

Onkel und Tante sind längst nicht mehr unter den Lebenden; auch der Garten kam in fremde Hand, aber es liegen in ihm viele wehmütige und still beglückende Stunden meines Jugendlebens begraben, die in meinem Herzen fortleben.

Seitdem ich in Freiburg amtiere, ist er gänzlich verschwunden und an seiner Stelle eine große Brauerei errichtet worden. So oft ich aber in meinen alten Tagen daran vorbeigehe, gedenke ich des verschwundenen Gartens in Wehmut. —

Aber nicht bloß im heimlichen Gärtchen in der Grünwäldergasse weckte ich die Erinnerung an Feld und Wald in der Heimat, ich suchte auch auf dem Schloßberg und seinen Waldungen und draußen im dunklen „Sternenwald" heimatliche Bilder.

Der Schloßberg ist der Monte Pincio der Freiburger, und wer in Freiburg gewesen und den Schloßberg nicht bestiegen, weiß die „Perle des Breisgaues" nicht zu schätzen. Wie die heutigen Römer täglich stolz vom Pincio herab auf ihre ewige

Stadt niederschauen, so wandeln zu allen Stunden des Tages Freiburger auf ihrem Schloßberg zur Lust und freuen sich ihrer schönen Heimat.

Aber um eines willen steht derselbe vorab in dem Buche meines Jugendlebens. Ich fing auf ihm den ersten Schmetterling mit dem Garn. Ein Schmetterlingsgarn war zu jener Zeit in meiner Heimat eine unbekannte Größe; wir fingen uns die Schmetterlinge mit der Hand oder mit dem Hut. Es war daher einer der glücklichsten Tage meiner Knabenzeit, als die Tante mir ein Schmetterlingsgarn und bei einem Schreiner Maier einen schön polierten Kasten zur Aufbewahrung der Insekten machen ließ. Von da ab fand mich jeder sonnige Nachmittag auf den Höhen des Schloßbergs mit Schmetterlingsfang beschäftigt, und wenn ich gen Abend, meine Mütze mit den mühsam erhaschten Buntflüglern verziert, in die Stadt heimkehrte, da ahnte keiner der am Schwabentor mir begegnenden, erwachsenen Menschen, welches Glück und welche Zufriedenheit in dem blassen, unscheinbaren Knaben wohnte ob seiner Schmetterlingsjagd.

Noch gesteigert wurde diese Kindes-Glückseligkeit, wenn mich die im gleichen Hause wohnenden Lyzeisten am Abend mitnahmen an die Dreisam hinunter zum Fang von „Schwärmern" und Nachtschmetterlingen. Du, mein Gott, war das ein Lauschen und Spähen an den Weidenbäumen und an den Blüten der Nachtkerzen am stillen Flusse hin, bis eine dieser Nachtgestalten dahersummte! Und was war das für ein Wonnegefühl, einen Elefantenrüssel, einen Wolfsmilchschwärmer oder ein Ordensband, blau, rot oder gelb, gefangen zu haben!

Glückselige Kindheit! Während die großen Menschen auf Boulevards, in Kaffeehäusern, in Theatern und Bierkneipen ihre Abendfreuden suchen, sendest du deine Schützlinge auf den Schmetterlingsfang und machst einen einzigen von ihnen seliger in der Kinderfreude, als ein ganzes Theater voll alter Menschenkinder!

Weit unten am Fluß lag in jenen Zeiten das Haus des Abdeckers, der stets Hunde zur Fütterung oder Tötung hatte. Ich höre heute noch das Bellen jener Tiere durch die Nacht hin aus dem unheimlichen Hause, in dessen Nähe wir jeweils umkehrten und unsere kleinen Stuben am Martinstor aufsuchten. —

Lieblingstage waren mir in jener Verbannungszeit auch die Samstage. Da ist in Freiburg Wochenmarkt. In hellen Haufen kamen die Bauersleute zum Martinstor herein, und bei der Heimkehr kauften sie in Onkels Laden ihren Zucker, Kaffee, Tabak, Pfeffer und Salz. In diesen Stunden verging mein Heimweh, denn ich sah Landmenschen, wie sie in des Vaters Bäckerstube daheim auch aus- und eingingen, und ihr Anblick versetzte mich in die Heimat. An Sonntagen machte dann der Onkel den Bauern seine Gegenbesuche und nahm auch mich oft mit. So kam ich nach St. Georgen, Munzingen, Opfingen, Umkirch und wie sie alle heißen, die freundlichen Dörfer im Südwesten der Dreisamstadt. Heute noch kann ich mir jedes Wirtshaus vorstellen, das wir damals besuchten, und wenn ich an die Wirtsleute und ihre Gäste denke, so kommt es mir vor, als seien in jenen Zeiten alle Menschen fröhlich und glücklich gewesen.

Es ist dies jedenfalls Täuschung, aber man ist eben versucht, sein eigenes Glück und die kindliche Freude der Jugendzeit auf alle damals lebenden Menschen zu übertragen. —

So verging mir das halbe Jahr in der Fremde in Freud und Leid. Es ward Herbst, es kamen die Ferien, und ich durfte wieder heim. Meine Fortschritte in der „bessern Schule" waren derart, daß man der Großmutter schrieb, es sei besser, wenn ich wieder heimgenommen würde. Ich war einer der mindesten in der ganzen Klasse.

Mir war die Heimkehr alles, und ich kann heute die Nächte nicht mehr zählen, die ich fast schlaflos zubrachte vor Sehnsucht nach dem Tage, da die Schule geschlossen wurde. Vorher fand noch die übliche Prüfung statt — der Onkel wohnte bei;

ich sollte an der Tafel rechnen und fiel durch, was später fast regelmäßig dem Lyzeisten von Rastatt begegnete. Ich weinte, als der Lehrer Strohmeier mich von der Tafel weg in die Bank zurücksandte, und so schloß ich die Fremde mit Tränen, wie ich sie angetreten hatte.

Mehr als sechzig Jahre später wurde ich wieder an die Freiburger Volksschule, an die ich während meiner Universitätsstudien merkwürdigerweise kaum gedacht, lebhaft erinnert.

In der Karthause treffen, weil alt und arm, von Zeit zu Zeit neue Insassen aus der Stadt ein, mit denen ich mich gelegentlich unter dem großen Ulmenbaum bekannt mache. So traf ich auch zwei ehemalige Schulkameraden und Altfreiburger, die mit mir anno 1847 in die Volksschule gegangen sind, einen Maurer Schnetzler und einen Mühlemacher Müller, beide fast gleichaltrig mit mir und beide originelle Leute.

Sie konnten mir noch alle damaligen Volksschullehrer, an die ich nie mehr gedacht, aufzählen, und was ich gar nicht mehr gewußt, unsere Katecheten nennen, den Dompräbenden Schmidt, einen Herbolzheimer, und den Schuldekan Heberling, einen Rastatter, meinen zweiten Vorgänger an St. Martin.

Und oft rede ich seitdem mit den alten Kameraden allerlei aus jenen längst vergangenen Tagen. Sie sind beide weit zufriedener und glücklicher als ich, der ich ihnen ihr Glück neide, aber gleichzeitig durch Tabak und Geld zum Trunk vermehre. —

Wie eine Waldmeise, die ein Städter monatelang im Käfig gefangen hielt, mit fröhlichem Tra-tara-ta dem Walde zufliegt, wenn sie die Freiheit wieder erhält, so eilte ich mit jauchzendem Herzen nach der Eisenbahn. Aber in den Stehwagen war ich nicht mehr zu bringen, und dritter Klasse fuhr ich gen Offenburg. Und auch nicht mit dem Frachtwagen ging's das Kinzigtal hinauf — denn diese nahmen talaufwärts, wo sie mit Frucht beladen waren, keine Passagiere mit — sondern mit dem grünen Privatomnibus von Wolfach.

Er steht heute in vollem Glanze vor meinem Geiste, jener sonnengelbe September-Sonntag-Nachmittag des Jahres 1847, an welchem ich beim „oberen Tor" hereinfuhr und vor dem „Kreuz" ausstieg, mitten unter einer lustigen Volksmenge, die den ganzen Marktplatz füllte; denn es war eine landwirtschaftliche Ausstellung mit Volksfest. Da lagen zur Schau ausgestellt alle Erzeugnisse eines gesegneten Obst- und Fruchtjahres.

Auf die Hungersnot war des Himmels Segen gefolgt und deshalb alles voller Fröhlichkeit. Inmitten aber dieser Berge von Äpfeln, Birnen, Ähren usw. stand eine Rednerbühne und auf ihr Wunibald, der Schmied — und tat eine Rede. Im Sturm hatte all das meine Seele wieder erobert, und vergessen waren im Nu Freiburg und sein Münster, seine Gold- und Silberläden, der Konditor Wolfinger, das Martinstor samt dem Schloßberg — ich war im Elemente meiner Kindheit. Selig eilte ich die Straße hinab ins Vaterhaus. Unter der Türe stand die „Luitgarde" und hieß mich hoch willkommen. In der Stube erwarteten Vater und Mutter den Fremdling. „Aber fort will ich nimmer, sondern daheimbleiben mein Lebtag!" war mein erster Bittruf an die Eltern. Mein Zeugnis wies schwarz auf weiß nach, daß ich so ziemlich nichts geleistet, und der Vater ließ den Gedanken an die „bessere Schule" sofort fallen.

„Der Mensch denkt und das Schicksal lenkt!" Wenige Jahre später, und ich selbst trieb mich aus dem Vaterhaus, um seitdem heimatlos oder wenigstens fern der Heimat mein Leben zu durchpilgern. —

Vom Festplatze kamen später der „Hug" und der „Sepp"; an ihrer Seite wanderte ich in die Backstube, in den Stall und auf den Speicher, und alles ward gegrüßt, ob lebend oder leblos, und geschaut, ob's noch am alten Platze stehe. Und bald lag das ganze Bild meines Kinderhimmels wieder vor mir, und im kleinen Herzen war Sonnenschein, heller, überirdischer Sonnenschein der jungen

Menschenseele, die mit dem Schutzengel des Vaterhauses sich wieder vereint hatte.

Mehrere Tage vergingen in diesen Wieder-Erkennungsfreuden, denn die Nachbarn mußten auch besucht werden, vom Stricker bis zu Lambert, dem Schmied, und überall heftete sich in meine Seele der Gedanke: „Es ist halt nirgends schöner, als daheim.“ Und dann ging's zu den Freunden und Kameraden und hinaus in Feld und Wald, und mein Knabenherz war voll Jubel über das ganze wiedergewonnene Paradies der Kindheit.

O selig, o selig, ein Kind noch zu sein! — Und doch kamen bald Tage, in denen ich, nicht bewußt des Kinderglücks, wünschte, kein Kind mehr zu sein, sondern ein Jüngling, um fürs Vaterland kämpfen zu können in der — Revolution.

Die Revolution.

Die alten Haslacher waren ein kriegerisches Geschlecht, wenn es galt, fürs Vaterland zu sterben. Schon 1386 fielen ihrer viele samt ihrem Herrn, dem Grafen Hans von Fürstenberg, in der Schlacht bei Sempach — zu Ehren des Hauses Österreich. Im Dreißigjährigen Krieg gehörten die Haslacher unter Anführung des den Schweden als „Leutnant von Haslach“ wohlbekannten Rappenwirts zu den gefährlichsten Gegnern der Scharen Gustav Adolfs und seiner Genossen, nachdem schon ein Jahrhundert zuvor Ulrich, der Verbannte, von Württemberg sein Werbelager in der kleinen Kinzigstadt aufgeschlagen hatte.

Von da ab traten meine Mitbürger nie mehr aktiv in blutigen Dramen auf, bis in den neunziger Jahren, wo sie unglücklich gegen die französischen Republikaner bei Gengenbach fochten und einige Mann verloren. Der „Russenrumpel“ wälzte sich auch durchs schöne Tal, brandschatzte und setzte die friedlichen Bewohner in große Angst und Pein, von der meine Eltern noch vieles zu erzählen wußten. Die Mutter bewahrte noch einen Silberrubel, den ein russischer Offizier ihr geschenkt, nachdem er ihren Vater hatte töten wollen.

Doch das sind Dinge, die außerhalb meiner eigenen Erinnerungen liegen und nur einleiten sollen, was ich an kriegerischen Taten selbst erlebt.

Bekanntlich spukte kurz vor der badischen Revolution der Rongeanismus auf kirchlichem Gebiete. Und ich erinnere

mich gar wohl, daß seine Vertreter in der Vaterstadt der „Seifenazi“ und der Nagler Bührer waren. Sie predigten aber ziemlich vergeblich den Haslachern und den umwohnenden Bauern die Lehren des „Schlesingers“. Die Bauern nahmen von der Sekte nur den Namen, um ihre damals zum ersten Male krankhaft angesteckten Kartoffeln als rongisch zu bezeichnen, und die Haslacher räsonierten einige Zeit über Religion und Pfaffheit, blieben aber katholisch wie vorher.

In der Revolution aber waren die beiden obgenannten Apostel Ronges ebenfalls obenan mit stürmischen — Redensarten, um nachher in Amerika ihr Heil zu suchen. —

„Wenn die kleinen Buben Soldätles spielen,“ sagt ein Sprichwort, „so gibt es bald Krieg.“ Vor der Revolution bewährte sich dies, wenigstens in meiner Heimat.

Den ganzen Winter von 1847 und das Frühjahr 1848 brachten wir Knaben in kriegerischen Übungen zu. Wir bildeten unter dem „Hättich-Xaveri“ eine stattliche Kompagnie, die der Kreuzwirt Merkle mit schönen, hölzernen Gewehren ausgestattet hatte. Auch an Kämpfen fehlte es nicht. Die Knaben des eine Stunde kinzigabwärts gelegenen Dorfes Steinach und ihre Kirchspielsgenossen von Schnellingen galten uns als die Franzosen, mit denen wir fast jeden Sonntag auf halbem Weg zum Kampfe zusammentrafen. Steinwürfe gingen dem Handgemenge voran, dessen Ausgang in der Regel mit der Flucht der Bauern vor den strategisch gebildeteren Haslachern endigte. Doch auch eine große Unglücksschlacht kämpfte ich in jenen Tagen mit auf einer Wiese am rechten Kinzigufer bei Schnellingen.

In Voraussicht einer scharfen Begegnung hatten wir uns entsprechend bewaffnet mit Messern, Sensen und Säbeln. Ja selbst Geschütze führten wir mit uns. Diese Kanonen waren aus Flintenläufen gefertigt, welche des Hammerschmieds Wilhelm im alten Eisen gefunden. Des Liboris August, eines Wagners Sohn, hatte Lafetten und Wägelchen dazu gefertigt. Geladen wurde mit Pulver und Sägespänen.

Ich bekleidete das Amt des Bannerträgers, trug vom alten Fuhrmann Wölfle, einem Schwager meiner Großmutter, einen langen, klirrenden Dragonersäbel, den er als Haslacher Stadtreiter ehedem umgeschnallt hatte; denn bis in die dreißiger Jahre herauf besaßen die von Althasle auch eine reitende Bürgergarde.

Über die Kinzigbrücke zogen die kühnen Enkel jener Sempacher, während vom genannten Dorfe her das Bauernvolk in Sicht kam. Auf der genannten Wiese kam's zur Schlacht. Die Phalanx der Haslacher begann bald zu wanken, schon lag einer leblos auf dem kühlen Grase, des Zachmann-Maurers Constantin — als auch in meiner Fähnrichsbrust dunkle Sorge aufstieg, nicht um — mich, sondern um das schwarz-rot-goldene Fähnlein, die Ehre der ganzen Kompagnie. Ich riet deshalb meinen zwei Begleitern, die als Ehrengarde der Fahne zur Seite standen, zur heimlichen Flucht. Gesagt, getan! Wir verließen feige das Schlachtfeld und retirierten in einen — Schweinestall des nahen Dörfchens Schnellingen. Hier krochen Fähnrich, Ehrenwache, Fahne und der lange Dragonersäbel unter.

Von ferne hörten wir das Schlachtgetöse, die Siegesrufe der Bauernstimmen und die Rückwärtsbewegungen der Freunde. Zum Glück suchten die Sieger nur das Schlachtfeld, nicht aber die Schweineställe ab, und so konnten der Ehren-Fähnrich von Haslach und seine Trabanten, als es stille geworden, den Heimweg antreten.

Auf der Kinzigbrücke stand das geschlagene Heer und hielt sofort Kriegsgericht über die Tapfern aus dem Gehege der Schweine. Schon neigte das allgemeine Urteil auf Feigheit und Verrat — als dem wackern Fähnrich einfiel, daß der Vater ihm erzählt, die Rettung einer Fahne und die Eroberung einer solchen gehörten zu den höchsten militärischen Leistungen. „Ohne mich und meinen Rückzug hätten die Steinacher unsere Fahne erobert, und das wäre die größte Schande gewesen. Ich habe sie beizeiten gerettet

und damit die Ehre der ganzen Kompagnie" — so lautete etwa meine Verteidigung, die mir sofortige Freisprechung eintrug.

Übrigens bin ich nicht der erste Ritter, welcher in einem Schweinestall des Kinzigtales Schutz gesucht. Kein anderer hat es ebenfalls getan, als Kaiser Wenzel, der Faule. Dieser böhmische Hitzkopf, der nebenbei unverdient die deutsche Kaiserkrone trug, jagte einst — so erzählt die Volkssage — im Harmersbacher Tal, einem Seitentale der Kinzig, unweit meiner Heimat. Persönliche Feinde lauerten ihm hiebei auf, Wenzel mußte flüchten und entkam seinen ihn verfolgenden Gegnern nur dadurch, daß ein Bäuerlein den Kaiser zu seinen drei Schweinen in den Stall sperrte. Zum Dank dafür gab der gerettete Böhmen-König dem Bauern das Privilegium einer Wirtschaft und dem ganzen Tale die Reichsunmittelbarkeit. Heute noch existiert das Wirtshaus „Zu den drei Sauköpfen", und daß das ganze Tal reichsfrei war, ist geschichtliche Tatsache. Daß Wenzel später einem seiner Hauptleute die Stadt Haslach verlieh, wie ich gleich noch berühren werde, spricht für die weitere Wahrscheinlichkeit der Sage. —

Es war die letzte Knabenschlacht gewesen, die Schlacht bei Schnellingen. Wir Knaben legten die Waffen nieder, um sie durch die Jünglinge und Männer wieder aufnehmen zu lassen.

Wenn die allermeisten Haslacher der revolutionären Bewegung sich anschlossen, so geschah es sicher in der besten Absicht. Sie denken ja, wie schon gesagt, mit dem Herzen und nicht mit dem Kopf[1]. Aus dem Herzen aber kam ihre patriotische Begeisterung für Freiheit, für Volksrechte und Volkswohl, kamen jene Lieder, die der Haslacher heute noch gerne

[1] Heine meint übrigens, „alle Gedanken kämen aus dem Herzen und nicht aus dem Kopfe, weshalb jeder Mensch dumm sei, der kein Herz habe." Es ist dies auch biblische Anschauung und darum für die Haslacher ein Kompliment.

singt: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ „Zu Mantua in Banden.“ „Kommt, Brüder, trinket froh mit mir!“ Vor lauter Singen und Reden über die Freiheit kamen die guten Haslacher nicht zum rechten Denken und eilten deshalb voll Enthusiasmus der Revolution in die Arme.

Außer Wunibald, dem Schmied, als Staatsredner, hatten sie auch ihren Tyrtaeus, ihren Kriegssänger, wenn auch in Prosa — und das war der „Gottlütsepp“, ein von der Vaterstadt im Gutleuthaus verpflegter, armer Zeitgenosse. Der Mensch war ein geistreicher Halbnarr, der für nichts im Leben geschwärmt hatte, als für die Hussitenkriege. Die kannte er auswendig in allen Details, und die predigte er jung und alt auf offener Straße. Einer seiner eifrigsten Zuhörer aus der Knabenwelt war ich. Von ihm hörte ich zum ersten Male von dem wilden Hussitengeneral Ziska, von den beiden Prokopen, von den Schlachten bei Horszicz und Böhmischbrot. Wie sehr seine Worte Boden faßten, beweist der Umstand, daß die Haslacher dreißig Jahre später noch einem entsprechend aussehenden Mann den Spitznamen „Ziska“ gaben[1].

So war alles vorbereitet für große Aktionen: Wir Knaben hatten den Anfang gemacht, Wunibald, der Schmied, und der Nagler Bührer seit Jahren von Freiheit und Gleichheit gepredigt, und der „Gottlütsepp“ die Schlachten der Hussiten gegen ihre Obrigkeit besungen.

In dieser Stimmung traf das Jahr 1848 die sonst nicht zu gefährlichen Taten aufgelegte, friedliche Bürgerschaft.

Das Vorspiel zur allgemeinen Volksbewaffnung bildete der bekannte „Franzosenlärm“ in der Nacht vom 25. März 1848. Ich vergesse diese Nacht und den darauffolgenden

[1] Merkwürdigerweise gehörte Haslach nach dem Aussterben der Fürstenberg-Haslacher Linie einige Zeit unter König Wenzel dem böhmischen Hauptmann Venesch von Chusnyk, der es, weil zu entfernt, aufgab, worauf Wenzel 1388 den Bischof von Straßburg damit belehnte. „Der „Gottlütsepp“ wußte davon nichts, sonst wäre er noch viel schärfer böhmisch gewesen.

Morgen in meinem Leben nie. Um drei Uhr morgens klopfte eine starke Hand unter heftigem Geschrei an unsere Haustüre. Ich erwachte und hörte, wie dem Vater, welcher ausnahmsweise in der Backstube beschäftigt war und die Türe sofort geöffnet hatte, die Fruchthändlerin Neumeier, ein Amazonenweib, angsterfüllt zurief: „Die Franzosen kommen. Offenburg steht schon in Brand. Ich komme eben das Tal herauf!"

Ihre erste Meldung galt meinem Vater, als dem Hauptmann des Bürgermilitärs, ihr Geschrei durch die „vordere Gasse" herab hatte aber schon viele Leute geweckt. Im Nu war die Bürgerschaft vor dem Rathaus versammelt, umringt von uns Knaben, und entschlossen, alles zu tun gegen den anstürmenden Feind. Auf das Rathaus wurde Pulver geschafft, Patronen wurden gemacht und drunten beim Büchsenmacher in der vordern Gasse Bleikugeln gegossen; welch letzterem Geschäft wir Buben anwohnten, um dann in der Hosentasche oder in Säckchen die Kugeln auf das Rathaus zu tragen. Das geschah, noch ehe es Tag ward. Mit Tagesanbruch kamen aus allen Tälern und von allen Bergen Bauern zu vielen Hunderten, mit Sensen, Flegeln, Mistgabeln bewaffnet und mit der gleichen Franzosenangst, wie die Haslacher sie hatten.

Draußen auf dem Viehmarkt sammelten sich die Scharen, und es ward Kriegsrat gehalten. Mein Vater, in allen Lagen des Lebens stets kalt und besonnen, entschloß sich jetzt erst zur Bewaffnung und ließ seinen Degen holen. Wir Knaben hatten uns mit Stöcken versehen, um eventuell ebenfalls fürs Vaterland dreinschlagen zu können. Während aber die erwachsenen Menschen, besorgt um Hab und Gut, in ängstlicher Spannung waren und im Städtchen die Reichen bereits an das „Vergraben" ihrer Gelder gingen, befanden wir uns in der angenehmsten Aufregung, und niemandem war es leider als uns, daß der Franzosenlärm sich bald als blind entpuppte.

Also Kriegsrat ward gehalten, ob man den Franzosen entgegengehen oder sie vor den Mauern der Stadt abwarten

solle. Mein Vater entschied sich für das letztere und drang durch. Aber die Angst sollte doch etwas beschwichtigt werden. Der Sonnenwirt Fauz, hoch zu Roß auf einem dicken Braunen, erbot sich, das Tal hinabzureiten, bis er die Franzosen sehe, und dann im Galopp solches seinen Kompatrioten zu melden. Staunend schaute die Menge zu diesem, eines Römers würdigen Entschlusse auf, und der Sonnenwirt ritt unter allgemeiner Bewunderung davon. Er kam aber kaum gegen das Dorf Steinach, als ihm Fuhrleute begegneten, die talaufwärts galoppierten wegen der Franzosen. Da ergriff auch den Sonnenwirt die allgemeine Panik, und er kehrte spornstreichs um mit der Kunde, er habe keinen Franzosen gesehen.

Jetzt ward unter Anführung des „dicken Metzgers", meines Freundes, eine Patrouille auf die Berge beim „Fehrenbacher Hof" gesandt, um nach dem Erbfeind zu spähen. Ich und noch einige Knaben wollten uns anschließen, allein die Tapfern wiesen uns zurück mit den Worten: „Da können wir keine Buben brauchen!" Jetzt reute es mich zum erstenmal heftig, „ein Kind noch zu sein" — und mein Ehrgefühl als Fahnenretter von Schnellingen fand sich tief beleidigt. — Die kleine Schar zog ab, kam aber nach vielen Stunden noch nicht zurück.

Als sie von der Zinne des Berges das ganze untere Tal überschaut hatten und nirgends Brand und Feuer, sondern überall Frieden sahen, patrouillierten sie den Bauern auf der Höhe Speck und Kirschenwasser ab, revanchierten sich so für die gehabte Franzosenangst und rückten erst gen Abend, nachdem auch daheim der Lärm als ein blinder sich erwiesen, mutentflammt vom Kirschengeist in die Vaterstadt ein. —

Aber wie war jener merkwürdige Lärm entstanden?

Im Februar war in Paris die Revolution losgebrochen, welche den Thron Louis Philipps mit Eleganz wegfegte, während zu gleicher Zeit oder gleich darauf der freiheitliche, revolutionsschwangere „Märzwind" durch alle deutschen Lande zog.

Die Fürsten und ihre Minister begannen zu fürchten und zu zagen.

Gleich nach der siegreichen Revolte in Paris hatten sich die dortigen Deutschen unter dem Dichter und Demokraten Herwegh zu einer Legion vereinigt und bewaffnet, um den Gesinnungsgenossen in Deutschland Mut zu machen und Hilfe zu bringen. Auch davon hatten die Regierungen Wind.

Um nun dem deutschen Michel und dem Philisterium diesseits des Rheins Angst einzujagen vor einer Revolution, fabrizierten die Regierungen von Württemberg und Baden amtlich den „Franzosenlärm“, wie hernach der damalige badische Minister Bekk selbst zugestand.

Merkwürdig und rätselhaft bleibt mir nur, wie es gelang, in jedem Winkel und auf jedem Hof des Schwarzwalds die Franzosenangst in einer Nacht so anzufachen, daß in derselben der einsamste Bauer mit dieser Angst aufwachte und mit der Wehr zu Tal eilte, wo in allen Dörfern die Sturmglocken heulten. Und höchst merkwürdig ist es, daß kein einziger Mensch sich fand, der gestand, er sei amtlich beauftragt worden, den blinden Lärm zu verbreiten.

Mir gilt jene Nacht vom 25. auf den 26. März 1848 trotz aller amtlichen Macherei als ein Rätsel in der durch die französische Revolution aufgeregten Volksseele. —

Im folgenden Monat spielte sich der „Heckerputsch“ ab, so genannt nach dem Mannheimer Advokaten Friedrich Hecker, dem Sohne des Posthalters in Eichtersheim im Kraichgau.

Hecker, damals ein Mann von 37 Jahren, war seit 1842 in der badischen Kammer auf der Seite der Linken, ein ehrlicher, überzeugungstreuer Republikaner und ein brillanter Volksredner, aber kein Menschenkenner und dabei ein Idealist und Wolkensegler allerersten Ranges.

Er war auch im Frankfurter Vorparlament gewesen und, von diesem in den ersten Tagen des April heimgekehrt, machte er sich daran, in Baden die Republik mit Gewalt einzuführen.

Leider war der beste General der Sache der Republik, der Konstanzer Kaufmann und hervorragende Volkstribun Joseph Fickler am 8. April fast unter den Augen Heckers durch den Verrat des bisherigen Parteigenossen und späteren liberalen Ministers Mathy in Karlsruhe als Landesverräter verhaftet worden.

Fickler hatte den Boden für den Aufstand in der Seegegend so gut vorbereitet, daß Hecker von Konstanz aus loszuschlagen beschloß und trotz der Abmahnungen bewährter Konstanzer Volksmänner und ohne den energischen Fickler am 13. April wirklich losschlug. Mit 57 Mann zog er an diesem Tage aus der Seestadt aus, dem Hegau zu. Zwei Tage nach ihm marschierte der später in Amerika berühmt gewordene, ehemalige badische Leutnant Sigel mit einem größeren Kommando aus Konstanz, wo man nach dem armseligen Auszug Heckers sich schämte und Mut bekam.

Wie im Bauernkrieg des 16. Jahrhunderts wuchsen die Haufen auf dem Weiterzug und nahmen wieder ab, je nachdem gutes oder schlechtes Wetter war.

Unterwegs, den Hegau herunter, wurde die Republik organisiert und die Revolution „auf gesetzlichen Boden" gestellt.

Dummerweise lehnte General Hecker in Stockach den Antrag der zugereisten Frau Herwegh ab, die ihm im Namen ihres Mannes die deutsche Legion aus Paris, die schon in Straßburg stand, sofort zur Verfügung stellte.

Indes rückten von Osten her die bayerischen und von nordwestlicher Seite die württembergischen Bundestruppen den Freischaren in den Weg oder versperrten ihnen denselben.

In mühsamen Märschen zogen die Republikaner im tiefsten Schwarzwald hin und her; die einzelnen Korps waren zerstreut und der Beschluß zu ihrer Vereinigung erfolgte zu spät.

So wurde Heckers Harst beim Rückmarsch zu dieser Ver-

einigung am 20. April bei Kandern von badischen und hessischen Truppen zersprengt, nachdem er kurz vorher die Frau Herwegh abermals abgewiesen hatte mit ihrer Legion.

Hecker floh auf Umwegen in die Schweiz und nach kurzem Aufenthalt zu Muttenz im Kanton Baselland wanderte er nach Amerika aus, wo er 1881 als Farmer starb. —

Die Freischarenführer Sigel, Mögling und Struwe erlitten wenige Tage nach dem Gefecht bei Kandern eine Niederlage vor Freiburg und damit hatte der Heckerputsch ein Ende.

Am tapfersten hatte sich in letzter Stunde bei Dossenbach im Wiesental die Legion Herweghs geschlagen, die erst in der Nacht vom 23./24. April, zu spät gerufen, über den Rhein gesetzt war. Als sie ankam, waren Sigel und seine Leute vor Freiburg schon geworfen und versprengt. —

Eben als Hecker sich anschickte, von Konstanz aus aufzubrechen, hatte der Rat von Hasle auf einen Befehl der Regierung und auf den Franzosenlärm hin „die Volksbewaffnung“ in die Hand genommen.

Der Polizeidiener Pfrengle und der Rat und Buchbinder Gottlieb Hinterskirch hatten von Haus zu Haus eine Zählung der Waffen vorgenommen. Da nicht genug Säbel und Schießwaffen sich ergaben, wurde den Schmiedmeistern von Hasle die Fertigung von achtzig Spießen und Sensen in Auftrag gegeben.

Es waren schon bei den Scharen Heckers viele Sensenmänner, die aber im Fliehen das Tapferste leisteten.

Ich erinnere mich noch wohl der nach polnischem Muster gefertigten Sensen. Sie waren an lange Stangen geschmiedet und wurden von den Schmiedgesellen aufs Rathaus getragen.

Sie waren noch nicht alle fertig, als die „Heckerei“ zu Ende war, aber nur auf dem Schlachtfelde. Im Volke lebte allenthalben die Begeisterung für Hecker fort. Hatte er schon vorher einen Namen ob seiner seit Jahren gehaltenen freiheitlichen Reden, so stieg sein Ruhm durch die Tatsache,

daß er für die Republik gekämpft, wenn auch nicht gesiegt hatte.

Überall im Lande, in Hasle von Haus zu Haus, wurde sein Bild als Freischarenführer feilgeboten und massenhaft verkauft. Ich kann mir das Heckerbild, welches Pfälzer Bilderhändler kolportierten, noch wohl vorstellen: Ein großer Mann mit langem Vollbart, in blauer Bluse, Pistolen umgeschnallt und einen Schleppsäbel, auf dem wallenden Haare einen grauen Schlapphut, der mit schwarz-rot-goldener Kokarde und Hahnenfedern geschmückt war; dazu große Kanonenstiefel.

Mein Vater, wie wir bald sehen werden, ein Gegner der Heckerei und der Revolution, war einer der wenigen Familienväter, die das Bild nicht kauften. Ich erinnere mich aber noch wohl, daß er dem Bilderhändler, der ihm das Heckerbild anbot, ein anderes abkaufte, das Porträt des Generals Cavaignac, der kurz zuvor, im Juni 1848, die rote Republik in Paris niedergeworfen und die Militärdiktatur eingeführt hatte.

Die Heckerhüte und Heckerbärte kamen überall auf, besonders auch in Hasle. Wer immer irgend in der Heimat ein Herz fürs Volk und die nötigen Haarmittel hatte, ließ sich in jenen Tagen einen Vollbart wachsen. Und um die Heckerhüte mit Federn zu schmücken, ward Jagd gemacht auf die Schweife aller Hähne im Städtchen. Ich habe in den Jahren 48 und 49 manchem Vaterlandsverteidiger manchen Hahn in den Gassen und Gäßchen hetzen helfen, um das arme Tier zu rupfen. Kein Hahn krähte mehr in dieser patriotischen Zeit, weil jeder trauerte um seinen schönsten Schmuck.

Als 1849 gar wir Buben Heckerhüte und Kokarden annahmen, wurden selbst die Hennen nicht mehr verschont, um hinreichendes Material zu erhalten. Ich erinnere mich noch wohl, eines Tages mit zwei Kameraden selbst in den geschlossenen Hühnerhof des Pfarrhauses eingedrungen zu sein, um den Hahn und die besseren Hühner des Dekans zu rupfen. Die Köchin Magdalene erhob aber einen Mordsspektakel, und wir mußten die Flucht ergreifen.

So seufzte die ganze Hühnerwelt unter der Manie der Heckerhüte und unter dem Druck der Freiheit.

Nebenbei redete, sang und trank man auch unter den Haslachern weiter über freiheitliche Wahnbilder, bis Struve im September die Republik in Lörrach nochmals proklamierte und den Philistern Badens neuen Stoff zu — Reden verschaffte. Trotzdem Struve, ein Fanatiker für Republik, aber ein sehr vielseitig gebildeter Mann, schon drei Tage nach seinem Einfall ins Land bei Staufen geschlagen und auf der Flucht in die Schweiz gefangen wurde, so war doch seine dreitägige Razzia nicht imstande gewesen, die Regierung, so günstig auch ihre Lage war, zur nötigen Energie zu bringen, und es ward eben weiter geschwärmt für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — allüberall im Lande. —

Spät im Jahre hielten wir damals in Hasle die Gedächtnisfeier für Robert Blum ab, der anfangs November in Wien, wo er auf den Barrikaden gekämpft, erschossen worden war.

In feierlichem Zuge ging's — die Jugend voran — auf den Kirchhof, drunten am trauten, grünen Strickerwald. In der Mitte des Gottesackers erhob sich ein Altar mit einer Rednerbühne davor. In der Höhe des Altars, in Ermangelung von Lorbeer mit Buchsbaumstauden verziert, hing ein Bildnis des Wiener Barrikadenhelden, den nun Wunibald, der Schmied, ein Diakonus von Hornberg und der Haslacher Rabenwirt Grieshaber als Ideal eines Republikaners verherrlichten.

Als ich später aus den Büchern den Robert Blum als einen wackern Volksmann, tüchtigen Redner und energischen Parlamentarier für die Freiheit kennen lernte, war ich froh, an seiner Totenfeier teilgenommen und einige Zeit neben einem Heckerhut auch einen hohen Robert Blum-Hut getragen zu haben.

Das denkt mir auch noch, daß während jener Feier ein sehr kalter Novembertag über dem heimatlichen Kirchhof lag

und daß es am Abend hieß, die Veranstalter des Festes seien in Untersuchung genommen, was ziemlich erschütternd auf kleinbürgerliche Seelen zu wirken pflegt. Des „Gotterbarms Franzsepp", des Oberlehrers Rudolf, zwei junge Leute, und der Metzger „Giger" wurden am gleichen Tage wegen hochverräterischer Wirtshausreden in Haft gesetzt und den ganzen Winter darin festgehalten.

Kaum aber war auch diese Untersuchungsgeschichte im Sand verlaufen, so faßten die Männer der Freiheit — aus der Presse stets neue Nahrung schöpfend — wieder Mut und brachten, nachdem sie schon im Mai dem konservativen Oberamtmann Dilger eine Katzenmusik gewidmet hatten, am Sylvesterabend die gleiche Ovation dem Pfarrer Kurz, einem Studienfreund und Intimus des Oberamtmanns.

In der Nähe des Pfarrhauses wohnte ein Gendarm Dürr, später Postschaffner in Freiburg; dieser gab auf die abziehenden Katzenmusiker einen Schuß mit Rehposten ab. Er traf einen der Haupträdelsführer, des „Stegenwebers Jörgle", so in den Oberschenkel, daß er Jahr und Tag krank lag. Er lag an seiner Wunde noch über die Revolutionszeit hinaus und ging dann nach Amerika.

Bei dieser Katzenmusik war ich nicht zugegen, wohl aber bei der oberamtlichen, und hatte dafür vom Vater Prügel bekommen, weshalb ich bei der pfarramtlichen wegblieb. —

Die Haslacher hatten durch ihre Taten des Jahres 1848 die Blicke der Regierung so auf sich gezogen, daß in den ersten Monaten des verhängnisvollen Jahres 1849 eine Kompagnie Soldaten unter Hauptmann Asbrand in der Vaterstadt einzog und längere Zeit darin verblieb. Sofort erkannte man, daß „Ruhe des Bürgers erste Pflicht" sei, und ich stelle mir noch ganz deutlich das patriarchalische Verhältnis zwischen Bürgern und Soldaten vor. Die letzteren arbeiteten an Werktagen zugunsten ihrer Quartiergeber alles mögliche, und an Sonntagen führten diese ihre Soldaten zu Bier und Wein, und alles war Harmonie und Friede.

Mir ward in jener Zeit zum erstenmal das Vergnügen zuteil, welches Kinder in sonst soldatenlosen Gegenden empfinden, wenn Einquartierung kommt. War das von da ab, so oft Militär kam, ein Rennen und Laufen von uns Knaben, bis wir die Soldaten das Tal heraufkommen sahen und dann mit ihnen in die Stadt einrücken konnten! Je mehr der Vater Einquartierung bekam, um so größer die Freude der Kinder.

Die ersten zwei Soldaten, die im Vaterhaus einzogen, waren aus dem Oberlande, der eine ein Glaser, der andere ein Rebmann, und ihr Bild steht heute noch zum Malen scharf vor meiner Seele. Einer hieß, das weiß ich noch, Gutgsell und war von Ebringen bei Freiburg. Ich habe mich vierzig Jahre später in seiner Heimat erkundigt nach ihm und die Auskunft erhalten, er sei schon anfangs der fünfziger Jahre nach Amerika ausgewandert. —

Kaum zogen aber diese badischen Soldaten, die vorgeblichen Beruhiger der Haslacher Freiheitsmänner, wieder ab, so loderte die Flamme der Demokratie wieder empor. Es kam der denkwürdige 13. Mai und die Offenburger Versammlung, zu der am frühen Morgen die Talbewohner in Scharen auf Leiterwagen abgefahren waren, um am Abend die Flucht des Großherzogs, die Meuterei der Karlsruher Garnison und die Bildung der provisorischen Regierung heimzubringen.

Von jetzt ab tobte die Revolution in unserem kleinen Städtchen wie ein alles mit sich reißender Strom. Wenn wir Knaben, oder richtiger gesagt, wenn ich bisher an der ganzen Geschichte nur Freude gehabt, weil es etwas zum Schauen, Spektakel und Neuigkeiten gab — so änderte sich in meinem jungen Herzen die Sache, als neun Zehntel der Haslacher Menschen, die Weiber und Mädchen mitgerechnet, republikanisch verrückt wurden. Auch mich riß die allgemeine Krankheit mit fort, und ich wurde Freiheitsmann mit Leib und Seele und bin es geblieben bis zum heutigen Tage. Die Milch der frommen, kindlichen Denkungsart verwandelte sich in gärend republikanisches Drachenblut, nachdem ich

auf einer Versammlung im Fürstenberger Hof den Diakonus Gerwig von Hornberg[1] und die kleine, lebhafte Frau des Schneiders Wendelin Eisenmann zur Freiheit hatte aufrufen hören.

Wie sehr beneidete ich die Menschen, die achtzehn und zwanzig Jahre alt waren und eine Bluse anziehen, den Heckerhut aufsetzen und exerzieren durften! Alle Hände waren beschäftigt fürs Vaterland: Die Hutmacher walkten Hüte, die Schneider, die „Damen" und Jungfrauen nähten Blusen, Schuster und Sattler machten Tornister und Patrontaschen, und uns Knaben blieb nur das Zuschauen und das Rupfen der Hähne und Hennen.

Es kamen bald zwei Feldwebel vom umgefallenen Militär als Exerziermeister. Der eine mochte in den ersten Tagen einsehen, was er getan, und erschoß sich, der andere aber blieb und machte das erste Aufgebot feldfertig. Als dasselbe zum ersten Male im Feuer exerzierte, ging dem „Biremichele", Florian Schwendemann, später Schutzmann in Mannheim, sein Gewehr nach hinten los und der Schuß ihm ins Gesicht; zum Glück das einzige Blut, das in der Vaterstadt vergossen wurde.

Hauptmann des ersten Aufgebots war der „Jörgle uf'm Graben", Georg Baumgartner, ein bildschöner Drehergeselle, sein Adjutant ein Aktuar des Oberamtmanns, Dirhold, beide gebürtige Haslacher. Das zweite Aufgebot, von den älteren Bürgern gebildet, kommandierte der Hafnermeister Nikolaus Haberstroh, der Freund meines Nachbars, des Strumpfwirkers. Es übernahm den öffentlichen Dienst, als das erste Aufgebot zu Expeditionen verwendet wurde.

Zu St. Georgen auf dem Schwarzwald wollten die Leute, von ihrem vernünftigen Pfarrer belehrt, nicht exer-

---

[1] Der Mann predigte auf dem Balkon gegenüber dem aufgehobenen Kapuzinerkloster und pries es namentlich, daß „jenes Geiernest der Pfaffen ausgehoben sei" und „der Freiheit nur noch eine Gasse zu machen sei durch die Revolution"!

zieren. Der Zivilkommissär jener Gegend, der Diakonus von Hornberg, erließ, in Abwesenheit des Haslacher Zivilkommissärs, eines jungen Rechtspraktikanten namens Stigler, der dreißig Jahre später als Bürgermeister von Rastatt mit mir in der Kammer saß, den Befehl an unsere Truppen, auf Exekution nach St. Georgen zu rücken und die Widerspenstigen zum Gehorsam zu zwingen.

Als die Haslacher einzogen, exerzierten die St. Georgener bereits; aber treu dem Befehl hielten jene Standquartier im Dorf und warteten auf Contre-Ordre zum Rückmarsch. Der machthabende Zivilkommissär ließ aber nichts mehr von sich hören und war auch nirgends zu finden. Er hatte den Haslachern und St. Georgenern einen Spuk gespielt. Endlich kehrte unser Zivilkommissär heim, fand sein erstes Aufgebot nicht und gab sofort Befehl zur Umkehr. Auf dem Rückweg trafen unsere Patrioten den Diakonus Zivilkommissär in Hornberg und prügelten ihn weidlich durch im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Es war übrigens ein Glück, daß es nicht zum Schießen kam, nicht für die St. Georgener, sondern für die Haslacher. Es stellte sich nämlich gleich nach der Heimkehr der letzteren heraus, daß das Pulver ihrer Patronen so schwach war, daß die Schüsse zischten wie Raketen und die Kugeln kraftlos vor dem Rohre zur Erde fielen.

Irgend jemand hatte den Haslachern einen Spuk ins Pulver getan. Hätten sie nun geschossen, so wäre ihre Schießerei so berühmt geworden, wie das bekannte Schießen der Nachbarstadt Hornberg. —

Indes hatte sich das zweite Aufgebot bewaffnet. Eingedenk der Worte Herweghs:

> Reißt die Kreuze aus der Erden,
> Alle müssen Schwerter werden! —

predigte der Nagler Bührer, man müsse den Rock vom Leib verkaufen, um Waffen zu bekommen. Er forderte selbst vom

Pfarrer Waffen, der aber nichts hatte als eine alte Pistole ohne Schloß. Gleichwohl nahm sie der Patriot in seinen Gürtel und versprach, „nach dem Sieg über Pfaffen und Fürsten" sie wieder heimzubringen.

Selbst Jungfrauen schlichen in jenen freiheitlichen Stunden umher, den Dolch im Gewande, und schwuren, nur einen solchen zu heiraten, der für die Freiheit die Waffen getragen. Einzelne Weiber wurden zu „Hyänen" und brachten zuerst den Gedanken an die Guillotine, von der unser Nachbar Strumpfwirker schon oft gesprochen, auf die Tagesordnung, indem sie vorschlugen, jedem „Feinde des Vaterlands" auf einem „Strohschneidestuhl" den Hals abzuschneiden.

Von diesem Schicksal bedroht war in erster Linie mein guter Vater, einer der wenigen Bürger, die den Kopf nicht verloren hatten. Er nannte die ganze Geschichte von 1848 und 1849 ganz richtig eine unüberlegte „Advokatenkomödie"; denn Advokaten, vorab Hecker und Struve, waren es, die den Spektakel in Szene gesetzt und, als der Sturm losbrach, ihn nicht zu leiten wußten. Mein Vater sagte den Leuten von Hasle, es sei eine Narrheit, daß wir in Baden Deutschland in eine Republik verwandeln wollten; und je unsinniger es getrieben wurde, um so schneller sah er das Ende kommen. Er war auch kein Freund der Fürsten, sah aber ihre Macht noch für zu groß an, um sie zu brechen. Ich erinnere mich noch, daß er öfters sagte: „Wenn ihr einmal alle Fürsten gefangen habt und mir sie in meiner Scheuer einsperrt, so will ich an eure Sache glauben und euch helfen, den Fürsten den Meister zu zeigen für alle Zeit."

Auch auf das Nationalparlament in Frankfurt hielt er nichts. Er nannte es „Geschwätzwerk" — aus dem nichts hervorgehen könne, als daß es noch minder werde denn vorher.

Und so war es auch. Die Mehrheit jener Versammlung wollte ja nie von ihren lieben Fürsten lassen und erwartete alles von der konstitutionellen Monarchie, bei der jeweils und

bis heute die Fürsten am besten abschneiden. Sie wollte, wie Scherr so treffend sagt „den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen, sie wollte ein Messer ohne Klinge handhaben, eine Revolution machen ohne Revolution"[1]. —

Und was hatte mein verständiger Vater, der brave Mann, alles zu dulden? Genau das, was man denen antat, welche anfangs der siebziger Jahre als „Reichsfeinde" galten. Und noch mehr! In seine eigene Familie war die Revolution eingezogen: Die Mutter, die Großmutter und meine knabenhafte Wenigkeit standen mit Leib und Seele auf Seite der Revolution, besuchten wider willen des Vaters Volksversammlungen und stifteten Zorn, Streit und Ärger in das sonst so friedliche Haus.

Eines Tages, an einem Sonntag, hatte eine Versammlung stattgefunden in dem benachbarten Dörfchen Weiler, im Ochsen. Hier machte man den Leuten die famose Anleihe der provisorischen Regierung mundgerecht, und als wir am Abend heimkamen, wollte die Großmutter einige Tausend Gulden bei der neuen Republik anlegen. Wenn der Vater nicht mit ewiger Feindschaft und mit der Verbannung aus dem Hause gedroht, die gute, alte Republikanerin hätte ihr sauer verdientes Geld den Revolutionsmännern in Karlsruhe geopfert.

An jenem Abend aber grollten Mutter, Großmutter und Kind in finsterem Grimm republikanischer Herzen dem verständigen Vater.

Ich hätte nie geglaubt — ich kann dies ja jetzt erst ermessen — daß man für die Ideen von Freiheit und Volkswohl, selbst wenn sie die reinsten Karikaturen sind, so entsetzlich begeistert werden kann, wie damals Männer, Weiber und Buben es waren in meiner Heimat und im ganzen Lande. Es ist jammerschade, daß jene Unsumme von Begeisterung keiner vernünftiger angelegten Sache galt.

[1] Johannes Scherr „1848 ein weltgeschichtliches Drama". Leipzig 1875. Ein herrliches Buch.

In mir selber haben jene Tage die Liebe zur Freiheit angezündet; aber ich bin längst zur Erkenntnis gekommen, daß die wahre Freiheit nur ein persönliches Gut ist, das man sich erringen muß durch eigene Arbeit und eigene Erziehung zum freien Manne. Da dies aber schwer ist und zudem die meisten Menschen von Natur, Geburt, Erziehung und Gewohnheit aus knechtselig sind, so wird die Mehrheit der Menschen allezeit so bleiben und das ist der Trost für Fürstentum, Monarchie und Despotismus. Darum ist auch eine wahre Republik so selten möglich unter den Menschen. Zu den Völkern aber, die am wenigsten für eine Republik taugen, gehört das deutsche. — —

Spott, Hader und Drohung konnten meinen Vater nie einschüchtern, die Sache beim wahren Namen zu nennen. Ja, er ließ unsere jungen Burschen, Hugo und Sepp, nie zum Exerzieren, wenn er sie daheim nötig hatte. Unvergeßlich wird mir der Abend sein, da eine Abteilung Blusenhelden, geführt von einem Gerbersjüngling, mit Gewalt meine beiden Hausfreunde zu den Waffenübungen holen wollte. Mein Vater, ein riesengroßer Mann und alter, gedienter Grenadier, sah die Tapfern nahen, holte sein Gewehr mit Bajonett und stellte sich unter die hintere Haustüre. „Wer mit Gewalt in mein Haus dringt, wird mit Gewalt empfangen!“ rief er der Schar zu, die, verblüfft ob der entschiedenen Haltung des ehemaligen Bürgerwehrhauptmanns, Kehrt machte.

Hätte das badische Ministerium Bekk gegenüber dem Heckerputsch und der Struve-Geschichte so viel Energie gezeigt, wie der einfache Bäckermeister von Haslach, so wäre namenloses Elend unserm Lande erspart worden. Allein Bekk war eben ein liberaler und deshalb humaner Mann, der vor „Bürgerblut“ zurückschreckte, wie unsere heutigen Liberalen vor der Prügelstrafe und vor dem Kopfabschneiden.

Immer wilder wurde die Revolution in der stillen Heimat. Der Nagler Bührer und der Seifenazi machten bereits

Teilungsprojekte, um die Gleichheit des Besitztums herzustellen. Eine diesbezügliche Proklamation schlug der nichts zum Teilen besitzende Naglermeister eines Morgens an unsere Hausecke, und „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!" rief er pathetisch an den Fenstern des dummen „Bäckephilipps" hinauf. Und des Vaters unendlich dümmerer Sohn flammte damals für den Nagler Bühler und Konsorten.

Ich erinnere mich noch, daß dieser Aufruf schloß mit den Worten: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Gleich darauf kam ein großer Student, der Sohn des Notars Vögele, las das Papier und riß es wieder ab. Ich bewunderte den Mut des jungen Mannes, der später als Pfarrer gestorben ist, war aber doch bös auf ihn, weil er sich als Gegner der Revolution kundgab. —

So kurz auch der Revolutionstaumel dauerte, so machten die Haslacher Freischaren doch noch beim Auslöschen der badischen Republik einen zweiten Feldzug. Drunten im Unterlande waren die Freischärler bereits geschlagen und ihre Armee auf dem Rückzug gen Rastatt, während die revolutionäre Regierung und etwa zwanzig Gesetzgeber sich nach Offenburg retiriert hatten. Sie beschlossen jedoch, sofort von da nach Freiburg zu wandern, die in Karlsruhe mitgenommenen Gelder aber vorauszusenden.

In der benachbarten Stadt Lahr war dies bekannt geworden, und einige antirevolutionäre Männer planten, den Geldwagen an der Station Dinglingen anzuhalten. Sie verjagten die wachhaltenden Freischärler am Bahnhof; doch der Bahnzug mit dem Geld kam nicht, weil die Herren in Offenburg Wind bekommen hatten.

Jetzt erschien am folgenden Morgen, 26. Juni, Brentano mit der Offenburger Bürger-Artillerie und den H a s l a c h e r, Gengenbacher und Zeller Freischaren zur Exekution in Lahr. Die Stadt wurde entwaffnet und kontribuiert. Zum Glück floh die ganze Gesellschaft, zu der sich später noch Sigels aufgelöste „Armee" gesellt hatte, erschreckt durch Kanonen-

donner von Straßburg her und durch die Kunde vom Anrücken des Lahrer ersten Aufgebots, das im Unterland gekämpft — in den ersten Tagen des Juli nach allen Seiten. Sie nahmen aber noch mit, was zu bekommen war. Auch die Haslacher gingen mit einem annektierten Pferde unter den ersten der Heimat zu.

Vorher aber verlangte ein Bierwirt in Dinglingen, wo die Haslacher kampiert hatten, Geld für gelieferten Gerstensaft. Unser Hauptmann, „der Jörgle" — so erzählte mir sein Diener, der „Schneidersepp" und spätere Stadtbote, der heute, 1910, noch lebt, ein hoher Achtziger, — lag noch voll Katzenjammers im Bett. Auf Drängen des Gläubigers mußte der sorgsame Hauptmannsbursche den „Gestrengen" wecken und ihm das Begehren des Dinglinger Bierlieferanten mitteilen. Empört springt der Held von seinem Lager, ergreift sein Schwert und stürzt „im Hemd" auf den fliehenden Biermann mit den Worten: „Was! Du willst Geld für Bier, das Männer getrunken haben, die fürs Vaterland kämpfen?!"

So hat der Mann, wenn er noch lebt, sein Bier noch „zu gut". —

Auf dem Heimzug über den Schönberg stritten sich die Führer der beiden Kinzigtäler Kontingente, wer auf dem annektierten Gaul reiten dürfe. Der Sieg blieb meinen Mitbürgern, und ich sehe heute noch, wie der Drechsler-Hauptmann auf dem Rappen an der Spitze seiner Schar ins Städtchen einritt.

Die Tage von Aranjuez waren zu Ende. Die Treffen an der Bergstraße und in der Rheinebene waren vorüber, und schon zogen die Oberländer Soldaten versprengt und flüchtig über die Berge und durch die Wälder des Kinzigtales der Heimat zu. Sie wurden von den Patrioten meiner Vaterstadt gesucht und gefangen wieder landabwärts geliefert. Als ich die armen, gehetzten, von den Bier- und Maulhelden beschimpften Soldaten im Rathaus-Saale sah, da wich mein

Fanatismus für Freiheit dem Mitleid, und gerne brachte ich den Leuten jeweils im Auftrag des Vaters Brot und Speck. „Diese Lumpen brauchen nichts zum Fressen!“ hieß es zwar, allein ich drang als anerkannter Patriot durch die Wächter und erquickte die Opfer der Betörung.

Diese Soldaten waren doch vor dem Feinde gestanden, während ihre Beschimpfer geflohen waren, als sie aus der Ferne schießen gehört hatten.

Einer der Gefangenen hatte ein von den Preußen erobertes Zündnadelgewehr bei sich. Es wurde ihm abgenommen und als das erste dieser Art von den Freischärlern angestaunt. Draußen beim Kloster wollten sie damit schießen, aber sie konnten es nicht; worüber mein Knabenherz nicht wenig sich freute. „Wenn die Preußen solche Waffen führen,“ meinte der probierende Biremichele, „so können wir nicht gewinnen.“ Sprach's und abgehärmt im Geiste zog man mit dem unergründlichen Zündnadelgewehr zum Rathaus zurück.

Noch in den letzten Tagen war viel vom Strohstuhl (Guillotine) die Rede. Einige wollten, echt kommunardenmäßig, die kurze Macht noch benützen, um denen, die nicht mitgetan, ans Leben zu gehen. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn es drauf und dran gekommen wäre, niemand sich zum Henkeramt hergegeben hätte. Die ganze Geschichte vom „Blutgericht“ saß mehr auf der Zunge als in dem Ernst einer Tat. —

Unter Raub und Plünderung wälzten sich die geschlagenen Freischaren das Land herauf, der Schweiz zu. Das Korps Willichs, der schon mit Hecker bei Kandern gefochten, nahte dem oberen Kinzigtal. Weil dasselbe in Offenburg die Eisenbahnkasse und einiges andere hatte mitgehen heißen, war man in Haslach besorgt, von diesen Mitbürgern und Freiheitsmännern ebenfalls bestohlen zu werden.

Es war an einem Sommer-Sonntag-Abend, als die Vorboten für den andermorgigen Einzug im Städtchen er-

schienen. Am folgenden Tag sollte ein Jahrmarkt stattfinden, eine gefährliche Gelegenheit für durchziehende Horden. Man beschloß deshalb, die Truppen auf dem „Mühlengrün", oberhalb der Stadt, zu plazieren und reichlich zu bewirten, den Führer aber zu bitten, seinen Freiheitsmännern den „Besuch" des Jahrmarkts zu untersagen.

Willich, wohl eingedenk dessen, daß die Haslacher zu den begeistertsten Freiheitsmännern gehört hatten, ging auf das Gesuch des Bürgermeisters ein, und so sahen wir die Scharen durchziehen und auf dem Wiesenplan kampieren. Mit Willich ritt ein Weibsbild in Bluse und mit Heckerhut voraus, hierauf folgten zwei bayerische Chevaulegers, einzelne Infanteristen und das Gros der Blusenmänner, fast aus allen revolutionären Nationen bestehend. Einige Geschütze und einige Wagen voll Marodeurs und elender Militäreffekten bildeten den Schluß.

Daß wir Knaben keinen Augenblick von den Freischärlern wichen, versteht sich von selbst. Ich entsinne mich, daß dieselben draußen auf der Wiese in Gruppen beisammen standen und über Willich schimpften. Warum, weiß ich nicht mehr. Vielleicht, weil er ihnen den Jahrmarktsbesuch verboten? Jedenfalls konnte auch ein Knabe merken, daß Ordnung und Disziplin völlig gewichen seien.

Da fiel von der Treppe des unfern der Wiese am obern Stadtende gelegenen Ochsenwirtshauses ein Schuß. Ein Freischärler hatte ihn in der Richtung abgesandt, in welcher Willich mit einigen Führern stand. Sofort hieß es, er habe den Oberkommandanten erschießen wollen; worauf die zwei bayerischen Reiter auf den Attentäter losgelassen wurden. Der Mann floh, die Reiter im Galopp hinter ihm her; am Mühlbach angekommen, sprang der zum Tod Geängstigte in das Wasser, in welches die Chevaulegers ihm folgten. Am andern Ufer erreichten sie ihn und wollten eben mit blanker Klinge auf ihn einhauen, als der Ochsenwirt, der gleiche Xaver, der einst als Kutscher des „Herrn" im Vater-

haus fungiert hatte, den Pferden in die Zügel fiel und die Reiter mannhaft und todesmutig abhielt, den gehetzten Menschen niederzuhauen. Mit Schrecken hatte ich dieser Szene zugeschaut. Was weiter geschah und wie die Geschichte sich aufklärte, ist mir nicht mehr im Gedächtnis.

Am Nachmittag zog das Freiheitsheer, nicht ohne daß einzelne den Jahrmarkt besucht und Schuhe und Stiefel mitgenommen hatten, talaufwärts mit allen Zeichen beginnender Auflösung. In Donaueschingen plünderten sie noch, wie die Kunde bald kam, das Schloß des Fürsten von Fürstenberg.

Wenige Tage später, und es hieß, die Preußen rückten schon gen Offenburg. Jetzt flohen die Rädelsführer der heimischen Revolution nach allen Seiten, die ärger Gravierten der Schweiz zu, die weniger Besorgten, aber doch Ängstlichen in die nahen Wälder. Unter den letztern befand sich Wunibald, der Schmied. „Inter arma silent musae." Sobald es an die allgemeine Volksbewaffnung gegangen war, wurde unser Volksmann still und stumm. Gleichwohl floh er, eingedenk seiner früheren Feuerreden über Robert Blum usw.

Die misera plebs, die gemeinen Freischärler und sonstigen Bürger, blieben, mit ihnen der freiheitliche Bürgermeister, der trotz der Gefahr seinen Posten nicht verließ. Es war der ehemalige Leutnant im Bürgermilitär, der „Schwarzbeck" Joseph Fakler, ein hochbegabter Mann.

Aber jetzt begann eine der komischsten Aktionen sich abzuspielen: Die Heckerbärte wurden schleunigst aus dem Gesicht der Patrioten vertilgt, und die Rasierer hatten wahre Riesenarbeit, bis diese Haarwälder gefällt waren; denn jeder wollte „glatt" sein, ehe die Preußen kämen. Man erkannte die Leute kaum mehr, so zahm sahen sie jetzt aus. Auch die Heckerhüte und die Hahnenfedern verschwanden, und mit den reinsten Lammesmienen sah man den kommenden Preußen entgegen.

Mich aber empfingen diese seitdem so bekannt und be-

rühmt gewordenen deutschen Brüder noch im — Heckerhut. Der Tag, an dem ich die ersten Preußen sah, ich glaube, es war der 24. Juli 1849, während noch das Banner der Republik auf dem jungen Kopfe prangte, ist in meiner Erinnerung doppelt rot angestrichen!

Mit der Republik war es aus, wenigstens im Publikum; in meinem Innern aber lebte noch die republikanische Begeisterung, und auf meinen schwarzen Haaren saß noch das schwarze Heckerhütchen mit Kokarde und einem Büschel feiner Hennenfedern. Gleichwohl hatten auch wir Knaben uns bereits wieder den Werken des Friedens zugewandt, und so zogen denn eines Morgens mein Vetter Karl und ich zwei Stunden westwärts auf die „Breitebene", um Tauben zu holen.

Droben auf jener luftigen Bergeshöhe im Westen des Städtchens weilte auf einsamem Hof unser Taubenlieferant, der Sohn des „Roserbauers". Er hatte schöne, schwarze und lichtgraue Tiere um billigen Preis, die aber in der Regel den weiten Weg wieder heimfanden und von uns dann wieder geholt wurden. So auch an jenem schönen Sommermorgen des Jahres 1849. Jeder von uns trug außer dem Heckerhut einen Korb, um die Flüchtlinge zu bergen.

Eben hatten wir am Nachmittag mit unserer Ware den Rückweg angetreten und hüpften lustig bergab, als uns des Geiger-Metzgers Heinrich, später Charcutier (Wurster) ersten Rangs in der Heimat, unser Schulkamerad, begegnete, der aufwärts stieg, um Schafe zu holen für seinen Vater. Schon von weitem hatte er uns zugerufen: „Die Preußen sind da!" — und dann, näher gekommen, erzählt, wie sie den Bürgermeister und andere bereits verhaftet hätten, um sie zu erschießen.

Das war ein großes, neues Ereignis und füllte unsere Knabenseelen mit freudiger Neugierde; hurtiger als zuvor eilten wir deshalb dem Tale zu.

Kaum hatten wir aber unterhalb des Dörfchens Hofstetten die Landstraße erreicht, als von Haslach her uns die

ersten Pickelhauben entgegenfunkelten. Es war ein starkes Detachement Preußen, das dem Elztal zudirigiert wurde. In kurzer Zeit mußten sie an uns vorüberziehen.

Die Preußen konnten nach der Schlacht bei Sedan nicht mehr Respekt vor sich selber haben, als ich damals fühlte, da ich die ersten Pickelhauben auf mich zukommen sah. Wenn ich heute alle Großtaten des preußischen Volkes überdenke und seine lobenswerten Eigenschaften zehnfach potenziere, ich bringe jenes Hochgefühl von Staunen und Furcht nicht mehr hervor, das in jenem Moment in meinem Innern wogte.

Von diesem Gefühl lediglich in Besitz genommen und Auge und Herz nur auf die nahenden Preußen gerichtet, hatten wir vollständig vergessen, daß wir noch Heckerhüte auf den Köpfen trugen, und so schritten wir harmlos, mit den Insignien republikanischer Freiheit bedeckt, den Soldaten entgegen. Wir getrauten uns aber nicht, als wir noch wenige Schritte von ihnen entfernt waren, die Straße mit ihnen zu teilen, sondern wichen respektvollst aus und schlichen demütig am Rande der Felder hin.

Unsere Aufregung und unser Staunen hatte alle Sinne mit Beschlag belegt, als die erste Sektion an uns herankam. Wie betäubt schauten wir in die anrückende Soldatenmasse. Aber, o weh! Kaum hatte der erste Leutnant uns erblickt, als er, den blanken Degen in der Hand, uns zurief: „Jungens, wollt ihr diese verfluchten Hüte herunternehmen!“ — und zu gleicher Zeit hielten einige Soldaten, ebenfalls schimpfend, ihre Gewehrläufe — offenbar nicht im Ernst, auf uns an. Wenn man in diesem Augenblicke uns erschossen hätte, wir hätten davon nichts verspürt, so war uns der Schrecken in die republikanischen Glieder gefahren. Wie die ersten Menschen erschraken, da sie erkannten, daß sie nackt seien, so grell ging uns das Mißliche der Situation auf, als wir erinnert wurden, daß wir bedeckt seien, bedeckt mit dem Hute der Empörung.

Nie mehr habe ich seitdem die Preußen so gefürchtet, wie in jenem unheimlichen Moment, da ich vor den Siegern erschien als Empörer. Im Nu hatten wir die Hüte abgenommen und trugen sie so bescheiden als möglich in der den Preußen nicht zugekehrten Hand, nahe an den Leib gedrückt. So zogen wir barhäuptig und mit den ehrerbietigsten Mienen von der Welt an den immer nachrückenden Kolonnen vorüber. Aber siehe da! Ein Soldat hat unsere Heckerhüte wieder erkannt, droht abermals mit dem Gewehr und ruft: „Jungens! Fort mit diesen Hüten! Verdammte Freischärler!"

Wiederholter Schrecken, der jetzt in Tränen überging, um das Mitleid der Krieger zu gewinnen! Und doch warfen wir die Hüte nicht weg. Es kam bei aller Not ein rettender Gedanke. Wir öffneten sachte unsere Körbe und legten die unheilvollen Filze auf unsere Tauben. Jetzt hatten wir Ruhe, und unbeschrieen konnten wir die folgenden Truppen passieren. Im Taubenkorb trugen wir unsere Revolutionshüte heim, um sie nie wieder — in dieser Form — aufzusetzen. Wir waren bekehrt zur Untertanentreue, bekehrt durch die Gewehrläufe der Preußen. —

Man sagt mir nach, ich sei kein Freund der Preußen und hätte das schon in verschiedenen Schriften ausgesprochen; wenn das der Fall wäre, so könnte möglicherweise ein Stachel in mir sitzen geblieben sein von dem ersten Zusammentreffen mit den preußischen Soldaten her, zurzeit, da ich noch Revolutionär war. Die Preußen haben mir ein Ideal zerstört, die kleine badische Republik, und mich scharf verdemütigt, indem sie mich unbedeckten Hauptes an sich vorüberziehen machten. Beides vergißt man aber nicht leicht, zerstörte Ideale und scharfe Verdemütigungen.

Heute noch schwärme ich für Demokratie, doch nicht mehr für badische oder deutsche Republik; zu haben wäre ich nur für eine solche mit drakonischen Gesetzen und mit Bürgern, die keine geborenen und erzogenen Deutschen wären, welche Nation es ohne Fürsten nicht aushält. —

Als Vetter Karl und ich daheim ankamen, hatte daselbst durch die vorgenommenen Verhaftungen eine allgemeine Panik Platz gegriffen. Wer irgend noch freiheitliche Regungen, sei es in Lied, Wort oder Tat, auf dem Gewissen fühlte, verduftete nachträglich. Am folgenden Morgen kamen abermals zwanzigtausend Preußen aller Waffengattungen das Tal herauf. Zuerst erschienen einige Lanzenreiter, dann Infanterie mit gespanntem Hahn in solcher Menge, daß wir armselige, junge Freischärler im Gefühle unserer Nichtswürdigkeit erschauerten. Tausende und aber Tausende von Soldaten lagerten nun auf der Landstraße, da alle Quartiere voll waren, und wir Knaben holten ihnen für Geld Brot und Wein. Unsere Freude an den vielen Soldaten hatte alle republikanischen Gedanken verdrängt, und gerne leisteten wir den Preußen, aber unbedeckten Hauptes, Handdienste.

Wunderbar, und das muß ich den Preußen nachsagen, war in jenen Zeiten, wo sie als Feinde in Feindesland waren, ihre Mannszucht, die auch für uns Knaben verständlich grell abstach gegen das Gebaren des Freiheitsheeres.

Am gleichen Tag ließ der kommandierende General meinen Vater rufen und ernannte ihn zum Bürgermeister. Man hatte im Fürstenberger Hof die Akten des Revolutions-Komitees gefunden und dabei auch eine Liste der zum Strohstuhl Befähigten. Obenan stand der Name meines braven Vaters. Der General dachte sich nach dieser Skala den Mann als den „königstreuesten" und rief ihn deshalb zu jenem Amte. Mein Vater weigerte sich, weil er „schwach in der Feder" sei, eine große Familie habe und bei seinem Geschäfte bleiben müsse. Der General gibt ihm Bedenkzeit und droht mit Strafeinquartierung. Mutter und Großmutter, jetzt bekehrt, wünschen in weiblichem Unverstand, daß der vielgeplagte Gegner der Revolution nachgebe. Er bleibt fest bei seiner Weigerung und schlägt dem General einen federgewandten Bürger vor, der seit Jahren im tiefsten Frieden sein „kölnisch Pfeifchen" geraucht, den ehemaligen Hammerschmied Alois

Kern. Der Kommandant — ich glaube, er hieß Hanecken — ging darauf ein, und der konservative Bäckermeister blieb in seiner Backstube, statt auf die Ratsstube zu wandern.

Der ganze Gemeinderat und der Ausschuß wurde abgesetzt und neu ernannt. In den Ausschuß sollte aber mein Vater eintreten, und er tat es, weil diese Behörde selten zusammentrat und auch große Amtsbefugnis besaß. Sie hatte alle Ausgaben, selbst die kleinsten, zu genehmigen, so wenn der Kapellmeister Lambert Fischinger eine Klarinette für die Stadtmusik anschaffen wollte oder ein Polizeidiener einen neuen Rock brauchte. —

Wir bekamen in der Folge viele preußische und norddeutsche Soldaten aller Waffengattungen ins Quartier, die teils talab, teils talaufwärts zogen. Mit allen hatte ich Verkehr, eben weil sie Soldaten waren, am liebsten mit den Reitern, unter denen auch schöne mecklenburgische Dragoner sich befanden, die einen Adler auf dem Helm trugen und ihre Rosse in der alten fürstenbergischen „Trotte“ hatten.

Ich habe manchem Offiziersdiener in jenen heißen Sommertagen die Pferde in die Schwemme reiten helfen; für mich war es eine wahre Staatsaktion, einmal auf einem Militärgaul sitzen zu können.

Eines fiel mir jedoch schon damals auf: Unter den preußischen Unteroffizieren und Soldaten, die mir, wie alle Soldaten und jeder Mensch in der Fremde überhaupt, von ihrer Heimat erzählten, fanden sich sehr viele, die behaupteten, ihre Väter seien Rittergutsbesitzer, worauf ich die Leute wie vornehme Herren anschaute. Heute würde das jenen Eindruck schon deshalb nicht mehr auf mich machen, weil ich den „preußischen Dialekt“ etwas besser verstehe als damals. Übrigens hatte schon in jenen Tagen ein mecklenburgischer Dragoner, der bei uns im Quartier lag, die Bosheit, mich aufmerksam zu machen, diese preußischen Rittergutsbesitzergeschichten nicht als bare Münze anzusehen.

Auch den späteren Kaiser Wilhelm I. sah ich in jenen

Tagen als nicht sehr beliebten Prinzen von Preußen in einer Chaise mit einer Truppenabteilung am Vaterhaus vorüberziehen. Die Tochter des Rentmeisters, an einen Beamten verheiratet und eben bei ihren Eltern auf Besuch, winkte dem hohen Herrn mit einem weißen Taschentuch vom Fenster aus zu. Mir kam diese Hantierung hier zum erstenmal im Leben zu Gesicht. Ich fand es aber damals schon sehr dumm, wie heute noch, einem berühmten Manne oder gar noch einem Soldaten mit einem Taschentuch „laudes“ zu schießen. Einen Mann der Schlachten so ehren wollen, kommt mir gerade vor, wie wenn man ein Kanonenrohr mit einem Strohhalm oder einer Taubenfeder zieren wollte. Wenn ein „Gänschen" dem andern mit dem parfümierten Stück Leinwand ein nichtiges Adieu zuweht, so mag das würdig sein, sonst aber ist's lächerlich. Ich erinnere mich deshalb noch lebhaft des Ärgers, den ich über die „Dame" empfand, als sie dem Prinzen zuwinkte, wie wenn er ihresgleichen wäre. —

Ich entsinne mich aus den Jahren 1848 und 49 noch zweier deutscher Bundeskontingente, die in der Heimat einzogen, aber der Zeitpunkt ist mir nicht mehr präsent. Ich weiß nicht mehr, waren die Frankfurter und die Hessen im Heckerjahre oder in der eigentlichen Revolution bei uns. Vor den letzteren bekam ich keinen großen militärischen Respekt. Wir hatten deren sechs Mann im Quartier und sie in eine geräumige Stube in einem kleinen, der Großmutter gehörigen Hause gelegt. Als ich aber am Morgen ihnen den Kaffee bringen wollte, hatten sie die Türe von innen vollständig verbarrikadiert aus Furcht vor den blutdürstigen Haslachern. Mir kam diese Furcht sehr schwächlich vor, und ich glaube kaum, daß ich vor diesen Hessen meinen Heckerhut in den Taubenkorb versteckt hätte, wie vor den Preußen.

Von den Frankfurtern aber lag in unserem Hause beim „Herrn" als Einquartierung ein blutjunger Fähnrich, Patriziersohn der freien Reichsstadt. Mit dem bekam ich Streit,

weil er prahlte, wie man die Freischärler zu Paaren treiben müsse. Geärgert darüber, erklärte ich ihm, daß, wenn es darauf ankäme, wir Buben es mit ihm und seinesgleichen aufnehmen würden, worauf er sein Säbelchen zog und mir die Stiege hinunter nachsprang. Ich retirierte auf die Straße und in das Haus des Strumpfwirkers; der Held folgte nicht, weil mein Vater ihn mit kräftiger Hand unter unserer Haustüre aufhielt und ihm begreiflich machte, daß ein Soldat nicht auf kleine Buben Jagd machen dürfe.

Wir blieben aber, so lange das Männchen mit seinem geschliffenen Frankfurter Deutsch im Hause wohnte, stets auf Kriegsfuß. Sein Bild steht noch unverwischt vor mir. Vielleicht fungiert er jetzt, alt geworden, als Handelsherr in einem Frankfurter Kontor. Jedenfalls rangiert er nicht unter den preußischen Generalen.

Überhaupt benahmen sich die Frankfurter Söldlinge am ungezogensten. Und es ist auch in der Richtung ein Glück, daß in Deutschland derartiges Militär aufgehört hat. —

Soldaten kamen, Soldaten gingen, bis endlich der letzte Preuße abwärts gezogen war und die Nachwehen der Revolution in der Heimat gefühlt zu werden begannen. Der Bürgermeister, Wunibald, der Schmied, der Nagler Bührer und einige andere wanderten nach Freiburg in längeres Gefängnis, wieder andere, wie der Seifenazi, zogen übers große Wasser und starben in Amerika. Den Hauptmann vom ersten Aufgebot traf ich 1874 als Drechslermeister in der Bundeshauptstadt der Schweiz. Die Freischärler von dazumal sind bis auf einige wenige längst tot, selbst schon die meisten Buben, die ihren Taten einst zugeschaut.

Der Rabenwirt und langjährige Gemeinderat Grieshaber, ein intelligenter Mann, der es in jenen Tagen zum Abgeordneten „der konstituierenden Versammlung" gebracht, floh nach Frankreich und starb hochbejahrt in Angers.

Von denen, die eine Rolle spielten, lebte, als dies Buch 1879 zum erstenmal erschien, in Hasle nur noch der Sattler

Jäckle, und seine Rolle fällt in die Zeit unmittelbar nach dem Aufstand. Er hatte im Auftrag der Stadt Patrontaschen und Tornister für die Haslacher Freischärler gefertigt, aber kein Geld erhalten. Er ließ deshalb am 19. November 1849 durch den Notar auf die Rathausglocke und die städtische Speckwage Beschlag legen. So wurde das Glöcklein, das die Bürger in der verwichenen Sturm- und Drangperiode so oft zum Dienst fürs Vaterland gerufen, gepfändet und sollte am 24. Dezember richtig versteigert werden. Jetzt wich der reaktionäre Gemeinderat dem energischen Sattler-Wendel, bezahlte ihn und rettete die eherne Stimme der Gemeinde vor Schmach und Schande.

Wunibald, der Schmied, ließ noch manche Rede los; er erlebte noch die Zeit des Kulturkampfes und hat noch wacker in diesem Genre gepaukt, bis der Tod, welcher auch die stärksten Redner zwingt, ihn niederkämpfte, ihn, den Mann mit entschiedenem Talent und mit dem redlichen Herzen für Freiheit und Volkswohl.

Die Haslacher aber blieben seitdem die loyalsten Untertanen und gingen, meine Wenigkeit ausgenommen, stets die Wege einer weisen Regierung. Nur vor Jahren vergaß der Gemeinderat am Geburtsfest des Landesfürsten „mit Böllern" zu schießen, was einige niedere Bedienstete meinen Mitbürgern als illoyal und revolutionär auslegen wollten. Ich aber sage: „Honny soit qui mal y pense!" Vergessen können ist die schönste Tugend des Menschen. Und wenn die Väter der Stadt auch einmal das Pulver vergessen haben, so ist den Haslachern das Pulver doch noch lange nicht ausgegangen, das Pulver ihres heitern, unverwüstlichen Herzens, das alle Tugenden und alle Fehler echten Deutschtums in sich trägt und als Erbteil weiter geht von Geschlecht zu Geschlecht. —

So zog die Revolution an meiner Jugendzeit vorüber, eine Revolution, die auf gerechte, wahrhaft freisinnige Ursprünge zurückzuführen ist. Durch die Unfähigkeit ihrer

Leiter und durch den schmachtlappigen Liberalismus der Professoren, Beamten und besseren Bürger, die im Frankfurter Parlament saßen, verlief die große freiheitliche Bewegung des Jahres 1848 im Sande und bald triumphierten wieder die Fürsten und die „Rückwärtserei" in ganz Deutschland. — — —

Ich habe in diesem Kapitel die äußere Revolution der großen Menschen aus kleinem Kreise vorgeführt und so das eigentliche Knabenterrain verlassen. Kehren wir wieder dahin zurück, aber, in einigem Anklang an das eben Erzählte, zu den Schattenseiten der kleinen Menschen.

Mutwillen und Bosheiten.

Ein deutscher Schriftsteller, wenn ich nicht irre, ist es Friedrich August Schlegel, sagt irgendwo, man nehme bei Darstellung seiner Jugenderinnerungen gerne „seine Kindheit auf den Arm und liebkose dieselbe zärtlich". Ich möchte diesem Fehler nicht verfallen und habe zu diesem Zweck mir von Anfang an vorgenommen, ein eigenes Kapitel all dem zu widmen, was mit „zärtlichem Küssen" nichts zu tun hat.

Ich darf dieses Sündenbekenntnis um so weniger unterlassen, weil viele Leute, die mich heute für hochmütig halten, alsbald sagen würden, ich sei schon von Kindesbeinen an in mich verliebt gewesen und verschweige deshalb auch alle jugendlichen Schattenseiten. Ich habe zwar nach meinem besten Wissen und Gewissen mich noch nie zu verherrlichen gesucht, allein meine Feinde sagen es, und die kommen oft der Wahrheit viel näher, als die Freunde.

Trotzdem ich aber überzeugt bin, daß selbst eine offene Darlegung meiner Sünden und Fehler meine Gegner nicht mit mir versöhnen wird und sie mir nie das Lob eines demütigen Sünders geben werden, will ich doch die hervorragendsten Bosheiten meiner Knabenzeit erzählen; denn sie gehören, ob ich damit etwas erreiche oder nicht — zur Vervollständigung meiner Jugenderinnerungen.

Wenn die Offenbarung von der Erbsünde nicht wäre, bliebe es ein seelisches Rätsel, über das alle Philosophen nicht hinauskämen, warum das kleine Menschenkind stets eher zum

Bösen als zum Guten geneigt ist. Schon in dem kaum zum Leben erwachten Wiegenkind tritt das Grundübel des Menschengeschlechts zutage, die Selbstsucht. Schon hier zeigt sich im künftigen Weltbürger und noch mehr in der Bürgerin der Hang zum Eigensinn. Sie weinen, gestikulieren mit den Händen, zappeln mit den Füßen — aus Eigensinn, und wer da gleich das Urheilmittel aller moralischen Kinderschäden — die Schläge — anwendet, wird sich bald überzeugen, daß alle jene Erscheinungen purer Eigensinn gewesen sind.

Wenn ich deshalb sehe, wie ein Vater, unter dem Widerspruch der Mutter, so einen böswillig schreienden „Wiegenengel" aus seinem Pfühl herausgreift, ihm einige Handbewegungen zukommen läßt und den mutwilligen Schreihals etwas unsanft in sein Bettchen zurücklegt, so denke ich jeweils: „Der Mann ist ein großer Seelenkenner und vortrefflicher Erzieher und die Frau ein dummes — Weibsbild."

Zu diesen großen Erziehern gehörte auch mein seliger Vater, den ich so bei meinen jüngeren Geschwistern praktizieren sah, und dessen Schläge mir schon aus der Zeit wohl erinnerlich sind, da ich noch im Weiberröckchen auf Erden wandelte und heftig weinte, wenn die Milch zu heiß oder das Stück Brot zu klein war.

Man wird mir zwar wieder schöne Komplimente zukommen lassen, da ich die Prügelstrafe schon in der Wiege einführen will. Allein ich mache diesen Vorschlag nur aus eigener Erfahrung und Beobachtung bei Kindern, die, wie ich, gemeiner, plebejischer Herkunft sind. Ob die Sprößlinge der „besseren Stände" und die wohl- und hochgeborenen Kleinen solch kräftiger Mittel auch bedürfen, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß es ein wahrer Segen für die Welt und für die Existenz der bessern Stände ist, daß die Bürger und Bauern ihre Kinder beizeiten und noch unter Rutenstreichen und Schlägen erziehen, die von den Eltern „besserer" Kinder so sehr verpönt werden.

Also die jungen Plebejer haben ihren vollen Anteil an den Folgen der Erbsünde und sind von früh auf zum Bösen geneigt. Drum war's auch ich.

Die erste, mehr mutwillige als boshafte Handlung übte ich an meiner guten Großmutter und zwar in der Kirche aus. Alte Leute pflegen in katholischen Gegenden gar gerne die Kinder mit in den öffentlichen Gottesdienst zu nehmen. So hatte auch die Großmutter mich kaum vierjähriges Menschenkind in Predigt und Amt eingeführt an einem Sonntagmorgen. Was auch dem gerechtesten und frömmsten Christenmenschen passieren kann, passierte meiner Ahnfrau — sie schlief unter der Predigt ein.

In jenen Tagen war das Pariser Modejournal noch nicht bis an den Kinzigstrand durchgedrungen, und meine Großmutter trug noch die althergebrachte, ehrwürdige, goldgestickte Haube in Form einer Mandelschale, hinten mit mächtiger, seidener Masche geziert. Da die Predigt mir auch zu langweilig ward, stand ich auf der Bank neben der schlafenden Muhme auf und beschäftigte mich damit, ihr die „Kappe" verkehrt aufzusetzen, so daß die Masche über das Gesicht herabhing. Die alten Weiber der Umgebung kamen darob in solches Lachen, daß der Pfarrer Jung aufmerksam wurde und befahl, den kleinen Ruhestörer vor die Türe zu setzen. Jetzt erwachte die Großmutter und war ebenfalls empört.

Eine kleine Tür unterhalb der Kanzel heißt das „Segentürle", weil, unter diesem Türchen stehend, der Pfarrer am Palmsonntag und an Maria Himmelfahrt die Palmen und die Kräuter segnet. Durch dieses Segentürle schleppte mich die entrüstete Schläferin, um mir fortan nie zu vergessen, was ich Böses getan.

Weibliche Wesen sind sehr empfindlich, wenn man sie der Lächerlichkeit aussetzt, und so hätte ich diese Tat bei meiner Jugend nicht im Gedächtnis behalten, wenn nicht die Großmutter von da ab bis in ihr achtzigstes Lebensjahr davon gesprochen hätte.

„Was ein ordentlich Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten,“ sagt das Sprichwort. Von mir behauptet die „Damenwelt“ heute, ich hätte als Schriftsteller schon verschiedene Bosheiten gegen sie ausgeübt — und wie es scheint, habe ich damit schon in den besten Jahren angefangen — an meiner eigenen Großmutter.

Die großmütterliche Kappe besitze ich heute als alter Mann noch und halte sie hoch in Ehren. —

Nicht so gar viel später, in die erste Zeit des Schulbesuchs, fällt mein erster Diebstahl. Ich spielte eines Tages mit Kameraden hinter dem Haus der Großmutter „Schlupfis“ (Versteckens) und kam auf diesem nicht ungewöhnlichen Knabenweg in das Haus des Schlossers Xaver Hansjakob, eines Sohnes des alten Tobias in der Mühle zu Steinach, und zwar, um recht sicher verborgen zu sein, durch Zufall in den Hühnerstall. Die gackernden Damen des Hühnerhauses waren abwesend, aber ein Nest voll der schönsten weißen Eier präsentierte sich den erstaunten Knabenaugen. Die zehn Gebote Gottes und die fünf Gebote der Kirche hatten wir in der Schule noch nicht gehabt, und zu Betrachtungen über die Stimme des Gewissens ließ mir die Freude an dem Fund auch keine Zeit, und so griff ich fest — in das Hennennest, füllte meine Hosentaschen und Hände und zog ab.

Daß der kleine Dieb aber kein selbstbewußter Schelm war, zeigt der Umstand, daß er sofort zur Großmutter lief und sie bat, ihm die Eier zu kochen. Der Eierkuchen fiel aber schlecht aus. Alsbald nahm die erschrockene Muhme den hoffnungsvollen Enkel am Arm und führte ihn in das Haus der Missetat. Hier mußte er der Schlossersfrau die Eier überliefern und abbitten. Jetzt erst gingen mir die Augen auf, und wenn ich später in der Schule hersagen mußte: „Du sollst nicht stehlen“ — dachte ich jeweils an das Eiernest. Ich hatte eine Straftat begangen, ehe ich Gesetz und Verbot kannte. Auch ein Weg zu sittlicher Erkenntnis, aber ein sehr bedenklicher.

Und da ich gerade am Stehlen bin, so will ich einen mehrere Jahre später fallenden Diebstahl gleich anfügen. Ich beging dieses zweite und letzte Vergehen gegen das siebte Gebot aus der wohlbegründeten, kindlichen Leidenschaft für Vögel. Ums Leben gern hätte ich einmal einen alten Distelfink gehabt. Da bot mir eines Tages der „Stocker-Hans" von Hausach, eine damals bekannte Vogel- und Taubengröße, einen solchen an um zwölf Kreuzer. Ich nannte zurzeit keinen Heller mein eigen, versprach aber dem „Hannes", den Vogel am folgenden Sonntag abzuholen, wenn indes „die Gelder" eingingen. Ich mußte in jener Zeit der Großmutter im Kram-Laden behilflich sein, und es riet mir der böse Geist, das Vogelgeld aus der Kasse im Laden zu nehmen.

Da ich mehr an den Distelfink dachte, als an Treu und Redlichkeit, ward ein Moment benützt, wo die gute Frau aus dem Laden in die Stube ging. Schon hatte ich die Schublade, in welcher „das laufende Münz" lag, geöffnet und wollte gerade zwei Sechser herauslangen, als mein Schutzengel der Großmutter eingab, durch das Fensterchen in der Stubentüre in den Laden zu schauen und mich am ersten, unehrenhaften Eingriff in das Eigentum zu erwischen. Im Nu stand sie, hochaufgerichtet vor Zorn, an meiner Seite und eine Flut von Worten aus empörtem Herzen drang in das Ohr des tiefbeschämt zuhörenden Sünders. Alle möglichen Folgen des Diebstahls bis zum Zuchthaus malte mir die Großmutter vor, bis ich weinend alles gestand, gelobte, nie mehr das zu tun, und bat, dem Vater nichts davon zu sagen.

Wenn alle Schätze von Peru von da ab vor mir gelegen wären, ich hätte meine Hände unbefleckt erhalten, so wirksam war der erste Eindruck des Erwischtwerdens am Stehlen und die Schande, als Dieb dazustehen.

Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn nicht ein guter Geist meine Großmutter avertiert hätte. Der erste gelungene Gelddiebstahl hätte sehr leicht die schlimmsten

Folgen haben können. So gibt es im Menschenleben Augenblicke, die fürs ganze Leben entscheiden.

Einen Distelfink bekam ich in der Jugendzeit nie mehr, und den Stocker-Hans floh ich wie einen bösen Geist. —

Über die Entwendungen von Obst, frischem wie gedörrtem, habe ich meine Bekenntnisse und meine Ansicht schon dargelegt.

In den „Bekenntnissen des hl. Augustin" lese ich zwar, daß dieser größte Geist unter den großen Heiligen sich in seinem spätern Alter Vorwürfe machte, weil er einmal in seiner Jugend Äpfel gestohlen hatte. Ich muß nun offen gestehen, daß es mir rein unmöglich ist, ähnliche Gefühle in mir zu wecken über das gleiche, wiederholte Vergehen — ein Beweis, daß unsereiner noch auf einer sehr niedrigen Stufe christlicher Vollkommenheit steht. —

Aber die mir unvergeßliche Mutter meiner Mutter hatte auch sonst noch viel unter der Bosheit ihres Enkels zu leiden. Sie wollte, wie schon angedeutet, mit Gewalt aus mir einen Kaufmann machen, und deshalb lehrte sie mich beizeiten „Düten" fertigen, Kaffee mahlen, Zucker „verschlagen" und auf der Wage vierling-, halbpfund- und pfundweise abwägen. Mir war dies Geschäft aber in der Seele zuwider, da ich bis auf den heutigen Tag eine schreckliche Antipathie gegen alles Schablonenmäßige und Gleichförmige habe.

Selbst die Zuckerstücke, die dabei in meinen Mund kamen, waren nicht imstande, mir die ersten Anfänge des Krämerwesens zu versüßen. Und wenn dann die Kameraden draußen jubilierten und spielten und gar oft noch am Fenster klopften und mir winkten zum fröhlichen Reigen, da kam ich mir vor wie ein Negersklave auf einer Zucker- oder Kaffee-Plantage. Ich versuchte deshalb alles mögliche, um loszukommen; selbst Lüge und Verstellung wurden nicht gespart. Wenn das nicht half, so griff ich zu einem drastischen Mittel: In Abwesenheit der Prinzipalin schlug ich mir mit dem Zuckerhammer so lange auf die Nase, bis das Blut kam. Jetzt rief ich laut: „Großmutter, Großmutter, ich blute!"

Von Mitleid gerührt, sandte mich die Gute an den „Stadtbach" hinter dem Haus, um mein Blut zu stillen, ängstlich besorgt über mein häufiges Nasenbluten. Kaum war aber das nicht recht fließen wollende Rot am Bache abgewaschen, so floh der kleine Negersklave seinen Kameraden und der Freiheit zu und überließ der Großmutter die ganze Kleinigkeitskrämerei. —

Ich bin weit entfernt, das Unehrenhafte meines damaligen Gebarens völlig entschuldigen zu wollen, allein man sollte lebhafte Knaben, so lange der Zwang der Schule schon drückend genug auf dem Genius ihrer Jugend lastet, eben nicht zu Dingen anhalten, die den Knabenhimmel zu einem Kramladen machen. Man lasse den Knaben seine „Bubenschuhe" austreten, so lange er in die Volksschule geht, und mute ihm nicht Geschäfte zu, die seinem Jugend-Genius die Flügel förmlich zusammenbinden.

Ich war zu allem bereit, was es zu tun gab in Feld und Wald, im Stall oder auf dem Heuschober, aber Düten machen und Zucker wägen, waren Gift für meinen Kinderhimmel. Wenn ich ganze halbe Tage in der „Mühlenbacher Gasse" und am „Neutorbach" die Schweine hüten mußte, war ich mehr als königlich vergnügt, aber Krämerei treiben machte mich unmoralisch, trieb mich zu Lug und Trug — aus Langeweile; Langeweile aber ist der Tod des Kinderherzens und „aller Laster Anfang". —

Ein ähnliches, namenlos mir verhaßtes Geschäft, dem ich um jeden Preis, auch auf Kosten der Wahrheit, des Gehorsams und der Mutterliebe zu entrinnen suchte, — war das „Bohnenabzupfen" im Spätherbst. Wenn ich da in der Scheuer, auf einem Schemel im Kreise meiner Schwestern und der Magd sitzend, die Bohnenstöcke von den „Schäfen" entkleiden sollte, kam ich mir vor wie jener orientalische König unter seinen Weibern, aber ich hatte noch weit mehr Ehrgefühl als Sardanapal, ich schämte mich. Dazu war mir diese absolut geist- und poesielose Arbeit eine wahre Qual.

Ganz anders verhält es sich mit derartigen Arbeiten beim weiblichen Geschlecht. So ein weibliches Wesen, sei es jung oder alt, ist imstande, einen ganzen, hellen Tag lang, nichts denkend und doch in der größten Selbstzufriedenheit, auf eine „Stickerei" oder „Häkelei" herabzuschauen und immer die gleichen Maschen zu machen. Für diese Menschenklasse hat darum der weise Schöpfer schon von Jugend auf derartige Arbeiten bestimmt.

Alles Maschinenmäßige und Gleichförmige werden „Damen" stets besser besorgen als Männer. Deshalb sind Mädchen resp. Frauen die besten und zuverlässigsten Fabrikarbeiter, Telegraphisten, Bahnwarte, Billettausgeber, Abschreiber, Registratoren, Kellner, Ladendiener usw. —

Übrigens weiß der liebe Gott auch das Böse zum Guten zu lenken, und so fügte er es, daß mein Mißbehagen an der Krämerwage bewirkte, daß ich kein Kaufmann wurde. Ein wahres Glück für mich, denn ich wäre schon längst bankrott aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht zu rechnen und zu spekulieren verstehe.

Es gibt in der deutschen Sprache zwei Worte, die mir, in ihrer ganzen kaufmännischen Nacktheit hingestellt, einerseits als die kältesten und trockensten des ganzen Sprachschatzes gelten und auf der andern Seite mir eine wahre Gänsehaut erzeugen. Es sind dies die Worte „Soll und Haben". Sie bezeichnen am schärfsten die ganze prosaische Öde und Wüste alles Krämerwesens. Und wenn ich bei handelsmännischen Freunden und Bekannten oder auf einem Kontor jene großen Bücher mit der stehenden Überschrift „Soll und Haben" sehe, so meine ich, alle bösen Geister der Habsucht, der Gewinnsucht, des Schuldenmachens und vorab der Langeweile tanzten darauf herum. —

Schließlich übergab die Großmutter, noch ehe ich zu studieren anfing, ihr Geschäft der jüngsten Tochter, die schließlich einen Kaufmann gefunden, und so kam ich als Nachfolger aus dem Spiel. —

Nicht allein meine gute Großmutter hatte aber von meinen Bosheiten zu leiden, sondern auch andere ehrbare Menschen. Ich will hiefür nur einige wenige Belege anführen. Mit einem großen, losen Streich vergalt ich eines Tages meinem Nachbar Strumpfwirker die ihm zu verdankende Freude am bethlehemitischen Kindermord.

In den Tagen meiner Jugendzeit machte jeder Bürger sein aus dem Stadtwald gratis bezogenes Holz mit höchsteigener Hand, wozu in der Regel die ersten Monate nach Neujahr gewählt wurden. So war auch an einem kalten Februartag unser kleiner Nachbar vor seinem Hause mit Holzspalten beschäftigt. Um seine zarten Strickersfinger vor Kälte zu schützen, trug er wollene Handschuhe jener uralten Form, bei der nur der Daumenfinger einen besonderen Raum hat, die übrigen Finger aber in einem Futteral stecken. Als es Mittag geworden, legte der Schwärmer für Robespierre Handschuhe und Axt auf den Spaltkloß und ging zum Essen.

Das süße Stilleben, so er zurückgelassen, ward von mir erblickt, und sofort erfaßte mich ein wahrhaft bösartiger Gedanke. Und obwohl dieser Gedanke nicht zu jenen gehörte, von denen Byron sagt:

> Ja, Dinge gibt's, die müssen, wenn gedacht,
> Nicht überlegt sein, sondern schnell vollbracht —

so ward er, kaum gedacht, schon ausgeführt. Ich schlich mich hinüber, trennte mit schnellem Axthieb die beiden Daumenstücke von den Handschuhen, legte sie wieder enge zu dem getrennten Leib und die Axt im Frieden dazu. Jetzt ging ich auf die Lauer.

Von dem „Tagloch" auf dem Dach neben dem Taubenschlag spähte ich, wie der Kater in Scheffels Trompeter, herab:

> Und die Katzenaugen leuchten und das Katzenauge lacht,
> Wie das Völklein der Pygmäen unten dumme Sachen macht.

Hei! Wie zappelte der kleine Republikaner vor Zorn und Unmut, als er, vom Essen gekommen, flugs in seine Handschuhe schlüpfte und die nackten Daumen herausstreckte! Was war das für eine Freude für die boshafte Knabenseele! Erst hüpfte das Männlein einige Zeit, mit der Axt fuchtelnd, um seinen „Hauklotz" herum, und dann eilte er in richtiger Fühlung in mein Vaterhaus. Anfangs hatte er meinen Hausfreund „Sepp" im Verdacht; der aber wusch sich durch die Macht des guten Gewissens sofort rein. Jetzt rief man nach mir. Aber als das „Adam, wo bist du?" — zu mir herauftönte, da ging es mir wie dem ersten Sünder im Paradies; ich versteckte mich — im Stroh, und die ganze Fülle meiner Bosheit überkam mich erst jetzt.

Wenn das Wissen und das Wollen bei Übertretung eines Gebotes die eigentliche Schuld und Sünde begründen, so bin ich überzeugt, daß der liebe Gott bei vielen Sündern es zu bemessen weiß, daß sie oft ohne überlegtes Wissen sich mit dem göttlichen Willen in Widerspruch setzen. So rannte ich damals dem Spaltklotz meines Nachbars zu, ohne zu bedenken, wie folgenschwer die Tat sei. Auf dem Strohhaufen unter dem Dache überschaute ich erst, was ich getan. Der Vater, seinen eigenen Sohn wohl kennend, suchte und fand den Übeltäter, der sich durch sein Verstecken hinlänglich geoffenbart. Die Strafe waren Meerrohrprügel erster Klasse.

Diese erste Klasse bestand bei meinem Erzeuger darin, daß ich nicht einfach abgeprügelt wurde, sondern nach empfangener Tracht hieß es: „Marsch in den Keller!" Sofort jagte ich zur Stubentüre hinaus, der Vater hintendrein, immer wieder draufschlagend, bis ich den „kleinen" Hauskeller erreicht hatte. Wenn ich mit dem letzten Streich unter der Kellertüre verschwunden war, schloß der Mann mit dem väterlichen Meerrohr die Türe ab, der Sohn aber legte sich weinend auf die Kartoffeln, die das ganze Kellerchen füllten. Hier rannen dann einige Zeit die hellen Schmerzenstränen wie Tautropfen aus einem betrübten Kinderhimmel herab

auf die Erdäpfel, und dann schlief der Geschlagene den Schlaf des Gerechten.

Ich kannte damals noch nicht das schöne Lied aus dem „Nachtlager von Granada", sonst hätte ich auch singen können:

Und ein ruhiges Gewissen
Kann uns nur den Schlaf versüßen —

so sanft war mein Schlaf jeweils auf dem Kartoffelhaufen, bis gen Abend die Mutter die Türe öffnete, dem Büble eine Milchsuppe in der Küche servierte und ihm befahl, ins Bett zu gehen, damit er dem Vater „heute" nicht mehr unter die Augen komme.

Am andern Morgen sah es in dem Knabenherzen aus, wie auf der Flur nach einem starken Gewitter — frisch und fröhlich, wenn auch noch leise der Sturm vom Abend nachzitterte in den heilsamen Akkorden „guter Besserung". —

Die Strafe erster Klasse wirkte immer für einige Wochen, während deren aber die einfache Prügelstrafe nicht ruhte. Mein Vater war ein großer Anhänger dieser Strafart, und von ihm hat sich diese Vorliebe auf seinen Sohn vererbt, der für Prügel ist — bei kleinen wie bei großen Buben. —

Ein ander Beispiel mit der Folge einer Strafe erster Klasse ereignete sich bald wieder: Da kam in jenen Jugendjahren wöchentlich ein oder zwei Mal von Mühlenbach, einem südlich der Heimat gelegenen Dorfe, ein „Besenbinder", der „Rappierer-Karle" genannt, eine wandelnde, stattliche Menschenruine, ein alter Soldat aus den Zeiten des ersten Napoleon. Er hatte uns Knaben schon oft erzählt von der Schlacht bei Bautzen, die er am 20. und 21. Mai 1813 hatte schlagen helfen, und so war es doppelt unschön von mir, ihm seine Unterhaltung mit schwarzem Undank zu vergelten.

Der Rappierer-Karle schwärmte nicht bloß für den großen Kaiser, sondern auch für — den Schnaps, den er schoppenweise zu vertilgen imstande war. So kam es, daß der Veteran gar oft betrunken im Städtchen gesehen wurde.

Eines Tages nun lag er in schwerem Rausch und tiefem Schlaf vor dem Hause unseres Nachbars Basil, des Färbers — in lauer Sommerszeit am Nachmittag.

Ich muß in meiner Jugend eine eigene Ader für raffinierten Mutwillen gehabt haben, und von dieser inspiriert, kam mir auch angesichts des schlafenden Rappierer-Karle wieder eine unüberlegte Bosheit in den Sinn: Ich eilte in die Küche, tränkte meine Hände mit dem „Ruß" eines eisernen Kochhafens, eilte zum Helden von Bautzen und färbte ihm sein Gesicht kohlschwarz. Bald umstand jung und alt lachend den negerartigen Schläfer, und als er sich erhob, ohne zu ahnen, was geschehen, und umhertaumelte, nahm der Spektakel kein Ende. Auch diesmal ward der Bösewicht bald entdeckt, und es folgten Meerrohr und Keller. —

Auf sehr gespanntem Fuß stand ich in meiner Knabenzeit mit den „Stadtlaternen" der Heimat. Diese, an langen Haarseilen mitten in der Straße hängend, waren für mich eine unwiderstehliche Versuchung zu Steinwürfen nach den blanken Glasscheiben. Ich habe manche, bald oben, bald unten in der Stadt, zertrümmert, bin für manche gestraft worden, bei mancher kam ich auch „ungeschlagen" davon.

Diese Laternen hatten die Eigentümlichkeit, daß sie in der Regel bei Vollmondschein brannten und lichtlos waren in den dunkelsten Nächten. Wenn ich nicht mit Leib und Seele Haslacher wäre, würde ich diese Erscheinung eine Art „Wahrzeichen" oder einen „Schwabenstreich" von Althasle nennen. —

Manche Schläge bekam ich auch wegen des zweiten Polizeidieners, Xaver Stulz, der den äußern Dienst besorgte, während der Pfrengle mehr den innern hatte. Er war das Bild eines Polizeidieners, wie man ihn in den „Fliegenden Blättern" oft gesehen, klein, mit einer Kartoffelnase, einem kurzen, struppigen Schnurrbart, einer hohen Dienstmütze und einem großen Säbel an altmodischem Bandelier.

Er hatte den „Spitznamen" der Stumperle, weil er an der linken Hand einige Finger zu wenig besaß, war aber

ein herzensguter Kerl, der viel vom Spott von jung und alt zu erdulden hatte.

So riefen wir Buben ihm gerne „Stumperle“ nach und verschwanden um die nächste Gassenecke. Ich weilte halbe Tage lang bei meinem Taubenschlag und schaute meinen Tauben zu oder lag zur Abwechslung unter den Gucklöchern im Dach. Erblickte ich nun auf der Straße die kleine Sicherheit, so rief ich: „Stumperle, Stumperle!“ und verschwand dann unter dem Dachfenster.

Der Stumperle schaute rechts und links, sah aber niemanden. Kaum ging er wieder seines Wegs, so tönte es wieder hinter ihm: „Stumperle, Stumperle!“ Endlich erspähte er mich einmal, da ich den Kopf nicht schnell genug zurückzog, meldete es meinem Vater, und das Meerröhrle spielte.

Ich gab aber nicht nach, denn jetzt war ich erbost über den Stumperle, der, so oft ihm in der Nähe meines Elternhauses sein Spitzname gerufen wurde, mich als den Schuldigen beim Vater meldete. Ich bekam auf jede Meldung das Röhrle, meist allerdings nicht unschuldig.

Der Stumperle war Sicherheit bis zum Jahre 1849. Da war er nicht mehr gewachsen. Er wurde zum Feldbammert zurückversetzt und an seine Stelle kam der Schuhmacher Schmieder, bisher Waldhüter.

Als solcher hatte er mich einmal wegen Waldfrevels angezeigt; wir Buben hatten im Urwald eine kleine, dürre Tanne gefällt. Wir kamen daraufhin vor den Oberamtmann Dilger, der uns wegen allzugroßer Jugendlichkeit freisprach.

Der häßliche, arme Stumperle hatte, was selbst uns Buben ein Rätsel war, eine bildhübsche Frau, des „Gottsackerjägers Theres“. Die verstand sich auf das Kartenschlagen und hatte viele Kundschaft, die ihr zu gönnen war, denn der Stumperle hatte pro Jahr nur 55 Gulden Gehalt und 10 Gulden für das allabendliche Läuten der Lumpenglocke, nebst freier Montur.

Als er starb, nahm die Theres nochmals einen jungen und schönen Mann, was ihr niemand verübelte.

Der Stumperle hatte auch einen Vetter von gleicher Figur und Häßlichkeit, der Schuhmacher war. Trotz seiner Zwerghaftigkeit hatte er sich weit in die Welt gewagt als Handwerksbursche. Er war bis nach Savoyen gekommen und erzählte, heimgekehrt, von den vielen Murmeltieren, (Marmottes), die es dort gäbe. Er wollte sie mit ihrem welschen Namen bezeichnen und nannte sie mit seiner schweren Zunge „Mamottle", und von Stund an hieß er in Hasle „der Mamottle".

Er wurde aber nie bös, wie der Stumperle, wenn man ihm seinen Spitznamen gab, sondern lächelte nur still vor sich hin. —

Es gab Zeiten, in denen ich jeden Tag meine richtigen Schläge erhielt, stets von Vaters Hand; sei es, daß ich einen größern oder kleinern Bubenstreich ausgeführt hatte, sei es, daß ich der Mutter „das Maul anhing", wie die Alemannen sagen, oder zu spät zum Essen kam oder irgend einen Auftrag schlecht vollzog. Die Meerrohre aber mußte ich stets selber, wenn die alten verbraucht waren, einkaufen beim Kaufmann Gotterbarm. Und doch haben diese zahllosen körperlichen Züchtigungen alle jene Befürchtungen nicht hervorgebracht, um deretwillen die humanen Menschen unserer neuesten Zeit gegen die körperlichen Strafen sind. Einmal hat der Stock resp. das Meerrohr meiner Gesundheit nicht geschadet; ich bin körperlich nicht verkümmert, sondern sechs badische Fuß, drei Zoll und fünf Striche groß gewesen, als der Korporal bei der Konskription im Rathaussaal zu Wolfach im September 1857 mich gemessen hat. Auch mein Ehrgefühl hat nicht gelitten. Im Gegenteil! Es gibt viele Mitmenschen, die behaupten, mein Ehrgefühl sei viel zu groß. Auch die Liebe zu meinem Vater habe ich nicht verloren. Ich bin alt geworden, aber jene Liebe bleibt ewig neu, und wenn ich den braven Vater, dem ich aus vollstem

Herzensgrund dankbar bin für all' die Schläge, für einen Tag aus dem Grabe rufen könnte, ich gäbe den ganzen Rest meines eigenen Lebens darum.

Noch nie habe ich erwachsene Leute klagen hören, daß der Vater sie in der Jugend zu scharf erzogen und gezüchtigt habe, wohl aber haben schon Hunderte die Milde und Schwäche ihrer Eltern im spätern Leben verflucht. —

Noch steht, ganz am Schluß meiner Knabenzeit, ein mehr illoyaler als boshafter Akt lebhaft vor meiner Erinnerung; eine Tatsache, die beweist, daß ich von jung auf nicht zu höfischem Wesen und zum Verkehr mit „großen Herren" geschaffen war.

Ich meine, es war im Jahre 1850, da bereiste der damalige Großherzog Leopold zum ersten Male nach der Revolution wieder das Oberland und sollte an einem schönen Sommertag mit dem Prinzen Friedrich, dem späteren vieljährigen Landesfürsten, talabwärts auch durch meine Vaterstadt kommen. Die Haslacher waren, auf Grund ihres bekannten Herzens, voller Freude. Als ob es nie eine Revolution gegeben hätte, ward alles vorbereitet zum würdigen Empfang des Landesvaters: Kränze, Fahnen, Triumphbogen, weißgekleidete Mädchen, deren eines, meine Schwester Cäcilie, ein Gedicht sagen mußte, — alles ward aufgeboten, was zu derartigen Empfängen gehört. Und am Morgen sammelte sich die ganze Bürgerschaft mit der Beamtenwelt und den Schulkindern vor der „Kanone", um hier die Ankunft des Fürsten abzuwarten.

Was ich im Leben nie geliebt, das ist das „Warten", eine Folge meines Mangels an Geduld. So ward es mir bald langweilig, selbst als ich auf einen Fürsten warten sollte, den ich noch nie im Leben gesehen hatte. In dieser Langweile dachte ich an den schönen Pflaumenbaum in unserm Garten in der Vorstadt und an die dunkelblauen, runden Pflaumen, von denen es wiederholt daheim geheißen: „Es dürfe nicht darangegangen werden, bis die Mutter mitgehe."

Es kam mir nun der Gedanke, daß die Gelegenheit ungemein günstig sein müßte, „an die Pflaumen zu gehen", ohne von jemandem gesehen zu werden; denn alles, was Odem hatte von Menschenkindern, groß und klein, stand beim Kanonenwirtshaus und wartete auf den Großherzog.

Ich befand mich nur eine Sekunde lang im Kampfe zwischen der Untertanenpflicht und meiner Vorliebe — für Pflaumen. Entweder den Großherzog sehen, hieß es in meinem Innern, und auf die Pflaumen verzichten, oder umgekehrt die Pflaumen heimsuchen und des Landesvaters Angesicht nicht schauen.

Die Schlacht war gleich geschlagen. Leichtsinnig wie Esau angesichts des Linsenmuses, gab ich um ein „Gericht Pflaumen" meine Loyalität preis, schlich von der Menge fort und dem Garten zu. Eben saß ich im Vollgenuß meiner Pflaumenseligkeit auf dem Baum, als die „Böller" krachten, die Glocken läuteten und die „Hochs" meiner Mitbürger durch die Lüfte zu meinem Ohre drangen. Wie einen verstockten Sünder ließ aber all das mich kalt. Ohne Reue, die ganze Feierlichkeit versäumt zu haben, wandelte ich nach Vollendung meines Mahles dem Vaterhaus zu, wo keine Seele ahnte, daß ich nicht dabei gewesen, weil ich aufs kräftigste einstimmte in das allgemeine: „Des isch a mol schö gsi, und der jung' Prinz isch a nette Herr und der Großherzog so fründlich!"

Als die Mutter andern Tags mit meinen Schwestern den Pflaumenbaum leeren wollte, zeigte er ganz bedenkliche Lücken, für die dann ein „Maurersgeselle" des anwohnenden Meisters Zachmann in Verdacht genommen wurde. Daß ich eine solch niedrige Natur wäre, um unter dem Empfang des Landesfürsten an die Pflaumen zu gehen, glaubte meine gute Mutter nie.

So habe ich den Großherzog Leopold von Baden im Leben niemals gesehen[1]. Und doch lebte ich unter seiner

---

[1] Er zog einmal in Freiburg ein anno 1847, aber abends und zu Fuß und war so umringt von großen Menschen, daß ich ihn nicht erblicken konnte.

Regierung im Kinderhimmel, unter seinem Nachfolger aber zweimal im — Gefängnisse. Aber so geht oft der Gang der Menschen- und Weltgeschichte! —

Der Pflaumenbaum stand noch lange Jahre, für mich stets eine Erinnerung an meine Selbstsucht und an die demokratische Ader meines kurz vorher noch republikanischen Kinderherzens. —

Das war so das „Genre" meiner Jugendstreiche, wie ich sie in einigen wenigen charakteristischen Beispielen vorgeführt. Aber das schlimmste bei dem Mutwillen und den Bosheiten jener Tage ist eben, daß man in späteren Jahren mit — Vergnügen daran zurückdenkt, statt mit Reue. Alles, was eben in jener paradiesischen Zeit geschah, das Gute wie das Böse, alles, was man an Freude und Leid erlebt, bleibt im Alter noch vergoldet von der Morgensonne des Kinderhimmels, und deshalb denkt man, ich wenigstens, mit inniger Lust an die Jugendstreiche, aber auch — an die Jugendprügel.

Wer anders denkt, und wem Reue über derartige Jugendstreiche im Herzen wohnt, dem gebe ich volles Recht, auf mich den ersten Stein zu werfen oder auch den fünften und sechsten, vorausgesetzt, daß er schon früher einige auf mich und meine „frivolen" Behauptungen geworfen hat.

Aber einen Wunsch hab' ich noch zum Schluß auf dem Herzen: Ich wünsche jedem Knaben, der zu Streichen und Bosheiten aufgelegt ist, wie ich es war, einen Vater, wie ihn mir Gott gegeben, einen Vater, der sein Kind züchtigt, weil er dessen Zukunft lieb hat.

Abschied von der Jugendzeit.

Fritz Reuter schreibt in den Erinnerungen an seine Vaterstadt Stavenhagen: „Ist die Kindheit ein fröhliches, liebliches Wellengewimmel, von Gottes Sonne vergoldet, so ist die Erinnerung daran der glänzendste Streif, den das durch die Nacht fortarbeitende Schiff in seiner Fahrt zurückläßt." Wenn ich auch, nicht derart weltschmerzlich gestimmt wie der nordische Dichter, das Leben nach der Kindheit nicht in alleweg als ein „durch die Nacht fortarbeitendes Schiff" bezeichnen möchte, so ist es um so wahrer, daß die Jugendzeit der glänzendste Streif am Horizont unserer Lebensfahrt bleibt und daß dieser Streif um so heller und friedlicher glänzt, je weiter wir uns von ihm entfernen.

Das Paradies der Kindheit erscheint uns mehr und mehr als solches, je greller uns die trüben Erfahrungen und die harten Kämpfe des spätern Lebens den Gegensatz zwischen Kindesalter und Mannesalter zum Bewußtsein bringen. Je mehr wir zurückdenken an die seligen Tage der Kindheit, zurückdenken namentlich in Zeiten schwerer, innerer oder äußerer Seelen- und Lebenskämpfe, um so wehmütiger werden wir bekennen müssen:

> O wie liegt so weit, wie liegt so weit,
> Was mein einst war —

jener Kinderhimmel mit seiner ganzen Kindesseligkeit, jene bescheidenen, stillen, anspruchslosen Tage im Vaterhaus, so

voll von innersten Herzensfreuden, jene Jubelstunden in Feld und Wald, jene kindlich einfachen und doch so beglückenden Spiele unter gleichglücklichen Menschenkindern, jenes absolut sorgenlose Leben von einem Tag in der langen Kindeszeit zum andern, jenes Unbekümmertsein um das, was wir essen und trinken wollten und sollten am folgenden Morgen, jenes beseligende Nichtswissen von des „Weltalls Kummer und Sorgen", jenes treuherzige und ahnungslose Umherschwimmen im Zeitstrom des Lebens mit dem Wohlbehagen des Fischleins in der sonnigen Flut.

Es ist vorbei für immer und — ewig! Vorbei das irdische Paradies, für d i e s e Zeit unwiederbringlich vorbei! Vorbei der süße, lockende Traum des Kinderlebens! Wir sind längst aufgewacht aus jenem seligen Träumen, das Elternherzen und der Schutzengel der Kindheit behütet und bewacht haben. Das nackte, kalte Erdenleben erwachsener Menschen hat jene Gebilde kinderhimmlischer Traumzeit längst zerstört in der rauhen Äußerlichkeit des Lebens. Die Rosen sind fort und nur die Dornen geblieben nach den schönen Worten eines neuern italienischen Dichters:

Die Pfade des Lebens sind erst mit Rosen bestreut,
Mit Rosen darauf und mit Dornen, dann nimmer mit Rosen.

Nur in der Seele, die nie alt wird, weil Unsterblichkeit ihr Los, lebt die Erinnerung. Und wenn wir aus den Tiefen dieser Erinnerungen jene Gebilde des Kinderhimmels wieder heraufrufen, wird es uns so wohl und doch so weh in der Seele; so wohl, weil wir uns wieder hineinträumen in die selige Kindheit, in die Schutzengelzeit und an den Schoß der Mutter und an des Vaters Hand, hineinträumen in den Frieden, der allein das „Erdreich besitzt", und in jene Armut des Geistes, der das Himmelreich verheißen ist — so weh, weil in dieses selige Träumen die armselige Wirklichkeit des alten Menschen hineinschaut, und weil die Seele dann Heimweh bekommt und weint. —

Die Zentralsonne der Kindheit, jene Zeit, da in seinem ganzen, aber — letzten Verklärungsglanze der Himmel auf Erden strahlt, ist der „weiße Sonntag" und die Zeit der Erwartung desselben. In den Kindesaugen ruht in jenen Tagen die ganze Fülle der Jugendsonne, als ob sie all ihr Licht sammeln wollte, um zum letzten Male zu leuchten in des Kindes Paradies, während das kleine Menschenkind schon am verhängnisvollen Tore steht, durch welches es hinaustritt in die dunkle Zukunft des Weltlebens, freudig hinaustritt, als ob's noch zum Spielen ginge und hinaus in die Maimorgen der Kindheit.

Arme Kinderherzen, wie werdet ihr getäuscht, und wie selig freut ihr euch auf die ersten Stunden dieser — Täuschung!

Ich weiß nicht, wie es bei protestantischen Kindern hergeht, wenn sie dem Tag der „Konfirmation" und der „Schulentlassung" sich nähern — jedenfalls sieht es ähnlich aus, weil das Kinderherz unter allen Formen sich Bahn bricht — aber bei der katholischen Jugend ist der „weiße Sonntag" der ersehnte Freudentag des jungen Lebens. In seinem vollen Glanze aber zeigt sich dieser Tag, nach meiner Meinung, nur dem Kinde auf dem Land und in kleinen Städten, oder richtiger gesagt, nur da, wo das arme „Menschengewächs" noch nicht geplagt ist vom „Studieren", wo es noch nichts gehört und gesehen hat von einer — lateinischen Grammatik, und wo ihm nicht der Gedanke, nach dem „weißen Sonntag" noch jahrelang auf den Schulbänken sitzen zu müssen, die reine, volle Weißen-Sonntags-Freude trübt. Der Stadtknabe, dem ohnedies so viel fehlt zum vollen Kinderhimmel, und dessen Seele in vielen Fällen schon durch „formelle Bildung" lateinisch und französisch verschulmeistert ist, der kann unmöglich die Freude jener Zeit genießen, wie wir barfüßige und ungehobelte Wald- und Feldbuben, von denen keiner drei deutsche Sätze orthographisch schreiben konnte, sie genossen haben. —

Nach dem Aschermittwoch des Jahres 1851 begann der

„Kommunionunterricht" und damit unsere tägliche Berechnung, wie viele Tage es noch seien bis zum weißen Sonntag. Es ist mir von dem religiösen Unterricht, auch in dieser hochwichtigen Zeit, nicht mehr das geringste im Gedächtnis. Die fromme, religiöse Seite des weißen Sonntags war uns, oder wenigstens mir, bei weitem nicht die Hauptsache. Es liegt unverwest in meiner Seele begraben, daß ich meine Freude auf ganz andere Dinge konzentrierte, als auf den erstmaligen Empfang des Leibes und Blutes des Herrn. In erster Linie stand uns allen die Entlassung aus dem Schulzwang und die sehr törichte Sehnsucht, kein Kind mehr zu sein.

„Wenn's dem Menschen zu wohl ist, so begeht er in der Regel Dummheiten". Diese Wahrheit zeigt sich schon beim Kinde, das nicht warten kann, bis es aus seinem wohligen Kinderboden herausgetreten ist, um die Sonne der Kindheit mit dem Regenwetter des Lebens zu vertauschen.

Es ist einem in der Jugendzeit zu wohl gewesen und man hat keine Ruhe, bis man dieses Wohlseins los wird.

Der zweite, dem ersten fast gleichstehende Grund unserer Freude am weißen Sonntag hing vollauf mit den „neuen Kleidern" zusammen. Ich habe keine Ahnung davon, wie es einer Braut zumute ist, wenn der Bräutigam ihr den Lyoner-Stoff zum Hochzeitskleide überreicht, aber das ahne ich, daß sie unmöglich eine solch brennende Freude empfinden kann, wie die Haslacher Erstkommunikanten des Jahres 1851 — schon beim G e d a n k e n an die schwarzen Kleider, an den feinen „Zylinder", an den weißen Strauß auf der angehenden Mannesbrust und — an die neuen Stiefel. Täglich ward dann geredet, wo der und jener seinen Stoff herbeziehe, und welcher Schneider ihn verarbeite zum Festgewand. Es war die einzige Zeit meines Lebens, in welcher ich für Schneider geschwärmt habe.

In jenen Tagen wurde der junge Mensch von Kopf bis zu Fuß und vom Hemd bis auf den Rock vollständig neu gekleidet, und zwar hatte die Patin Hut, Hemd und Halstuch —

das übrige das Vaterhaus zu liefern. Hut und Rock waren aber die auszeichnenden Insignien des Erstkommunikanten; ihre Beschaffenheit bildete das ständige Thema unserer Reden über äußere Vorbereitung.

Nun bauten damals drei Brüder, jeder selbständig, in der Heimat die „Zylinder" oder „Seidenhüte": die Hutmacher Lorenz, Sepp und Nikolaus Kilgus. Der letztere wohnte unmittelbar neben meiner Taufpatin, und er mußte jedenfalls der Erbauer meines ersten und letzten „Zylinders" werden. Wochenlang vor dem Festtag fragte ich den Nikolaus täglich, ob die Adlerwirtin den Hut noch nicht für mich bestellt habe. So oft er „nein" sagte, ebenso oft klagte ich der Mutter, die „Göttle" — wie die Patin im alemannischen Dialekt heißt — werde gewiß den Seidenhut vergessen.

Als aber die edle Kopfbedeckung endlich bestellt und fertig war, holte ich sie schon acht Tage vor dem Weihetag feierlich heim und besah sie täglich zehnmal, um ihr meine Bewunderung zu zollen und im stillen mich ihrer Zierde zu freuen. Sie war kühn und hoch gebaut, steif wie ein Kanonenrohr, vom feinsten Kaninchenpelz und von dem damals bezeichnend „Kübel" genannten Format. Aber gleichwohl glaubte ich und mit mir die übrigen Glücklichen, die Zylinder seien das höchste Zeichen der Mannheit und der kühnste Beweis, daß seine Erstlingsträger keine „Buben" mehr seien.

Es war, wie gesagt, der erste und letzte Zylinder, den ich mein eigen nannte im Leben, und so sehr mich diese Hutart erfreute am weißen Sonntag, ebenso sehr ist sie von mir verabscheut seit vielen, vielen Jahren. Der Frack und der Zylinder sind die schlagendsten Beweise, wie beispiellos die männliche Menschheit in der Kostümierung zurückgekommen ist. Daß diese unaussprechlich geschmacklosen Kleidungsstücke heute noch bis in die höchsten Kreise beliebt sind, zeugt mehr als alles andere dafür, daß wir in der Zeit der Überkultur und damit der Unkultur angekommen sind.

Als das zweite Prachtstück des ersehnten Tages galt

der erste schwarze Tuchrock. Der Vater, eingedenk seiner eigenen Jugend, wollte, daß sein blauer Hochzeitsrock dem Sohne auf den Leib geschnitten werde; allein Mutter und Großmutter, vom Geiste der Neuzeit angehaucht, beschlossen zu meiner Freude ein neues Gewand, zu dessen Anfertigung der Schneider Wendelin Eisenmann den Auftrag erhielt. Bis der Rock angemessen, probiert und genäht war, besuchte ich täglich den Meister, als ob er gratis Zuckerbrot feil hätte, und gab ihm die zärtlichsten Worte, damit der Weißen-Sonntags-Rock ja auch recht schön würde.

Den „Strauß" auf die Brust fertigte des „Buchbinders Ricke", eine ehrbare Jungfrau und Blumenfabrikantin. Eine Weste von schwarzem „Atlas" mit roten Streifen sollte die Brust des Weißen-Sonntags-Kindes decken, von der Großmutter gestiftet, die außerdem noch eine lange, silberne Halskette mit des Großvaters Taschenuhr, ein wahres Riesenwerk, am Tage zu überreichen versprochen hatte. Je näher das Fest kam, um so eifriger beteten wir um — gutes Wetter, damit wir nicht naß würden bei unserem feierlichen Ausmarsch aus dem Kinderhimmel und unsere Zylinder, von der Sonne beglänzt, strahlen könnten, wie unsere Augen. Aber auch sonst zeichneten wir uns durch Folgsamkeit und gute Sitte in den Sehnsuchtswochen aus; es wurden keine Laternen mehr eingeworfen, und das Meerrohr war zur Disposition gestellt.

So kam der Tag, den der Herr für die armen Kinder gemacht hat zur ausschließlichen Freude für sie, ehe der Jugendhimmel sich ganz verschließt und die Welt ihre kalten Fangarme nach ihnen ausstreckt. Jedes von uns schien sich an diesem Tage eine kleine Welt, um die alles im Hause und in der Verwandtschaft sich drehte, wie Planeten um ihre Sonne.

Wer beschreibt die Seligkeit des Kindes am Weißen-Sonntags-Morgen, auch nur schon in den Stunden, da es sich schmückt zum Hochzeitstage!

Von meiner religiösen Stimmung an jenem heiligen Tage ist mir nichts mehr klar, nur das hab' ich bewahrt, daß ich staunte, als bei der Predigt und schon vorher, da wir, strahlend wie neugeschaffene Engel, zur Kirche zogen, viele alte Leute weinten. Ich begriff damals noch nicht, daß die erwachsenen Menschen an ihre Jugendzeit dachten, an den längst verlorenen Kinderhimmel, und daß ihre Seelen weinten aus Heimweh nach diesem verlorenen Kinderhimmel und daß sie ferner weinten bei dem Gedanken: „Wie heiter und selig sind diese Kleinen; sie ahnen nicht, was die Welt ihnen bald Schlimmes bringen wird!" —

Nach der Feier ging's ins Pfarrhaus, wo der „Herr Dekan" jedem ein Andenken gab, während die jüngere Schuljugend vor dem Hause wartete, um sich recht satt zu sehen an den Glücklichen und heiße Wünsche im Herzen brennen zu lassen, auch bald einmal „aus der Schule zu kommen" und „Erstkommunikanten" zu sein.

Am Nachmittag besuchten wir die Mühlenkapelle und die Klosterkirche, nnd dann zogen die Mütter mit den Auserwählten nach Hofstetten. Da gab's Wein und „Bibeleskäs" in der „Linden", und der Zylinder ging auch mit samt dem Strauß; denn es war ja den ganzen, lieben, langen Tag Hochzeit für das Kinderherz, das da jubelte und frohlockte, während der Genius der Kindheit sich schon anschickte, es zu verlassen, um sich zu verbergen in der jungen Weltseele, bis er später wieder gesucht wird im Trauerflor der Erinnerung an das verlorene Paradies.

Noch wenige Tage mußten wir in die Schule, bis die Prüfung stattgefunden, auf welche die Verteilung der „Brezeln" folgte. Mit der letzten Schülerbrezel in der Hand legten wir die Kinderzeit dann zu Grabe, abermals aufjauchzend in törichter Freude. Schon am folgenden Tage zogen meine Kameraden das Handwerkskleid an; der eine ging zum Schuhmacher, der zweite setzte sich auf seines Vaters Schneider-Thron, ein dritter kam in eine Schmiede, der vierte und fünfte

wurden Metzger usf. Die Poesie des Lebens war zu Ende, und der kleine Mensch, aus dem Paradiese der Kindheit herausgetreten, sollte lernen, im Schweiße des Angesichts sein Brot zu verdienen, und bald erfahren, daß die Erde außerhalb des Paradieses Dornen und Disteln trägt.

Was aus mir geworden und wie ich von der Schulbank weg dummerweise wieder auf die Schulbank kam, das will ich in einem zweiten Erinnerungsbüchlein, „Aus meiner Studienzeit", erzählen. —

Nahezu sechzig Jahre sind, heute 1910, da dies Buch neu erscheint, umgegangen in der Welt und in der stillen Heimat, seitdem wir Erstkommunikanten des Jahres 1851 unsere Kindheit am weißen Sonntag begraben haben, sechzig lange Jahre, während deren Umlauf die mannigfaltigsten Lebenserfahrungen jedem von uns zuteil geworden sind. Die meisten aus jenem frohen Kinderkreis sind bereits in der Ewigkeit, nachdem sie lange genug gelebt, um zu begreifen, daß die Kindheit ihr Paradies hienieden gewesen ist. Die meisten kämpften in der Heimat den Kampf des kleinen Gewerbsmanns ums Dasein für sich, für Weib und Kind, wie einst unsere Eltern ihn gekämpft, bei denen sie jetzt auch schon drunten auf dem Kirchhofe ausruhen von ihren Sorgen, Leiden und Kämpfen.

Jeder von uns hat die Not des Lebens und die Not der Seele gefühlt, der eine mehr, der andere weniger, und jeder hat Stunden gehabt, in denen er seufzend des Kinderhimmels gedacht hat, getäuscht in seinen Hoffnungen und niedergeworfen von den Stürmen des späteren Lebens. —

Sie sind mir alle, so weit es Knaben waren — von den Mädchen, die damals mit uns aus der Schule kamen, könnte ich nicht eines mehr nennen — unverwischt im Herzen stehen geblieben, und jeder von ihnen ist mir ein Stück unseres Jugend-Paradieses. Ich konnte später keinem von ihnen begegnen und kann heute noch an keinen mich erinnern, ohne zu gedenken der schönen Jugendzeit, und wenn auch

nicht alle fühlen und gefühlt haben, was ich fühle, so bin ich doch der festen Überzeugung, daß keiner unter uns ist und war, der nicht der Kindheit als des ewigen Sonntags der Seele gedächte und gedacht hätte, keiner, weil jeder ein Haslacher Herz hat und hatte, ein Herz voll Gemüt und Gefühl. — —

Was mir am wehesten tut bei der Erinnerung an den Kinderhimmel, ist der Schmerz, daß diejenigen, die am meisten dazu beitrugen, meine Jugendzeit zu einer doppelt fröhlichen, weil leiblich sorgenlosen zu machen, Vater und Mutter so viel zu leiden hatten in ihrem Leben und daß sie starben, ehe ich imstande war, ihnen ihre Sorgen abzunehmen und ihre Leiden zu mildern.

Mein braver Vater wurde, — es hatte kaum der Kinderhimmel sich hinter mir geschlossen — leiblich und seelisch zwölf Jahre lang krank und blieb es bis zu seinem 1864 im 62. Lebensjahre erfolgten Tod.

Die Mutter folgte ihm drei Jahre später in die Ewigkeit nach, noch nicht 57 Jahre alt. Zu all dem Leid und den Sorgen, die sie während der langen Krankheit des Vaters getragen, trat bei ihr ein qualvolles Krebsleiden auf, so daß ihr der Tod eine wahre Erlösung wurde.

Ich selbst habe in einem langen Leben viel, unsäglich viel gelitten, aber am wehesten tat mir der Tod der Eltern. —

Auch die Taufpaten, die durch den alljährlichen Osterhas und die „Klausenwecken" am Nikolaustag so viele Sterne an meinem Kinderhimmel aufleuchten ließen, traf ein hartes Los. Der Götti (Pate) Adlerwirt Franz Zachmann baute 1840—42 ein gewaltiges Bad- und Gasthaus am nordwestlichen Ende des Städtchens und nannte es „Fürstenbergischer Hof". Bei der „Aufrichtung" des Hauses ließ er, ein sinniger Mann, jedem Schulkind eine Brezel geben zum Andenken.

Aber er hatte sich überbaut und in der Zeit verrechnet. Die Kur- und Badegäste blieben aus, weil es noch nicht Mode war, in die Sommerfrische zu gehen, und den Bauern und Fuhrleuten war das Hotel zu vornehm.

Nach drei Jahren brach sein Glück zusammen, und der Fürstenbergische Hof wurde um ein Spottgeld versteigert.

Der Götti und seine schöne, stolze Frau retteten sich auf ein kleines Bauerngut im nahen Harmersbach und mußten im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot verdienen. Dem Mann stieß dabei einmal ein Ochse ein Auge aus, und ich sah ihn in meinen armseligen ersten Studentenferien öfters auf dem Markte in Hasle, halb geblendet und halb arm, das Bild eines hart getroffenen Mannes.

Heute haben er und seine Frau dieses irdische Jammertal schon ein halbes Jahrhundert überstanden und auch ihre Kinder sind längst tot. —

Ähnlich hartes Los traf meine Göttle (Patin). Sie war, als ich geboren wurde, die Frau des Metzgermeisters Vinzenz Kröpple. Als dieser nach wenig Jahren starb, heiratete sie, eine lebenslustige Wolfacherin, Sophie Neff, die Tante meines Theodor, des Seifensieders, 1841 den „Frankfurter-Hans", Johannes Merz, einen stattlichen Fuhrmann aus Riedheim, Oberamt Tuttlingen im Schwabenland, der jahrelang mit seinem Viererzug von Frankfurt her in Hasle angefahren war. Sie kauften 1842 das Adlerwirtshaus von dem abziehenden Fürstenbergischen Hofwirt.

Die Reaktionsjahre 1851 und 52 zogen auch die Adlerwirtsleute, wie so viele Tausende jener geldarmen Zeit, in die Tiefe. Sie verloren alles, wanderten nach Amerika und trieben noch bis zu ihrem Tode viele Jahre lang eine kleine Wirtschaft in Reading bei Newyork. —

Es gibt Menschen, denen die Kindeszeit zu „dumm" vorkommt und die sie nicht für so beseligend halten, weil das Kind sein Leben noch nicht mit „Verstand" zu genießen wisse. Ich habe bislang geglaubt, daß es in Deutschland weniger solcher Kamele gäbe; allein erst vor kurzem hörte ich einen Gebildeten unserer Nation behaupten: „Die schönste Zeit des Lebens sei jene, in der man die deutschen Klassiker kennen lerne". Wenn ich wüßte, daß es noch viele solcher Unaus-

sprechlichen gäbe, und wenn ich die Gewalt dazu hätte, ich würde die „deutschen Klassiker" bei Todesstrafe „kennen zu lernen" verbieten.

Goethe hat einmal gesagt, „es sei etwas Schreckliches um große Männer, auf welche sich die Esel etwas zu gut täten." Ich muß gestehen, daß auf obiges Bekenntnis hin mir unsere Klassiker geradezu „schrecklich" vorkamen.

Wenn gewisse Leute die Zeit, in der sie das Leben im sinnlich-tierischen Sinn „mit Verstand zu genießen" anfingen, für ihr Paradies halten — und es gibt ganze Klassen solcher Individuen — so wird sie darum kein anständiger Mensch beneiden. In der Regel aber war dann solcher Menschen Kindheit schon befleckt — das größte Elend, das eine Menschenseele treffen kann. —

Ich schwärme für meine Knabenjahre, und es vergeht fast kein Tag und namentlich keine schlaflose Nacht, ohne daß ich an dieselben zurückdenke. Mit unwiderstehlicher Macht aber überwältigt mich dieses Denken, so oft ich in die Heimat komme, wo Natur und Menschen, Häuser und Steine mir verkünden, daß in ihnen einst alle meine Gedanken und Empfindungen aufgingen in den freudigseligen Tagen der Kindheit und daß in dieser kleinen Welt mein irdisch Paradies gestanden ist.

Drum ist mir alles so lieb und wert in der Heimat, weil alles mich erinnert an das Glück der ersten Jugendzeit. Und am meisten fühlt dies der, den das Schicksal der Heimat entrückt hat. —

Etwa zwanzig Stunden östlich von Hasle, in dem einsamen Eyachtälchen, liegt das württembergische Dörfchen Margrethausen. In ihm wurde 1851 dem Schullehrer und Küster Bertsch ein Knabe Hugo geboren, der später als Kürschnergeselle in die Welt ging und in Amerika landete, wo er in Ermanglung von etwas Besserem, als Bauer, Bergmann, Holzhacker, Ziegelbrenner, Matrose und Fabrikarbeiter tätig war.

Der Mann, jetzt ein hoher Fünfziger, schrieb mir vor einiger Zeit aus Brooklyn eine kleine Erinnerung an seine Heimat, so voll von Poesie und Gemütstiefe, wie ich noch nie etwas gelesen. Er erzählt, wie er als Knabe morgens für den Vater, der zugleich Sakristan war, die Betglocke läuten mußte, und wie er dann noch in der dunkeln Kirche betete, bis „der Morgen auf der Felsentreppe ins Tal hinabstieg."

Er schließt die herrliche Schilderung also: „Du armes und doch so reiches Kind! Mit deinen geflickten Höslein und deinem reinen Herzen, deinem Seufzen und deinem Beten, deinen winzigen Sorgen und deinen riesigen Erwartungen fühltest du gar nicht, was deiner wartete in der Welt draußen, und hattest du keine Ahnung, was die Zukunft um dich spinnen würde."

„O meines Lebens schönste Stunden! Wie weit bin ich jener Stille entlaufen!"

„Doch nie ist die Verbindung ganz zerrissen. Wie Erden um die Sonne kreisen, durch Magnetenzug zurückgehalten vom Fliehen in die bodenlose Nacht, so hielten das Heimweh und die Sehnsucht mich fest:

Du kleine grüne Insel
In Gottes weitem Meer,
Du Spielplatz meiner Jugend,
Ich seh' dich nimmermehr.

Die Wiesen, die mich trugen,
Wie ich zur Quelle lief,
Die Wälder, die mich grüßten,
Wenn ich ihr Echo rief.

Die Wiege in der Kammer,
Der Mutter summend Lied,
Der Mutter Kuß und Beten,
Wenn ich vom Tage schied —

Dahin! Auf immer, immer
Ein Traum! Und der ist trüb!
Die Träne nur ist alles,
Was mir vom Kinde blieb." —

So redet ein Naturgenie[1], das sich selbst gebildet, vom Heimweh!

So schön kann ich nicht reden und höchstens zum Schluß mit unserem Dichter Eichendorff meinen Haslachern gegenüber sagen:

> Was hier auf diesen Blättern steht,
> Was lächelnd winkt und sinnend fleht,
> Das soll kein Kind betrüben.
> Die Einfalt hat es ausgesä't,
> Die Schwermut hat hindurch geweht,
> Die Sehnsucht hat's getrieben. —

Man könnte aus meiner übergroßen Sehnsucht nach den Tagen der Kindheit wohl den Schluß ziehen, meine Seele müsse mehr, als die anderer Leute, vom Weltschmerz durchzogen sein. Ich habe vielleicht Gelegenheit, mich später des näheren darüber zu enthüllen, was ich unter Weltschmerz verstehe und inwieweit ich Grund habe davon eingenommen zu sein; für jetzt will ich nur folgendes sagen: Ich habe in meinem bisherigen Leben neben vielen Kämpfen und Leiden wohl mehr Glück und Gnade gehabt, als ich es verdient; allein gleichwohl neige ich durch Anlage und Erfahrung stark zum Pessimismus, zur Weltschmerzlichkeit. Von Natur aus zu Humor nicht mehr geneigt als zur Schwermut, bewirkt die letztere, daß ich die Armseligkeit des Lebens vielleicht viel mehr und öfters fühle, als manch andere Menschen, und deshalb auch mit schmerzlicheren Gedanken an das Paradies der Kindheit zurückdenke.

Aber das ist mein großer Fehler und der Fehler aller jener Mitmenschen, die mit mir für die Jugendzeit und das Jugendglück schwärmen und in wehmütiger Lust sich in sie zurückträumen, daß wir immer und immer rückwärts schauen, um den Frieden und das Glück da zu suchen, wo es absolut

---

[1] Wer den Hugo Bertsch näher kennen lernen will, der lese sein 1903 bei Cotta erschienenes Buch: „Die Geschwister".

nicht mehr zu finden ist, weil wir nicht mehr jung und nicht mehr selige Kinder werden können.

Wie schön sagt nicht Rückert in dieser Hinsicht:

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst,
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst!

Vorwärts sollen wir schauen, vorwärts, wo der Lebensweg immer kürzer wird und die Tore der Ewigkeit immer näher rücken und wo das himmlische Paradies dem winkt, der nicht in Elegie und Weltschmerz auf- und abwogt im Meere des Lebens, sondern mit allem Ernst den Frieden und das Glück des Kindes bei dem sucht, der in wunderbar göttlicher Weisheit uns zuruft:

Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, könnt ihr ins Himmelreich nicht eingehen! —

Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Inhalt:

Band 1. **Aus meiner Jugendzeit.** Erinnerungen.

„ 2. **Aus meiner Studienzeit.** Erinnerungen.

„ 3. **Wilde Kirschen.** Erzählungen aus dem Schwarzwald.

„ 4. **Schneeballen.** Erste Reihe.

„ 5. **Schneeballen.** Zweite Reihe.

„ 6. **Schneeballen.** Dritte Reihe.

„ 7. **Dürre Blätter.** Erste Reihe.

„ 8. **Dürre Blätter.** Zweite Reihe.

„ 9. **Bauernblut.** Erzählungen aus dem Schwarzwald.

„ 10. **Der Leutnant von Hasle.** Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Krieg.

Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Schriften

Volksausgabe

Zweiter Band

Aus meiner Studienzeit



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.



3

Aus meiner Studienzeit

Erinnerungen

von

Heinrich Hansjakob

1.—6. Tausend.



Stuttgart
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1910.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Schon seit Jahr und Tag ist die hier vorliegende Fortsetzung meiner „Jugendzeit" fertig in meinem Schreibtische gelegen. Das Drängen meiner wenigen, aber aufrichtigen Freunde hat mich endlich bestimmt, sie „ans Licht zu geben".

Aus der Kindes- und Knabenzeit läßt sich leicht erzählen; alle Welt darf von den Tugenden und Fehlern jener Zeit wissen; niemand schämt sich darob, und keiner geht mit ihnen ins Gericht. Wenn wir älter werden, kommt die strenge Moral, und unser Leben verfällt dem Urteile der Mitmenschen. Sobald man es aber in dieser Hinsicht mit seinem lieben Nächsten zu tun hat, darf man auf alles eher rechnen als auf Schonung. So kam es, daß es wiederholten Drängens bedurfte, bis ich mich entschloß, das vorliegende, offen und ehrlich geschriebene Buch in den Druck zu geben.

Eigentlich war es nicht recht gescheit von mir, mich lange zu besinnen, da ich ja schon längst wissen konnte, daß gewisse Leute mich nicht schonten, selbst wenn ich ein Gebetbuch schreiben würde.

Ob ich berechtigt bin, meine Biographie zu schreiben, darüber lasse ich Goethe reden. Er sagt: „Die Frage, ob einer seine eigene Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es tut, für den höflichsten aller Menschen." Eines „höflichen Mannes" Buch aber wird man nicht weiter zu empfehlen brauchen.

Freiburg, Ende November 1884.

Zur zweiten Auflage.

Ein badischer Philologe hat in einem Blatte die Schilderung meiner Studienzeit als eines der schlechtesten Bücher unserer Zeit bezeichnet. Da aber bekanntlich die schlechten Bücher viel lieber gelesen werden, als die guten, so kam es, daß, auch infolge der genannten Empfehlung, mein Büchlein eine zweite Auflage erlebte. Ich schicke dieselbe in die Leserwelt, ohne mir ein Gewissen daraus zu machen, ein so schlechtes Buch geschrieben zu haben, freue mich vielmehr der vielen Leser meiner Schlechtigkeiten.

Freiburg, im September 1893.

Zur siebten Auflage.

Ich habe das Buch für diese Auflage neu überarbeitet und vermehrt. Ich habe mich aber auch für diese Auflage nicht entschließen können, die „Schlechtigkeiten" des Buches auszumerzen, da mir die Wahrheit mehr gilt als die Meinung neuzeitiger feministischer Platone und Cicerone.

Freiburg, im März 1910.

Hansjakob.

Inhaltsverzeichnis.





Die Entscheidung.

Mit dem weißen Sonntag des Jahres 1851 hatte sich für uns Haslacher Erstkommunikanten „der Kinderhimmel" geschlossen. Zwar fanden wir uns an Sonn- und Feiertag-Nachmittagen noch mit den älteren Volksschülern zusammen, um auf Straße und Gasse, in Feld und Wald den Genius der Kindheit frei leben zu lassen. Allein die meisten wußten schon zu erzählen von der Mühe und Arbeit in den Werkstätten ihrer Väter und Meister. Einzelne hielten sich auch stolz gänzlich ferne von den jüngeren Schulkameraden, die noch unter dem Zepter des Oberlehrers standen, und gingen nach der sonntäglichen Vesper ins Bierhaus.

Ich war in jenen ersten Monaten nach dem Auszug aus dem Kinderhimmel Amphibium und konnte ebenso vergnügt mit den „Schulbuben" spielen, als mit den Sezessionisten und Mannbaren drunten am Klosterbach beim „süßen Lang" sitzen, wo jeder einen Schoppen Bier „um zwei Kreuzer" trank und für sechs Kreuzer Brot dazu aß.

Doch rief mich von allen angehenden Lehrjungen der Sonntag Abend zuerst heim. Ich mußte in die väterliche Backstube und den „Vorteig" anmachen für die nächtliche

Brotbereitung. Denn seitdem die Schule mich entlassen, hatte ich mit unserm Lehrjungen, dem Peter, alle einschlägigen Arbeiten zu teilen, und weil ich der jüngere war, mußte ich den Vorteig zurichten und so einige Stunden früher ans Geschäft als mein Kollege.

Dieser war der Nachfolger des in meinen Jugend-Erinnerungen erwähnten „Sepp“ aus dem Schapbach und des Toni von Biberach. Er kam aus dem Dochbach, einem einsamen Gehöfte auf der Höhe hinter dem Strickerwald, war ein stiller Waldbursche mit krausem Rollenkopf und gutmütig schielenden Augen, aber ein Denker billigster Art. Als ich ihm das erstemal von den Rittergeschichten sprach, die Sepp, Hug, Toni und ich in der Backstube gelesen, schielte er mich an, als wäre er eben frisch vom Himmel gefallen. Auch stand er mit dem Lesen und Schreiben auf gespanntestem Fuß. Doch durfte ihm dies alles nicht verargt werden; denn seine Heimat liegt so versteckt und abgeschieden von Welt und Menschen, daß dort „die Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen“, und der Weg zur Schule nach dem Dorfe Steinach im Tal drunten war gar zu beschwerlich, um nebenbei noch vieles lernen zu können.

Hugo, der Knecht, war auch nicht mehr da, und seinem Stellvertreter, dem Matt, galt ein Viertele Kartoffelschnaps mehr als eine Ladung voll Rittergeschichten. Matt war ein um sein Gütchen gekommener Bauer aus dem „Müllibach“, der im Städtle taglöhnerte, meist bei meinem Vater, ein lustiges, durstiges Haus, an dem des Weltalls Sorgen so spurlos vorübergingen, daß er ein hoher Achtziger wurde und als solcher lebte, arbeitete und trank bis an die Grenze unseres Jahrhunderts.

Mit dem Erscheinen von Peter und Matt hatten Poesie und Rittertum sich aus unserer Backstube entfernt, und dafür waren für mich die ersten, quälenden Begriffe vom „Staat“ eingezogen. In jenen Tagen spielte nämlich die Landesregierung noch in einer von mir jetzt höchlich gebilligten Art

die Rolle „des öffentlichen Gewissens“ für Bäcker, Metzger und Bierbrauer. Da mußten der Zwei-Kreuzer-Weck und das „Groschen-Laible“ so und so viel wiegen, und der vierpfündige Laib Schwarzbrot durfte nicht teurer verkauft werden, als der Amtmann dekretiert hatte. Ähnlich beim Bier und beim Fleisch. Jede Woche kam zu den Bäckern „unverhofft“ der Gendarmerie-Wachtmeister mit der städtischen „Sicherheit“, welch letztere die offizielle Staatswage trug, und es wurden die Taten der Bäcker abgewogen.

Da pochte mir jeweils das Herz; denn ich war der verantwortliche Redakteur. Ich hatte in nächtlichen Stunden den Teig gewogen und Peter ihn geformt. Wenn die Ware zu leicht befunden und mein Vater bestraft worden wäre, hätte die Schuld sich an meine Fersen geheftet. Doch mein Wägen ward in allweg als treu anerkannt, und es freut mich jetzt noch, daß ich damals, in meinem ersten Dienst für das öffentliche Wohl, ehrlich gedient und den Haslacher Untertanen währhaftes Brot geliefert habe.

Es waren jene Wochen meiner Wirksamkeit als Bäckerjunge mehr wert für die Menschheit meines Heimat-Städtchens, als gar manches Gesetz der Neuzeit, das dem armen Volk Steine statt guten Brotes gibt.

Aber eine Qual war es mir, Hunderte von Halbbatzenlaibchen und Vierpfündern nach der Gewichtstaxe zu normieren, und so sehr ich heute noch den gewinnsüchtigen Meistern den Staat mit der Brot- und Gewichts-Taxe auf den Hals wünschte, ebensosehr gönne ich es den armen Bäckerjungen, daß sie das Gewicht leichter zu bestimmen haben.

Lieber arbeitete ich an Brezeln und „Gipfeln“, denn die durfte ich nicht bloß wägen, sondern auch modeln und mit dem obligaten Eiweiß bestreichen.

Hatten Peter und ich die verschiedenen Brotsorten auf den Brettern zum „Gehen“ fertiggestellt und den Ofen geheizt, so weckten wir meinen Vater, der das „Einschießen“ besorgte und das eigentliche Backen überwachte. Um Mitter-

nacht kam das Brot aus dem Ofen, Peter und ich erhielten jeder ein Gläschen „Nußwasser" und „zwei verg'ratene" Gipfel, die wir „kuhwarm" verspeisten, und deren Genuß samt dem Likör uns einigermaßen entschädigte für die geopferten Stunden des Schlafes.

Der Haftenalise, der Nachtwächter, rief auf seiner Runde gewöhnlich die zwölfte Stunde an unserer Hausecke, da wir langsam die Stiege hinaufwanderten in unsere Kammer, während der Vater, noch seine Pfeife ausrauchend, die Türen schloß und im Stall „umzündete", ehe auch er sich zur Ruhe legte. Mein letztes Wort an Peter lautete gar oft: „O Päter, wenn i no a mal wißt, was i wäre muaß; denn des Bache isch m'r in der Säl' (Seele) z'wider!"

Und in der Tat war meine Backstubenarbeit nur ein Provisorium, da Vater und Mutter sich noch nicht geeinigt hatten, was aus mir werden sollte. So viel stand zu meinem großen Troste beim Vater fest, daß keiner von seinen Buben Bäcker werden dürfe, weil die Bäckerei „das lumpigste Handwerk auf dem ganzen Erdboden sei". Er war hierin das gerade Gegenteil von seinem Vater und meinem Großvater, dem „Eselsbeck" oder, wie er auch noch hieß, „Beckepeter". Der hatte vier Söhne und zwei Töchter; die ersteren mußten alle Bäcker werden, und die letzteren verheiratete er sämtlich zu diesem Handwerk.

Der älteste Bruder meines Vaters, Joseph, war so stolz auf seinen Stand, daß er „gegen alle Bäckerregel" einen mächtigen Schnurrbart trug und deshalb nur der „Schnauzbeck" genannt wurde. Er hatte sich zuerst in Offenburg niedergelassen und hier als Backstuben-Plebejer und geborener Demokrat eine kleine Revolution unter den Halbbürgern gegen die Vollbürger in Szene gesetzt, weshalb diese nach erlangtem Sieg den „Schnauzbeck" vertrieben, worauf er mit einem zweiten Bruder tauschte und sein Brot in Haslach buk. Er starb — mit Hilfe seiner Frau — als Rentner, ein seltenes Ende für Demagogen und Kleinbäcker.

Hätte mein Vater den „Kastengeist" des Großvaters gehabt, so wäre ich heute auch Bäckermeister in Hasle und trüge, da bei den Haslachern nicht leicht einer ohne „Spitznamen" wegkommt, bei meiner Körperlänge wahrscheinlich den Namen „Storchenbeck" oder „der lang Beck" und wäre jedenfalls linksliberal, schon deswegen, weil die Welt den Liberalen die Abschaffung der Brottaxe verdankt. —

Auch die Großmutter hatte ihren Plan, mich zum Kaufmann zu machen, zu meiner höchsten Beruhigung aufgegeben. Ihre jüngste Tochter hatte einen Kaufmann geheiratet und das väterliche Geschäft übernommen, und so ward die Großmutter der Zukunft ihres Kramladens sicher ohne mich. Aber „was sollte nun aus dem Kinde werden"? Diese Frage der hl. Schrift stellte mein Vater auch öfters an die Mutter, nur etwas derber. Manchmal, wenn die zahlreiche Familie beim Mittagessen saß und das unvermeidliche Gericht jedes Haslacher Bäckertisches, Wasserschnitten[1], verzehrte, hob der Vater, zur Mutter gewendet, an: „Was fange mer (wir) au mit dem Kärle a?" Die Mutter wußte unter obwaltenden Verhältnissen auch keinen Rat, und ich wagte meinen seit Wochen fertigen Plan noch nicht zu veröffentlichen.

Mir waren allmählich immer und immer wieder die in meinen „Jugenderinnerungen" genannten Studenten aus der Buckschen Bierbrauerei zu Freiburg vor der jungen Bäckerseele aufgestiegen, und ich wähnte, ein Student müsse das schönste Leben haben. Oft sprach ich mit Peter in der Backstube davon, und der war nicht abgeneigt, an die Möglichkeit zu glauben, daß ich „auf Pfarrer" studieren könnte; denn der Pfarrer Moser in Steinach, seiner Kirchspielsgemeinde, sei früher auch Schreiner gewesen und doch noch „ein Herr" geworden.

Dazu traten noch die Schilderungen aus dem Munde

[1] Eine Mehlspeise, bereitet aus dem nicht verkauften Brote.

des Lorenz Maus[1], eines Neffen unseres Stadtpfarrers, der bereits in Offenburg auf der Schule war und die Ferien bei uns Haslachern zubrachte. Der Lorenz, sonst ein sehr mittleres Talent, imponierte mir damals mächtig, und ich habe heute vor dem großen Humanisten Erasmus von Rotterdam nicht mehr Respekt als in jener Zeit vor dem Studiosus Maus von Schuttern, der bereits von Chrestomathie, von Styl und Mathematik sprach, während ich Groschenlaible fabrizierte.

Was mich aber genierte, meine stille Liebe zum Studieren vor den Eltern zu proklamieren, das war die Furcht, der Vater möchte ein entschiedener Gegner davon sein. Er hatte schon gar oft geäußert, daß Lesen und Schreiben dem gemeinen Mann nicht viel helfen könnten, und vom Großvater erzählt, der seine Buben nicht einmal in die Schule hätte schicken wollen, weil Lesen, Schreiben und Rechnen Sache „der Herren" sei und er keine Herren aufziehen wollte. Doch hatte der „Beckepeter" einen Bruder gehabt, der Geistlicher war, und auch von diesem und seinem „schönen Vermögen" hatte der Vater wiederholt zu berichten gewußt. Diese Tatsache gab mir jeweils einige Hoffnung beim Nachdenken über den zukünftigen Urteilsspruch des Vaters.

Die erste Eröffnung machte ich der Großmutter, die für Ausbildung Sinn hatte und an meinem ersten, allerdings schlecht ausgefallenen Bildungsausflug in die Volksschule nach Freiburg schuld gewesen war. Ihre Antwort ist mir heute noch so gegenwärtig, als ob ich sie erst vor zwei Tagen gehört hätte. Auf meine Frage: „Was meine Ihr, Großmuatter, wenn i au schtudiere tät?" nickte sie beifällig mit ihrer Goldhaube und sprach: „Frili wär's schö, wenn de a rächte Geischtliche tätsch wäre, denn des isch der schönscht Schtand, unn wenn ainer krank wordt, isch er versorgt unn het si Läbtag 's Johrs 300 Guldi."

---

[1] Mein guter Freund Lorenz starb schon in den siebziger Jahren als Oberförster zu Kork.

Ich muß lächeln, so oft ich an diese Worte denke. Die 300 Gulden „Tischtitelgeld", die ein dienstunfähiger Priester bekam, schienen in jenen Jahren meiner Großmutter eine Versorgung ersten Ranges. Wie naiv und genügsam waren die Menschen noch vor wenigen Jahrzehnten! Heute kann einer mit solchem „Tischtitel" verhungern, wenn ihn nicht eine öffentliche Anstalt aufnimmt.

Studieren und Geistlicher werden war damals — heute ist das ganz anders geworden — in den bessern und besten bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen ein Wort; nur die Söhne der „Herren", d. i. der Beamten, dachte man sich als zukünftige Staatsdiener. Deshalb ging die Rede meiner Großmutter sofort auf den „geistlichen Stand" hinaus. Mir schwebte aber etwas ganz anderes vor als der „Pfarrer". Die höchste Stufe im Rang der Studierten schien mir damals — ein Rentmeister einzunehmen. Der alte Rentmeister Fischer, welcher im zweiten Stocke des väterlichen Hauses wohnte, war mein Ideal von einem „Herrn". Er saß den größten Teil des Tages in seinem schönen Gemach am Fenster und rauchte aus einer langen Pfeife, und wenn er das Haus verließ, so geschah es meist im eigenen, von zwei glänzenden Braunen gezogenen Wagen. Den Oberamtmann Dilger sah ich nur zu Fuß, von seinen Hühnerhunden begleitet, auf die Jagd gehen, aber der Rentmeister fuhr spazieren wie ein Fürst. Daß ich aber „auf Rentmeister" studieren wollte, verriet ich keinem Menschen und war zufrieden, als ich die Großmutter fürs Studieren gewonnen und von ihr das Versprechen hatte, daß sie mit Vater und Mutter das weitere bereden wollte.

Meine Mutter pflegte regelmäßig ihr Mittagsschläfchen zu machen, aber nicht in unserm unruhigen Hause, sondern droben bei der Großmutter. Da saßen dann beide auf dem kleinen Sofa in dem Schlafzimmer der letztern, die Arme übereinandergelegt, und schliefen. Vor dem Einschlummern wurden in der Regel die Tagesfragen erledigt, und so auch

einmal mein Studierplan. Vereinigt rückten die Schläferinnen in einer schönen Nachmittagsstunde in meiner Abwesenheit vor den Vater und schlugen ihm vor, mich studieren zu lassen. Das Resultat war ein überaus günstiges. Der Vater wollte sich nur erst vergewissern, ob ich auch Talent hätte, und entließ die zwei weiblichen Wesen mit dem Beschluß, er werde in nächster Zeit mit dem Oberlehrer Scherle reden und dessen Meinung über meine Fähigkeit hören.

Mein Vater war in manchen Dingen das gerade Gegenteil von seinem Sohne. Während bei diesem Denken und Handeln immer möglichst schnell beieinander sind, infolge dessen er schon zahllose Male übereilte Streiche gemacht hat, konnte es nicht leicht einen ruhiger überlegenden Mann geben als meinen Vater. Drum pressierte es ihm gar nicht, schon am gleichen oder am folgenden Tage zum Lehrer zu gehen, und jedes Drängen wäre ins Gegenteil umgeschlagen. Ich mußte darauf gefaßt sein, noch einige Wochen ohne Endurteil mit Peter in der Backstube und auf dem Felde hantieren zu müssen, und ich tat es, von Hoffnung getragen, ziemlich unverdrossen.

Eines Tages nun arbeiteten Peter, Bärbel, die Magd, und ich in „der Leimengrube"[1]. Wir hackten die Kartoffeln; es war Ende Mai. Um zehn Uhr des Morgens kam der Vater den Hohlweg beim „Schinderhäusle" herauf, um, wie er zu tun pflegte, nach seinen Feldarbeitern zu sehen. In gewohnter Weise sein Lied pfeifend, nahte er sich uns und rief, nach einigen geschäftlichen Fragen an die Bärbel, mir zu: „So schaff jez nur rächt uff'm Fäld; denn mit dem Schtudiere isch es do (doch) nix; i bin den Morge bim Lähver gsi, und der het g'sait, du seisch z'dumm dezua!" Sprach's und ging pfeifend von dannen, „des Sandhasen-Halden" hinunter.

Wie vom Himmel gefallen stand ich auf dem Kartoffelacker zwischen Magd und Lehrjunge. Scham und Zorn kämpften in mir, bis der letztere sich in Schimpfen über den

[1] Ein Gewann-Name der Haslacher Gemarkung.

Lehrer Luft machte. Und doch hatte, wie ich heute klar einsehe, der Mann nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt. Ich war in der „obern Schule" ein ziemlich ausgelassener Revolutionsbube gewesen, hatte dem guten Oberlehrer, wenn er öfters vor Müdigkeit in der Schule schlief, mit der Kreide den Rücken bemalt und ihm gar manches „Milliardensapperment" ausgepreßt. Dazu leistete ich geistig gar wenig; im Rechnen war ich null, im Schreiben sehr mittelmäßig und nur im Lesen gut. Was soll nun ein Schulmeister anders sagen, wenn man ihn fragt, ob ein solcher Schüler zum Studieren fähig sei? —

Als ich mit Schimpfen zu Ende war, ohne daß mein Zorn sich gelegt, warf ich meine Hacke auf die Mutter Erde und ging ingrimmig hinauf zum nahen Wald. Dort, bei „Seilers Tobel", in den ich so manchmal mit meinen Kameraden, Heidelbeeren oder Vogelnester suchend, unter Halli-Hallo eingezogen war, setzte ich mich unter eine Tanne nieder und weinte tiefbetrübten Herzens, daß der Traum vom zukünftigen Rentmeister so plötzlich mir zerrissen worden war durch des Lehrers Ausspruch.

Am grünen, grünen Wald, so voll Erinnerungen an den Kinderhimmel, saß, wenige Monate nach dem Abschied von der Kindheit, der sonst so heitere Knabe und weinte — aus Sorge für seine Zukunft und seine Existenz im Leben. Die Tannenbäume grünten und winkten wie ehedem, die Vögelein sangen in alter Luft, das Kinzigtal ringsum blühte und strahlte im Maienduft, und nur die kleine Menschenseele mußte fühlen, daß sie verstoßen sei aus dem Paradiese. Schon begann der verhängnisvolle Vorhang sich zu lüften, von dem Schopenhauer so schön sagt:

„In früher Jugend sitzen wir vor unserem bevorstehenden Lebenslauf, wie Kinder vor dem Theatervorhang in froher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Ein Glück, daß sie nicht wissen, was wirklich kommen wird. Denn wer es weiß, dem können zuzeiten die Kinder vorkommen wie

unschuldige Delinquenten, die zwar nicht zum Tode, hingegen zum Leben verurteilt sind, jedoch den Inhalt ihres Urteils noch nicht vernommen haben." —

Als die Mittagsglocke zum Städtchen herauftönte, rief mir der Peter zum Heimgehen. In stummer Verzweiflung nahm ich meine Hacke auf die Schulter und wanderte dem Vaterhaus zu. Hier strahlte gleich ein Hoffnungstern, und der entsprang dem Kopfe der Mutter. Sie selbst war ebenfalls erbost auf den Lehrer; es mochte sie ärgern, daß ihr ältester Sohn ein dummer Kerl sein sollte, und sie verfiel auf den richtigen Gedanken. Der Vater, meinte sie, solle den Kaplan[1] fragen, ob er es nicht mit mir probieren wolle im lateinischen Unterricht. Der werde dann bald herausfinden, ob der Lehrer recht habe; sie könne es nicht glauben.

Der Nachbar Schmieder, der Strumpfstricker, und unser Vetter Zachmann, der Uhrmacher und Schwärmer für die Doktoren der Rechte, wurden, nach dem Mittagessen vor ihrem Hause stehend, von der Mutter ebenfalls interpelliert. Beide wollten an mir „Intelligenz" bemerkt haben. Das kleine Strickerlein schloß dieselbe namentlich aus der Aufmerksamkeit, die ich jeden Sonntag den politischen und geschichtlichen Gesprächen gewidmet, die er und der Hafner Haberstroh „auf dem Bänkle" vor seinem Hause losließen.

Nach der Schlafstunde kam noch die Großmutter herunter und bestürmte den Vater, der ob des ersten Fehlganges fast die Lust verloren hatte, dem Rat der Mutter zu folgen und noch zum Kaplan zu gehen.

> Der Weiber Rat ist nicht viel wert,
> Doch ist ein Narr, wer nicht drauf hört,

mochte mit Cervantes der „Becke-Philipp von Hasle" denken, und so sagte er diesen Gang, aber als den unumstößlich letzten, zu.

[1] Kaplan heißt im Kinzigtal der Vikar des Pfarrers.

Es ging abermals einige Tage die Sonne über meiner Sehnsucht auf, ehe der Vater seine Schritte dem Pfarrhause zulenkte, um die Entscheidung über meine Zukunft zu holen. Ein Freitag Morgen, welcher mir unvergeßlich vor der Seele steht, war es, der die frohe Botschaft brachte. Peter und ich spalteten vor dem Hause Holz für den Backofen, als wir den Vater die „vordere Gasse" hinaufschreiten sahen. Er hatte den langen, blauen Rock an, und der verriet mir sofort, daß es zum Kaplan gehe.

Mein Vater, der stets nur einen kurzen Kittel (Wams) trug, zog nur an Sonntagen zum Kirchgang oder bei sonstigen feierlichen Anlässen einen Rock an, und er tat es jeweils höchst ungern. Er besaß auch nur einen einzigen, und der war blau, von einer Färbung, wie ich sie nur noch einmal wieder gefunden — im Meere zwischen Neapel und Palermo. Richtig bog er seine Schritte in die „hintere Gasse" beim Adler ein, den nächsten Weg zur Wohnung von Pfarrer und Kaplan. Mir klopfte das Herz vor banger Erwartung, die der Peter noch steigerte, indem er in seinem Dochbacher Dialekt anhub: „Hainr, was mainsch, wenn's jez bim Kaplan au nix isch, noa muasch doch no a Beck wäre!" „Jo, Päter," antwortete ich grimmig, „no wor i a Beck, unn no gemm'r[1] mitnander in d' Fremdi!" Aber das Weinen stand mir bei diesen entschlossenen Worten näher als das Lachen. Von jetzt ab wandte ich meine Augen mehr auf die Ecke des Adlerwirtshauses als auf die „Backscheiter", um das Wiederkommen des Vaters zu erspähen.

Wenn ein Verliebter einen dritten zur Zukünftigen und zu deren Vater schickt, um für ihn das entscheidende Jawort zu holen, kann er nicht unruhiger sein, bis der Freund wieder da ist, als ich, da ich auf den Vater wartete. Nach einer halben Stunde kam seine große Gestalt um die Ecke, und ernst, wie immer, vor sich hinschauend, nahte er und ging vornen, abseits von uns, ins Haus. Fragen hätte nichts genützt, und

[1] gehen wir.

ich wußte wohl, daß ich bald würde berichtet werden. Nachdem er den blauen Rock abgelegt, pfiff er durch den Hausgang daher, stellte sich unter die „hintere Haustüre" und schaute uns eine Weile zu. Mein Herz klopfte wie ein Eisenhammer, und ich wagte nicht, den Vater auch nur anzusehen, so groß war die Angst, es möchte abermals nichts sein. Da rief er mich zu sich, langte aus seiner Westentasche ein Stückchen Papier und sprach: „Am Möntig sollsch zuem Kaplan kumme und dia Büecher mitbringe, wo uf dem Zädel stenn!"

Ein Bettler, dem ein reicher Mann einen Tausendmarkschein schenkt, kann denselben unmöglich mit seligern Gefühlen empfangen als ich den Zettel aus des Vaters Hand. Er erschien mir als die volle Quittung, daß mein Studium geraten werde und alle weiteren Hindernisse beseitigt seien. Und was stand auf dem Papier? — „Feldbausch, Lateinische Grammatik nebst Übungsbuch."

Freudig las ich dem Peter diese Worte vor, warf meine Axt aufs Holz, rief: „So, Päter, jez isch's us mit'm Beck wäre!" und eilte davon, hinauf zur Großmutter und zur „Lenebas", meinen Zettel hoch in der Hand schwingend wie eine Siegesfahne. Die Großmutter freute sich ob der Kunde, die Lenebas betete, und ich sprang jubelnd abermals von dannen, um beim Vetter „Bachsepp", der jeden Freitag Nacht zum Fruchtmarkt nach Offenburg fuhr, die Bücher zu bestellen.

Stolz wie ein Adjutant, der dem kommandierenden General den Sieg meldet, gab ich dem Bachsepp den Zettel und sprach: „Vetter, Ihr solle mir au dia Schtudentebüacher morgen mitbringe; ich derf jez schtudiere!" „Du worsch mer a suvere[1] Schtudent ge[2]," meinte, trocken lächelnd, der Vetter Fruchthändler.

Am Abend des folgenden Tages stand ich frühzeitig vor dem Städtchen draußen auf der „Gottlittbruck" und wartete auf den Fruchtwagen, der das Tal heraufkommen

[1] sauberer. [2] geben.

sollte, mit einer Ungeduld, als brächte er mir alle Schätze Indiens. Endlich ächzte er daher. Der dicke Wilhelm, der Sohn des Vetters und spätere „Bierkrämer" in Hasle, lenkte Roß und Wagen. Auf den Fruchtsäcken saß der Vetter und holte, als er meiner ansichtig geworden, aus einem Fruchtsack ein Paket. Es war der Feldbausch samt Übungsbuch, sauber gebunden.

Mit welcher Wonne und mit welcher Ehrfurcht habe ich diese Bücher, die Schlüssel zur klassischen Welt, an jenem Abend betrachtet, und wie glücklich hat mich der Anblick der ersten lateinischen Grammatik gemacht!

Wie ein Kleinod wurden am andern Tag, Sonntag, die Bücher bei Kameraden und Nachbarn herumgetragen und gezeigt. Als ich zum Nachbar Basil Schättgen kam, wo sein gefärbter Hund, der Melac, heute besonders feierlich mir zuwedelte, erhob Basil einen dunkeln, scharfgeistigen Blick in die Zukunft und sprach: „Hör, Bürschle, i will Dir ebbis sage: Du gisch entwäder an Hauptschtudent oder an Hauptlump!" Mit diesen Worten gab er mir die Grammatik wieder zur Hand, der alte Nachbar, der seit Jahren mich und meine guten und schlechten Knabenseiten kannte. Das Endresultat seiner Prophezeiung hat er nicht mehr erlebt, obwohl ein Teil derselben, wie wir sehen werden, zu seiner Lebzeit noch eintraf.

Als ich „ausstudiert" hatte, waren meine geistig bedeutendsten Nachbarn, der Strumpfstricker und der Färbermeister, tot.

Mit Wehmut erfüllte meine Freude den dritten der Nachbarn, den Wagner Fürst; er schimpfte über sein Schicksal, das ihn, den „zu etwas Höherem Geborenen", zum Wagner gemacht, weit mehr als sonst und gratulierte mir mit blutendem Herzen.

Wenn ich heute an die Freude zurückdenke, welche ich beim ersten lateinischen Buch empfand, so ergreift mich eine eigene Wehmut. Den Knaben, eben aus seinem Kinder-

himmel gekommen, himmelt gleich wieder alles an, und er verspricht sich goldene Tage. Ich ahnte nicht, welch traurige Stunden ich in den ersten Jahren meines Gymnasialstudiums mit dieser Grammatik erleben und wie vieler Tränen Zeuge das Buch werden sollte. —

So war denn die Entscheidung getroffen. Nach langem Hangen und Bangen ging's am bestimmten Tage, es war der zweite oder dritte Juni 1851, hoffnungsvoll zum Kaplan.

Beim Kaplan.

Das Pfarrhaus war mir, dem Knaben, eine unheimliche Erscheinung, weil stets alle Fenster des alten, hohen Gebäudes dicht mit Vorhängen verdeckt waren, eine Mode, die, mir höchst widerwärtig, heute noch an zahlreichen geistlichen Häusern in Übung ist, selbst da, wo niemand gegenüber wohnt.

Ich hatte die Residenz des Pfarrers in meinem bisherigen Leben nur zweimal betreten, zuerst anno 1849, als wir Buben für die Hüte der Freiheitsmänner die Hähne und Hennen des Städtchens rupfen mußten. Da stiegen wir in hitziger Verfolgung zweier „Güller" von hinten ins Pfarrhaus und fingen die armen Tiere im „Holzschopf". Zum zweiten Male kam ich dahin, als wir am Tage der ersten heiligen Kommunion beim „Dekan" die Gedächtnisbilder holten. Als Studentenaspirant aber wandelte ich sechzehn Monate lang, Sonn- und Feiertage ausgenommen, täglich ins Pfarrhaus, und es ist mir ein Vergnügen, heute die Erinnerungen an dasselbe zu Papier bringen zu können.

Das Haupt des Hauses war selbstverständlich der Dekan, das Bild des freundlichen Pfarrherrn, wie es im Buche steht. Er hieß Joseph Kurz, war 1799 geboren zu Schuttern bei Lahr als Sohn eines wohlhabenden Bauern und seit 1832 in dem benachbarten Dorfe Mühlenbach Pfarrer gewesen, von wo er 1848 nach Haslach gekommen war.

Ohne tiefe theologische oder sonstige Bildung besaß der gute Herr eine Feinheit in äußeren Formen, die alle diese Fehler verdeckte und verklärte. Er war kirchlich Wessen-

bergianer. Man mag mir aber von diesen Geistlichen, die eben Kinder ihrer Zeit waren, sagen, was man will, eines steht fest: sie besaßen alle, so viele ich deren gekannt, eine Freundlichkeit und einen Anstand, die ihnen alle Herzen gewannen und um die ich sie später oft beneidet habe. Sie waren die Diplomaten in der Sutane, kluge, welt- und formgewandte Leute. So auch unser Haslacher Pfarrer.

Kaum ins Städtchen gekommen und ein Studienfreund des Oberamtmanns Dilger, galten beide als die Häupter der anti-republikanischen Partei.

Der Pfarrer war deshalb den meisten so verhaßt wie der Amtmann, und es bekamen beide ihre Katzenmusik; der einen für den Amtmann wohnte ich als Knabe bei.

Die Haslacher Demokraten nannten den Pfarrer damals nur den „Krutsepp", weil er Joseph hieß und seine Heimat im Gebiete der breisgauischen „Krautbauern" lag. Im eigentlichen Revolutionsjahr 1849 hatte aber sein entzückendes, scharmantes Wesen einen Führer der Freischärler, den Hafner Haberstroh „hinter der Kirch", so für ihn eingenommen, daß derselbe jede Nacht bewaffnet als „Sauvegarde" im Pfarrhaus lag.

Der Dekan wohnte im ersten Stock, der Kaplan im zweiten, während im Parterre der Keller und die Scheuer sich befanden. So oft ich nun an des ersteren stiller Wohnung vorüberging, um zum Kaplan zu gelangen, und er gerade um den Weg war, hatte er stets einige liebevolle, ermunternde Worte für den angehenden Studio. In jeder Vakanz lud er mich später an seinen gastlichen Tisch, und als ich Priester geworden war, zog er mich ganz in sein Vertrauen. Er ließ, zum Greis geworden, mich oft in seiner Seele lesen, wenn wir zusammen einen Spaziergang machten, wobei er stets den Stock unterm Arme trug und einen uralten Zylinder auf hatte. Seine Erholung bestand am Abend in einem Zego beim „Bierkrämer", wobei er kaum einen halben Schoppen Bier trank.

Ich habe seitdem schon manchmal an seine Gespräche gedacht und sie, je älter ich geworden, um so wahrer gefunden und es schon oft bedauert, damals manche gute Lehre, die er aus seiner Lebenserfahrung mir gegeben, in den Wind geschlagen zu haben.

Er starb in den ersten Monaten des Jahres 1872. Ich bewahre ihm zeitlebens das beste Andenken. —

Der Kaplan Schele, mein zukünftiger Lehrer, war mir eine ganz fremde Persönlichkeit. Ein Schwabe, aus dem Allgäu[1], als Neupriester 1849 in unsere Diözese eingetreten und nach Haslach versetzt, hatte ich ihn kaum ein oder das andere Mal flüchtig gesehen, da des Vikars Hauptttätigkeit nicht auf die Stadt, sondern auf die eine halbe Stunde von dieser entfernte Dorfgemeinde Hofstetten sich erstreckte. Daß er meine volle Sympathie besaß, ehe ich ihn in der Nähe gesehen, versteht sich wohl von selbst. Denn hätte er es abgelehnt, mir Stunden zu geben, so wäre ich aller Wahrscheinlichkeit nach in der Backstube untergegangen, hätte aber wahrscheinlich ein glücklicheres Leben gefunden. —

Eben kamen die Leute aus der Zehnuhr-Messe, als ich an jenem Montag mit meinen zwei Büchern in der Hand über den Marktplatz schritt, wobei ich glaubte, alle Bauern des eben versammelten Wochenmarktes müßten es mir ansehen, daß ich jetzt nicht mehr Bäcker-Lehrjunge sei, sondern Student werden wolle. Die Mutter hatte mir die Toilette gemacht und besonders angekündigt, ja auch vor der Tür anzuklopfen und erst auf „Herein!" einzutreten.

Gar sanftmütig, wie ein Bettelbube, läutete ich am Pfarrhof, Freude und Bangigkeit wogten in mir auf und ab. Als träte ich in ein Heiligtum, so bescheiden schlich ich die

[1] Aus dem Dorfe Egloffs bei Wangen, wo er 1823 geboren wurde. Er kam fast gleichzeitig mit meinem Abgang aufs Lyzeum als Pfarrverweser nach Lautenbach ins Renchtal, 1853 als Pfarrer nach Mimmenhausen im Linzgau, 1863 nach Denkingen im gleichen Gau, und 1872 nach Rast, Amts Meßkirch, wo ich, wie wir bald hören werden, ihn 1878 besuchte.

Treppe hinauf. Da stand oben eine der beiden Köchinnen des Pfarrers, mit einem ziemlich giftigen Blick, wie ich ihn in dieser Nuancierung nur bei Pfarrersköchinnen kenne, und schaute auf den Ankömmling herab. Und unter der Küchentüre zeigte sich die Gestalt eines wahren Hünenweibes, die schwarzen Haare nach Keltenart über den Kopf zurückgestrählt. Mir fiel das Herz in die Hosen, als ich merkte, daß der Weg zum Kaplan an so „zauberhaften" Hindernissen vorbeiführte. Erst als ich Red' und Antwort gestanden über Wohin und Warum, durfte ich passieren und wurde die kleine Treppe hinaufgewiesen zum zweiten Stock.

Die zwei Weibsbilder, zwei Schwestern Marie und Magdalene, welche mir anfänglich so unheimlich vorkamen, stellten sich später als die brävsten und gutmütigsten Personen der Welt heraus. Wir wurden bald gut Freund, und ich leistete ihnen manchmal Gesellschaft in der Küche und fand, daß die Marie so unheimlich und hünenhaft nur dann aussah, wenn sie weinselig war. Beide stammten vom südlichen Schwarzwald, aus Niederwyhl im Hozenlande, wo der Pfarrer ehemals pastoriert und von wo er sie mit sich genommen hatte. Die Magdalena, eine schöne Person, starb noch ziemlich jung vor dem Dekan, und die Marie kehrte, geisteskrank geworden, auf den Wald zurück. Dort lebte sie bis in die achtziger Jahre herauf und starb hochbetagt.

Zur Winterszeit, wenn der Kaplan noch nicht da war von Hofstetten, wartete ich oft bei der Marie in dem kleinen Gemach hinter dem Speisezimmer, während sie am Spinnrad saß. Wenn dann die Magdalene in der Küche war, fing die Spinnerin zu klagen an über die Einsamkeit und Langeweile in dem Pfarrhaus und wie schön es dagegen in ihrer Heimat gewesen. Obwohl eine Vierzigerin, hatte sie noch Heimweh, und da sie es ungestillt in ihrem einförmigen Alltagsleben herumtragen mußte, „beweinte" sie es bisweilen im Keller, und dann leuchteten ihre dunkeln Keltenaugen wie Karfunkelsteine.

Der Magdalene war es auch nie recht ums Lachen; es sah, wenn sie es je tat, gezwungen aus. Aber sie klagte nie; gemessen und freundlich war ihre Unterhaltung in der Küche. Sie gab mir, so oft irgend ein Extragebäck gemacht wurde, davon zu kosten. Ich schaute ihrer Kochkunst mit Vergnügen und Staunen zu und erinnere mich lebhaft meiner Verwunderung, als sie einmal aus Eiweiß „Schnee schlug" und mir, nachdem sie es mit Zucker und Mehl vermischt hatte, von dem Ding zu kosten gab. Als ich später von der Götterspeise „Ambrosia" hörte, dachte ich an die Küche des heimatlichen Pfarrhauses, an die Magdalena und an den süßen „Schnee". —

Leicht auf atmete ich, als an jenem Morgen die zwei Pfarrersköchinnen passiert waren, und rasch ging's die weißtannene Stiege hinauf zum Kaplan. Eine sanfte Stimme rief „Herein!", nachdem ich an der ersten Türe, an welcher zu lesen war: „Anton Schele, Kaplan", angeklopft hatte.

Man hat mir schon viele Bosheiten und Fehler nachgesagt, aber als Komplimentenmacher bin ich bis jetzt noch nicht verschrien worden. Das schönste und intensivste Kompliment meines Lebens aber habe ich vor dem Kaplan Schele gemacht. Die Mutter hatte es mich eingelernt, und zudem beseelte mich ein solch gewaltiger Respekt vor dem schwäbischen „Vikari", daß ich in jener Stunde vor ihm auf die Knie gefallen wäre. So sehr glaubte ich, daß meine ganze lateinische Zukunft von ihm abhänge, und so dumm und blind sind wir Menschen in der Zeit, wo wir meinen, der Himmel der Zukunft hänge voller Baßgeigen, welche aber in der Regel sich als Folterwerkzeuge entpuppen!

Doch bald war meine Befangenheit geschwunden. Ich stand vor einem jungen Herrn, der so lieblich aussah wie ein schüchternes Morgenrot. Schwarze, krause Haare, große, dunkle Augen und ein gesundes, frisch-rotes Gesicht, wie man es in dieser Röte ganz spezifisch nur bei schwäbischen Neupriestern und württembergischen Infanterie-Soldaten

findet, machten das anziehende Hauptbild meines ersten Studienlehrers aus.

Er sprach mir mit seiner Flötenstimme so freundlich Mut zu und stellte das Latein-Lernen so leicht hin, daß ich nach kurzem Unterricht über die erste Deklination von ihm mit dem frohen Bewußtsein schied, daß mein Studium nun auf felsenfestem Fundamente gegründet sei.

In meiner Seele war heller, zukunftsfreudiger Sonnenschein. Selig eilte ich heimwärts, überall meinen ersten Erfolg beim Kaplan erzählend. Deutlich erinnere ich mich jetzt, daß ich eigentlich an jenem Tage anfing, ein „Kindskopf" zu werden, was ich bis zur Stunde geblieben bin. Wenn Freude oder Ärger, Lust oder Schmerz mein Inneres bewegen, so bin ich heute noch so naiv wie ein Kind und meine, ich müßte es allen Leuten erzählen. Es ist diese Naivität aber gar oft eine große Dummheit und Unvorsichtigkeit.

So mußten denn auch alle meine Bekannten unter den heute, als am Tage des Wochenmarktes, in der väterlichen Wirtsstube anwesenden Bauern meine lateinischen Bücher sehen und sich erzählen lassen, daß ich jetzt studieren dürfe. Von einem Tisch zum andern wanderte ich und ließ meine Freude los. Und sie freuten sich mit mir, jene wackern Tal- und Bergburen, die vor fünfzig und mehr Jahren einkehrten in des Vaters Haus: Der Nilljock, der Bergetsgori, der Remmlerbasche, der Ilgebasche, der Ramsteinerjock, der Peterbur, der Martisbur, der Löchlebur, der Kostbur, der Vogelsbur, und wie sie alle hießen, die jetzt längst tot sind.

Nur einer von ihnen lebte noch bis vor zwanzig Jahren auf seiner luftigen, einsamen Bergeshöhe gegenüber dem düstern Kostwald, der Vogelsbur, und führte als rüstiger Greis noch seinen Leibspruch:

Haiden unn dia Wält,
Schulde unn kei Gäld!

Nach der „zweiten Stunde" beim Kaplan konnte ich schon im Übungsbuch verdeutschen: „Mensa est longa, viola est pulchra." Und als ich dem Peter in der Backstube diesen Fortschritt verkündete und ihm meine Kunst vormachte, da schielte er mich mit großen Augen an und sprach: „Hainr, jez glauwi, daß de a rächter Herr worsch!" Ein solch rascher Sprung vom Teigwägen bis zur Latinität schien dem Peter ein Riesenwerk.

Übrigens blieb mir die Backstube nicht völlig erspart. An Samstagen und Sonntagen, und wenn der Vater den „Abertag"[1] hatte, mußte ich noch mithelfen in der Brotfabrikation, weil da mehr gebacken wurde. So habe ich denn in jenen ersten Studienmonaten dekliniert, konjugiert und übersetzt und nebenher „das Mark der Männer" mit Peter fabriziert. Statt von duftigen Rittergeschichten aus Sepps und Hugos Tagen hallte die dunkle, warme Backstube von lateinischer Prosa wieder. So gerne ich aber auch meine Aufgaben studierte, so fühlte ich doch, daß es etwas anderes sei, Rittergeschichten zu lauschen, und etwas anderes, lateinisch zu lernen. Es kam mir zum Bewußtsein, daß ein Unterschied sei zwischen Lernen und Unterhalten, zwischen Pflicht und Liebhaberei, zwischen der Poesie einer Rittergeschichte und der Öde und Prosa einer lateinischen Grammatik.

An gewöhnlichen Abenden durfte ich ins Bett, und der Vater wirkte mit Peter in der Backstube. Am Tage dagegen mußte in mancher freien Stunde noch jede Arbeit im Felde mitgemacht werden. Ernten und Säen, Pflügen und Graben, alles ward im kommenden Sommer und Herbst noch getrieben und mancher Ritt getan aufs „Peter-Wendels Bläß". Nebenbei aber schlug bei mir allein noch der Kinderhimmel bisweilen durch. Während meine Kameraden in

[1] Die alten Zunftbäcker waren praktische Leute. Weil in Haslach ihre Zahl Legion war, so durften nur je zwei an einem Tage Weiß- und Milchbrot backen, damit die Konkurrenz nicht zu sehr schadete. Dieser Tag hieß „Abertag".

den Werkstätten den Tag verbrachten oder durchweg der Feldarbeit sich widmen mußten, blieb mir hin und wieder Muße, um auf der Gasse zu spielen und dem Genius der Kindheit die Flügel loszubinden. Da wurden dann mit jüngeren Knaben, die noch in die Volksschule gingen, alle die alten Spiele wieder gemacht, und ich hätte oft meine Studenten- und Bäckers-Pflichten in diesem Kindertaumel ganz vergessen, wenn mich Vater oder Mutter nicht von der Gasse weggerufen hätten mit den Worten: „Komm heim, du alter Kindskopf!"

Auch mit Vetter Karl, der jetzt völlig in der Metzgerei aufging, ward noch hie und da ein Kalb oder ein Ziegenbock geholt auf den Bergen des Dorfes Mühlenbach. Aber die reine Kindesfreude wurde schon getrübt, indem wir, statt, wie früher, zufrieden mit dem, was die Bauern uns vorgesetzt, jeweils noch unten im Dorfe „einkehrten", das Tier an einen Pfosten banden und im Löwen oder im Ochsen einen Schoppen tranken, den selbstverständlich der Vetter bezahlte. Sein Vater hatte uns einen Sechser Zehrgeld mitgegeben, und der ward redlich vertan. Wir wollten damit beweisen, daß wir keine kleine Buben mehr wären.

In der ersten Zeit meiner Studien gelangte ich zu einer mir hochwichtigen Erwerbung. Der Pater Leopold Marxner war gestorben, die beliebteste Persönlichkeit des Städtchens, ein Mann, wie die Haslacher ihn brauchen konnten. Der Letzte aus dem in meinen Jugenderinnerungen erwähnten aufgehobenen Kapuzinerklösterlein, ein Elsässer aus Pfaffenhofen, hatte er seit Jahren die Zelle verlassen und lebte von seiner geringen Pension im Hause meines Vetters, des Bäckers und Kastenvogts Eduard Hansjakob.

Er war allgemein beliebt bei Frauen, Männern und Kindern. Die Weiber hatten ihn gern, weil er an den Namenstagen der besseren Bürgerinnen in ihre Häuser kam, ihnen gratulierte und mit ihnen Kaffee trank. Die Männerwelt sah in ihm ihren angenehmsten Seelsorger; denn er las an

Sonntagen die Frühmesse sehr kurz und machte in der Osterzeit den Beichtvater. Als solcher ward er nicht bloß von den lebenslustigen Bürgern fast ausnahmslos benützt, sondern auch von jenen Bauern der ganzen Umgegend, die einen feinhörenden Priester nicht gut brauchen konnten. Pater Leopold war nämlich in den letzten Jahren seines Lebens stocktaub. Mit seiner Taubheit hatte aber alljährlich der Zulauf der Mannsleute zu seinem Beichtstuhle zugenommen.

Ich erinnere mich noch gar lebhaft, wie damals in den letzten Tagen der Buß- und Fastenzeit das Haus des Vetters Eduard von „armen Sündern" förmlich umlagert war; denn der Pater nahm die Beichte auf seinem Zimmer ab.

Allein wenn der greise Kapuziner auch nichts mehr hörte, so kannte er seine Klienten doch allermeist und wußte, in welchem Spital sie krank lägen. Hatte er auch von der Beichte des Sünders wenig oder nichts verstanden, so machte er gleichwohl dem einen oder andern einen ganz passenden, scharfen Kapuziner-Zuspruch, aber wegen seiner Taubheit so laut, daß die vor der Zimmertüre und im Hausgang Stehenden alles hören konnten und sich höchlich darüber freuten. Wochenlang nachher gingen dann diese „Zusprüche" des Paters unter den Haslachern um, die bei ihrem angeborenen Humor es nicht lassen konnten, auch diese ernste Angelegenheit sich erheiternd darzustellen.

Den Kindern war der Pater eine stets willkommene Erscheinung. Er trug in der Tiefe seiner Kapuze nicht bloß die obligate Schnupftabaksdose eines jeden Kapuziners, sondern auch eine Anzahl kleiner, bemalter Fingerringe von Blei. Kaum erblickten nun die Kleinen den Alten auf der Straße, so umsprangen sie ihn mit der von jedem wiederholten Bitte: „Pater Lepold, gemm'r[1] a Ringle!" Mit seinen bunten Ringlein hat er Hunderte von Kinderherzen glücklich gemacht.

Zwanzig und dreißig Jahre früher, als ich mein Studium

[1] gebt mir.

begann, war der Pater Leopold auch der Lateinlehrer gewesen in meiner Vaterstadt. Er hat mehrere fürs Gymnasium vorbereitet, so auch den geistvollen Pfarrer Dirhold und den durch seinen Humor einst weitbekannten Pfarrer Pfaff, den Abraham a Sancta Clara unter den Geistlichen der Erzdiözese Freiburg[1]. In ihm hatte sich der Haslacher Humor ausschließlich zum Witz ausgebildet, und er war ein Hauptexempel für diese Naturanlage aller Haslacher. Oft noch in seinen alten Tagen hat der Pfarrer Pfaff mir erzählt von den „Stunden" beim Pater Leopold.

Der Pater starb 1851 zum großen Leidwesen aller seiner Beichtkinder und ward begraben. Bald nach seinem Tode wurden seine Bücher und Mobilien versteigert. Ich wohnte der Versteigerung bei aus einer besonderen Liebhaberei zu dieser Prozedur. Eine solche hat für Kinder und Knaben gar viel Anziehendes, weil ein reicher Wechsel an Dingen und allerlei Szenen unter den Menschen bei derselben sich abspielen.

Es wurde auch ein dickes, altes lateinisches Wörterbuch ausgerufen. Der Schuhmacher Räpple, welcher nebenbei mit Speck und Viktualien im kleinen handelte, bot einen Groschen darauf. Kreuzerweise steigerten er und ich uns nun hinauf, bis der „Bergfidele" dem Schuhmacher Halt gebot mit den Worten: „Loß des Buach dem Beckephilipple, er brucht's zuam Schtudiere!" Ich höre heute noch den Räpple mit seiner langsamen Zunge antworten: „Noa isch's ebbis anders, jez soll er's ha, i hätt' nu Späck dri g'wickelt." Alsbald ward mir das Buch um 13 Kreuzer zugeschlagen. Es war: „Adami Kirschii cornu copiae linguae romanae", mein erstes und bis heute mein einziges lateinisches Lexikon.

Ich hatte eine gewaltige Freude an dem „alten Schunken" und vergaß es dem Bergfidele nie, daß er zu meinen Gunsten beim Speckhändler Räpple interveniert hatte. Jetzt besaß

[1] Diese originellen Haslacher Priester starben beide in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Pensionäre in Freiburg.

ich drei lateinische Bücher, mir ein dreifaches Unterpfand für glückliches Studium. Gar oft aber brauche ich noch den Adam Kirsch in meinen alten Tagen und erinnere mich fast bei jedem Gebrauch an die Versteigerung der Hinterlassenschaft des Paters Leopold. —

Beim Kaplan ging's täglich besser. Ich habe aber heute noch das Gefühl, daß mein Lateinlehrer an mir sicher keine hervorragende Befähigung entdeckte. Und er hat mir das später auf Befragen selber gestanden.

Im Pfarrhause war ich bald wie daheim, und so erschrocken ich am ersten Tag die Stiege hinaufgeschlichen war, ebenso lustig ging's jetzt die Treppen auf und ab. In der Regel gab mir der Kaplan seine Lektion jeweils am Nachmittag, um halb zwei Uhr. Oft kam es nun vor, daß ich warten mußte, bis er vom Essen heraufkam. Denn beim alten Stadtpfarrer Kurz hatten die Vikare, was Essen und Trinken anbelangt, ein wahres „Herrenleben". Ich kenne kein gastlicheres Pfarrhaus, als in jenen Tagen das Haslacher war, trotzdem die Pfründe eine der armseligsten ist. Wenn ein Gast am Tisch saß, was oft vorkam, so wurde lange getafelt und die herrlichen Talweine des Dekans, der Bermersbacher, Klingelberger und Durbacher, nach Herzenslust getrunken. Er war für sich sparsam, der alte Herr, weil er keine andere Wahl hatte, aber seine Gäste und Vikare hielt er nobel, und das zeugt von seinem trefflichen Charakter.

So oft ich nun warten mußte, vertrieb ich mir im Frühjahr und im Sommer die Zeit meist auf dem „Trippel"[1], der unmittelbar neben dem Kaplans-Zimmer seinen Eingang hatte und eine gar liebliche Aussicht bot. Vor mir hatte ich den Urwald und den Bächlewald und unter mir den Mühlenbach und den Klosterbach, wie sie aus ihren Waldtälern schlängelnd ihren Weg suchten ins Städtchen. Stun-

[1] Trippel heißt im Kinzigtal ein gedeckter Gang, eine hölzerne Galerie, ein Luftgänglein, das außerhalb des Hauses hinläuft.

denlang konnte ich nun, über meinen Büchern auf dem Gesims der „Veranda" liegend, hineinträumen in Berg und Tal, Matten und Bächlein. Und es war mir so wohlig wie der Eidechse, die in der Sonne sich badet auf trockenem Gestein.

Aber stolz, wie ein König auf seines Schlosses Zinnen, stand ich auch jeweils auf meinem Balkon; denn unten zog die Grabengasse hin, und auf ihr wandelten Haslacher, jung und alt. Wenn sie nun zu mir aufschauten, meinte ich, jedermann müßte mich beneiden um mein Latein und mein Studium.

Ganz in der Nähe lag die niedrige Hütte meines Freundes aus der Kindeszeit, des „Stubenwirts Alise", den ich nur selten noch besuchen konnte in diesen Monaten, von denen Studium, Backstube und Feldarbeit die meiste Zeit verzehrten. Ich sehe ihn aber, wie wenn erst vier Wochen seitdem vergangen wären, noch lebhaft vor mir, wie er oft unter dem Trippel vorüberwandelte, seiner Hütte zu, die Tabakspfeife aus dem Mund nahm und mir zurief: „Was isch, Alterle? Jez hesch kei Zit me zuam Maise-Fange; jez muasch ibrenne [1] mit'm Schtudiere!" Und selbstbewußt lachte ich dem Vogelfreunde zu.

Ich habe im Herbste 1882 den Alise zum letzten Male wiedergesehen. Es dunkelte bereits, als ich in sein Häuslein trat, dessen Ziegel jetzt mein Haupt berührten, so klein ist es. Drinnen saß er an jenem Fenster, durch das der Großmutter einstiger Garten noch hereinschaute, wie ehedem. Alles war noch wie vor dreißig Jahren: Stube, Ofen, Tisch und Stühle; selbst die gleichen, alten Vogelkäfige hingen noch an den Wänden. Garten und Gartenhaus der Großmutter sahen aus wie einst. Nur der Alise und ich hatten uns verändert; er war ein gebrochener Greis geworden, und ich stand zwar baumlang vor ihm, aber müde und krank von den Mühen, Kämpfen und Arbeiten des Lebens.

Auch seine und meine Freude, seine Menagerie, war dahin. Da, wo in meiner Knabenzeit Dutzende von Vögeln

[1] Einbrennen — mit Eifer an etwas gehen.

ihre Lieder sangen, herrschte Totenstille. Die Käfige waren alle leer, sie trauerten finster über vergangene Zeiten, und kein Vögelein sang mehr dem greisen Vogelmann. Verlassen von seinen eigenen Kindern, die in Amerika sind, verlassen von den Knaben des Städtchens, lebte er einsam in seiner Hütte mit seinem ebenfalls steinalt gewordenen Weibe. Nur eines war ihm treu geblieben, sein Tabakspfeifchen, das dem welken Alten die langen Stunden in seiner dunkeln Stube versüßte.

Mich ergriff namenlose Wehmut, und ich mußte mit Tränen kämpfen über die unheimliche Art, mit der die Vergänglichkeit mir hier vor die Seele trat. Ich drückte dem über meinen Besuch hocherfreuten Greis ein Stück Geld in die Hand und ging von dannen, tiefes Weh im Herzen. —

Ich komme nicht ebenso oft in das Pfarrhaus meiner Heimat als in diese selbst, aber ich komme jedesmal durch die Grabengasse und versäume es nie, dem verwitterten „Trippel" und der unfern davon gelegenen Hütte meines Freundes Alise, der längst heimgegangen, dankbar grüßende Blicke zu senden und des äußern und innern Sonnenscheins zu gedenken, den ich bei ihnen verlebt. —

Von der sonnigen Warte meines Trippels vertrieben mich jeweils die Schritte des Kaplans, der, je länger es bei der Tafel gegangen, um so schneller die Treppe heraufsprang. Manchmal war aber der Grund meines Wartenmüssens ein ernster. Wenn ein Versehgang zu einem Sterbenden der Filialgemeinde Hofstetten den Vikar in die entlegenen Berge gerufen hatte, durfte ich viel länger auf meiner Altane weilen und träumen. Zwar sagte dann die Magdalena mir oft schon beim Heraufgehen, es würde heute wohl „keine Stunde sein", da man nicht wüßte, wann der Herr Kaplan heimkäme. Allein ich ließ mich nicht abtreiben, sondern stieg wohlgemut auf meine Veranda, wo mir die Zeit besser verging im „dolce far niente", als, wenn ich heimgegangen wäre, bei der Arbeit, die dort meiner gewartet hätte. So harrte ich denn in süßem

Träumen und Schauen auf den Lehrer, bis er bei 's Bierkrämers Keller aus dem Talweg herausbog und über den „Schaffsteg" dem Pfarrhof zueilte.

Wenn es spät am Nachmittag war, hatte er schon gegessen in Hofstetten. Das Leben eines Haslacher Vikars ist ein mühsames angesichts der vielen Berge und Täler, die er zu pastorieren hat. Aber dafür hat er eine brave Gemeinde, und unter den Brävsten der Braven glänzte bis in die neunziger Jahre herauf die Wirtin zu den „drei Schneeballen". Ich habe in meinem langen Leben, meine heiligmäßige Lenebas ausgenommen, kein wahrhaft religiöseres weibliches Wesen kennen gelernt, als die Mutter „Helene" in „den Schneeballen" es war, eine Witwe, fromm wie die Prophetin Anna. Und da ein richtiger Christ auch gern andere Menschen erheitert, so führte die Schneeballenwirtin die qualitativ beste Wirtschaft auf dem ganzen untern Schwarzwald. Man aß bei ihr billiger und besser als in den meisten Stadthotels. Ihr Tisch wurde Sommer und Winter auch gedeckt für arme Handwerksburschen, welche nach mühsamer Wanderung über die „Eck"[1] drunten im Kinzigtal „die drei Schneeballen" erreichten.

Der Wirtin Dienstboten ließen mehr an Speise und Trank nach der Mahlzeit stehen, als manch andere zu essen hatten. Der Unterlehrer des Dorfes speiste als ihr Kostgänger für 50 Pf. pro Tag wie ein Landrichter. Und wenn an Hochzeits- und Festtagen oder sonst einmal der Herr Kaplan bei ihr dinierte, so wurden die dunkeln Forellen geholt aus dem Brunnentrog, und in allen Formen, gedämpft, gebacken und blau abgesotten, erschien diese Delikatesse des Schwarzwaldes vor dem speisenden Vikarius[2]. —

So kam „mein Kaplan" bisweilen auch aus „den Schneeballen" heim und statt, wie ich in seiner Lage getan haben

[1] Die Wasserscheide zwischen Kinzigtal und Elztal.

[2] Ihre Kinder, die Helene und der Jörg setzten nach dem 1895 erfolgten Tode der Mutter die Art derselben in alleweg fort.

würde, mich fortzuschicken und nach der langen Bergwanderung Siesta zu machen, nahm er in seiner unerschöpflichen Geduld meine Lektion vor. Ja, er lobte mich noch: „Heinrich, du bist doch brav, daß du so lange gewartet hast!“ Er hatte keine Ahnung davon, daß der Trippel mein „Sorgenlos“ war und ich lieber auf ihm mich sonnte, als ins Feld ging oder in die Backstube. Es kam mehr denn einmal vor, daß von meinen Schulkameraden der eine oder andere unten vorbeiging, sei es in Handwerks- oder Feldgeschäften, und mir die richtigen Worte hinaufrief: „Du hesch es guat dert dowe, Du kannsch fulenze!“ —

Ich kenne keinen Mann, der demütiger und bescheidener sein könnte, als mein erster Studienlehrer es war. Sein ganzes Wesen bestand aus Milde und Sanftmut. Man pflegt zu sagen, in den Augen der Menschen liege ihr Herz. Das trifft gar oft zu, allein es gibt Menschen, bei denen die Stimme das Echo des Herzens ist, und zu denen gehörte mein Kaplan. Seine Stimme tönte so weich und wohlwollend, so stille und geräuschlos, daß jeder nach den ersten Worten merken konnte, wes Geistes Kind er vor sich habe.

Leider habe ich in dieser Richtung nichts von ihm gelernt und besitze in gar vieler Hinsicht die seinen Tugenden gegenüberstehenden Fehler.

Dabei war er ein Mann voll lustigen Gemütes, der gerne unter die Menschen ging und in Gesellschaft verkehrte. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich ihn eines Abends im Schwanen sah, wo er, auf dem Tanzboden stehend, heitern Angesichts den Tanzenden zuschaute. Ich selbst hatte mich mit einigen Kameraden unter die Saaltüre des Wirtshauses geschlichen und tat wie mein Lehrer.

Auch sonst hielt er, im übrigen in jeder Hinsicht ein frommer Priester, sehr wenig auf „Ordonnanz“. Er trug meist eine Schildkappe und im Winter eine Pelzmütze, Dinge, die jetzt einen zum „Modernisten“ stempeln würden.

Sein Zimmer, in welchem die lateinischen Stunden ab-

gehalten wurden, lag in der gleichen Front wie mein „Trippel" und besaß somit auch die liebliche Schau auf Berg und Tal. Das Meublement bestand aus Kasten, Bett, Schreibtisch und einem kleinen Büchergestell. Am Schreibtisch saß der Schüler und trug sein Pensum vor, während der Lehrer im kleinen Gemach langsam auf und ab ging.

Schon nach wenigen Wochen gab er mir ein Briefchen an den Vater mit, worin es hieß, der Heinrich sei fleißig und brav, zeige Liebe und Anlagen zum Lateinisch-Lernen und sei deshalb zum ferneren Studium empfehlenswert. Ich hatte vom ersten Tage an, da ich zum Kaplan ging, nie mehr gezweifelt; aber der Vater wollte die Gewißheit schwarz auf weiß haben, ehe er Vertrauen faßte. Jetzt zog er abermals eines Morgens den blauen Rock an und ging dem Pfarrhaus zu, um mit dem Kaplan eins zu werden über das „Lehrgeld". Dieser wollte anfänglich gar nichts für den Unterricht und verwies den Vater auf Gotteslohn. Da der Bäckermeister aber auf einer Bezahlung bestand, forderte der edle Priester einen ganzen Groschen für die Stunde!

Ich weiß nicht, wie arm der Kaplan damals war, jedenfalls gehe ich nicht fehl, wenn ich annehme, daß er noch weniger sein eigen nannte als ich später in seinem damaligen Alter. Und doch hat er für einen Groschen mir eine Lektion gegeben, während ich es nie um zehn Mark getan haben würde, wenn ich es nahezu täglich und so lange hätte tun müssen, als er es getan. Zu meiner Entschuldigung aber sei gesagt, daß dies nicht Eigennutz wäre, sondern lediglich Antipathie gegen jedes „Stundengeben". Es käme mir zu störend in meinen gewohnten täglichen Gedanken- und Arbeitskreis. Ein wahres Glück aber ist es, daß nicht alle geistlichen Herren so egoistisch, so launisch und eigenartig sind, wie ich einst als Pfarrer von Hagnau am Bodensee, und so kann manches talentvolle Bauernbüblein noch seinen Durst nach Wissenschaft befriedigen bei seinem Kaplan oder Pfarrverweser. Die betreffenden Herren

aber, welche dazu sich hergeben, haben meine volle Bewunderung.

Nur sollten diese Herren bei der Auswahl manchmal etwas vorsichtiger sein. Sie schauen in der Regel mehr auf das „Bravsein" als auf das Talent. Die braven Buben sind aber selten die „talentvollen". —

Nachdem ich einmal beim Kaplan festen Fuß gefaßt und die ersten Schwierigkeiten der lateinischen Grammatik überwunden hatte, schickte man mich noch in eine Extrastunde zum Oberlehrer, dem ich sein so ungünstiges Urteil über mich bald gerne verzieh. Ich bekam von ihm Unterricht im Klavier auf Wunsch der Großmutter, und im deutschen Styl und Aufsatz nach des Vaters Willen. In beiden Dingen machte ich schlechte Geschäfte. Drum hab' ich's erst in meinem spätern Leben zu einem nur halbwegs ordentlichen Styl gebracht und noch weit weniger zum Klavierspielen, das ich, wie wir sehen werden, in Rastatt bald ganz aufgab.

Bei der Familie des Lehrers verlebte ich aber in jenen Tagen noch manche vergnügte Stunde. Der Julius, mein Schulkamerad, war zwar fort, in Lahr bei einem Kaufmann, aber ich blieb nach der abendlichen Stunde, wenn der Lehrer zum Bier gegangen, bei der Tochter Mina und bei der Frau Lehrerin und plauderte mit ihnen, als wäre ich zu einem Weibe geboren gewesen. —

In der zweiten Jahreshälfte meiner Studien im Pfarrhaus begann bei mir auch das Französische. Die Grammatik lieferte aber diesmal nicht der Vetter Bachsepp aus Offenburg, sondern der Tod einer jungen Haslacherin, die eben aus dem Kloster-Institut Villingen heimgekehrt und gestorben war. Sie hieß 's „Grebers Theres". Aus ihrem Nachlaß ersteigerte ich die Grammatik von Hirzel und den „Télémaque" par Fénelon, zwei weitere Kleinode meiner anfänglichen Wissenschaft. Und der Lehrer? Mein erster Präzeptor in der gallischen Sprache war kein Mensch mehr und keiner weniger als ein alter, brotloser Schauspieler, den Hunger und Not

nach Haslach verschlagen hatten, wo er im Engel Logis nahm und sich als Lehrer der französischen Sprache ankündigte. Soweit ich mich erinnere, meldeten sich aber von den Knaben nur ich und mein Vetter Karl Franz, der neben den blutigen Studien in des Vaters Metzig noch die Sprache der Rothosen erlernen wollte.

Ich kann mir den armen, alten Mann heute noch wohl vorstellen. Abraham a Sancta Clara hat gemeint, Judas, der Erzschelm, habe ausgesehen wie eine„ abgebrannte Ziegelhütte". Wenn ich ein ähnliches Bild gebrauchen wollte, so könnte ich sagen, der Mensch sah aus wie eine im Feuer aufgegangene Wachsbleiche. Und so oft ich im Geiste in jenes von allen Stürmen des Weltlebens und der Leidenschaften durchfurchte, blasse, faltige Gesicht meines „Franzosenlehrers", wie wir ihn nannten, zurückschaue, so kommt mir der Gedanke, ein mittelloser, verbummelter, alter Schauspieler müsse einer der unglücklichsten Menschen sein, die es auf Erden geben könne.

Wir hatten es kaum so weit gebracht, daß wir französisch bis hundert zählen konnten, als der Lehrer eines schönen Tages verschwunden war. Die Existenzlosigkeit hatte ihn von dannen getrieben, ohne daß er imstande gewesen wäre, den Engelwirt zu befriedigen, der uns in der Hausflur die Erklärung gab, der Franzos sei fort, und er wolle viel lieber seine bayerischen Sauhändler beherbergen als solche „Franzosenlehrer". Vetter Karl ließ jetzt seine Studien fallen, und mich unterrichtete fortan der Kaplan auch im Französischen, indem er zwei Stunden Latein in der Woche abzog.

Mein Freund Peter wurde, wie man im Kinzigtal zu sagen pflegt, ganz zipfelsinnig, als ich in der Backstube nun auch meine französischen Brocken losließ. Sein Respekt vor meiner Gelehrsamkeit wuchs ins Riesenhafte. Eines Tages besuchte ihn seine Schwester, eine kleine, ebenfalls schielende Bäuerin mit einer Miene, friedlich wie die Mondnacht auf der einsamen Dochbacher Höhe, und ich höre ihn jetzt noch,

wie er mich ihr vorstellte als „des Meisters Hainer", der schon so gut lateinisch und französisch könne als der Pfarrer von Steinach. Ich war stolz, als ob ich vor einer Königin belobigt würde.

In meinem lateinischen Übungsbuch stand auch ein kurzer Abriß der ältern römischen Geschichte, den ich im Winter 1851 beim Kaplan übersetzte. Unter steigendem Interesse zogen die sagenhaften Anfänge des römischen Volkes in meine Seele ein, und ich unterließ es nicht, auch einmal meinem Nachbar, dem Strumpfstricker, zu berichten von Romulus und Remus. Aber wie staunte ich beschämt, als das kleine Männlein das alles schon wußte und mir noch weit mehr erzählen konnte, als ich bis jetzt gelernt hatte! Kleinlaut ging ich von dannen, besiegt von Rotteck's Weltgeschichte, welche der Walker so gut los hatte wie das Stricken wollener Strümpfe und Unterhosen. —

Der Kaplan war ein vorzüglicher Lehrer, und das Lateinische floß bei ihm so leicht wie Wasser. Aber er war ja ein Württemberger, und bei denen ist, dank ihren vortrefflichen Mittelschulen, der einfachste Dorfvikar in klassischen Sprachen besser daheim als im Badischen ein mittelmäßiger Professor. So machte ich denn bei meinem schwäbischen Allgäuer sprachlich ziemlich schnelle Fortschritte. Schon im Frühjahr 1852 bekam ich den Cornelius Nepos. Man sagt sonst gerne, dieser sei für Knaben langweilig; allein ich empfand davon nichts. Ich verschlang begierig die Lebensbeschreibungen der großen Feldherren und Staatsmänner des griechischen Volkes. Sie stellten sich mir zwar nicht dar mit dem Zauber der Rittergeschichten; aber der Umstand, daß ich ihre Taten aus einer fremden Sprache kennen lernte, hatte für mich einen eigentümlichen Reiz, und es machte mir jeweils große Freude, wenn ich, an gastfreien Nachmittagen in der väterlichen Wirtsstube sitzend, wieder ein Kapitel aus dem Latein entziffert hatte.

Ich hatte in dieser Zeit auch einige Wochen lang zwei

nachexerzierende Kollegen beim Kaplan und auf dem Trippel, zwei Schulkameraden, den Fridolin Kern und den Xaver Holzer. Der erstere wollte, meinem Beispiele folgend, auch studieren, und der letztere war Schreiber beim Bezirksamt und wollte Aktuar werden, wozu damals einige Spuren von der lateinischen Sprache nötig waren.

Der Fridolin, gescheiter als ich, steckte das Studieren bald wieder auf. Er wurde Kaufmann, ließ sich als solcher in Hasle nieder, amtete noch als Sparkassenrechner und Stadtrat und starb vor wenig Jahren als ein vermöglicher Mann.

Der Xaver Holzer, der begabteste von uns dreien, wurde richtig Aktuar. Aber sein Durst war viel größer als der damalige elende Gehalt eines Amtsschreibers. Das brachte ihn in allerlei Mißstände, von denen ihn ein früher Tod erlöste. —

Im Juli 1852 trat ein für mich hochwichtiges Ereignis und damit eine achttägige Pause im Kaplans-Unterricht ein. Die Großmutter unternahm mit mir eine Wallfahrt nach Einsiedeln, wozu eben Gelegenheit sich bot. Ein Haslacher — er hieß Buchholz — seit Jahren schon in Richterswyl am Zürichersee, unweit des genannten und weit bekannten Wallfahrtsortes, als Schreiner ansässig, war in seine Heimat gekommen mit seiner Ehehälfte, einer ältern Schweizerin. Auf seiner Rückreise konnten wir das Paar begleiten. Die Großmutter zog die eigene Frömmigkeit nach dem berühmten Gnadenort, und mich wollte sie dort samt meinem Studium der Muttergottes empfehlen. Mir war es, offen gesagt, ganz gleichgültig, was die gute Frau mit mir in Einsiedeln anfangen wollte, mein Hauptvergnügen war die weite Reise.

In einer milden Sommernacht um die zwölfte Stunde traten wir vier Reisegefährten in die Stube des „Petersepp", eines Fuhrmannes, der am „Graben" wohnte, in der Nähe meines Vaterhauses, und mit seinem Frucht- und Botenwagen regelmäßig am Freitag nacht seine Tour nach Lahr machte. Leute von Hasle, die nicht gerne zu Fuß nach Lahr

gingen und gerne billig reisen wollten, fuhren in der Regel mit dem Petersepp. Bei dem kostete es höchstens einen Schoppen bei der Ankunft, und dafür durfte man unter das schützende Zelttuch seines Wagens, unter die „Blache", liegen und konnte auf leeren Fruchtsäcken schlafen bis in die Stadt, in welcher der viel geschnupfte „Lotzbeck" fabriziert wird.

Um 6 Uhr waren wir am Bahnhof in Dinglingen, und schon vor Mittag pilgerte die kleine Karawane in der schönen Stadt Basel ein. Der Schreinermeister geleitete uns in eine ziemlich armselige Wirtschaft, in enger Gasse gelegen, wo wir aber zum Glück einen Kutscher trafen, der mit seinem Zweispänner leer nach Baden im Aargau fuhr und um billiges Geld uns dahin mitnahm. Über Liestal und Brugg, durch herrliches Land, ging's der Bäderstadt zu. Aug' und Herz schwelgten bei mir, während die drei alten Personen meist schliefen; denn es war ein heißer Sommertag und die Fahrt eine gar lange.

Spät in der Nacht langten wir in Baden an. Der Fuhrmann setzte uns in „der Wage", einem stattlichen Gasthof in der Nähe der Kirche, ab. Alles war von Fremden überfüllt, und wir mußten in e i n Zimmer, aus dem man die schon zu Bett gegangenen Mägde vertrieben hatte.

Am andern Morgen benützte ich vor Abgang des Zuges nach Zürich die Zeit, um in den Straßen von Baden zu lustwandeln. Es kam mir alles so fremd und merkwürdig vor, daß ich die Abreise bald vergessen hätte und der Schreinermeister mich suchen mußte und endlich traf, wie ich ganz in Betrachtung versunken auf der schönen, alten Limmatbrücke stand. Es muß damals schon der spätere Reisebeschreiber in mir gesteckt sein! Die zwei Frauen waren bereits am Bahnhof, als ich mit dem Meister Leim dahergaloppierte und von der Großmutter gehörig gezankt wurde, weil ich ein gedankenloser „Wunderfiz" sei und keinen „Wallfahrtsgeist" hätte.

Das einzige, was die Großmutter im Auge hatte, war

eben Einsiedeln, und das Schreiner-Ehepaar dachte nur ans Heimkommen. Drum sprengte der Schreinermeister uns in Zürich auch möglichst schnell durch Straßen und Gassen der Dampfschiffstation zu, und ich konnte, mit unserm Reisesack beladen und mit den zwei alten Damen hintendrein hinkend, nur im Flug die schöne Stadt anstaunen.

Wenn einem Sterblichen sich einmal der Himmel öffnet, kann er unmöglich mehr staunen als ich Pilgrim, da das erste Dampfschiff mich über den Zürichersee trug. Der Schreinermeister aber, mit Zylinder und einem langen blauen Rock angetan, mußte schwere Not leiden, bis er alle meine Fragen beantwortet hatte. Wer mir damals gesagt hätte, daß ich in meinem Leben auch noch jahrelang an einem solchen schönen See wohnen dürfte, den würde ich als einen Engel Gottes verehrt haben.

In Richterswyl nahm uns der Haslacher in sein Haus auf, wo ich Kaffee bekam nach Schweizerart, mit Butter und Syrup; und dieser vornehme Kaffee ist die einzige, lebhafte Erinnerung, die mir von meinem Aufenthalt im Hause des Schreiners geblieben ist.

Zwanzig Jahre später kam ich wieder nach Richterswyl auf dem Weg nach Einsiedeln. Ich wollte den Schreiner besuchen, aber er und seine Frau waren tot und ich den gänzlich verschwyzerten Kindern ein Fremdling. —

Gegen Abend zog die Großmutter mit mir weiter gen Einsiedeln, aber zu Fuß. Die fromme Frau hatte sich seither beklagt, daß man immer gefahren sei, eine solche Wallfahrt habe kein großes Verdienst. So mußte ich denn den mühsamen, dreistündigen Weg über die „Schindellegi" neben der Ahne herlaufen und, was mir noch härter vorkam, beten. Kaum vor dem Dorfe draußen, hatte sie ihren Rosenkranz aus der Tasche genommen und zum Gebet kommandiert. Ich hätte so gerne über Berg und Tal mit der Großmutter gesprochen und Land und Leute in aller Gemütsruhe betrachtet, und jetzt mußte ich den Rosenkranz beten mit seinem

für Kinder und besonders für Knaben so langweiligen Einerlei. Und so oft ich aus der Rolle fiel und der Großmutter dies oder jenes am Weg hin zeigen wollte, da wurde ich abgekanzelt und zur Andacht zurückgetrieben.

Offen gesagt, hat mir damals der Rosenkranz, den wir noch oft gebetet, bis wir heimkamen, die ganze Reisefreude getrübt. Ich habe dann deshalb dieses herrliche Gebet viele Jahre nicht mehr gebetet und so gründlich verlernt, daß ich es als Anfangs-Theologe gar nicht mehr beten konnte. Erst die Not hat mich im spätern Alter den Rosenkranz wieder beten und lieben gelehrt. Und heute kann ich aus eben so offenem Herzen sagen: Wer den Rosenkranz nicht liebt, der kennt ihn nicht.

Es dunkelte schon stark, als wir in Einsiedeln einrückten und in den „drei Herzen" einkehrten, aber der vielen Pilger wegen, die alle Wirtshäuser füllten, uns mit einer Kammer und mit e i n e m Bett begnügen mußten, während in einem zweiten Lager im gleichen Zimmer ein Elsässer Bauer und seine Frau Platz genommen hatten. Ich weigerte mich standhaft, als fast fünfzehnjähriger baumlanger Junge zu der Großmutter zu schlafen und gab nicht nach, bis diese den schon schlafenden Elsässer weckte und ihn bestimmte, mich in sein Lager aufzunehmen und die Frauen zusammen zu tun.

Ich schlief wie ein König neben dem Überrheiner, aber schon um vier Uhr morgens weckte mich meine Begleiterin, die bereits marschfertig war für die Gnadenkapelle. Nüchtern und schlaftrunken stieg ich zum Tempel hinan. Voll der heiligsten Andacht und Verehrung warf sich die Großmutter vor das Madonnenbild, an dem ich keinen großen Unterschied fand, wenn ich es mit jenem in der heimatlichen Lorettokapelle verglich. Nur das reichere Gewand und die zahllosen Votivgeschenke in der dunkeln Kapelle reizten meine Aufmerksamkeit. Die Großmutter hörte und sah nichts vor Inbrunst, und so bemerkte sie es nicht, als ich, da zudem immer mehr Leute vor dem Gnadenort sich sammelten, mich erhob

und mir das große, herrliche Gotteshaus von Altar zu Altar musterte. Dann betrachtete ich aber auch die Pilger. So viele mir in Kleidung und Mienen fremdartige Menschen hatte ich im Leben noch nie gesehen, und sie nahmen mich deshalb ganz in Anspruch.

Daß die Seele eines Knaben, in all das äußere Sehen und Betrachten versunken, nicht zum Beten aufgelegt ist, begriff die gute Großmutter nicht. Sie fahndete auf mich, nachdem sie ihr langes Gebet beendigt, schleppte den leichtsinnigen Enkel in die Beichtkapelle, wo er, wie sie, beichten und dann die heilige Kommunion empfangen mußte. Ich tat es, aber sie mochte mir angesehen haben, daß die rechte Stimmung fehlte. Sie sprach mir auf dem Weg zum Wirtshaus und Frühstück gar scharf zu und meinte, sie würde mich nie mehr mitnehmen auf eine Wallfahrt, man habe nichts als Zorn und Ärger mit mir, weil ich nicht beten wollte. Ich solle von nun an in Einsiedeln laufen, wo ich wolle, sie werde in ihrer Andacht nur gestört durch mein Benehmen.

Jetzt war mir aufgeholfen, und die zwei Tage unseres Verweilens am Gnadenorte boten mir jetzt außerhalb der Kirche viele Stunden großen Genusses. Ich schlenderte in den Straßen umher, besah die Krämerstände und Auslagefenster, saß stundenlang auf den steinernen Treppen vor dem Gotteshaus und ließ die Pilger an mir vorbei passieren oder wanderte vor den Flecken hinaus, wo mir namentlich das Beinhaus auf dem Gottesacker mit den zahllosen Totenschädeln mächtig imponierte. Um die Mittags- und Abendzeit suchte ich die Großmutter auf in der Kirche, aus der sie den ganzen Tag nicht herauskam außer zum Essen. —

Noch ist mir von jenem ersten Aufenthalt in Einsiedeln wohl erinnerlich, daß der Nachtwächter so schön seine Stunden gesungen hat.

Zu Fuß ging's am dritten Tage, abermals unter Rosenkranzgebet, über die Schindellegi zurück nach Richterswyl. Hier ward dem Schreinermeister Adieu gesagt und in Zürich

im „Schwert" übernachtet. Als wir am andern Morgen durch die Straßen der Stadt hinauszogen gen Schaffhausen, wurden wir als Pilger erkannt und von bösen Buben verspottet. Empört wollte ich mich mit meinem dünnen Meerrohrstöckchen auf die Schlingel stürzen, allein die Großmutter wehrte dringend ab.

Es ging uns noch öfters so in den Dörfern, durch die wir an diesem und am folgenden Tage betend pilgerten, und heute noch sollen die Wallfahrer, welche zu Fuß daherziehen und beten, ähnlich insultiert werden. Wenn es Juden wären, die nach Einsiedeln zum Grabe irgend eines Patriarchen zögen, würde man sie natürlich mit der größten Toleranz behandeln! Der ganze Vorgang aber ist eine Schande für die „freie Schweiz", weil es ein gemeines Vergehen gegen die wahre Freiheit ist. —

Zu Kloten im „Leuen" fanden wir am ersten Abend von Zürich weg unser Nachtquartier und trafen dort den „Basche" (Sebastian Fehrenbacher), einen Fuhrmann aus Haslach, der in jener eisenbahnarmen Zeit jede Woche mit Salz, das er in Dürrheim bei Donaueschingen geholt, nach Zürich fuhr.

Laufen und Beten war auch die Tagesordnung für den kommenden Morgen; allein die Sonne brannte so heiß, daß ich um Mittag — wir hatten eben bei Eglisau den Rhein passiert — erklärte, zu Fuß nicht mehr weiter zu können. Ich erinnere mich noch der vielen reifenden Saatfelder, an denen wir vorbeizogen. Die Großmutter munterte mich auf und versprach mir, im nächsten Dorfe, Rafz, ein Fuhrwerk zu nehmen; dies geschah, und unter ihrem beständigen Predigen über meinen schlechten Wallfahrtsgeist kamen wir nach Schaffhausen.

Hier aber rächte mich ein Wirt und Metzger, bei dem wir einkehrten und Mittag machten, am „Wallfahrtsgeist" meiner Begleiterin. Der Wirt, welcher gefragt hatte, woher die Reise käme, stellte uns einige Stücke Fleisch vor, die ziemlich schlecht sich präsentierten, aber nicht schlecht waren.

Meine Großmutter, eine bessere Bürgerin, war ungehalten über die „Möckel“ und sagte das dem Wirt. Der aber meinte, Wallfahrtsleute sollten nicht so wählerisch sein, denn zum Wallfahren gehöre nicht nur Gebet, sondern auch Abtötung.

Ich schwieg aus Respekt vor der Großmutter; aber innerlich freute es mich, daß auch ihr Wallfahrtsgeist seinen Tadler gefunden.

In Schaffhausen nahm uns abends um 8 Uhr der Eilwagen auf und, von einer Poststation auf die andere durchfahrend, gelangten wir über das Randengebirg ins Badische und durch die Baar und den oberen Schwarzwald am nächsten Nachmittag in der Heimat an. Aber hier ging der Tanz erst recht los. Die Großmutter hatte nichts eiligeres zu tun, als sich bei Vater und Mutter zu beklagen über meine irreligiöse Aufführung: Ich hätte nur herumvagieren, aber nicht beten wollen; aus mir werde „seiner Lebtag“ kein Geistlicher, weil ich viel lieber auf der Straße als in der schönsten Kirche sei usw.

Mein braver Vater mit seinem praktischen Verstand ergriff meine Partei und fertigte die übereifrige Frau ab mit den mir heute noch präsenten Worten: „So amma Bua muaß mer nit z'viel zuamuate im Bette!“ Die ersten Zweifel, ob je ein Priester aus mir werden würde, konnte er jedoch der Großmutter nicht mehr nehmen. Der Delinquent aber ging, noch ganz erfüllt von all dem Vielen, das er gesehen, wieder zu seinem Kaplan und setzte eifrig seine Studien fort.

Noch erinnere ich mich, daß mir meine Mutter als Reisetaschengeld einen halben Gulden, d. i. dreißig Kreuzer mitgegeben hatte.

Von diesen hatte ich bei der Heimkehr noch zwölf Kreuzer erspart.

Diese nahmen mir zwei Kameraden, der Wilhelm Haiß und der Richard Neumeier, genannt der Mede, beide angehende Hammerschmiede beim Vater Haiß, am ersten Sonntag nach der Heimkehr im Spiel ab.

Sie hatten hinter dem Haißschen Haus eine Kegelbahn angelegt, und auf der lernten wir das Kegelspiel, das ich später so gerne trieb. Wir spielten nur um Kreuzer, aber diese waren dazumal rarer bei Leuten meines Alters, als heute die Markstücke.

Beide Kameraden, die mich damals durch meinen Verlust tief betrübten, gehören zu den wenigen meiner Zeitgenossen, die heute, 1910, noch leben.

Beide sind ehemalige Hammerwerksbesitzer und Rentner geworden. —

So schwand der Sommer, und es ward Herbst, der mich von der Heimat weg auf die Staatsschule bringen sollte.

Hatte auch die Zeit der „Stunden" beim Kaplan dem Genius der seligen Kindheit schon bedeutend die Flügel beschnitten und mich belehrt, daß ich kein sorgenloses Kind mehr sei, so winkten mir doch immer noch die süße Heimat und das liebe Vaterhaus. Aus diesem Kreise verbannt, lernte ich, wider Erwarten, erst recht die Not des jungen Menschenlebens kennen und fühlen, daß ich aus dem Paradiese der Jugendzeit verstoßen sei.

Wenn ich aber heute zurückdenke an die Tage und Monate beim Kaplan, so erscheinen sie mir immer noch verklärt vom Glanze der scheidenden Sonne des Kinderglückes. Die reinsten Freuden meiner Studienzeit fallen in jene Tage, da ich vom „Trippel" des Pfarrhauses herabschaute oder in dem stillen Zimmerchen des Kaplans meine lateinischen und französischen Sätze hersagte und da ein milder, sanfter, ewig lächelnder Priester mein Lehrer und die Marie und die Magdalena meine ersten, wahren und aufrichtigen Freundinnen außerhalb des Vaterhauses waren.

Mit der Stunde, da ich das heimatliche Pfarrhaus als Kaplansschüler für immer verließ, hatte ich, was stete Ruhe und Heiterkeit betrifft, die Glanzperiode meiner Studienzeit begraben. Der alte Trippel am Pfarrhause war die letzte Höhe, von der ich, noch mit einem Fuß in der Kinderzeit

stehend, ungetrübten Herzens zurückblicken konnte in die Vergangenheit. —

Der Kaplan schied, wie schon erwähnt, bald nach mir aus dem Städtchen und wirkte als Pfarrverweser bald da bald dort im Lande, bis er als Pfarrer im Linzgau jahrelang sich niederließ. Hier besuchte ich ihn einmal im Jahre 1878, nachdem wir uns seit 1861 nicht mehr gesehen hatten. Es war ein regnerischer April-Nachmittag, als ich mit der eleganten Equipage des benachbarten Reichstagsabgeordneten und Großindustriellen Heilig von Pfullendorf, den ich besucht hatte, vor dem einsamen, armseligen Pfarrhause in Rast, Amt Meßkirch, vorfuhr und nach dem Pfarrer mich erkundigte. In einem trüben Gemach traf ich ihn, wie er eben, aufgeschreckt durch das Vorfahren einer Chaise, seinen Hausrock mit der Sutane wechseln wollte. Ich gab mich nicht zu erkennen; er schaute einige Zeit prüfend in des Fremdlings Antlitz, und dann sprach er das eine Wort: „Heinrich".

Er hatte seinen Schüler, den er als Priester noch nie gesehen, erkannt und eine lebhafte Freude, ihn, der seitdem so manchen Sturm erlebt, einmal zu sehen. Welche Veränderungen waren aber an uns beiden vorgegangen?! Der Knabe vom „Trippel" war zum grauwerdenden Manne herangewachsen, und der rotbackige schwäbische Vikar dem Greisenalter zugeschritten. Seine Wangen waren gebleicht, sein volles Gesicht eingefallen und seine schwarzen Locken fast weiß geworden.

Aber seelisch hatte er sich nicht geändert. Der gleiche milde Blick, die sanfte Stimme, die anspruchslose Bescheidenheit sprachen aus dem alten Pfarrer, wie aus dem jungen Kaplan. Und der Schüler? Der blasse Knabe, der einst stillvergnügt auf dem „Trippel" des Pfarrhauses geträumt hatte und jeweils demütig in des Lehrers Zimmer getreten war, ging heute schweren Schrittes, unruhig, lebhaft redend und gestikulierend im Pfarrhause seines Lehrers auf und ab. Und der stille Mann staunte und schaute, ohne ein Wort zu sprechen,

an dem Ruhelosen hinauf und dachte wohl: „Aber der hat sich verändert!" — Und warum so verändert? Weil er keine jener Eigenschaften besitzt, die des Lehrers Tugenden waren und sind. Wäre ich so sanft und demütig durch die Welt und die Menschen gewandelt wie mein erster Studienlehrer, so hätte ich vieles nicht erleben und erfahren müssen. Allein wenn es nicht „im Holz liegt, so gibt es keine Pfeifen". Bei mir lag eben das Gegenteil von dem im Holz, was meinem Lehrer die Natur gegeben, und da ich leider nicht asketisch und selbstverleugnend genug bin, um aus meinem Holze bessere Pfeifen zu schneiden, so pfeife ich eben allermeist aus dem schlechten Naturholz.

Ich nahm den lieben Herrn in meiner Equipage mit bis Klosterwald, im Lande Sigmaringen, wo wir noch einige schwäbisch-preußische Geistliche trafen und „ein gutes Bier" tranken. Den ganzen Abend aber konnte ich mich nicht satt sehen an meinem „Kaplan" und nicht genug zurückdenken an das erste, selige Jahr meiner Studienzeit.

Zu Anfang der achtziger Jahre hat er die unwirtsame Hochebene, auf welcher er gegen 20 Jahre verlebt, verlassen und im schönen Breisgau, im Dorfe Gündlingen bei Freiburg, eine wohlverdiente Pfründe bezogen, auf der er noch amtete, als ich nach Freiburg kam, und von der ihn Alter und Krankheit 1890 abriefen. Er zog als Pensionär hinab ins Renchtal, nach dem Städtchen Oberkirch, in dessen Nähe er einst Pfarrverweser gewesen war, und wo ich ihn 1894 zum letzten Male als zittrigen Greisen gesehen habe. Er starb hier 1895, und ich bedauerte sehr, daß eigenes Kranksein mich verhinderte, ihn zu Grab zu geleiten. Möge ihm die Erde leicht sein. Ich aber werde ihn nie vergessen, bis ich ihm nachfolge aus diesem Tale der Zähren, in dem er mir nicht wenige Freuden verschafft hat während meiner Studienzeit bei ihm. —

Der Quartaner zu Rastatt.

So große Hindernisse, wie dem Beginn meiner Studien, stellten sich der Fortsetzung derselben entgegen. Man wußte lange nicht, wohin ich aufs Gymnasium, damals Lyzeum genannt, kommen sollte. Erst frug die Mutter in Freiburg bei ihrer Schwester an, wo ich ja früher schon einige Zeit „studiert" hatte[1]. Da hieß es, man nehme dort nicht gerne auswärtige Schüler auf, weil das Lyzeum überfüllt sei; auch gäbe es keinen Platz mehr am Tische des Freiburger Onkels für mich, es seien zu viele „Ladendiener" im Hause.

Jetzt wandte ich mich an meinen in dem benachbarten Offenburg studierenden Freund Lorenz Maus. Der machte zunächst ein Quartier ausfindig beim Sattlermeister Hugelmann, worauf ich eines Tages die Mutter mit des Stadtmüllers „Fuchsen" hinunterkutschierte. Sie wurde aber mit den Leuten im Preis nicht einig, fand keine andere Wohnung, und am Abend fuhren wir trübselig und resultatlos wieder das Tal hinauf.

Die Not war groß. Noch am Abend ward Familienrat gehalten, in welchem die Großmutter das Wort führte und meinte, es sei eben kein Segen mit dem „Bua", der keinen „guten Geist" habe und nicht beten wolle.

Da zündete mir, da ich weinend neben der Mutter stand, der Vater das letzte Hoffnungslichtlein an.

Ihm fiel ein Haslacher in Rastatt ein, mit dem er in den zwanziger Jahren daselbst beim Militär gewesen, der aber dort geblieben war und sich als Schuhmacher niedergelassen

[1] Siehe „Aus meiner Jugendzeit".

hatte. Bei diesem, seinem alten Freund und Kriegskameraden Joseph Braun, würde ich sicher Aufnahme finden.

In aller Frühe am andern Morgen schrieb die Mutter dem Schuhmacher einen Brief. Und nun hing mein Schicksal von der Entscheidung eines Schuhmachers ab. Denn, so ward am Abend beschlossen, wenn's in Rastatt auch nichts ist, dann tut man den „Kärle" eben doch in die Backstube. Man wird begreifen, mit welcher Spannung ich der Lösung harrte. Mein Kaplan tröstete mich mit dem Versprechen, im Schwabenland mich unterzubringen, wenn ich im Badischen nicht ankomme, und Peter, mein Backstubenfreund, ermunterte zum Widerstand gegen die Rückkehr in die Backstube. „Hainer," sprach er, „wenn i scho so viel latinisch und französisch könnt' wie Du, tät i ums Läbe kei Beck mehr wäre (werden)."

Briefträger in Hasle war damals der Polizeidiener und Schuhmacher Schmieder, der mit dem Säbel umgürtet von Haus zu Haus die Neuigkeiten trug.

Mit Zittern und Beben sah ich die nächsten Tage den dicken Schuster die „vordere Gasse" herabschreiten mit seiner großen Brieftasche, und ängstlich frug ich ihn jeweils, ob er keinen Brief von Rastatt „für uns" habe. Endlich am fünften oder sechsten Tage kam die Antwort. Ein Zufall gab eine günstige Entscheidung.

Des Schuhmachers Sohn Adolf, 1893 als Pfarrer von Ilmenau gestorben, wollte, um der „Tyrannei des Direktors" zu entgehen, das letzte Gymnasialjahr in Konstanz machen. So bekam sein Vater Platz für mich und Geld für ihn von mir. Für vierzehn Gulden, d. i. 24 Mark, monatlich bot er sich an, mich in „Kost und Logis nebst Licht, Holz und Wasch" zu nehmen.

Er hatte schon mit dem Direktor des Lyzeums gesprochen und lud uns auf den letzten September nach Rastatt ein, da am 1. Oktober die Aufnahmsprüfung stattfinden sollte.

Der Familienrat genehmigte einstimmig des Schuhmachers Antrag, und ich war in jener Stunde sicherlich das

glücklichste Menschenkind in Hasle. Was mein Glück noch erhöhte, war die neue Ausstaffierung, die ich bekam. Der „Schnidersepp", Joseph Liebert, der heute, 1910, noch lebt als ein hoher Achtziger, kam ins Haus und mit ihm „'s Holzer-Peters Magdalene", eine Näherin, und die zwei richteten mir Kleider und Hemden zu, und an einen alten nußbaumenen Koffer meines Großvaters, des „Wälder-Xaveri", mußte der Schlosser Sahl ein neues Schloß machen, damit er meine Habe aufnehmen und bewahren konnte.

Wie eine Braut glücklich ist in den Tagen, da ihre Ausstattung gemacht wird, und nicht ahnt, daß sie vielleicht in kurzem weint über ihr Elend und sich zurücksehnt ins Elternhaus, so ging es mir.

Der Himmel hing mir buchstäblich voller Baßgeigen, und alles, was ich sah und hörte und hoffte, war mir Musik. Ich sah lauter goldene Berge in der Zukunft und verließ, als der ersehnte Tag gekommen war, leichten Herzens das Vaterhaus, den Kaplan und die trauten, tannengrünen Berge der Heimat.

So marschieren wir Menschenkinder alle mit „Pfeifen und Trummen" aus dem Paradies der ersten Jugendzeit hinein ins feindliche Leben und in den Kampf ums Dasein. Und erst, wenn wir tüchtig Schläge und Wunden empfangen haben, kommen wir wieder zu uns und sagen uns:

O selig, ein Kind noch zu sein.

Die Mutter begleitete mich. Als wir an einem nebelfeuchten Herbstmorgen vor dem Vaterhaus in den „Privat-Omnibus", der von Wolfach nach Offenburg fuhr, einstiegen, kam mir der alte, klapperige Kasten auf vier Rädern vor wie ein „Sonnenwagen", der zum Himmel fährt.

In Rastatt empfing uns am Bahnhof der Schuhmacher Braun, der mit seinem eleganten Auftreten und seinen Steghosen einem Oberamtmann ähnlicher sah als einem Schuhmacher und mir deshalb gewaltig imponierte. Er war zudem

behaftet mit großer, eines Haslachers würdigen Lebendigkeit. Unser erster offizieller Gang galt dem Direktor des Lyzeums, welchem die Zeugnisse nebst Heimats- und Impfschein, ohne welch letztern damals kein Deutscher studienfähig war, übergeben wurden. Noch sehe ich den Knaben lebhaft im Geiste vor mir, wie er mit großen Augen das Lyzeum, seine altehrwürdigen Lindenbäume und den gestrengen Herrn anschaute, den der Schuhmachermeister in seinem Rastatter Dialekt immer wieder „Herr Tärrekder" titulierte, und der in einem besonderen Hause neben der Schule wohnte.

Der Direktor, ein stattlicher Herr mit einem Spitzbauch und einem Schweizerbart, meinte, als er gefragt hatte, wie alt der „lange Junge" sei, der sei zwar etwas alt, aber wenn er Talent habe, könne er es doch noch zu etwas bringen. Ich sollte morgen früh zur Aufnahmsprüfung kommen, wo es sich entscheide, in welche Klasse ich aufgenommen würde. Dann filzte er den Schuhmacher, weil dieser seinen Sohn von der Anstalt wegnehme. Meister Braun ließ sich auf keine Diskussion ein, da er die Heftigkeit des Direktors kannte, erwiderte aber mit Haslacher Humor, „er bringe ja in mir der Anstalt einen Ersatz für seinen Sohn." —

Nach dieser Vorstellung ward im Gasthaus „zum Pflug", wo die Mutter den morgigen Examenstag abwarten wollte, herrenmäßig zu Mittag gespeist, und unser Haslacher, nebenbei auch Stadtrat, erzählte während des Mahles seine noch frischen Erlebnisse aus der Revolutionszeit. Ich saß da wie der Herkules am Scheidewege; ich wußte nicht, ob ich zuhören und nicht essen, oder essen und nicht zuhören sollte; so spannend war die Erzählung, aber ebenso reizend auch das Menu der Frau Pflugwirtin.

Am Nachmittag bezog ich mein Quartier. Das Häuschen des Schuhmachermeisters stand an der Murg, unmittelbar am Eingang zum „Rohrersteg", vom Flusse nur getrennt durch den Damm, der die Gewässer von den Wohnungen der Menschen abhalten sollte. Auf der Flußseite zeigte das kleine,

zweistöckige Haus eine Bombe, die während der Beschießung durch die Preußen da eingeschlagen hatte und mir neuen Respekt vor denselben einflößte zu dem alten, den ich in Haslach gewonnen[1].

Das freundlichste Zimmer des Hauses, im zweiten Stock, ward mir angewiesen. Ich mußte es aber mit einem jüngern Sohne der Familie, Karl, der ebenfalls das Lyzeum besuchte, teilen. Er wurde später der Nachfolger seines Vaters in Besitz und Gewerb, ist aber jetzt seit Jahren auch schon tot. Die Frau Braun, eine dicke, richtige Rastatterin, hatte in dem Häuschen das Licht der Welt erblickt und nebenbei vollauf das Zeug, mir bisweilen eine Standrede zu halten, was bald vonnöten wurde. Die Tochter Amalie, ein Mädchen in meinem Alter, konnte nie meine Sympathie gewinnen, weil sie mir stets sehr kleine Stückchen Brot um vier Uhr schnitt und fast ständig eine sogenannte „Rotznase" trug. Sie starb vor Jahren schon im schönsten Alter als wackere Bäckersfrau in Baden-Baden. Eine Magd aus dem Murgtal, „Hanne" genannt, zwei Schuhmachergesellen und drei Lehrjungen, Vinzenz, Otto und Gervas, bildeten die weitere Hausgesellschaft, in die jetzt der „Becke-Philipple" von Hasle eintrat.

Der 1. Oktober kam. Gegen die neunte Morgenstunde zog ich zum erstenmal in die Hallen des Lyzeums ein, wo es von Aspiranten und Nachexaminanden wimmelte. Mitten aus diesem Knabengewimmel ragte die fabrikschlotige Gestalt des Lyzeumsdieners Schill hervor, ordnend und zurechtweisend. Kein Rekrut kann ängstlicher und wildfremder am ersten Tage im Kasernenhof vor seinem Korporal stehen als ich heute vor dem alten Schill. Sein praktischer Blick kannte aber sofort unter den „Neuen" die ländlich Einfältigen, und als ehemaliger Bauernbub' nahm er sich derselben zunächst an.

Außerdem mochte ihn meine lange Gestalt reizen, und so schritt er denn alsbald auf mich zu und fragte, woher ich käme und in welche Klasse ich aufgenommen werden wollte. „Ich

[1] Siehe hierüber die Erinnerungen „Aus meiner Jugendzeit".

möcht' 's Exame mache in d' Unterquarta und bin von Hasle," lautete meine Antwort. „So, von Haslach, aus dem Freischärlernest, wo sie die Gendarmen so verfolgt haben!" meinte der Alte, welcher in der Revolutionszeit noch Brigadier bei der Gendarmerie gewesen war. Ich erschrak nicht wenig, dachte an meinen Heckerhut mit seiner Kokarde und seinen Hennenfedern und gab das Examen schon verloren, falls meine Heckertaten bekannt wären.

Es sollte noch besser kommen. In das Zimmer, welches der ehemalige Gendarm mir und einigen andern zur Prüfung und Nachprüfung Bestimmten angewiesen hatte, stampfte alsbald juckenden Schrittes der Professor Donsbach, Klassenlehrer von Unterquarta. Er war der erste Professor, den ich im Leben sah, und ich hielt damals einen Professor für das, wofür ein richtiger lateinischer Schulmeister sich selber hält, für einen Mann, der alles weiß[1]. So benahm sich auch mein zukünftiger Klassenlehrer.

Seine ganze Anrede an mich zitterndes Bauernbübchen war eine Verherrlichung des systematischen Unterrichts durch akademisch und philologisch gebildete Lehrer und eine Verurteilung jeder Kaplansstudien. „In seine Klasse könne ich nicht aufgenommen werden, da bei ihm nur tüchtig und regelrecht gebildete Schüler Zutritt fänden", so lautete der Schluß seines Selbstlobs. Ich weinte und verwünschte im stillen mein ganzes Studium. Doch, wie es Prahlhansen eigen ist, nachdem der Professor sich in seiner ganzen Wichtigkeit vorgestellt hatte, wurde er vernünftig und diktierte mir und meinem Mitaspiranten aus Ettlingen, namens Eisele, ein Pensum zu lateinischer Übersetzung.

Wenn einer sein eigenes Todesurteil schreiben soll, kann

[1] Er war geboren in Kirchberg in der Pfalz und ehe er 1841 als Vorstand der Bürgerschule zu Ettenheim ins Badische gekommen, Lehrer in Germersheim und Neustadt a. H. gewesen. Von 1848—1850 hatte er als Direktor des Progymnasiums in Donaueschingen funktioniert und war 1850 nach Rastatt, damals ein Hauptsitz für unbrauchbare Direktoren, versetzt worden.

er unmöglich befangener sein, als ich es war bei Fertigung dieser Übersetzung. Eine Stunde später und unter allerlei wichtigtuenden Redensarten erklärte uns Donsbach für aufgenommen in seine Klasse. Sonst wurde ich in nichts geprüft; das Latein mußte die Signatur fürs Ganze abgeben. Beruhigt kehrte die Mutter am Nachmittag heim, und ich begann am andern Morgen das Tagewerk eines Unterquartaners am Lyzeum zu Rastatt.

Damals war die badische Welt noch nicht so verkehrt wie heute, wo man den Preußen alles, auch die Dummheiten, nachmacht und nach preußischer Art bei der Klasseneinteilung an den Gymnasien mit Eins, d. i. mit Prima, zu zählen aufhört und mit Sexta zu zählen anfängt. Zu meiner Gymnasiumszeit war Prima die unterste Klasse und Obersexta die höchste und letzte, so wie es nach Adam Riese und nach dem gesunden Menschenverstand richtig ist; jetzt zäumt man den Gaul beim Schwanz auf, wie in vielen Dingen der Pädagogik und des Volkswohls, und nennt Prima die oberste und Sexta die unterste Klasse. Unterquarta war also zu meiner Zeit die vierte Klasse unterer Abteilung, und auf dieser Schanze fing mein Leiden an.

Schon in der ersten Woche zeigte sich, daß ich meinen Mitschülern, das Latein ausgenommen, weit hintennach stand. Dazu kamen als neue Lehrfächer Griechisch, Geometrie, Geschichte, Naturgeschichte und Geographie: lauter spanische Dörfer für mich. Im Deutschen hatten wir den Lyzeumslehrer Rauch, einen Mann, der einen affektierten preußisch-hochdeutschen Dialekt sprach, dem mein Kinzigtäler Alemannisch ein Greuel war und der mit der rücksichtslosesten Derbheit dem eingeschüchterten Knaben begegnete. Um, ich kann es nicht anders nennen, seinen Haß gegen mich zu schildern, wird sich später reichlich Gelegenheit finden.

Den französischen Unterricht gab ein junger Lehramtspraktikant Forster, welcher schon in der zweiten Woche ein großes Wort gelassen zu mir sprach, und das lautete: „Geh Du

wieder heim, mit Dir ist es doch nichts!" Mir, der ich allezeit weichherzig gewesen und geblieben bin, liefen die hellen Tränen aus den Augen. Trotzdem fügte der Herr, weil ich größer und älter war als meine Mitschüler, unter deren Hohngelächter seinem salomonischen Urteil als Witz den Studentenvers bei:

Geh du lieber in ein Kloster
Und bet dreitausend Paternoster,
Du alter Haslacher, Du! —

Elf Jahre später, ich hatte eben das philologische Staatsexamen in Karlsruhe bestanden, traf ich in der Residenz den inzwischen Professor gewordenen Herrn Forster.

Er staunte, daß ich, trotzdem ich nur sechs Semester auf der Universität gewesen und Philologie nur nebenher studiert hatte, das Examen, das heute viel schwerer sei als zu seiner Zeit, bestanden hätte.

Jetzt rächte ich mich für seinen Spott und meinte: „Das ist der gleiche Hansjakob, den Sie beim Beginn seiner Rastatter Studien wieder heimschicken wollten, weil nichts mit ihm sei."

Im übrigen war ich dem Mann, der als überguter Direktor des Gymnasiums in Konstanz starb, nie böse; denn Unterlehrer und Lehramtspraktikanten haben ja zu allen Zeiten gewisse jugendlich-knabenhafte Vorrechte gehabt; allein, was ich damals gefühlt, ist nicht zu beschreiben. Von Schwierigkeiten aller Art umgeben, in ein förmliches Chaos mir ganz fremder Lehrgegenstände eingetaucht, von einzelnen Lehrern malträtiert, von andern verspottet, von den Mitschülern verlacht, zu alledem, gleich nach der Abreise der Mutter, von namenlosem Heimweh geplagt, erfuhr ich zum ersten Male jene Lage, in der die Menschenseele nur noch e i n e n Wunsch hat, nämlich den, nicht mehr zu existieren.

Ich war später auch jahrelang badischer Lehramtspraktikant; aber ich habe die schüchternen Bauernbuben in

der ersten Zeit mit der größten Rücksicht behandelt, eingedenk meines eigenen Elends als angehender Unterquartaner. —

Nur ein akademisch gebildeter Lehrer hat in jenen Schmerzenstagen mit Milde mich behandelt, und das war der ebenfalls blutjunge Lehramtspraktikant Stephan, welcher uns den Unterricht in der griechischen Sprache und in der Geschichte erteilte. Daß aus ihm später ein so wilder Politiker und Journalist werden würde, der als Professor und Redakteur in Offenburg seinen ehemaligen Schüler als Reichstagskandidaten mehr denn einmal scharf bekämpfte, hätte ich damals nicht geahnt.

So oft ich ihm später, da er als greiser Pensionär in Freiburg lebte und starb, begegnete, habe ich ihn freundlich gegrüßt in dankbarer Erinnerung an sein mir in den elendesten Stunden meines jungen Lebens gezeigtes Wohlwollen, habe ihn gegrüßt, obwohl ich wußte, daß er als Altkatholik kein Freund der römischen Priester war.

Reallehrer Santo, der Mathematiker und Zoologe der Klasse, welcher mich mit seinen Steghosen an den Haslacher Unterlehrer Kunz erinnerte, war ein braver, gutmütiger Mann. Daß mir von seiner Rechnerei nichts in meinen, jedem mathematischen Denken abholden Kopf wollte, dafür konnte er nichts.

Wie oft saß ich in den ersten Wochen meiner Rastatter Studienzeit am Abend nach der Schule im kühlen Herbstwind auf dem Murgdamm, wie die Israeliten an den Flüssen Babels, und weinte. Die Tränen benetzten mein dünngestrichenes Butterbrot, das ich eben erhalten hatte, und über dasselbe hinaus in die flüchtigen Wellen sehend, träumte ich von der Heimat, von Vater und Mutter, von Berg und Tal und von den friedlichen Zeiten beim Kaplan.

O, wie hatte sich alles geändert in so kurzer Zeit! Mit welch süßen Hoffnungen war ich nach Rastatt gezogen, und wie ward ich enttäuscht! Wenn ich mich nicht geschämt hätte,

ich wäre auf und davon gelaufen und heim zum Vater und hätte ihn auf den Knien angefleht, mich doch für ewige Zeiten in der Backstube zu lassen. So entsetzlich entleidet war mir das „Studieren", das Leben in der Fremde und die Behandlung am Lyzeum.

Und wo fand ich allein für Augenblicke Trost? Ich zögere keine Sekunde, es offen zu sagen: Bei den Gesellen und Lehrbuben in der Schuhmacherwerkstätte meines Hausherrn. Und ich füge bei: „Honny soit qui mal y pense!" Sie waren die einzigen Menschen, welche, auch fremd, mich fragten und selbst erzählten über die Heimat und von allem, was das Denken an sie hervorruft. Von meinen Kindestagen her noch eingenommen für Schuhmacherei, vergaß ich, ihnen zuschauend, für kurze Zeit mein Elend. Bald griff ich auch zur Ahle, zum Hammer und „zum Drahtspitz" und fing zu schustern an. Ich habe es in den drei Jahren, da ich im Schusterhause weilte, so weit gebracht, daß ich meine Stiefel „flecken" und einen „Riester" ansetzen konnte. Selbst Sohlen hab' ich bisweilen aufgenäht. Und das alles frohen Herzens, wobei manches „Schul- und Heimweh" vergessen wurde.

Ich war oft so vertieft in die Schuhmacherei und die Gespräche mit den Schuhmachern, daß mir Meister Braun, der nie mehr auf dem Stuhle saß, sondern in der Stube zuschnitt, wiederholt durch das kleine Fenster, welches von der Wohnstube in die Werkstätte ging, rufen mußte, es sei Zeit zum Lernen.

So habe ich mir unzählige schwere Stunden bei diesen Leuten vertrieben und absolut nichts Böses von ihnen gelernt. Es ist mir nicht das Geringste der Art auch nur noch in der blassesten Erinnerung. Die Gesellen arbeiteten „auf Stück" und verköstigten sich deshalb morgens und abends selbst. Ihr tägliches Brot ließen sie beim Bäckermeister Greil im „Dörfl", jenseits der Murg, holen, und manchmal mußte der jüngste Lehrjunge, Gervasius Falk, ein dicker, guter Kerl aus Lichten-

tal bei Baden[1] und der Gesellen Diener, auch mir ein frischgebackenes „Groschenlaibchen" mitbringen, das ich dann unter meinen Pechfreunden mit königlicher Glückseligkeit verzehrte.

Die Lehrbuben waren, der Vinzenz ausgenommen, in meinem Alter. Der Otto Hermann war der Sohn eines Grenzaufsehers und sehr begabt. Er wurde später Soldat und Sergeant, und als ich nach Freiburg kam, war er nach vielen Fährnissen Schreiber beim erzbischöflichen Bauamt geworden. Er starb als gänzlich verarmter Mensch.

Von den Gesellen erinnere ich mich nur noch an den Namen des einen; er hieß Neuner und beschloß sein Leben in Rastatt, wo ich ihn 1870 noch beim gleichen Meister Braun antraf. —

Ich will hier gleich noch eines gewöhnlichen Mannes gedenken aus meiner Quartanerzeit, der mir in jenen schlimmen Tagen manchen Zeitvertreib gewährte. Zwei Häuser unter dem unsrigen wohnte am Flußdamm ein Weber und bei diesem ein Hornist von den badischen Truppen, namens Lorenz. In seinen freien Stunden stopfte er Vögel aus, wobei ich ihm sehr oft Gesellschaft leistete. Auch blies er mir bisweilen ein Stückchen auf seiner Trompete. Er hat so dem trübseligen Quartaner viele Stunden versüßt. Noch vor mir verließ er aber seine Wohnung an der Murg, und ich sah ihn nicht wieder, bis er mir fünfundzwanzig Jahre später als alter Postschaffner auf einem Dampfschiff des Bodensees wieder unter die Augen kam. Ich hatte ihn sofort erkannt, aber alle Mühe, ihm das abgehärmte Studentlein, dem er so manchen Trost verschafft, wieder ins Gedächtnis zu rufen. —

„Wo die Not am größten, da ist die Hilfe Gottes am

---

[1] Er starb vor einigen Jahren als alter Junggeselle in seiner Heimat, wo er sich als Schuster niedergelassen hatte.

Der Vinzenz hatte bereits ausgelernt, da ich ins Haus kam. Er war ebenfalls aus Lichtental, wo er als junger Meister gestorben ist.

nächsten." An einem November-Nachmittag des Jahres 1852 wandelte ich die Schloßstraße herab und weinte. Ich kam eben aus der Schule, wo der Lyzeumslehrer Rauch mich armen Jungen wieder malträtiert hatte als den dümmsten „und liederlichsten Gesellen"[1] der Klasse. Mir war das Leben entleidet. Als ich nun in dieser Stimmung an die Ecke des Pflugwirtshauses gekommen war, rief mir eine wohlbekannte Stimme von weitem zu: „Hainer, Hainer!" Wer war's? Kein anderer Mensch als der „Peter", welcher freudigen Schrittes vom Bahnhof her den „Kapellenberg" herab auf mich zukam. Er hatte ein Felleisen auf dem Rücken und befand sich auch „in der Fremde". Seit vier Tagen hatte er mein Elternhaus verlassen und den Weg zu Fuß hierher gemacht. Er brachte Grüße von Vater und Mutter, zog sein ledernes Beutelchen und gab mir einen „Sechsbätzner", den ihm der Vater für mich mitgegeben. Jetzt traten Freudentränen in meine Augen, und der gute Peter erschien mir wie ein Bote des Himmels. All mein Jammer war vergessen, auch das Verbot des Wirtshausbesuchs störte mich keine Sekunde. Flugs ward mit Peter in die nächste Bierbrauerei „Blasl" gezogen, wo ich ihm Bier und „Käsebrot", wie die Rastatter sagen, bezahlte und nach der Heimat fragte, als ob ich dieselbe schon vor zwanzig Jahren verlassen hätte.

Als aber Peter endlich fragte, wie es mir gehe, da trat mein Elend wieder tiefschwarz vor die Seele. Ja es tat mir noch weher als vorher. Ich dachte an den Sechsbätzner des Vaters, der offenbar ein Zeichen seiner väterlichen Liebe sein sollte — denn so viel Geld hatte er mir nie zuvor gegeben — und an das, was ich dem guten Vater dagegen bieten konnte: die sehr wahrscheinliche Aussichtslosigkeit meiner Studien. Peter konnte es fast nicht glauben, daß ich, daheim so gescheit, jetzt so dumm geworden sein sollte. „Du duursch mi in d'r Säl[2], Hainer!" sprach er, und als abermals die Tränen mich

[1] Ein Lieblingsausdruck dieses „akademisch" gebildeten Lehrers.
[2] Ich bedaure dich in der Seele.

ergriffen, weinte der gute Mensch mit mir. Trüb und still gingen wir zusammen an den Bahnhof; Peter wollte noch mit dem Abendzug nach Karlsruhe.

O, wie beneidete ich den armen Bäckergesellen, als er nach treuherzigem Abschied davonfuhr! Wie gerne wäre ich damals mit ihm als Handwerksbursche durch die Welt gezogen, statt zu meinem Studierelend zurückzukehren.

Ich habe den guten Peter seit jener traurigen Stunde nie mehr gesehen. Es ging auch ihm schlecht auf der Wanderschaft. Der unscheinbare, schielende, schüchterne Bursche mochte an vielen Türen verächtlich abgewiesen worden sein. Da kehrte er zurück auf den Dochbach, packte seine Habseligkeiten in einen Koffer und fuhr übers Meer.

Es waren mehr denn dreißig Jahre durch die Welt gegangen, als ich in den achtziger Jahren eines Tages einen Brief und Zeitungen aus Amerika erhielt. Beide waren vom „Peter", der Schriften von mir in amerikanischen Zeitungen besprochen gefunden und dieselben sich verschafft hatte. Er freute sich hoch, daß ich es doch noch „zu etwas gebracht hätte", und erinnerte an unsern schweren Abschied am Bahnhof in Rastatt. Er lebte als Bäckermeister in einem Städtchen des Staates Ohio, und es ging dem braven Menschen gut. Ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört. Er wird den Weg alles Fleisches gegangen sein, der gute Peter. —

In der Rastatter Unterquarta des Jahres 1852/53 fand sich unter den siebzehn Schülern gewiß keiner, der mehr gearbeitet hätte als ich, und dies unter erschwerenden Umständen. Mein Zimmerchen wurde zur Winterszeit des Abends weder geheizt, noch bekam ich ein eigenes Licht. Ich mußte mit den Weibsleuten der Familie am gleichen Tisch um eine Unschlittkerze sitzen und, während sie nähten, spannen und schwatzten, meine Aufgaben machen von 7 bis 10 Uhr. Meister Braun ging regelmäßig „zum Wein" in die „Laterne" oder in den „Karpfen", wo er auch zu Nacht speiste, und die Schuster arbeiteten bis 8 Uhr in ihrer „Boutique".

Wenn aber dann die Zeit der Ruhe für den geplagten Quartaner kam, so fand er sie doch nicht, weil das kleine Häuschen im Winter, wo sie vom Murgdamm und den benachbarten Gärten einwanderten, voll war von Mäusen, die ich fürchtete wie's Feuer, und die in der Nacht ihr störendes Unwesen im Zimmer trieben und selbst mein Lager nicht verschonten.

Die gute Großmutter hatte mir beim alten Allerweltskünstler Glücker, dessen ich in den Jugenderinnerungen erwähnt, ein Klavier gekauft und geschickt, nicht ahnend, daß es mir nicht ums Klavierspielen sei. Auf diesem Klavier brachte ich manchmal, auf der Flucht vor den Mäusen, die Nacht zu. Noch heute tönen mir bei dieser Erinnerung die nächtlichen Rufe der österreichischen Soldaten auf den Wällen und Bastionen jenseits der Murg im Ohre; denn ihr „Halt, wer da!" hörte ich in gar vielen schlaflosen Stunden jenes Winters.

Es kam Weihnachten und damit die ersten Ferien. Tag und Nacht hatte ich, je näher diese Zeit rückte, keinen andern Gedanken mehr als das Heimkommen, trotzdem ich auf ein schlechtes Zeugnis zu hoffen hatte nicht bloß vom Lyzeum, sondern auch von meinen Pflegeleuten. Ich kam, wie fast immer in meinem Leben, mit den „Damen" des Hauses nicht aus, weil meine Haslacher Zunge so wenig schwieg als die Weiberzungen; zudem schmeckte mir nicht alles, was die Weiber kochten und mir und den Lehrbuben samt dem Hausherrn und seiner Familie servierten. Meister Braun aber hatte zu klagen, daß ich zu viel Taschengeld von ihm fordere. Das ging aber so zu:

Jeder Haslacher, wenigstens jeder normale, es gibt auch „verg'ratene", hat das Bedürfnis, für seine irdische Trübsal im Wirtshaus Heilung zu suchen. Diesem Zug des Erbherzens folgte ich beizeiten, und weil die Zahl meiner Trübsal Legion war, trank ich nicht selten einen „Schoppen". Da wohnte ein Mitschüler, der spätere Apotheker Schoch von

Lichtenau, jahrelang ein Fixstern am Himmel der liberalen Landesboten Badens, bei dem Restaurateur Nußer, während ein anderer Mitschüler, Diehl mit Namen — er wurde später Zugmeister — der Sohn des „Sternenwirts" war. Diese beiden besuchte ich öfters und trank mit ihnen bescheiden ein Schöpplein, verzehrte eine „Karlsruher Wurst" und vergaß meine elende Lage, wenigstens so lange ich aß und trank.

Alle diese Fehler und Schwächen standen in einem Uriasbrief, den mein Hausherr mir mitgab an den Vater. Dazu kam mein Lyzeumszeugnis, das, kurz gesagt, dahin lautete, daß ich der zweitletzte in der Klasse sei und es mir an allen Ecken fehle. Mit diesem „Christkindle" für die hoffnungsvollen Eltern kam ich heim. Ich weiß das folgende noch so genau, als wäre es erst gestern passiert. In der Stube standen der Vater und der Nachbar Basilius, der Färber, und schauten dem alten Metzger Kröpple zu, wie er eben von dem fürs Vaterhaus geschlachteten Schwein Leberwürste machte. Die Mutter trat gleich darauf aus der Küche herein und brachte dem Wurstler noch einige Zutaten.

Als ehrlicher Junge gab ich sofort alle meine Papiere hin; die Mutter las, der Vater las und der Basil las. Der brach das Schweigen zuerst mit den Worten an meinen Vater: „Gält', i hab der's g'sait, der Kärle word nint do dunte. B'halt'n deheim un nemme in Bachschtub, sonsch hesch in a paar Johr a Lump!" Vergeblich erzählte ich unter Tränen von meinem fleißigen Studieren, von der „Schinderei" durch die Lehrer, von den vielen, mir fremden Lehrgegenständen. Die Trostschoppen hatten den Stab über mich gebrochen. So kam zum alten Elend in der Fremde neues im Vaterhaus. Ich hatte traurige Ferien; der Vater würdigte mich keines Wortes während der ganzen Vakanz.

Der liebe Gott hat es doch gut gemeint mit dem jungen Menschenherzen, daß er es so stark gemacht hat in Ertragung von Widerwärtigkeiten. Ein Kinder- und Knabenherz bricht nicht, und an gebrochenem Herzen stirbt kein Kind und kein

normaler Knabe. Erst die erwachsenen Menschen greift Not und Elend, Kummer und Gram auf Leben und Tod an. So war auch mein Herz in jenen Tagen und Monaten stark und blieb es. Wenn ich noch so sehr die Armseligkeit meiner Lage fühlte und in Momenten gerne gestorben wäre, so gab ich mich doch nie ganz auf und trug mein Leid rüstig weiter. —

Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich nach diesem trostlosen Anfangserfolg mein Studium hätte aufstecken müssen; allein im „Schlafkollegium" bei der Großmutter ward anders beschlossen. Die beiden Frauen glaubten ihren Stolz beleidigt, wenn es im Städtchen geheißen hätte: „Schtadtwirts Heinrich het mer nit bruche kenne zuam Schtudiere!" Die Großmutter hatte vorab starken „Korpsgeist". Drum ward verfügt, daß ich nach Neujahr abermals nach Rastatt zöge, und dem Scheidenden wurden entsprechende Ratschläge in Menge eingepackt; unter andern auch d e r, Privatstunden zu nehmen, um doch ja mit Ehren fortzukommen.

So trat ich denn nach Neujahr wieder in die alten Sorgen ein. Ein Obersextaner, Steinbrenner, der heute noch leben und in Heidelberg Reallehrer sein soll, gab mir Extrastunden. Er wohnte in der „Saugasse", dem Haupt-Studenten-Viertel, und im gleichen Hause mit ihm, in einem elenden Zimmerchen im Hof, der Tertianer Leopold Hirn, Sohn eines Lehrers aus dem Dorfe Weiler bei Haslach[1]. So oft nun meine Stunde zu Ende war, besuchte ich meinen Landsmann, dem es besser ging als mir, dessen ganzes Schulelend meist daher kam, daß er sich nicht auch für die Tertia gemeldet hatte, wo er mit seinem schlechten Volksschulsack eher zu Streich gekommen wäre.

Die Philisterin des Sextaners und des Kinzigtälers war eine alte Witwe mit ihrer ebenfalls bejahrten Tochter. Die letztere holte uns Jungen jeweils aus der nahen Bierbrauerei Kolb eine Flasche Bier. Wir beide plauderten dabei von der Heimat und von den Bauern des Dorfes Weiler, die ich alle

[1] Der gute, kleine Leopold, ein Virtuos im Klavierspielen, starb 1887 als Pfarrer in Randegg.

kannte. So war ich für eine Stunde wieder selig. Dann wandelte ich dem Rohrersteg zu, saß zwischen „Tag und Licht" bei meinen Schustern, bis die Zeit kam, neben den Weibsleuten meine Studien zu beginnen.

Der Winter ging, das Frühjahr kam, ohne daß ich an Ostern bedeutende Fortschritte gemacht hätte; ich war nur vom Zweit- zum Drittletzten avanciert und brachte so einen schlechten „Osterhas" nach Hause. Ich selbst war's jetzt gewohnt, einer der dümmsten in der Klasse zu sein, während Vater, Mutter und Großmutter sich trösteten mit dem Schimmer von Hoffnung, der in dem *einen* Schritt lag, mit welchem ich mich vom Letzten entfernt hatte. Daß im Avancieren aber noch nicht der Sieg liegt, sollte sich später nur zu klar erweisen. —

Vom Sommer 1853 sind mir noch zwei Dinge, die außerhalb der Schule spielten, lebhaft in der Erinnerung: Die Gründung einer kleinen Kneipgesellschaft von Unterquartanern und mein erster Besuch in der Weltstadt Baden-Baden. Was ein ordentliches Bier- und Kneipgenie werden will, muß sich beizeiten entwickeln. Und so hatte ich von den ersten Tagen meines Rastatter Aufenthaltes an einen unwiderstehlichen Drang nach Bier und nach Bierhäusern. In diesem Sinne gewann ich einige Mitglieder zur Errichtung einer Verbindung. Es waren darunter von den besten und von den schlechtesten Schülern der Klasse; unter den erstern Schoch und Holder, der jetzige Hofbibliothekar in Karlsruhe, beide durch ihre Leistungen in der Schule mich um so viel übertreffend, als ich länger war denn sie. An Körpergröße aber übertraf ich fast die zwei Kleinen, wenn man sie aufeinander gestellt hätte. Unter den letztern, den schlechtesten, waren ein Muxel aus Baden, ein Friedmann aus Plittersdorf, beide jung gestorben, und meine Wenigkeit. Wenn ich mich recht erinnere, häkelte uns eine Schwester des Friedmann die „Korpsbänder" aus gefärbter Baumwolle, das Stück zu sechs Kreuzer.

Unsere Kneipe schlugen wir im Salmen auf, drunten an der Murg, am Eingang in das Gebiet der „Schwabengasse“. Salmenwirt war damals ein ehemaliger preußischer Oberfeuerwerker, der eine Rastatterin geheiratet hatte. Er räumte uns, da an Werktagen wenig Gäste kamen, gerne in der Rückseite des Hauses ein geräumiges Zimmer ein zu unseren heimlichen Zusammenkünften an den freien Nachmittagen des Mittwoch und Samstag. Da schlich dann einer um den andern, wenn die Spaziergänger auf dem Murgdamm sich verlaufen, herbei, und bald saß das Kollegium beisammen. Die Korpsbänder wurden „angezogen“, die Zigarren angezündet und geraucht, gesungen und getrunken, als ob wir das größte Recht dazu hätten. „Wir fühlten uns!“ . . .

Wie an lauen Sommerabenden in stillen Teichen die Frösche behaglich ihr monotones Lied quaken und der Lindenbaum am Ufer hin mit den Zweigen dazu nickt im Abendwind, so freuten wir „Frösche“ uns in dem von der Außenwelt abgewandten Gemach; der Lindenbaum aber war die Schwiegermutter des Wirts, die uns bediente und wohlwollend nickend unter den lustigen Fröschen[1] stand.

Dabei waren wir „mindere Brüder“ aus der Schule weit fideler als jene, welche in der Klasse prosperierten, und wir sangen aus vollster Kehle:

> Und des Weltalls Kummer und Sorgen,
> Sie gingen an ihnen vorbei.

Bei mir fing in jenen Tagen der Galgenhumor zu keimen an. Wenn ich auch am Morgen in der Schule geweint hatte, im Salmen ward gejubelt und gescherzt, als wäre ich der erste in der Klasse. Oft ging ich dann gen Abend mit dem kleinen Holder heim, schrieb ihm seine elegant gefertigten „Präparationen“ ab und ließ mir von ihm eine Übersetzung

---

[1] Frosch wurde zu meiner Zeit der Student des Gymnasiums (Lyzeums) von den Akademikern genannt; das Gymnasium aber hieß Teich.

vorkonstruieren; aber es wollte eben nicht Tag werden in meinem Kopf. Am andern Morgen, trotz allnächtlichen Studierens und frühen Aufstehens, war ich eben wieder der „dumme Hansjakob". Ebenso hat Schoch mir manchmal Begriffe aus der Arithmetik und Geometrie beibringen wollen, aber da war erst recht nichts. Ich habe in meinem Leben nie auch nur den ersten und einfachsten Beweis aus der Geometrie verstanden.

Mit dem Schlusse des Schuljahres ward unser „Korps" aufgelöst. Muxel und Friedmann, die das gleiche unten zu besprechende Schicksal traf wie mich, wandten sich dem Handwerk zu; Schoch, den ich erst zwanzig Jahre später wieder im Landtag sah, ging in eine Apotheke, und denen, die nach Oberquarta kamen, verging bald jede Freude. Warum, werde ich später melden, wenn die Würde eines Oberquartaners einmal an mich gelangt sein wird. —

An Pfingsten 1853 machte ich meinen ersten Ausflug nach Baden auf Einladung meines Leidensgefährten Muxel, der tags zuvor schon heimgereist war. Den Begleiter und Führer auf dieser Fußpartie über Ebersteinburg und das alte Schloß machte mein Hausfreund, der Schusterjunge Gervasius, welcher nach seiner Heimat Lichtental wollte.

Um 4 Uhr des Morgens ward aufgebrochen. Vor dem „Niederbühler Tor" gesellte sich zu uns der Knecht des Hofapothekers Wagner, der die gleiche Tour zu machen vorhatte. Ich bin all mein Lebtag mit „gemeinen Leuten" gerne umgegangen, deswegen haben meine Schriften, um mit dem „Württembergischen Staatsanzeiger" zu reden, auch eine „so stark demokratische Basis", und so wanderte ich mit dem Apothekersknecht und dem Schuhmacher auf „al pari" lustig bergan.

Der erstere war ein köstlicher Kerl. Weil sein Beruf ihm auferlegte, die Apothekerwaren seines Herrn in einem Mörser zu stoßen, wußte er eine Menge lateinischer Namen, die mir wildfremd klangen, so daß ich zu dem Glauben kam,

der Knecht gäbe einen bessern Quartaner ab als ich. Er sprach mir beharrlich zu, „Medizin" zu studieren, während ich mäuschenstill war über meine Zukunft; denn es durchzogen mich Ahnungen, es könnte nichts Studiertes aus derselben herauskommen. Es war gut, daß wir bald in der „Rose" zu Ebersteinburg anlangten, wo uns Essen und Trinken auf andere Gedanken brachte; denn mir ging es in jenen Tagen, so oft ich vom Fachstudium hörte, wie dem Gehenkten, dem man vom Hause des Seilers erzählt.

Weder die Ruine Eberstein, noch das alte Schloß imponierte mir, sondern vorab der herrliche Wald, der von Ebersteinburg nach Baden führt, und die Sicht von jenem Dorfe in die Lande weithin. Die Natur hat von meinen Kindestagen an stets mein Herz gehabt und hat es in meinen alten Tagen noch; ja sie bekommt es täglich mehr, weil sie sich uns allein von allem Irdischen ewig treu und ewig schön präsentiert mitten im Wechsel, in der Armseligkeit und in den Täuschungen des Menschenlebens.

Auch von Baden gefiel mir lediglich seine wunderbare Lage; die Stadt selbst, ihre Brunnen, Bäder und Gasthäuser konnten mich nicht begeistern. Nur zwei Dinge machten einen bleibenden Eindruck auf meine Knabenseele. Das eine war das berühmte Kruzifix auf dem alten Kirchhofe und das andere die Göttin der Gerechtigkeit auf dem Amthause der Stadt. Warum letztere, die ich hier zum ersten Male sah, solchen Effekt auf mich machte, ist mir heute noch unerklärlich. War es eine Ahnung meines Geistes, daß ich im Leben mit der Gerechtigkeit so stark in Konflikt kommen und dereinst ihr „Märtyrer" werden sollte? Sicher ist, daß ich in mir die erste Erinnerung an Baden-Baden nie wecken kann, ohne im Vordergrunde jene Dinge zu schauen. Der herrliche Kopf jenes Kruzifixes aber hängt seit vielen Jahren in meinem Arbeitszimmer in der Karthause.

Mit meinem Kollegen Muxel, dessen Vater, mein' ich, Kupferschmied war, bummelte ich den Tag über in den

Straßen der Stadt herum und verzehrte zwischenhinein meine paar Kreuzerlein in den Bierhäusern. Den vielen vornehmen Menschen gegenüber, die an mir vorüberwandelten, kam ich mir vor wie der arme Lazarus an den Pforten des reichen Prassers. Dies fühlte ich beim Scheiden noch mehr. Da mein Quartaner-Beutelchen nicht auf die Badener Preise eingerichtet war, hatte ich am Abend kein Geld mehr, auch nur um von Oos nach Rastatt fahren zu können, und es mußte der weite Weg zu Fuß gemacht werden. Mit einer Rastatter Maurersfamilie, welche ich vor Oos draußen traf, trabte ich über das öde Dorf Sandweier ziemlich abgehärmt und müde der Festung zu. Gervasius, der Schusterjunge, hatte Urlaub bis zum andern Abend.

Wer mir an jenem Pfingstabend gesagt hätte, es käme die Zeit, wo ich in einem der schönsten Häuser der Stadt Baden, bei meinem Freund Max Reichert, wohnen, Champagner trinken und Delikatessen genießen dürfte, den hätte ich für einen Märchenerzähler aus „Tausend und eine Nacht" gehalten. —

Zu den Hintermännern meiner Klasse gehörten auch der schon genannte Alois Eisele aus Ettlingen und ein Ernst Weick aus Freiburg. Mit ihnen mußte ich einmal im Sommer 1853 von 12—1 Uhr in der Schule bleiben. Wir hatten beim Lyzeumslehrer Rauch ein Gedicht zwar auswendig gelernt, aber nicht in dem von diesem Herrn damals schon scharf akzentuierten preußischen Dialekt hersagen können, weil diese Sprache den badischen Menschen in jenen Tagen noch nicht so geläufig war wie heute.

Als der Lyzeumsdiener uns eingeschlossen und in seinem kratzbürstigen Kaiserstühler Dialekt[1] das obligate „So, hab' ich wieder einige Vögel" — zugerufen hatte, berieten wir drei, was wir anfangen wollten, wenn der nahende Schluß des Schuljahres uns zum „Repetieren" verurteilen sollte. Eisele, ein alter, breiter Knabe, mit einem Sokrateskopf und schlot-

[1] Schill war aus Oberbergen am Kaiserstuhl.

ternden Knien, entschied sich für Eintritt in die Weberei und Spinnerei seiner Vaterstadt, und Weick, ein schlanker, blasser Jüngling, der mit der Zunge etwas anstieß, sprach die Absicht aus, zu den Dragonern sich wenden zu wollen. Ich getraute mir nicht, ohne Wissen der Eltern einen Plan zu machen, und erklärte: „Ich gehe heim, und dann sollen sie mit mir machen, was sie wollen." Alle drei haben, als die Katastrophe eintrat, ihre Entschlüsse zur Ausführung gebracht[1]. —

Noch eine Hoffnung kam bei mir zum Strahlen. Der Lehrer Rauch, der mich am schlechtesten behandelte, bestimmte mich zum Vortrag eines Gedichtes bei dem Schlußakt, offenbar nicht weil er sein Übelwollen gegen mich geändert hatte, sondern weil ich eine helle Stimme besaß und er selbst sich nicht blamieren wollte.

Diese „Auszeichnung" ließ in mir die Hoffnung leuchten, ich würde sicher durchkommen, denn man könne ja, so sagte ich mir, einen Repetenten nicht öffentlich auftreten lassen.

So schrieb ich denn kühn meinen Eltern, sie sollten zur Prüfung kommen. Dieser Brief, datiert vom 7. August 1853, ist der einzige, der sich aus meiner ganzen Studienzeit erhalten hat, aber mir erst 1909 wieder zu Gesicht kam.

Ich lud darin meine Eltern zur Prüfung am 19. August ein und besonders den Vater, den ich auf den am 18. jeweils mit großer Feierlichkeit begangenen Geburtstag des Kaisers von Österreich aufmerksam machte. Ich teilte dann noch stolz mit, daß ich „in der Prüfung eine kleine Rede vortragen würde".

Der Brief schließt also: „In der Hoffnung, daß jemand kommt, grüßt Euch nebst Geschwister, Großmutter, Lenebas und allen unsern Hausgenossen Euer stets dankbarer Sohn Heinrich, studiosus theologiae."

---

[1] Weick ging einige Jahre später freiwillig zu den gelben Dragonern und starb als Zahlmeister. Eisele soll als Aufseher in einer Fabrik seiner Vaterstadt das Leben beschlossen haben.

Dieser Studiosus der Theologie hat mich am meisten erstaunt, als ich den Brief 56 Jahre später wieder in die Hand bekam. Denn das ist mir so erinnerlich, als ob es gestern erst gewesen, daß ich in jenen Quartanertagen an alles eher dachte, als an die Theologie. Im Anfang des Briefes bedankte ich mich für ein Geldgeschenk der Großmutter und ich vermute, daß ich mich mit dem studiosus theologiae dafür bedanken und für weitere Gaben empfehlen wollte. Im Ernst genommen wäre jener Titel sonst eine Lächerlichkeit gewesen beim damaligen Stand meines Alters und meiner Studien.

Kaum war der Brief fort, so änderte sich die hoffnungsvolle Situation.

Schon mehrere Tage vor der offiziellen Verteilung der Zeugnisse ging nämlich in der Klasse das Gerücht, es müßten sechs Mann sitzen bleiben.

Durch allerlei Kanäle schwitzte immer etwas über die Beschlüsse der entscheidenden Lehrerkonferenz in die Schülerschaft. Die Väter mancher Schüler aus der Stadt saßen mit den Professoren und Lehramtspraktikanten auf dem Museum, oder die Hausfrauen, bei denen sie wohnten, und die eigenen Gattinnen der verheirateten Lehrer wurden als Spioninnen angestellt.

So erfuhren wir Nicht-Rastatter durch die eingeborenen oder eingesessenen Kameraden auch das uns drohende Schicksal.

So war ich schon etwas vorbereitet, als der 23. August des Jahres 1853 herankam. An diesem Tage, einem Dienstag, fand in der Schloßkirche, welche, dem Lyzeum gegenüber liegend, unser ständiges Gotteshaus war, der feierliche Schlußgottesdienst statt. Der geistliche Professor Nicolai stimmte das Tedeum an; mir aber war's nicht ums Singen, denn nach dem Tedeum sollten die Zeugnisse verteilt werden. Wie ein armer Sünder schritt ich aus der Kirche meinem Klassenzimmer zu. Gleich darauf juckte Professor Donsbach

daher mit — den Endurteilen. „Was dumme und faule Buwe gewesen sind, die müssen sitzen bleiben." Mit diesen Worten fing er die Verteilung an. Beim dreizehnten begann das Repetieren, und ich war der vierzehnte, abermals um einen avanciert, aber das Schicksal hatte mich doch erreicht. „Hansjakob," sprach der Professor, indem er mir mein Zeugnis gab, „Du kannst das Studieren aufstecken, sonst mußt Du noch heiraten auf dem Lyzeum, so alt wirst Du!" Die Mitschüler lachten, und ich starrte weinend in mein Todesurteil, das da lautete: „Muß repetieren."

Es gibt Augenblicke im Menschenleben, in denen wir unsern ganzen Seelenzustand, getrennt vom Leibe, als Objekt vor uns haben, und zu solchen Momenten gehört jener, da ein fleißiger und strebsamer Schüler es schriftlich vor sich hat, daß er unfähig sei zum Weiterkommen. Mein volles seelisches Elend lag, während ich in mein Zeugnis schaute, gleichsam in dem Raum zwischen dem verhängnisvollen Papier und mir Unglücklichem.

O ihr alle, die ihr schon von dem Lose des „Repetierens" betroffen worden seid oder es noch werdet, ich kenne eure Situation und versichere euch als einstiger Leidensbruder meiner vollsten Sympathie!

Ihr Eltern aber, denen ein Repetent am Schlusse des Schuljahres heimkommt, verurteilt den armen Knaben nicht, nehmt ihm nicht durch Schimpfen und Schelten alles Ehrgefühl und alle Hoffnung; denn auch aus einem „Sitzenbleiber" kann sehr oft noch etwas Rechtes auferstehen!

Man hüte sich überhaupt, ganz abgesehen von meinem Fall, in den Kreisen der Eltern und Lehrer, einen Knaben nach seinen erstjährigen Leistungen zu beurteilen. Manchen Menschenkindes Talent liegt tief in der Seele Grund; es will und muß Zeit haben, bis es an die Oberfläche kommt. Es gleicht einem Samenkorn, das lange in der Erde ruht, bis es keimt. Andere schießen früh ins Kraut und sterben frühe ab. Wer Kresse säet, hat in acht Tagen was Grünes,

aber bis eine Eichel zum Boden herausschaut, geht's lange. Die erstere gibt nur einen Salat, die letztere aber einen Eichbaum.

Ich habe viele Studenten gekannt, die in den unteren Klassen exzellierten und in den oberen, wo es ans Denken ging, als Esel paradierten und es fürs ganze Leben geblieben sind. —

Mit mir mußten noch sieben andere Unterquartaner repetieren: Leopold von Adelsheim, Sohn eines Obersten, Graf August Rhode, Sprößling eines österreichischen Majors, meine Freunde Eisele, Weick und Muxel, ein Gustav Fingado von Lahr und der Rastatter Bäckerssohn Andreas Huhn.

Drei andere: ein Emil Klehe von Rastatt und meine Mitkneipanten im Salmen, Friedmann und Diehl, waren vor der Entscheidung ausgetreten. Heute sind alle, alle, zum größten Teil schon längst, tot. —

Getroffen habe ich im späteren Leben nur noch zwei von ihnen, den Leopold von Adelsheim als Major und Grundherr und den Heinrich Diehl als Zugmeister, während der Andreas Huhn mit mir weiterstudierte und schließlich als pensionierter Pfarrer der schönen Stadt Bühl gestorben ist.

Der Graf Rhode erschien, während wir andere noch am Lyzeum waren, als blutjunger österreichischer Leutnant, soll aber später in Amerika untergegangen sein. —

Sechs Stunden nach Verkündigung des Urteils lag an der schönen, weißen Landstraße, welche von Offenburg aus das Kinzigtal durchzieht, oberhalb des Dorfes und Schlosses Ortenberg ein junger Mensch weinend im Schatten eines Apfelbaumes, sein Haupt auf das „Ränzchen", in dem einige Habseligkeiten waren, in tiefer Trauer niedergelegt. Die Augustsonne brannte glühendheiß auf das Land ringsum, aber heißer sengte das Weh im Herzen des armen Quartaners und Repetenten, der ermattet von Elend und Hitze auf der Heimreise hier niedergesunken war.

Da kam des Wegs ein junger, blonder Herr und sah

das Studentlein, welches bei seiner Annäherung sich erhoben und, so gut es ging, die Augen ausgewischt hatte, um nicht nach dem Grunde seiner Tränen gefragt zu werden. Das Woher und Wohin hatte sich bald ergeben, und weil der Herr bis Gengenbach den gleichen Weg machen mußte, lud er mich ein, ihn zu begleiten.

Als er bemerkte, daß ich müde und elend sei, nahm er mir mein Ränzchen ab und trug es selbst. Im Weitergehen frug er mich über mein Studium, in welcher Klasse ich sei, was ich studieren wolle usw. Er stellte seine Fragen so milde und hatte durch seine freundliche Hilfeleistung bereits mein Herz so gewonnen, daß ich nicht umhin konnte, ihm meine ganze Lage unter Tränen zu schildern.

Alles, vom Anfang an, von den Kaplanstagen und vom Rentmeister-werden-wollen bis zur Katastrophe des Repetieren-müssens entquoll meinem hoffnungslosen Innern. Schließlich zog ich mein Zeugnis aus der Tasche und präsentierte es dem teilnehmenden Manne, und da er in demselben meinen Fleiß als gut bezeichnet las, machte er mir alle Hoffnung, munterte mich auf, nicht abzustehen, es werde sicher noch gelingen, ich sähe keineswegs aus wie ein Mensch ohne Talent.

So rückten wir in das Städtchen Gengenbach ein, wo mein Begleiter als Arzt wirkte. Er verließ mich aber auch hier nicht sofort, sondern führte mich in den „Badischen Hof" zum Bier und erquickte mich nicht bloß mit trostreichen Worten, sondern auch mit Gerstensaft und Schweizerkäs. Herzlichen Dankes voll nahm ich Abschied von meinem Wohltäter — der kein anderer war als der vor Jahren in Konstanz gestorbene Oberstabsarzt a. D. Flaig[1] — und wandelte in den Abend hinein, talaufwärts.

Je näher ich aber, zwischen den lieblichen Bergen an

[1] Ich wurde, wie wir sehen werden, neun Jahre später näher mit ihm bekannt, aber er konnte sich des Vorfalls kaum mehr erinnern.

der Kinzig hin vorwärts schreitend, der Heimat kam, um so kummerhafter ward ich wieder. Oberhalb Steinach tönten die Abendglocken der Vaterstadt das Tal herunter und griffen in mein Herz so voll der Wehmut, daß ich abermals zu weinen anfing und weinend weiterwankte.

Vor dem Städtchen, am Kirchhof, lief mir mein jetzt längst toter Schulkamerad Rudolf Holzer entgegen. Er hatte von der Mutter erfahren, ich würde heute eintreffen, und da er, untertags als Schreiber beim Amtsrevisor fungierend, abends gerne lustwandelte, wollte er mich auf der Straße willkommen heißen. Sein erstes Wort, nachdem er mich gegrüßt, war eine Trauerbotschaft. Es kommt ja selten ein Unglück allein. „Dein Vater", sprach er, „ist schwer krank, man hat einen Professor von Freiburg kommen lassen." Von dieser trüben Kunde weiterredend, gelangten wir zum Vaterhaus in dunkler Nacht.

Die Mutter war beim Vater, den ich nicht sehen durfte; er lag in Phantasien. In der Stube führte die Großmutter das Zepter. Kein Mensch hatte am ersten Abend Zeit, nach dem Resultat meiner Studien zu fragen; alles war um den todkranken Vater beschäftigt.

Seitdem ich „Student" geworden, hatte mir die Großmutter ein eigenes Zimmerchen in ihrem Haus eingeräumt, in welchem ich während der ersten Studienjahre in den Ferien schlief. Am Morgen nach meiner Ankunft trat die Ahne beizeiten in mein Gemach und erzählte, daß der Vater eine schlechte Nacht gehabt und sie bald an seinem Aufkommen zweifle. Sie fügte bei: „Jetzt wär's am End' do besser gsi, du wärsch Beck wore; d'Muatter hätt' derno a Schtütz!" „Großmutter," erwiderte freudig der Repetent, „ich kann noch Bäcker werden; denn mit dem Studieren ist's doch nichts. Ich muß repetieren." Als ich ihr das Wort Repetieren erklärte, schlug sie die Hände zusammen und sprach — ich höre sie heute noch —: „Ums Himmels wille, Bua, het di d'r Gaischt Gottes ganz verlosse, unn isch all

mi Bätte umsonscht gsi! Di Großvatter isch d'r g'scheidscht Mann gsi im ganze Kinzigdaal unn du schlechsch[1] so uß d'r Aart!" —

Ich bewies ihr meine Unschuld und zeigte ihr im Zeugnis, daß Fleiß und Betragen gut wären, was weitere persönliche Vorwürfe abhielt. Gemeinsam wallten wir dem Vaterhaus zu, wo der Mutter die Hiobspost mitgeteilt wurde. Wenn ein Mensch recht tiefen, tiefen Kummer bereits hat, so kommt's ihm nicht darauf an, wenn auch noch ein zweites Unglück ihn ergreift. So nahm auch die Mutter meine Niederlage mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf. Einstweilen bekam ich Befehl, in die Backstube zu wandern. Hier hantierte an des Vaters Stelle der alte „Husacher-Beck", Ferdinand Schmidt, dem selbst das Mehl längst ausgegangen und der von dem Nachbarstädtchen Husen nach Hasle gezogen war. Ich ward jetzt sein Bäckerknecht in manch langer Nacht.

Der Mann war das Phlegma und die Langweile zu Pferd. Seine Rede kroch im Schneckengang vom Munde weg, und ebenso lahm war seine Arbeit. Ich hatte traurige Tage in jenen Ferien. Der Vater fortwährend bewußtlos, todkrank, meine Zukunft düster, die Backstube dunkel und freudelos, im Hause alles wie tot, und neben mir die meiste Zeit des Tages und der Nacht die trübselige Gestalt des Husacher-Becks. Meine Kameraden floh ich; denn sie redeten vom „Studieren", und davon wollte ich nichts hören aus guten Gründen.

Mitten in dieser traurigen Lage begegnete mir, um das Maß des Elends vollzumachen, noch ein leichtsinniger Streich, den ich im Leben nie vergessen werde. Eines Tages erschien in meiner Vaterstadt ein Rastatter Mitschüler, Gramlich, eines Lehrers Sohn aus Muggensturm. Er war promoviert worden und nun glücklicher Oberquartaner und machte eine kleine Ferienreise. Ich lud ihn ein, den Tag bei mir zu verbringen, und mit ihm und mit des Haslacher Akzisors Peter,

[1] schlägst.

der in Ettlingen im Lehrerseminar prosperierte, ward ein Ausflug unternommen auf das „Husacher Schloß". Dieses, eine Ruine aus alter Zeit, eine Stunde oberhalb Hasle gelegen, bietet prächtigen Blick auf Berg und Tal; zu seinen Füßen liegt das stille, graue Städtchen Hausach, nach dem die Fürsten von Fürstenberg heute noch den Titel führen „Herren von Husen im Kinzigtal". —

Es war ein lieblicher September-Nachmittag, als wir drei Studiosi, d. h. ein Oberquartaner, ein Seminarist und ein Repetent und Halbbäcker, von dem verwitterten Gemäuer des einstigen Schlosses herabschauten auf die sonnenbeglänzten Fluren und Wälder. Doch die Tage der Knabenzeit waren nicht mehr. Wenn ich damals auf Bergen und Burgen umhergeklettert war, erquickten ein Stück Brot, einige Äpfel oder eine Schüssel Milch den genügsamen Knaben. Heute mußte im Wirtshaus die Poesie begraben werden, die ich oben ins Herz aufgenommen.

Tief drunten, unter der Burgruine, lag die Bierbrauerei des „Speckehans". Er hieß Johann Schmieder, und er und sein Haus hatten offenbar den Namen von dem Nachbarhaus, welches einem Pfannenschmied namens Speckle gehörte. Aus diesem Haus ging der letzte Abt des Schwarzwaldklosters St. Peter hervor, Ignaz Speckle, ein hochbedeutender Mann, der 1824 in Freiburg gestorben ist.

Der Speckehans aber war in den fünfziger Jahren berühmt im ganzen Tal als der beste Biererzeuger. Herren und Bauern sangen sein Lob und tranken sein Bier. Bei ihm kehrten die drei „Auch-Studenten" ein und wollten die Studenten spielen im Trinken. Lustige Gesellschaft war schon da. Hochzeitsmusikanten, die gestern im benachbarten Bergdorf Einbach aufgespielt, versoffen unter Anführung ihres Kapellmeisters, des Scherenschleifers Fehrenbacher von Hasle, ihren Spiellohn und machten Musik dazu

Wenn ein Mensch schweren Gram hat und diesen für Augenblicke vergißt, so wird derselbe alsbald mit Macht

wieder hervortreten, wenn er heitere Musik hört. So schlugen auch die Spielleute bei mir die dünne Wand durch, welche sich zwischen meine Seele und den Kummer um meine Existenz gelegt. Ich sah jetzt die zwei glücklichen Kameraden vor mir und mich in meiner ganzen Unfähigkeit, etwas Rechtes zu werden. In dieser Stimmung griff ich — das erste und das letzte Mal im Leben — zum Bierglas in der Absicht, meine Sorgen zu betäuben. Die andern tranken aus Lust und ich aus Unlust, und schließlich waren alle drei schön betrunken. Ich habe in den folgenden Jahren dem Gambrinus als Student viele und schwere Opfer gebracht, aber nie, wie damals beim Speckehans unter der Burgruine von Husen — aus Verzweiflung.

Von der abendlichen Bierstube bis zum frühen Morgen im Zimmerchen bei der Großmutter wußte ich nichts mehr. Erst später erfuhr ich, daß der Kronenwirt und Posthalter Armbruster von Hausach, der meine Herkunft durch den Scherenschleifer erfahren, uns drei, unfähig zum Gehen, habe heimführen lassen. Freund Gramlich, der noch einige Hohllichter von der Vergangenheit hatte und bei mir übernachtet war, nahm in aller Frühe „Reißaus", ohne sich bei der Großmutter zu verabschieden[1]. Meiner allein harrte ein streng Gericht, obwohl es in meinem Innern schon genug richtete; denn es war mir am andern Morgen noch viel elender zumut, als da ich aus Unmut zu trinken angefangen hatte.

Ich ging hinab ins Vaterhaus und bat um ein Frühstück. Es ward mir von der Großmutter verweigert; sie sammelte vielmehr alle meine jüngeren Geschwister, an der Zahl sechs, um mich, der ich an einer Tischecke mich niedergelassen hatte. Tisch und Platz sind heute noch unverändert wie in jener schweren Stunde. Die brave Muhme aber

[1] Beide Gefährten jenes Tages sind seit vielen Jahren tot. Gramlich starb als Pfarrverweser von Königheim schon 1871 und gleich nach ihm Peter Weber als Eisenbahnbeamter in Emmendingen.

begann vor diesen Geschworenen: „Do b'schaut den Schandpfohl von unserer Familie. Geschterd z' Obe[1] henn sie en heimbrocht im gräschte[2] Rusch. Der Vater isch uf den Tod krank, und der Bua a Lump. Er isch a Lump und blibt a Lump, sonscht könnt er in denne Umstände kei so Schandstreich mache!"

Verhüllten Angesichtes ließ ich alles über mich ergehen; denn ich fühlte meine Schuld so sehr, daß ich nicht mehr weinen, sondern nur aus tiefster Seele stöhnen konnte. Aus ihren Augen verwies mich dann die Großmutter, und nüchtern mußte ich mit dem Husacher-Beck auf den „Brüel"[3], um Öhmdgras dürr zu machen. Mein Mitarbeiter, in Figur und Rede ein halber Falstaff, kam auch auf mein gestriges Unglück zu sprechen und suchte mich mit folgenden Worten zu trösten: „Deß muß di nit kränke; bim Speckehans het scho mancher a Rusch g'holt." —

Die nächst kommenden Tage und Wochen meines jungen Lebens wurden immer trüber. Das Ende der Ferien nahte. Bäcker zu werden schämte ich mich eigentlich doch, weil ich im ganzen „Städtle" von meinem Studieren zu viel Rumor gemacht hatte in den Kaplanstagen, und nach Rastatt zu gehen und in meiner ganzen Länge zu noch kleineren Schülern zu sitzen als im vergangenen Schuljahr, schämte ich mich abermals. Zu alledem wußte ich nicht, wie Mutter und Großmutter, die mich jetzt keines Wortes mehr wert hielten, sich entscheiden würden.

Der Vater lag immer noch besinnungslos, und die Ärzte umstanden hilflos sein Lager. Da nahm die Mutter ihre Zuflucht zur „Altenheimer Wunderdoktorin", einer protestantischen Bäuerin aus dem großen Dorfe Altenheim drunten in der Rheinebene, welche jeden Samstag zu Offenburg in der „Wieden", einem Wirtshaus, zu sprechen war. Diese verhieß, ihre „Sympathie" spielen zu lassen; aber

[1] Abend. [2] größten.
[3] Ein Gewann-Name.

die ganze Familie sollte mitwirken, und diese Mitwirkung bestand darin, daß wir acht Tage lang bei Wasser und Brot fasten und dazu eine bestimmte Anzahl Gebete verrichten mußten.

Wir Kinder taten's alle mit Freuden, dem Vater zulieb. Ich erinnere mich aber noch lebhaft, wie starken Hunger ich litt und mit welcher Begierde ich das Stück Schwarzbrot verzehrte mittags und abends. Meine gute Haltung während dieser Bußübung hatte mir das Herz von Mutter und Großmutter wieder gewonnen. Die Bäuerin von Altenheim hatte, was richtig eintraf, prophezeit, der Vater werde nicht sterben, aber auch nie mehr ganz gesund werden. Daraufhin beschloß die Mutter, die Bäckerei aufzugeben und mich nicht Bäcker werden zu lassen. Ich sei außerdem noch zu jung, um ihre Stütze zu sein; man probiere am besten nochmals das Studieren. Mir war's eigentlich auch recht; denn ich schämte mich weniger, wieder in Rastatt zu erscheinen, als daheim bleiben zu müssen. Ich zog die kleinere Schande der größeren vor.

Die fromme Großmutter wollte aber noch übernatürliche Mittel anwenden, damit ein „besserer Geist" in mich käme. Ich mußte, trotz ihrer früheren Versicherung, mich nicht mehr mitzunehmen, eine Wallfahrt mit ihr machen nach dem zwei Stunden von der Heimat entfernten Städtchen Zell am Harmersbach, wo die Muttergottes „zur Ketten" verehrt wird. Unter Beten und Predigen der guten Ahnfrau langten wir in der Wallfahrtskirche an, und ich betete so lange und so andächtig, als es mir möglich war. Die Großmutter war zufrieden und kehrte voller Hoffnung für mich von der Wallfahrt heim. Wenige Tage darauf rückte ich am 3. Oktober 1853 wieder gar kleinlaut in Rastatt ein.

Als mich Professor Donsbach am ersten Morgen in der Klasse sah, wo ich 25 neue Schüler und zwei Mitrepetenten (den Leopold von Adelsheim und den Gustav Fingado) getroffen hatte, rief er hellauf: „Sichst'de, der Hansjakob isch

a widder do, der laßt sich nit abtreiwe!" Ich mußte auch diesen Spott hinnehmen von dem alten Gecken. Mehr denn zwanzig Jahre später, er war schon pensioniert, humpelte er einmal nach einer Sitzung des Landtags auf einer Straße Karlsruhes auf mich zu und gratulierte mir, daß ich, sein Schüler, es zum Abgeordneten und Schriftsteller gebracht hätte. „Es ist eben doch hie und da gut, Herr Professor," meinte ich, „wenn man sich nicht so leicht ‚abtreiwe' läßt," und erinnerte ihn mit allem Humor an obige Redensart. —

Doch jetzt ging's in der Schule bald anders. Es begann allmählich zu tagen in meinem Kopfe, die Gegenstände waren mir nicht mehr so wildfremd, und mein größter Gegner unter den Lehrern, der Lyzeumslehrer Rauch, war aus der Klasse gewichen und hatte dem ebenso jungfräulich schönen als milden Lehramtspraktikanten Mayer, einem geborenen Rastatter, Platz gemacht. Schon an Weihnachten war ich der sechste unter 28 Schülern, und frohen Mutes saß ich den Winter über wieder unter den Weibern des Hauses Braun und bei seinen Schustern. Aber „die Katze läßt das Mausen nicht, wenn sie es einmal angefangen", und so wurde auch im stillen wieder öfters „gekneipt". Die Biergenies vom vorigen Jahre waren aber nicht mehr in der Klasse. Meine Kollegen in der Bierbrauerei Siebert im „Dörfel" wurden jetzt einige Soldaten aus der Vaterstadt und den umliegenden Tälern.

Mit meinen jetzigen Mitschülern hatte ich keinen ständigen Umgang, und wenn ich auch öfters mit einzelnen verkehrte, so waren es meist die „minderen Brüder" und meist geborene Rastatter. Zu diesen gehörten mein lustiger Freund Heinrich Hirschmann und ein Karl Weber, beide später, wie ihre Väter, der erstere Rasierer, der letztere erster Schneidermeister in Rastatt. Als ich 1884 nach Freiburg kam, traf ich den Weber als Rentner und Villenbesitzer in der Dreisamstadt. Beide sind jetzt längst tot.

Auch einige Söhne Israels fanden sich unter meinen

Kollegen, so der stille Leopold Edelschild, immer vor sich hinträumend wie ein Gelehrter des Talmud, und der gesunde, handelskräftige David Maier, beide aus der Schwabengasse. Sie führten mich auch zum erstenmal in eine Synagoge.

Es hat mich, obwohl sozial Antisemit, nicht wenig gefreut, als im Sommer 1892 ein starker, großer, fremder Mann in mein Haus trat und sich mir vorstellte als David Maier, jetzt Lederhändler in Straßburg.

Der erste unter uns in der Klasse und in der Eleganz des Auftretens war der 1882 verstorbene Regierungsrat Fesenbeckh, Sohn eines badischen Militärbeamten. Er wohnte unweit von mir an der Murg in einem schönen Hause. Ich sah ihn bisweilen auf dem Murgdamm, aber der blasse, feine Karl paßte zu mir wie ein Kanarienvogel zu einer Waldkrähe. —

Mein Heimweh hatte sich mehr und mehr verloren. Aber gleichwohl schaute ich an den Donnerstagen, wo Rastatt Wochenmarkt hat, fleißig nach, ob keine Haslacher Fruchthändler da wären. An der nördlichen, rechten Ecke der Pfarrkirche hielt stets Meister Braun, obwohl Stadtrat und ein intelligenter Mann, persönlich seine Schuhe feil, und ihn fragte ich zuerst, wenn um elf Uhr die Schule aus war, ob er keine Haslacher gesehen; dann fahndete ich auf sie im „Karpfen" oder in den „drei Königen". Am meisten traf ich die Fruchthändlerin Neumaier, genannt „die wüste Neumaierin", ein Mannweib, das in jenen Tagen mir manchen Schoppen bezahlt und manche Neuigkeit aus dem „Städtle" gebracht hat und das ich deshalb gar schön fand. —

Die Ferien des Schuljahres 1853—54 wurden durch meine günstige Stellung in der Schule jetzt auch besser. Ich kam aber während derselben in einen süßen Schlendrian, den selbst die andauernde Krankheit des Vaters und der dadurch bedingte Rückgang unserer Familie nicht wesentlich zu stören vermochten. Der Vater konnte zwar wieder

stehen und gehen, aber er war und blieb für immer ein gebrochener Mann. Die ganze Last des Hauswesens ruhte auf der Mutter. Diese predigte jedoch tauben Ohren, wenn sie mir von ihrem Kummer sprach. Ich wanderte den ganzen Tag über in Feld und Wald, lag im Herbst halbe Tage lang auf den Äpfel- und Zwetschgenbäumen und ließ fünfe g'rad sein. An Sonntagen aber ward mit meinen alten Schulkameraden in die Bierhäuser gezogen und Kegel gespielt. Die Bäckerei war im Vaterhaus eingegangen, und so hatte ich keine Nebengeschäfte mehr. —

Ich muß hier ein Lob des weiblichen Geschlechtes einschalten. Meine Schwestern, sämtlich jünger als ich, halfen der Mutter ihre Sorgen tragen mit all ihren schwachen Kräften, und während ich in alleweg den „Bruder Leichtsinn" spielte, hatten sie tiefes Verständnis für die Lage der Familie. Es kränkte sie deshalb jeweils sehr, wenn die Mutter bei meinem Weggang noch die schönsten Äpfel und Birnen des Gartens in eine Kiste packte und mir mitgab. Sie glaubten dieselben eher verdient zu haben als ich.

Ich war und blieb eben, trotz all meines Leichtsinns, der Stolz und die Hoffnung meiner braven Mutter. Und gar oft danke ich unserm Herrgott dafür, daß er mir geholfen hat, die Hoffnung der Schwergeprüften nicht zu täuschen. —

Beim Schlusse des zweiten Quartaner-Jahres war ich der Dritte gewesen, und doch trat ich mit trüben Ahnungen in die Oberquarta; denn hier war indes der zum Professor avancierte Lyzeumslehrer Rauch Chef der Klasse[1].

Mein Vorgefühl hatte mich nicht getäuscht: das jetzt kommende Jahr wurde für mich das trostloseste meiner ganzen Studienzeit. Rauch war ein Tyrann gegen alle

---

[1] Dieser Schultyrann war geboren zu Kißlau, allwo ein Zuchthaus ist, und starb hochbetagt erst 1905 zu Heidelberg, nachdem er's zum Direktor der Gymnasien in Rastatt und Freiburg gebracht hatte, schließlich aber zum Professor in Wertheim zurückversetzt worden war.

seine Schüler; er hatte seit Jahren manchen verzweiflungsvoll aus seiner Klasse und aus dem Lyzeum vertrieben, manchen, der ein tüchtiger Beamter oder Kirchendiener geworden wäre, so aber unterging im Leben. Es waren damals die Jahre der politischen Reaktion in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, und deshalb konnte sich jener Lehrer alles erlauben gegen seine Schüler; Klagen verhallten wirkungslos.

Manche Schüler verließen die Anstalt, ehe sie in seine Klasse traten. So auch der schon genannte Leopold Hirn, der nach Freiburg verduftete und erst im Konvikt wieder mit mir im gleichen Kurse war.

Wie ein Tatarenhäuptling unter seine Feinde, so stürmte Rauch jeweils in das Klassenzimmer, wo wir alle, samt und sonders, ihn erwarteten, als ob er käme, um unser Todesurteil zu fällen. Auf seine Stunden hatten wir eine Angst, als ob ein Henker käme, um uns zur Folterbank zu führen. Einer von uns, jetzt badischer Medizinalrat, ein ebenso fleißiger als begabter Schüler, bekam vor Ängsten jeweils das „Herzwasser" und mußte das Zimmer verlassen. Er erhielt deshalb den Cerevis-Namen „Wässerle".

Nicht eine Sekunde ließ Rauch einem Schüler Zeit, um sich auf eine von ihm gestellte Frage zu besinnen. Sofort brüllte der kleine, stämmige, kahlköpfige, wildäugige Professor unter seinem Schnurrbart hervor: „Der folgende, liederlicher Geselle!" und so sauste es durch alle Bänke hindurch, wobei er jedem einen Strich in sein Notenbuch machte.

Wenn er aber jeden Schüler malträtierte, so bekam ich die Quintessenz seiner Tyrannei. Man kann im Leben oft die Erfahrung machen, daß kleingewachsene Menschen die großen nicht leiden können. So hatte auch der kurze Rauch auf mich lang aufgeschossenen Jüngling einen HauptHaß. Ich mochte meine deutsche oder lateinische Aufgabe noch so gut gelernt haben, ich war und blieb eben immer der faule, liederliche Geselle. Ja es kam vor, daß er mir am Ende

der Stunde Arrest diktierte, trotzdem die sämtlichen Mitschüler bezeugten, ich hätte ja seine Fragen alle richtig beantwortet oder das zu Memorierende buchstäblich hergesagt.

Wir mußten alles, was wir aus Cäsar und Ovid übersetzten, wörtlich auswendig lernen, eine unsinnige Schinderei, die jetzt noch grassieren soll. Wenn die römischen Klassiker wüßten, wie die jungen Germanen, statt den Geist und die Schönheit der Alten kennen zu lernen, mit Formenkram und Buchstabendienst geplagt werden, sie würden sich im Grabe umdrehen über die barbarische Schulmeisterei, der ihre Werke verfallen sind. Auf diese Art werden Hunderten die Klassiker entleidet; sie sind froh, wenn sie nichts mehr davon hören und sehen müssen, und verkaufen bei ihrem Weggang vom Gymnasium selbst die Bücher, welche sie ja nur an Qual und Folter erinnern.

Dem Himmel sei Dank, daß er mir wenigstens zwei oder drei vernünftige Philologen auf meinen Studienweg sandte, so daß ich heute noch der klassischen Studien im großen und ganzen mit Freuden gedenken kann.

Mein einziger Trost in jenen Tagen als Oberquartaner war ein Mann, der sonst bei seinen Schülern ob seiner Strenge und seiner harten Formen verhaßt war, ein Mann, der allein die Ursache wurde, daß nicht auch ich, wie viele vor mir, dem Studium Lebewohl gesagt habe, um den Quälereien des genannten Lehrers zu entgehen. Dieser Herr aber war kein anderer als der gefürchtete Lyzeumsdirektor Schraut, von den Lyzeisten damals allgemein „Etzel“ genannt. Die Schüler der oberen Klassen hatten ihm diesen Namen gegeben, indem sie seine Härte mit der des Hunnenkönigs Attila (Etzel) verglichen. Schon um dieses einen, von mir in vollem Maße verehrten Mannes willen sollte ich die Preußen lieben; denn er war ein Preuße, in Kreuznach geboren und im Jahre 1850 von Neuß, wo er Rektor des Gymnasiums gewesen, nach Rastatt berufen worden.

Schraut war ein Philologe von Gottes Gnaden und

wenn auch nicht frei von rheinpreußisch-philologischer Silbenstecherei, so trieb er dieselbe doch im höchsten Grade geistreich und originell und wurde daneben der inneren Schönheit der lateinischen und griechischen Sprache vollauf gerecht.

Als er nach Rastatt kam, traf er von seinem Vorgänger Scharpff und von der eben beendigten Revolution her an der Anstalt manchen Schlendrian, dem er scharf zuleibe ging, wodurch er sich bei Lehrern und Schülern unbeliebt machte. Er hatte dabei einen Fehler, den ich mit ihm teile: er war sehr sanguinischen Temperaments, darum jähzornig, und in diesem Zustand maß er namentlich seine Worte nicht recht ab. Er schimpfte in den kräftigsten Zügen und redete dabei den Schuldigen nur per „Er" an.

Ich habe den Mann zu lieb und halte, im Gegensatz zu fast allen seinen Rastatter Schülern, sein Andenken zu hoch in Ehren, sonst würde ich eine Sammlung seiner originellen Schimpfereien anfügen. Sie würden Shakespeares gleichartigen Redensarten nahekommen. Daß er Hagestolz war und blieb, trug jedenfalls viel zu seinem menschenfeindlichen Wesen bei.

Aber abgesehen von diesen berechtigten und unberechtigten Eigentümlichkeiten war der Direktor Schraut ein Mann von eminentem Geiste, von tiefstem philologischem Wissen und für den gelehrigen und aufmerksamen Schüler ein ganz vorzüglicher Lehrer. So schlimm manchmal seine Zunge hauste, so gut war sein Herz, wenn es Ernst galt. Ich habe mit manchem talentarmen Kameraden das Lyzeum absolviert, keinen von ihnen hat der Direktor in den oberen Klassen vom Studium vertrieben, sie alle wurden promoviert und gelangten zu einer Existenz. Hierin war der Professor Rauch gerade sein Widerspiel. Bei diesem kam alles aus bösem Herzen, bei Schraut aber alles aus gutem.

Der Direktor hatte beschlossen, mit Beginn des Schuljahres 1854/55 einmal von Oberquarta an bis zur Obersexta den gleichen Schülern den griechischen Unterricht zu

erteilen. Zum Glück bei allem Unglück traf mich jenes Jahr als Oberquartaner. Ohne diesen Entschluß des Direktors wäre ich sicher zu einem Handwerk heimgekehrt. Schon nach den ersten Stunden hatte er mich lieb gewonnen und blieb mir, trotz meiner späteren Streiche, stets gewogen, solange ich am Lyzeum weilte.

Manchmal, wenn er nachmittags vom „Kreuz", wo er speiste, zum Lyzeum hinaufschritt, während ich bangen Herzens den gleichen Weg in die Klasse des Professors Rauch machte, legte er mir seinen Arm auf die Schulter und ging so mit mir bis zum ersten der alten Lindenbäume vor der Anstalt, mich tröstend und ermunternd. Er wollte oder konnte den Tyranneien unseres Klassenlehrers nicht entgegentreten; aber mehr als einmal ließ er mir durch den alten Schill Speise anbieten, wenn ich über Mittag Arrest hatte, oder er besuchte mich und trocknete mit freundlichen Worten meine Tränen.

Als ich im Frühjahr 1855, übersatt der steten Kujonagen, den Meister Braun zum Direktor schickte, um ihm meinen Abgang von der Anstalt und meine Rückkehr in die Heimat anzukünden, da war Schraut es, der mit aller Macht gegen diesen Entschluß auftrat. „Der Junge hat entschiedenes Talent, und wenn es erst später kommt. Schreiben Sie seinen Eltern, seinem Willen ja nicht nachzugeben," so sprach er unter anderm zu meinem „Philister". Mich selbst brachte er durch die Aussicht auf eine bessere Zukunft und dadurch, daß er mir die Befürchtung nahm, noch einmal repetieren zu müssen, zum Bleiben. Aber es war noch eine heiße, tränenreiche Zeit, bis das Qualjahr zu Ende ging.

In der neuesten Zeit pflegen Schüler, die vom Lehrer sich malträtiert glauben, zur Pistole zu greifen. Wenn ich keinen andern Beweis dafür hätte, wie sehr seit dreißig Jahren unsere Jugend an moralischem Fond verloren hat, so wäre diese eine Tatsache Beweis genug. Ich bin der festen Überzeugung, daß heute kein Schüler mehr traktiert

wird, wie wir damals in der Oberquarta, aber an Selbstmord auch nur zu denken, wäre keinem von uns eingefallen. Ein solcher Gedanke lag uns unendlich ferner als dem Herzen unseres Klassenlehrers die Milde, und die war himmelweit von ihm weg. Wir hätten uns nicht einmal getraut, dem Wüterich auch nur die Fenster einzuwerfen, so große Dulder waren wir. —

Noch einen Lehrer darf ich nicht vergessen, den ich in Oberquarta bekam und behielt bis zum Ende meiner Gymnasialstudien. Es war der Professor Eisinger[1]. Ehedem Volksschullehrer, hatte er spät die akademischen Studien ergriffen und sich zum höhern Lehrfach heraufgemacht. Er gab von Oberquarta an in allen Klassen den naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht in bester Art.

Kein Lehrer an der ganzen Anstalt wußte sich so durchweg, ohne jede Blöße, die Achtung der Schüler zu verschaffen, wie Eisinger. Ein großer, schmaler Mann mit unschönen, ernsten Gesichtszügen, machte er nicht den gewinnendsten Eindruck. Ein Anflug von Heiterkeit überkam ihn nur, wenn er bisweilen einen trockenen, in der Regel etwas derben Witz losließ. Vor seinen Schülern stand er wie ein Gardefeldwebel vor Rekruten; aber es war nicht die Angst vor dem Tyrannen, das jene erfaßte, sondern der Respekt vor dem tüchtigen Lehrer. Leider waren und blieben die meisten seiner Fächer meine größte Schwäche. Ich lernte seine Aufgaben nur mechanisch, dem Gedächtnisse nach, ihm zulieb, aber ohne jedes innere Verständnis. In den obersten Klassen, wo ich unter die ersten zählte, brachte ich es nie zur Note gut in Mathematik und Naturlehre. Gut ging's nur in der Naturgeschichte.

Schon in den ersten zwei Klassen des Lyzeums war deshalb meine Vorliebe für den zukünftigen „Rentmeister" geschwunden, als ich gelegentlich einmal vernommen, daß

[1] Er war geboren 1806 zu Heidelsheim bei Bruchsal und starb 1876 als Pensionär in Ziegelhausen bei Heidelberg.

dessen Hauptberuf nicht das Chaisenfahren sei, sondern das Rechnen, meine Hauptschwäche.

Erwähnen will ich auch noch, daß ich als Quartaner den Zeichenunterricht besuchen mußte. Dies geschah in den ersten zwei Jahren bei dem Lehrer Kaufmann, einem guten, langen, kranken Mann mit einem langen Schnurrbart. Er starb schon anfangs 1855. Sein Nachfolger war der freisinnige, stille Maler und Schriftsteller Lucian Reich. Bei beiden aber habe ich nichts Besonderes geleistet, so gerne ich ihre Stunden besuchte. —

In dem Sommer der Oberquarta kam ich zum zweiten Male nach Baden-Baden. Mein Vater hielt sich einige Zeit dort auf, um Heilung zu suchen. Er wohnte bei einem Buchbinder Laile, dessen Häuschen ich jetzt noch jedesmal mit Wehmut anschaue, so oft ich in die Bäderstadt komme. Auch dieser mein zweiter Besuch war kein freudiger. Ich traf den Vater, dessen Nervenschwäche ich geerbt habe, als Ruine dessen, was er gewesen, und auch Badens Thermen konnten ihm nicht helfen. Er konnte nicht einmal nach Rastatt kommen, um sich nach meinen Verhältnissen umzusehen, was mir übrigens lieb war.

Ich wohnte nun bald drei Jahre in dem kleinen Hause am Rohrersteg und war ein himmellanger Bursche von achtzehn Sommern geworden, hatte an Körperlänge gewaltig, an Weisheit und Liebenswürdigkeit aber gar wenig zugenommen. Ich kam nun mit den Weibsleuten des Hauses gar nicht mehr aus, wollte abends nicht mehr in ihrer Gesellschaft studieren, mir von der Tochter nicht mehr das Vesperbrot vorschneiden und von der Mutter nicht mehr predigen lassen. Meister Braun nahm sich zwar als trefflicher Landsmann und Haslacher oft meiner an den Weibern gegenüber, aber bei seiner regelmäßigen abendlichen Abwesenheit brach eben das Feuer immer wieder aus.

Zur Sommerszeit, wo ich zum Studieren kein geheiztes Zimmer brauchte, saß ich am Abend in diesem und machte meine

Aufgaben beim Schein einer Unschlittkerze für drei Kreuzer, welche Kerzen ich beim Kaufmann Sallinger einkaufte.

Vom Rohrersteg bis zu diesem Kaufmann wohnte niemand; hohe Mauern, die einerseits den Klostergarten der Nonnen von der Kongregation „unserer lieben Frau", andererseits den Garten des genannten Kaufmanns umschlossen, umrahmten das schmale Sträßchen, das von der Kapellenstraße herab zum Rohrersteg führte.

Und am Murgdamm hin standen nur vier Häuschen gegenüber der Ostmauer des großen Klostergartens — die zwei Häuschen meines Hausherrn, dann zwei noch kleinere des Webers Stöhr-Lechner und am Ende des Gäßchens die kleine Villa des „Abbé Burger", d. i. des Klosterpfarrers, eines langen, blassen Franzosen aus Straßburg, der schon 1860 starb. So war es, von der Geisteskranken, die ich gleich nenne, abgesehen, ziemlich still an dem Murgdamm hin; mir fast für meinen Umgang zu still.

Der Trompeter Lorenz hatte seine Wohnung längst gewechselt, und von meinen Schusterjungen und Freunden in der Werkstätte war ein und der andere ebenfalls von dannen gegangen.

In dem nächsten, ebenfalls dem Meister Braun gehörigen Nachbarhäuschen herbergte ein alter, geisteskranker Bauersmann namens Schönenberger aus der Gegend von Bruchsal mit seinen stillen Töchtern. Der Vater hatte beim Festungsbau sein Vermögen verloren und sich „hinterdenkt"; trübsinnig und unheimlich saß er tagelang am Fenster, und aus den Zügen seiner Kinder las man nichts als Kummer und Sorge. Im Dachstübchen über dieser Familientrauer aber trieb die ganz närrisch gewordene ältere Schwester meiner Hausfrau ihr Wesen. Sie schrie und schimpfte buchstäblich unaufhörlich Tag und Nacht zu ihrem Fenster hinaus über Gott und die Welt. Das alles trug noch weiter dazu bei, mir den Aufenthalt am Rohrersteg zu entleiden. Und so beschloß ich denn, vom nächsten Schuljahr an ein anderes Quartier zu suchen. —

Noch erinnere ich mich, daß ich im Sommer 1855 bisweilen zu meinen Schulkameraden Fesenbeckh und Mannlicher, letzterer der Sohn eines österreichischen Militärbeamten, die weiter unten am Murgdamm wohnten, hinüberging.

Die Wohnhäuser ihrer Eltern standen in der Kapellenstraße, während die dazu gehörigen, von Rosen duftenden Gärten an die Murg stießen. Wir trafen uns auf dem Damm, aber ich paßte zu den gebügelten und geschniegelten Muttersöhnchen wie ein Bär zu zwei Turteltauben. Drum entwickelte sich auch keine Kameradschaft.

Mannlicher soll übrigens später als renommierter Ingenieur in Wien gelebt haben. —

Die Herbstferien kamen. Ich war unter zwölf Schülern der siebente, hatte in der griechischen Sprache beim Direktor die Note gut, in der lateinischen beim Tyrannen mittelmäßig und deshalb in der letzteren Sprache eine Nachprüfung „im Styl" zu machen. Ich bin fest überzeugt, ohne die Vermittlung des Direktors hätte ich abermals repetieren müssen. Aber noch war es möglich, mich im Nachexamen durchfallen zu lassen. Wer weiß, dachte ich, den untern Gang des Lyzeums mit meinem Zeugnis durchwandernd, was der Kalmückenhäuptling im Schilde führt? Da kam vom zweiten Stock herunter der Direktor auf mich zu und sprach: „Junge, daß Du mir wieder kommst; übersetze während der Ferien täglich eine Übung aus Krebs, und dann garantiere ich Dir für Unterquinta."

Getrost ging ich der Heimat zu und befolgte getreulich seine Mahnung. Jeden Tag ward ein „Styl" gemacht morgens in der Frühe. Die übrige Zeit gehörte Feld und Wald, den Werkstätten der Nachbarn und alter Schulkameraden und — dem Bierhaus.

Alle Ferien meiner Studienzeit hab' ich einen großen Teil des Tages in Gottes freier Natur zugebracht und, wie einst als Knabe, die Berge und Wälder durchstreift. An Regentagen und in den ersten Stunden des Nachmittags

weilte ich, solange die unteren Klassen des Lyzeums mich ihren Schüler nannten, gerne in den Werkstätten der alten Nachbarn oder älterer Jugendfreunde, die bereits Meister ihres Handwerks waren.

So saß ich namentlich oft bei meinem Freunde Ruf, dem Schreinermeister in der Vorstadt. Er hatte nach der Revolution vor den Preußen flüchten müssen und längere Zeit in der Schweiz gelebt, war außerdem sehr belesen und im Besitz eines echten Sokrateskopfes. So hatte er das Zeug und wußte immer etwas zu erzählen. Am liebsten politisierte er und machte dann in Republik, womit ich leicht anzustecken war.

Sein Gegenteil war mein weit älterer Freund, des „Herre-Jochems Baschtian", der kleine Schlosser. Er sprach gar nichts, hörte immer seinem Besuch zu, lächelte still und feilte unverdrossen weiter. Er war einer jener in Haslach höchst seltenen Menschen, die kein „gutes Mundstück" haben, und insofern hatte er aus der Art seiner Vaterstadt geschlagen. Eine kindliche Natur all sein Leben lang, blieb er als Greis noch die gleiche, gute, stille Seele, und ihm galt das Wort des Heilandes: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich" — hüben und drüben.

Heute sind beide Freunde längst tot. —

Noch sind mir aus den Oberquarta-Herbstferien zwei sich ganz entgegengesetzte Ereignisse in lebhafter Erinnerung: der erste und letzte öffentliche Tanz in der Heimat und eine Wallfahrt zur Muttergottes nach Triberg.

Es war eine Hochzeit im „Löwen"; die Mutter mußte aus Verwandtschaftsrücksichten auch dazu, und ich sollte sie am Abend abholen. So sehr ich in meiner Knabenzeit für die Hochzeiten auf dem Lande schwärmte, wo echte und rechte Volksmusikanten ihr Wesen trieben und Männlein und Weiblein mit Sträußen verziert waren, ebensowenig konnten mich jemals die gleichen Festlichkeiten „im Städtle" interessieren.

Die Haslacher haben sonst viel Volkstümliches und Poetisches im Leib, aber bei ihren Hochzeiten ging es ihnen völlig verloren. Es geht dabei „städtisch", d. i. nobel, steif und neumodisch her. Nur eines haben sie noch gemein mit den Bauern des Tales: es muß jedes ordentliche Hochzeitsessen „Bratwürste, gebeiztes Fleisch und Nudeln" enthalten, sonst kommt die ganze Geschichte in Verruf. Das wäre ärger als ein trennendes Ehehindernis kurz vor der Trauung.

Mich brachte nur das Versprechen der Mutter, mir auf den Abend eine Bratwurst zu reservieren, zur Hochzeit. Nachdem diese vertilgt war, verfügte ich mich auf den Tanzboden und schaute zu. Da überkam mich, was mir später nur noch einmal im Leben passierte, die Lust, auch zu tanzen. Doch mit den mir gleichalterigen Mädchen wagte ich nicht, dies zu tun, eingedenk meiner stümperhaften Leistungen auf der in meinen „Jugenderinnerungen" erwähnten „Hopfendarre" des Kanonenwirts. Da stand, ich sehe sie heute noch, einsam und allein in einer Ecke des Saales das Frauchen des Sattlers Alexander Sandhas, meines ältern Freundes[1], die Tochter des „Giger-Michels", den ich in meinen Knabenjahren allzeit fuhrwerken gesehen mit einem roten Ochsen. Die engagierte ich, und mit der tanzte ich den ersten und letzten „Hochzeitstanz" meines Lebens. Es war ein „Schottisch". Ich habe einige Jahre darauf noch einen einzigen Tanz auf einer Kirchweihe getan, fern von der Heimat, aber nach dem römischen Sprichwort: „Nemo saltat sobrius"[2], wie ich später noch berichten werde.

Auffallend ist, daß ich im Tanzen ein so elender Stümper war, während das Turnen meine beste Leistung am Lyzeum in Rastatt wurde. Schon als Quartaner erhielt ich einen Preis für gymnastische Leistungen und blieb fortan der erste Turner in der Klasse. —

---

[1] Siehe in meinen „Wilden Kirschen" das Kapitel „Die Sandhasen".

[2] Niemand tanzt, solange er nüchtern ist.

Meine Eltern und vorab die Großmutter besaßen ein unerschütterliches Gottvertrauen. Als deshalb die Badekur in Baden-Baden dem Vater nichts geholfen hatte, wurde für seine Genesung eine Wallfahrt beschlossen. Diesmal nach Triberg, wo die Muttergottes „zur Tanne" ein altes, vielbesuchtes Heiligtum hat, und wo mein mütterlicher Großvater, der „Wälder-Xaveri"[1], als Sohn eines armen Drechslers geboren war.

Aus einer Tanne hörten vor Jahrhunderten österreichische Soldaten wiederholt eine Stimme und fanden in derselben ein Marienbild, dem heute die Wallfahrtskapelle von Triberg, droben am Walde, geweiht ist. Schon Prinz Eugenius, der edle Ritter, verehrte diese für den Schwarzwald so sinnig passende „Maria zur Tanne".

Ich sollte den Vater, der infolge seiner Krankheit nur mühsam gehen konnte, begleiten, weil der sechsstündige Weg zum größern Nutzen zu Fuß gemacht werden mußte. Leider war unsereinem bei dieser Wallfahrt der Ausflug nach dem mir bis jetzt unbekannten Waldstädtchen wieder die Hauptsache. Aber der gute Vater trug mehr Rücksicht auf ein junges, weltfrohes Menschenkind als einst die Großmutter auf dem Weg nach Einsiedeln.

Ich mußte unterwegs nicht beten, sondern durfte ungestört Berg und Tal bewundern. Ja, während der Vater, nachdem wir unser Ziel erreicht, am späten Abend noch einige Zeit und den folgenden Morgen ganz in der dunkeln, mir unheimlichen Wallfahrtskirche zubrachte, schickte er mich selbst weg, mir Land und Leute zu besehen. So kletterte ich denn am rauschenden Wasserfall hinauf, saß stundenlang auf den Felsen am Tannenwald und schaute in die tosenden Wellen und hinab in das damals noch einsame und menschenleere Städtchen. Die Krankheit des Vaters machte mir in diesen Stunden wenig Kummer.

[1] Ich habe ihm in dem Buch „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin" ein eigenes Denkmal gesetzt.

Es ist dies eine Erscheinung, die man oft im Leben beobachten kann, daß junge Leute, namentlich vom männlichen Geschlechte, sich in ihrer Seelenstimmung wenig beeinflussen lassen von den Leiden der Familie. Ich halte dies gar oft für eine besondere Gnade, die dem jugendlichen Menschenherzen verliehen ist. Was würde aus manchem Menschenkinde werden, wenn früher Kummer und Gram seine Lebensfreudigkeit abtöten würden! Der liebe Gott weiß, daß es später noch Gelegenheit genug gibt, dem armen Sterblichen zu zeigen, daß er im „Tale der Zähren" wohne, und hat deshalb dafür gesorgt, daß das Herz der Jugend so stark ist wie ihr Magen, der ohne Beschwerden alles verdaut.

Noch erinnere ich mich, daß der Vater und ich im Auftrag der Großmutter eine Base in Triberg besuchten. Sie war eine Verwandte meines mütterlichen Großvaters. Diese Muhme, eine fromme und vermögliche Jungfrau, die ihre meisten Tage in der Wallfahrtskirche zubrachte, fragte mich gleich, ob ich „Geistlicher" werden wolle, in welchem Falle sie mir in ihrem Testament ein „Namhaftes" aussetzen würde. Ich konnte und wollte ihr dieses Versprechen aber nicht geben, worin mich mein Vater, jedenfalls der Vernünftigste der Hansjakobschen Familie seit hundert Jahren, bestärkte. Ich konnte froh sein, daß Mutter und Großmutter nicht dabei waren; denn einmal erwarteten beide mit Zuversicht, daß aus mir ein Pfarrer werde, und dann verlieren Weibsleute, wenn sie vom Erben hören, in der Regel den Verstand und versprechen Tod und Teufel. So kam ich um das erste und letzte „große" Erbe meines Lebens.

Doch ließ mich die Triberger Base nicht ganz leer ausgehen. Zwei Jahre später, zu einer Zeit, da ich dem Gambrinus all meine Habe zum Opfer brachte, sandte mir ein Notarius fünfzig Gulden als Vermächtnis der indessen verstorbenen Jungfrau. Es war die Bedingung daran geknüpft, „wenn ich je Priester werden sollte, für ihr Seelenheil zu beten".

Ich weiß nicht, wem und wohin sie sonst ihr Geld „vermacht" hat, aber das weiß ich, daß keiner ihrer Erben so selig war als ich, als mir die fünfzig Gulden in mein dünnes Lyzeisten-Beutelchen flogen wie einem Hungrigen die gebratenen Tauben des Schlaraffenlandes in den leeren Magen. Aber ich dachte damals lediglich ans Trinken und nicht ans Beten. Später jedoch dachte ich daran, und bis heute erfülle ich gar oft den Wunsch der frommen Gottesbraut von Triberg, die mir jedenfalls Tausende vermacht hätte, wenn sie bestimmt gewußt, daß dereinst ein armseliger Landpfarrer[1] und noch ein armseligerer Schriftsteller aus dem Wallfahrtsknaben hervorgehen würde. —

Einige Tage, ehe die Ferien abgelaufen, verließ ich die Heimat; denn bevor die Schule begann, hatte ich nicht nur mein Nachexamen zu bestehen, sondern auch noch ein neues Quartier zu suchen. Meister Braun, der meine Gründe wohl einsah, war mir gar nicht böse, als ich ihm mein Scheiden eröffnete, und die Weibsleute im Hause herzlich froh, mich loszubekommen.

Ich fand alsbald eine neue Wohnung und Verköstigung in der im nächsten Kapitel näher zu beschreibenden „Studentenkaserne". Auch mit dem Nachexamen ging es gut. Professor Rauch nahm mir dasselbe auf seinem Zimmer ab. Er wohnte, damals noch Junggeselle, im Hause der Witwe Gaß neben der Post. Milde schienen die Strahlen des letzten Septembertages anno 1855 in des Tyrannen Gemach, als ich dasselbe betrat. Und milde, wohl weil der Direktor mit ihm gesprochen, war auch heute einmal sein steinern' Herz; er machte es gnädig und erklärte nach einer Stunde mich als promoviert nach Unterquinta.

Wenn eine arme Seele aus Dantes „Fegfeuer" für immer in den Himmel versetzt wird, kann sie unmöglich glücklicher sein als ich, da ich das Haus obiger Witwe verließ mit dem Bewußtsein, für meine ganze folgende Studien-

[1] Als dies Buch 1879 erschien, war ich noch Landpfarrer.

zeit befreit zu sein von dem Wüterich der Oberquarta, dessen „Tyrannis“ gottlob über diese Klasse nicht hinausging. —

Ehe wir aber die Quarta verlassen und in Quinta und die Kaserne einziehen, muß ich Abschied nehmen von Meister Braun und seiner Frau, meinen Pflegeeltern in den trübsten Tagen meiner Gymnasialzeit.

Der Schuhmachermeister Braun zählte unter jene nicht seltenen Haslacher, welche ihren Beruf verfehlt haben, d. h. zu etwas Besserem geboren gewesen wären. Er hatte unendlich mehr Verstand, als zum Beruf eines Schuhmachers gehört, und der erste Blick auf ihn bewies dies hinlänglich. Wenn er in Gala auftrat mit Steghosen und Zylinder, hatte er den Typus des reinsten Diplomaten aus älterer Zeit: blaue Augen, schöne, gebogene Nase, glattes, wohlgenährtes Gesicht, zurückgestutzten, echt diplomatischen Rundbart und die Haare à la Titus frisiert.

An Bildung und Belesenheit ragte er weit über seinen Stand hinaus und ging etwa parallel mit meinem Jugendnachbar, dem Strumpfstricker. In einem Glaskasten seines kleinen Schuhladens prangte das Brockhaussche Konversationslexikon, dessen Lektüre er in freien Stunden emsig oblag. Als echter Haslacher war er religiös und politisch aufgeklärt. Doch hatte er in der Revolution Verstand genug, den Konservativen beizutreten. Ein äußerst sorgsamer Familienvater und tätiger Geschäftsmann, der selbst auf auswärtige Jahrmärkte mit seinen Schuhwaren zog, dazu eine heitere Haslachernatur, verdiente er vollauf das Prädikat eines braven Mannes und liebenswürdigen Menschen. Sein Andenken steht bei mir in vollen Ehren.

Wir sahen uns, nachdem ich sein Haus verlassen, nur noch an Donnerstagen, wenn er an der oberen Kirchecke seine Ware feilhielt und ich auf dem Wochenmarkt umherbummelte. So oft wir uns aber erblickten, hatte er stets freundliche Worte für seinen Mit-Haslacher.

Zum letzten Male traf ich ihn am 1. Juni des Jahres 1870, nachdem ich den ganzen Mai auf der Festung Rastatt als Staatsgefangener gesessen war. Ich wollte die Stadt nicht verlassen, ohne meinen ersten „Philister" und Landsmann besucht zu haben. Als gebrochener Greis saß er auf seinem Kanapee im Laden; hellauf leuchtete sein Gesicht, als die große, schwarze Gestalt sich ihm zu erkennen gab. Seitdem ich als lustiger Studio Rastatt Lebewohl gesagt, hatten wir uns nicht mehr gesehen. Er wunderte sich, wie er mir sofort erzählte, daß aus mir ein Geistlicher geworden, wunderte sich aber nicht, daß ich es bereits auf die Festung gebracht. „Denn," meinte er, „Sie haben allezeit ein böses Maul gehabt." „Aber," fügte er hinzu, „das ist mir unbegreiflich, wie ein Haslacher ultramontan werden kann!" Heitern Mutes ließ ich mir all das sagen und ging, betrübt über den nahenden Tod des braven Mannes, von dannen. Bald darauf ist Meister Braun in die Ewigkeit gegangen.

Seine Frau hat vor ihm das Zeitliche gesegnet. Sie war eine echte und rechte Schuhmachersfrau gewesen, dabei eine gute Mutter und Wirtschafterin, hatte trotz ihrer Korpulenz eine sehr bewegliche Zunge, wie sie den Weibern im und am Rastatter „Dörfl" nie fehlt, und schnupfte neben rühriger Arbeit fleißig aus ihrer Dose. Ihre Mußestunden verbrachte sie auf dem obengenannten Kanapee, wo sie, in der einen Hand das „Schnupftuch", in der andern die Dose, in stillem Frieden das Gäßchen hinaufschaute, welches den Rohrersteg mit der Kapellenstraße verbindet. Mir hat sie mehr denn einmal prophezeit: „Heinr, aus Dir wärdt meiner Läbtag nix!" Und sie hatte recht.

Aber auch die Kinder der braven Leute sind jetzt alle tot. Zuletzt starb mein Zimmergenosse, der Karl, der, nachdem er drei Klassen auf dem Lyzeum absolviert hatte, auch Schuhmacher wurde und später des Vaters Geschäft übernahm.

Zum letztenmal sah ich den guten Mann bei der Ver-

sammlung alter Rastatter Lyzeisten im Jahre 1903. Sein Haus aber hat nach seinem Tode die Stadt angekauft für den Fall einer Erweiterung des Rohrerstegs. Und bald wird auch das Häuschen nicht mehr stehen, in welchem ich die trübsten Stunden meiner Studienzeit verlebt habe. —

Ich kehrte als absolvierter Oberquartaner auf einem Umweg heim, weil ich mit zwei Obersextanern eine kleine Schwarzwaldtour machte.

Ich weiß nicht mehr, wie ich mit den beiden Obersextanern Gustav Schwab von Renchen und Otto Böhringer aus Lahr bekannt wurde, aber das weiß ich noch, daß wir drei am 18. August 1855 eine Fahrt antraten nach dem Mummelsee, nach Allerheiligen und über das Renchtal ins Kinzigtal.

In Achern verließen wir den Zug und wanderten durch das Achertal bis in das verträumte Dörfchen Seebach. Hier blieben wir in einem winzigen Bauernwirtshaus übernacht.

Der Wirt hatte eine Sägmühle beim Haus, zu der er einen Wasserfall geleitet hatte. Dieser rauschte in der Nacht derart, daß ich nicht schlafen konnte.

Müde mußte ich um 4 Uhr mit meinen Kameraden wieder weiter. Wir stiegen zum Mummelsee, von da hinab zum Kloster Allerheiligen, dann weiter ins Renchtal, und von diesem hinüber ins Harmersbachtal — ein Weg von wenigstens zehn Stunden bei Augusthitze.

Im Harmersbachtal, das wir gegen Abend passierten, bekam ich ein solches Nasenbluten, daß ich immer wieder zum Harmersbach hinabsteigen mußte, um mit seinem Wasser das Blut für kurze Zeit zu stillen.

Mit Mühe brachten mich meine Gefährten nach Zell, wo wir im Raben übernachteten und ich todmüde einschlief. Am Morgen aber war das Bett mit meinem Blut durchnäßt, so sehr hatte ich im Schlafe geblutet.

Weiter ging's dann ins nahe Kinzigtal vor, wo wir uns in Stöcken trennten. Böhringer zog dem nahen Lahr und

der Schwab Renchen, ich aber dem ganz nahen Hasle zu, wo ich lange zu tun hatte, bis ich wieder hergestellt war.

Der gute Böhringer wurde später evangelischer Pfarrer und starb schon in den besten Jahren, nachdem er mich zum letztenmal in den siebziger Jahren in Karlsruhe aufgesucht hatte. Während er in Tübingen studierte, besuchte er mich auf dem Heimweg wiederholt in Hasle, wo ich immer noch als Lyzeist in den Ferien weilte. Der kleine Gustav Schwab aber lebt heute noch als Philosoph und pensionierter Professor in Freiburg.

Der Quintaner.

Am Abend des 1. Oktober 1855 machten die Schustergesellen und die Lehrbuben am Rohrersteg früher Feierabend, um mir den letzten Liebesdienst zu erweisen. Sie transportierten meinen nußbaumenen Koffer und mein Klavier hinab zu den „roten Häusern" in die „Studenten-Kaserne", womit mein Umzug dahin vollzogen war.

Den Namen der Studenten-Kaserne trug das Haus des Metzgers Walter am Gewerbsplatz, weil in ihm stets eine größere Anzahl von Lyzeisten ihr Quartier und ihre Kost hatte. Dieses vorn zweistöckige und hinten einstöckige Haus, das einen ziemlich großen Hof umschloß, war zurzeit, als ich in dasselbe eintrat, ein wahrer Mikrokosmus im Makrokosmus, eine Welt im kleinen, und verdient es, seiner Originalität wegen einmal schriftstellerisch behandelt zu werden. Es lag an der Grenze des „Kalabrich", jenes zu meiner Zeit berüchtigten Stadtviertels, das einst italienische Arbeiter für sich errichteten, als sie, meist Kalabresen, von 1692—1712 für Ludwig von Baden, den Türkenbesieger, das herrliche Rastatter Schloß erbauten.

An der Vorderfront des Walterschen Hauses liegt der Gewerbsplatz, zu meiner Zeit ein lucus a non lucendo; denn die einzigen an ihm wohnenden Gewerbsleute waren in jenen Tagen der Bücherjude „Schasef", ferner ein Bierbrauer ohne eigenes Bier und der Metzger Walter, der nie mehr Fleisch hatte, als er für seine Studenten brauchte.

Die Rückseite unserer Kaserne bestrichen der langweilige Murgdamm und dessen Kastanienbäume. In diesem Flügel

lag meine Bude, deren Kreuzstöcke so nieder waren, daß ich durch sie bequem mit einem Schritt meiner langen Beine von der Murgstraße aus im Zimmer stand. Durch den Hofweg von meiner Kammer, die noch einen „Alkoven" für das Bett und gesonderten Eingang hatte, getrennt, befand sich eine ganz gleiche Wohnung, damals eingenommen von dem lustigen Untersextaner Ambros Müller aus Untergrombach, genannt Bummler, später Pfarrer in Grafenhausen auf dem Schwarzwald und gestorben 1898 als Pfarrer von Minseln am Oberrhein.

Im Innern des Hofes, der nach alter Römerart auch wohnlich verbaut war, erschien abermals rechts und links je eine Klause für „Studenten". Die eine beherbergte einen kleinen Sekundaner, den ich alsbald als „Fuchs" benutzte, um mir Bier und Zigarren zu holen. Er war der Sohn eines Lehrers Reinhart aus Mörsch und starb schon 1887 als Pfarrer in Hödingen im Linzgau.

In der andern aber lebten die zwei Dioskuren Karl und Wilhelm Bunkofer, Söhne eines Regierungs-Registrators in Karlsruhe, die einzigen Gerechten unter den studentischen Bewohnern der Kaserne. Da sie meine Mitschüler in der gleichen Klasse waren und mir vielfach meinen Leichtsinn erleichterten, werde ich noch des nähern auf sie zu sprechen kommen[1].

Gegen den Gewerbsplatz hin, auf der Vorderseite des Hauses, hausten eine Treppe hoch die zwei Untersextaner Pfaff aus Buchen und Weindl, der letztere auch der „schöne Wilhelm" geheißen, und der Obersextaner Gutgesell[2], beide aus Forst bei Bruchsal. Diese drei bildeten in ihrem ganzen Auftreten, wenn wir in der Kasernensprache reden wollen,

[1] Beide gingen 1908 aus dem Leben, der Karl als pensionierter Pfarrer von Mündweier und der Wilhelm als Professor am Gymnasium in Wertheim.

[2] Pfaff starb als alter Postsekretär, Weindl 1881 als Pfarrer von Käfertal und Gutgesell 1907 als Pfarrer in Niederschopfheim bei Offenburg.

die Nobelgarde, Bummler und ich vertraten die „leichte Kavallerie", die beiden Bunkofer hielten ständig „Zimmertour", und der kleine Sekundaner, den wir wegen seiner weißen Haare und seiner gedrungenen Figur „Spiz" tauften, spielte den kleinen Marketender und Bierholer.

Im untern Stock vorderer Front hatte die Familie Walter ihren Sitz. Ihr Haupt, der Metzger Walter, war ein an Schwermut leidender Mann, der nicht zehn Worte in der Woche sprach und stumm und still, die Hände auf dem Rücken, den Tag über im Hof auf- und abging. Die Frau, eine echte, rührige Rastatterin, leitete die ganze Wirtschaft; als Gehilfen und Gehilfinnen standen übergenug Söhne und Töchter ihr zur Seite; denn die Zahl der Kinder war sehr groß, von jedem Alter und Geschlecht.

Am besten sind mir die vier erwachsenen Töchter noch in der Erinnerung, von denen die zweitälteste, „das Resele", die von den „salonfähigen" Studenten gefeiertste war. Salonfähig waren aber nur jene, welche ihr Mittagessen in dem Arbeitszimmer der jungen „Damen" einnahmen, und dazu zählten nur die drei Nobelgardisten und die zwei leichten Reiter. Wir fünf neigten uns vor dem Theresele, wie die Garben der Söhne Jakobs vor der des Joseph, und unter allen älteren Lyzeisten ward ihre Schönheit gepriesen. Sie war eine volle, junonische Gestalt, „schwarzäugig und schwarzlockig", mit schmachtendem, südlichem Gesichtstypus.

Ein Untersextaner, Ludwig Wieser aus Untergrombach, der die Studien am Lyzeum verlassen und nach Karlsruhe auf die Kunstschule gezogen war, kam während meines einjährigen Aufenthaltes oft in die Kaserne, um seine Freunde Weindl und Müller, mit denen er auf dem Progymnasium in Bruchsal gewesen, zu besuchen. Er porträtierte auch das Resele. Es saß ihm im Zimmer Bummlers, und gar oft hab' ich dabei zugeschaut und Original und Porträt verglichen. Nach der Sitzung kneipten der Maler, der Ambros und ich auf des Bummlers Bude.

Der Ludwig Wieser, ein Duzfreund von mir, war ein begabter Künstler und ein flotter, sehr schöner Mensch, hatte aber eine bewegte Zukunft.

Von der Kunstschule in Karlsruhe ging er 1857 nach München, holte sich aber dort nach einem Jahre den Typhus und kam todkrank zu seinen Eltern heim.

Wieder gesund, will er nach Rom, der Sehnsucht aller Künstler. Unterwegs wird er bei Mailand gänzlich ausgeplündert. Eben war der Krieg gegen Österreich 1859 losgebrochen und er trat in die italienische Armee ein als Freiwilliger und kämpfte mit in den Schlachten bei Magenta und Solferino. Nach dem Krieg entlassen und heimgekommen, wanderte er nach Amerika aus, wo es ihm anfänglich schlecht ging, bis der Bürgerkrieg der sechziger Jahre losbrach, den er im Heere der Nordstaaten durchmachte. Er geriet in die Gefangenschaft der Südstaaten, aus der ihn erst nach Jahr und Tag eine Offiziersfrau, die er porträtiert hatte, befreite.

Nun ließ er sich, da es Frieden geworden, in Washington nieder, gründete eine Malschule und heiratete eine junge, reiche Witwe, mit der er bis zu seinem 1905 erfolgten Tod ein glückliches, sorgenloses Familienleben führte. —

Ich war zwar in der Studentenkaserne der längste, aber der jüngste und der Klasse nach der unterste von den „Salonfähigen" und mußte deshalb in der Galanterie dem „schönen Wilhelm" und dem süßen Andreas Pfaff den Vorrang lassen. Aber an Sonntagabenden, wo die „kneipfähigen" Sextaner ins Bierhaus gingen, war ich allein der „Hahn im Korb" und saß dann unter den Nymphen der Kaserne und verübte allerlei gescheite Redensarten, wie sie bei derartigen Gelegenheiten seit Menschengedenken üblich sind.

Das Resele heiratete, während ich noch am Lyzeum war, einen jungen Notarius, einen Rastatter namens Klumpp, wurde aber früh Witwe. Ich sah sie von meinem Abgang von Rastatt an nie mehr bis zum Jahre 1878, wo ich von Karlsruhe aus extra nach der Festungsstadt gefahren war,

um alte Erinnerungen zu erneuern. Ich suchte dabei auch das Resele auf, das ganz in der Nähe des Pfarrhauses in einem kleinen Häuschen wohnte. Aber, o weh! Nie hätte ich geglaubt, daß die Zeit so mit der weiblichen Schönheit umgehen könnte! Aus dem blühenden Resele war eine alte Matrone geworden, ebenso unschön als früher schön, die lebhafteste Predigt von der Vergänglichkeit alles irdischen Flors. In tiefer Elegie sagte ich ihr Lebewohl und ging von dannen, nachdenkend, wie des Menschen Herrlichkeit,

vom Zeitenstrom geboren,
Als nicht'ges Trümmerwerk im Zeitstrom geht verloren. —

Das Volk sagt: „Saturnus sei der Weiber Feind", und in der Tat, der Zeitengott haust schrecklich mit den Frauenbildern!

Zehn Jahre später besuchte mich das Resele in Freiburg und stimmte mich gar traurig durch die Erzählung vom Tode ihrer Eltern und der meisten Geschwister.

Es soll heute noch leben in Offenburg bei einer verheirateten Tochter und wünsche ich ihm ein fröhlicheres Alter, als es mir zuteil wird. —

Noch zweier dienender Geister in der Kaserne muß ich erwähnen. Der eine war Alois, der Knecht und mein Freund, der andere die alte „Lina", der Studenten Kammerjungfer. Knecht Alois hatte sein Logis unter der Stiege, welche vom Hof in den ersten Stock des Vorderhauses führte; es war schon mehr Höhle als Wohnung. Abends saß er nun darin und machte bei trübem Lampenschimmer Holzschuhe, während ich ihm infolge meines angeerbten proletarischen Zuges gar oft Gesellschaft leistete.

Ein Faun innen und außen, gebürtig aus Eisental bei Bühl, wußte Meister Alois, dem ich von den Studenten allein Aufmerksamkeit erwies, stets etwas Lustiges zu erzählen. Bald machte er Satyren auf die Rastatter oder die Mitbewohner des Hauses, bald erzählte er „schöne Ge-

schichten" aus seiner Heimat, beides Dinge, die mich sympathisch berührten. Er war ein häßlicher, schmutziger Kerl, aber seine heitere Seele zog mich an und die Zufriedenheit dieses Höhlenbewohners mit seinem Stande und seinem Dasein.

Sein weibliches Pendant, die Lina, überragte ihn noch an körperlichen Mängeln ganz bedeutend. Eine kleine, koboldartige Erscheinung, brachte sie es auch beim stärksten Versuch zum süßesten Lächeln nie weiter als zu einem waldmenschlichen Grinsen. Doch wie gar oft im Leben eine schöne Seele in einen wüsten Käfig eingesperrt ist, so auch bei diesem alten Wesen. Sie war die Gutmütigkeit selbst und unermüdlich in geduldigem Bedienen ihrer Mitmenschen. Da sie wußte, daß ich am Morgen gerne möglichst lange im Bette liegen blieb, brachte sie mir regelmäßig mein Frühstück an das Lager und sprach mir immer mit den gleichen Worten zu, doch ja recht viel zu schlafen, da ich so stark im Wachsen wäre. Sie sei deshalb so klein geblieben, weil sie von frühester Jugend an zu bald habe aufstehen und arbeiten müssen. Ich war damals schon boshaft genug, mit der Alten meinen Spaß zu treiben, wofür sie mir dadurch dankte, daß sie mich „am liebsten" hatte, weil sie in der Einfalt ihres Herzens alles, was ich mit ihr redete, für bare Münze annahm. —

So sah es in der Studentenkaserne aus im Jahre 1855 bis 1856, in welchem Jahre ich ihr Bewohner war und wo mein eigentlicher Leichtsinn seinen Anfang nahm. Doch führen wir den Unterquintaner erst auch in seine Klasse ein, ehe wir seiner sonstigen Leistungen uns erinnern.

Das Schulzimmer der Unterquinta war eines der armseligsten im ganzen Lyzeum. Klein und dunkel, wurde es im Sommer noch verdüstert durch das Laubwerk des sonnenlosen Lyzeumsgartens, welcher nicht bloß der Botanik diente, sondern auch den Frauen der Professoren ihren Kohl großzog.

Als Klassenlehrer herrschte mit mildem Zepter ein junger katholischer Geistlicher, kaum 33 Jahre alt, der Professor Karl Holzherr, ein richtiger Schwabe aus Rottenburg

am Neckar. Er war 1851 in den badischen Staatsdienst übergetreten und nach Rastatt versetzt worden. Äußerlich das Vollbild eines gesunden Württembergers, wie mein Kaplan Schele, bekam er meine Sympathie schon um des letzteren willen. Der sonst gute Herr litt gar oft an hypochondrischer Laune, in welcher er die Gewohnheit hatte, wiederholt ein schnaubendes Geräusch aus der Nase vernehmen zu lassen, was uns aber eher zum Lachen als zur Furcht stimmte. War er aber gut aufgelegt, so glänzte seine Miene von altschwäbischer, biederer Freundlichkeit.

Ein Schulmeister im besten Sinn des Wortes, leistete er in seinem Amte Gründliches. Es wurde bei ihm weder Spaß noch auch viel Geist verschwendet, obwohl es ihm an letzterem nicht fehlte, aber die Pensa wurden „durchg'fuhrwerkt", wie es billig und recht ist. Der Schulsack wurde in guter, württembergischer Art gefüllt, nicht mit Eleganz und Klassizität, aber mit wohlgebackenem, schwäbischem Hausbrot. Holzherr war kein klassischer Philologe wie der Direktor Schraut, aber vollauf das, was man einen guten Lehrer nennt, der sein „Handwerk" versteht. —

Es muß schon ein besonderer Glücksstern über einem Lehrer an einer Studienanstalt herrschen, wenn er nicht von seinen Schülern einen „Spitznamen" erhalten soll. Da Professor Holzherr nicht unter einem solchen Zeichen geboren war, trug er unter uns nur den Titel „der Schwob", und seine landsmännische Haushälterin kursierte als „Schwobs Marie". Aber so sehr uns der Herr Professor auch in der Klasse imponierte, die Marie imponierte uns doch noch weit mehr. Sie war von Adel, eine geborene Endreß von Fürsteneck, und eine majestätische Erscheinung, hatte goldenes Haar, wie die Lorelei, und trug dasselbe in schönen Locken. Mit Vergnügen ließen wir uns zum „Nachexerzieren", oder wenn der Professor unwohl war, in seine Wohnung in der Schloßstraße zitieren; denn da konnten wir ehrfurchtsvoll die Goldlockige sehen und grüßen. Sie verließ den guten Professor

später und heiratete einen Posthalter im schwäbischen Allgäu. —

Professor Holzherr gab uns Latein und Deutsch, das Griechische der Direktor, Mathematik Professor Eisinger, Französisch mein alter Klassenlehrer aus Unterquarta, Professor Donsbach, der seine Liebe zu mir auch hier bewährte. Ich bekam im Französischen die Note „noch ziemlich gut". Zu seiner Entschuldigung muß ich beifügen, daß ich in Unterquinta anfing, was ich bis Obersexta fortsetzte, den geckenhaften Mann komisch zu behandeln. Er merkte dies bisweilen und wurde dann teufelswild.

Er trieb gerne Allotria, aber nur, wenn er Gelegenheit bekam, sich selbst zu verherrlichen. Ich war allzeit ein Freund davon, wenn die Lehrer nicht immer bei der Sache blieben, sondern zwischenhinein auch etwas anderes zum besten gaben, und habe später, selbst „lateinischer Schulmeister" geworden, auch danach gehandelt.

Man verübelt es vielfach akademisch gebildeten Lehrern, wenn sie „Allotria" treiben; allein ich nehme die Herren, welche dies mit Verstand tun, alle in Schutz. Ja, ich möchte das „Allotriatreiben" als eine Art pädagogischer Regel hinstellen. Wenn bei trockenen Lehrgegenständen wie z. B. Grammatik, der Lehrer zwischenhinein etwas Unterhaltendes bringt, so wird er dadurch die Aufmerksamkeit für Fortsetzung des eigentlichen Themas neu beleben. Es kann das jeder Kanzelredner bezeugen, namentlich, wenn er zu den Langweiligen gehört. Wenn die Zuhörer noch so schläfrig dreinschauen, so werden sie sofort munter, sobald der Prediger ein „Geschichtchen" erzählt, und, durch dieses zu Leben gekommen, passen sie wieder besser auf. Ähnlich Schüler in der Schule.

Also Professor Donsbach schweifte während des Unterrichts gerne vom Thema ab, und wenn dieses Abschweifen auch stets seine Person zum Gegenstand hatte, so erheiterte uns dabei doch seine lächerliche Eitelkeit. Die Veranlassung dazu gab

meistens ich. Wenn er, um ein Beispiel zu erzählen, in die Klasse kam und sich in seinem eleganten Anzug[1] vor uns hinstellte, schaute ich ihn fest an, bis er fragte, warum ich ihn heute wieder so ernstlich betrachte. „Herr Professor," antwortete der lange Haslacher, „Sie haben heute eine so schöne Weste an." Jetzt lächelte der Alte selbstgefällig an sich hinunter und erzählte die Geschichte des angerufenen Kleidungsstückes vom Kaufmann an durch den Schneider samt Knöpfen und Faden hindurch bis zu seinem philologischen Leib, dem „eben gut schöne Kleider machen seien, weil er danach gebaut sei". Ein andermal kamen dann die Hosen an die Reihe oder der Rock.

Die stärkste Leistung des Professors Donsbach aber, was Eitelkeit betrifft, war jene Frage, die er einmal in jenen Tagen meiner Rastatter Zeit in Baden-Baden an die Menschheit richtete, als ihm dort seine Frau verloren ging.

Ein französisches Sprichwort sagt bekanntlich: „Madame vaut monsieur et monsieur vaut madame," d. h. kurz gesagt, eines ist des andern wert. So sehr dies oft zutrifft, bei der Frau Professor Donsbach war das nicht der Fall. Sie konnte als ein Muster von Bescheidenheit und Einfachheit gelten und paßte zu ihrem Monsieur wie ein Landhühnchen zu einem Papagei. Auch in ihrem Äußern war sie höchst unscheinbar und schielte nicht unbedeutend aus ihrem alten Angesicht. Eines schönen Sommertages nun hatte der Professor seine Ehehälfte in die Bäderstadt geführt und durch Zufall beide sich verloren. Verzweiflungsvoll rannte nun der unglückliche Philologe durch alle Straßen der „Aurelia-Aquensis" und schrie die Menschen an: „Haben Sie nicht eine schöne, junge Frau gesehen?" Zum Glück trafen sich die Getrennten von selbst wieder, denn unter „diesem Zeichen"

[1] Das muß ich dem alten Professor Donsbach noch zugut halten, daß er immer schön gekleidet erschien. Sonst kann man bis zur Stunde gar viele lateinische Schulmeister sehen, deren einzige Philosophie und Weltverachtung in schäbigen Kleidern besteht.

hätte kein Sterblicher dem Professor seine Frau ermitteln können. —

Eine zeitgemäße Eigenschaft, welche bis vor Jahr und Tag jeden deutschen Mann auf die Höhe der Bildung und Kultur stellte, hatte Professor Donsbach in hohem Grade; er war wütend liberal und pfaffenfresserisch. Anno 1870, da ich als ultramontaner Staatsverbrecher auf der Festung saß und eines Tages mit meinem Gefangenwärter zum Karlsruher Tor hinauswanderte zum gewohnten Spaziergang, begegnete mir der alte Donsbach, der erst 1871 in den Pensionsstand trat, mit seiner Frau. Ich grüßte ihn freundlich. Wer aber meinen Gruß nicht erwiderte und nur tief verächtlich mich anschaute, war er. Infolge dieses Vorfalls zog ich Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Mann lieber den Teufel sehe als einen Ultramontanen und Infallibilisten.

Aber Respekt muß ich doch vor ihm haben. Solange ich sein Schüler war, hatte ich nicht eine blasse Ahnung davon, daß Professor Donsbach oder irgend ein anderer Lehrer der Anstalt kirchenfeindlich und liberal sei, trotzdem der Kampf bei uns in den fünfziger Jahren schon angegangen war. Aber das war damals der große Segen an den Schulen des Landes, daß die Lehrer und Professoren ihre religiösen und politischen Ansichten für sich behielten und in der Schule nichts davon auskramten. Später und bis in die neueste Zeit meinte jeder feuchte Unterlehrer an der Volksschule und jeder burschikose Lehramtspraktikant am Gymnasium, er könne nichts Gescheiteres tun als vor seinen Schülern in Kulturkampf oder in Unglauben machen. Und diesem Umstand ist unendlich viel von der Verderbnis unserer Jugend zuzuschreiben, über die man jetzt so allgemein klagt. Das miserabelste daran aber ist, daß es in den siebziger Jahren eine Zeit gab, in welcher Lehrer durch derlei Dinge sich empfehlen zu können glaubten.

Ich bin fest überzeugt, daß ein großer Teil der Schuld an dem nihilistischen Treiben der russischen und rumänischen Studenten auf ihre ausländischen Lehrer und Erzieher kommt.

Wenn, wie es in jenen Ländern der Fall ist, Kinder eines ungebildeten, religiösen Volkes ihre Bildung bei religionslosen Lehrern holen, so dürfen Erscheinungen, wie der Nihilismus, uns gar nicht wundern.

Ich würde, so sehr ich auch jede persönliche Überzeugung respektiere und freigebe, trotzdem, wenn ich Meister wäre, jeden Lehrer, der Religionsspott vor seinen Schülern treibt, an der Türe des Schulhauses aufhängen lassen. —

Also immerhin noch Respekt vor dem Professor Donsbach, wenn er mir auch, die einzige freundliche Begegnung in Karlsruhe, von der ich oben sprach, ausgenommen, im Leben nie recht hold war! Er gab Ende der siebziger Jahre in Heidelberg seinen Geist auf und ruhe im Frieden! —

Noch eines Lehrers der Unterquinta muß ich Erwähnung tun, des „geistlichen Lehrers" Merz, der, während ich noch Pfarrer in dem benachbarten Hagnau war, 1881 als Direktor des Lehrerseminars Meersburg gestorben ist. Er war aus Wolterdingen in der Baar gebürtig, damals ein junger Mann, eifrig und gewissenhaft, aber langweilig in seinem Unterricht. Die „deutsche Geschichte" diktierte er uns, und nach diesen trockenen Diktaten mußten wir sie auswendig lernen. So sehr mich „Geschichte" stets anzog, so widerwärtig kam mir eine mühsam in die Feder diktierte Historia vor, und deshalb studierte ich das Manuskript sehr mangelhaft. Zum Unglück hatte dieser trockene Verstandesmensch auch noch die hebräische Sprache, diese Mutter der Langeweile für einen deutschen Studio, und so geschah es, daß Merz und ich auch nicht auf dem besten Fuße standen. Öfters wurde ich auf sein Zimmer kommandiert — er wohnte im Lyzeum beim Direktor — und mußte da aus seinem Geschichtshefte nacherzählen.

Die Dienerin dieses Herrn sowie des Direktors war „Schills Töchterlein", wie der einzige Sprößling des Pedellen von den Lyzeisten genannt ward. Bei ihr und ihrer Mutter, welch letztere in den freien zehn Minuten des Morgens Kreuzerwecke an die studierende Jugend verkaufte,

galt ich während meines ganzen Rastatter Aufenthaltes ein großes Stück.

Die Alte pflegte mir oft zu sagen, ich sei der lustigste von allen Lyzeisten und hätte die längsten und schönsten schwarzen Haare. Jeden Donnerstag, wenn sie vom Wochenmarkt frische Butter geholt, lieferte sie mir um billiges Geld ein Extra-Butterbrot, einen meiner damaligen Lieblingsimbisse. Das „Töchterlein" aber wußte mir nicht bloß zu melden, wie ihre zwei Herren gegen mich gestimmt seien, sondern sie avertierte mich bisweilen von bevorstehenden Razzias, welche ihr Vater auf die gegen das Verbot kneipenden Lyzeisten zu machen vorhatte, was mir oft gar hoch zustatten kam.

Oft auch, wenn der alte Schill Wind bekommen, daß ich da oder dort bei einem unerlaubten Schoppen gesessen sei und Krakeel verführt hätte, machten die zwei Damen für mich die Advokaten, damit nichts angezeigt würde. Und da, wenn es gilt, Fürsprache bei Männern einzulegen, die Frauen alles vermögen, so ließ sich selbst der sonst stets von unerbittlicher Pflichterfüllung redende ehemalige Gendarmerie-Wachtmeister in allen Fällen zu meinen Gunsten erweichen. So kam es, daß ich nie den „Karzer" bewohnt habe, trotzdem ich ihn des öfteren verdient hätte.

Manchmal, wenn ich durch den Gang ging, der vom Lyzeum aus in die Wohnung des Direktors und des geistlichen Lehrers Merz, der im unteren Stock wohnte, führte, um beim letztern Geschichte nachzuholen, bemitleidete mich das Töchterlein vor der Türe und meinte: „Ich weiß schon lange, daß der da drinnen Sie nicht mag; aber beim Direktor gelten Sie alles."

Am liebsten arbeitete ich aber auch für den Direktor. Seine Lehrstunden waren und blieben mir stets ein Genuß. Die geistige Art seiner Behandlung des Homer und Xenophon brachte mir in Unterquinta die ersten leuchtenden Begriffe von der Schönheit der alten Klassiker bei. Doch auch dem Professor Holzherr muß ich gerecht werden; seinem Cicero

und Virgil wandte ich, wenn auch zu Hause wenig Fleiß, so doch in der Schule volle Aufmerksamkeit zu. Ciceros offener Sinn für alles Schöne zog mich mächtig zu dem eitlen und geschwätzigen Römer hin, und ich schwärmte in jenen Tagen am meisten für den Mann, dessen einziger, ihm schadhafter Fehler der war, daß ihm jedes militärische Talent abging. Wäre Cicero nebenbei noch Soldat gewesen, so würde die römische und mit ihr die Weltgeschichte sehr wahrscheinlich einen andern Gang genommen haben, da dann Octavianus nie Kaiser Augustus geworden wäre. —

Wenn ich heute mein Osterzeugnis von Unterquinta anschaue, in welchem ich unter zwölf Schülern als der siebte glänze, so muß ich mich verwundern, daß ich in der Mathematik verhältnismäßig eine der besten Noten hatte. Aber ich erinnere mich genau, daß ich bei Professor Eisinger aus lauter Respekt vor ihm die mathematischen Aufgaben mit meinem sehr leichten Gedächtnis mechanisch erfaßte, jedoch ein rechtes Verständnis dafür nie besaß.

Wie schwach in den meisten Fächern meine Leistungen in jenen Tagen waren, da mein „Talent", wenn ich so sagen darf, zu gleicher Zeit mit meinem Leichtsinn sich zu zeigen anfing, und wo ich merkte, daß das „Studieren" mir täglich leichter wurde, wenn ich nur bessern Willen hätte, soll die folgende Notenangabe vom 11. März 1856 beweisen: Fortgang: ziemlich gut. Religionslehre: gut. Deutsche Sprache: n o c h z i e m l i c h g u t. Lateinische: ziemlich gut. Griechische: ziemlich gut bis gut. Hebräische: noch ziemlich gut. Französische: noch ziemlich gut. Mathematik: ziemlich gut bis gut. Geschichte: ziemlich gut. Naturgeschichte: gut. Fleiß: noch gut. Betragen: gut. Lokation: Unter zwölf Schülern der siebente.

Die gute Note in der Religion erhielt ich von dem noch bessern Professor Nicolai, von dem ich in der Oberquinta des nähern reden werde. Er gab uns Kirchengeschichte in Buchform, weshalb ich dieselbe nicht ungern memorierte. In

der Quarta hatte ich in der Religion auch immer eine gute Note von Professor Holzherr. Ich weiß aber heute nicht mehr warum und erinnere mich auch gar nicht mehr an die Art des Religionsunterrichts in jenen Klassen.

In der Naturgeschichte verdiente ich redlich das gute Prädikat; denn mein ganzes Leben ein Freund der Natur, habe ich, so schwer und unverständlich mir die Physik vorkam, stets Mineralogie, Zoologie und Botanik mit großer Liebe gelernt und getrieben.

Mit süßer Wehmut gedenke ich jener stillbeglückenden Stunden, in denen ich ganz allein im Ottersdorfer oder Iffezheimer Wald Pflanzen suchte und bestimmte oder aus den kleinen Altwassern des Rheines zwischen jenen Waldungen die wunderbar elegischen Seerosen herausfischte. Die wenigen Momente reiner Poesie, die mich in Lyzeumstagen umdufteten, sind meist in jenen Stunden zu suchen. —

Die einzige, unverdiente Note trug ich im Betragen davon, das bis zu meinem Abgang zur Universität stets auf gut lautete, ein Prädikat, wie es die solidesten und brävsten unter uns auch nicht besser bekamen. Ich führte eben äußerlich, und soweit es zur Kenntnis meiner Lehrer kam, einen legalen Lebenswandel und war den Professoren gegenüber, den einzigen, Donsbach, ausgenommen, stets bescheiden und respektvoll.

Daß sich aber schon von Unterquinta an ein so mächtiges Biergenie in mir entwickelte und ich mehr in den Bierhäusern als auf meinem Studierzimmer saß, davon hatten die Lehrer, in meinen Quintanertagen wenigstens, keine blasse Ahnung. Wenn ich nun hier und später davon rede, und offen und frei davon rede, so will ich es ganz mit Goethe halten, der gesagt hat:

Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe.
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

Hatte ich in der Quartanerzeit manchmal mit gemeinen Soldaten aus dem Kinzigtal mein Bier getrunken, so fiel ich als Quintaner in die Hände von Unteroffizieren. Damals hatte des „Glaser-Kerne Antoni", ein richtiger Haslacher, der als Fabrikglaser und alter Mann in Lörrach starb, es zum Korporal gebracht; durch ihn lernte ich die sämtlichen Korporale des Kinzigtals und nach und nach eine Menge von andern Korporalen und Feldwebeln kennen. Mit diesen kneipte ich fast täglich, bzw. allabendlich, bald in den Kasernen, bald auf den einzelnen Tor- und Fortswachen, selbst draußen im dunklen Wachzimmer auf dem Schlößchen „Favorite" oder in den Soldatenkneipen der Stadt und der umliegenden Dörfer. Auf die letzteren ging es gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen, meist nach Rheinau oder Ottersdorf. Zu Ottersdorf im Kreuz bin ich gar manchen Sonntagnachmittag gelegen bei Bier und Rheinfischen, singend und jubelnd mit diesen Soldaten.

In der Stadt kampierten wir in der Regel im „untern Prinz", den ein Schuhmacher aus dem Dörfle namens Stoll gepachtet hatte.

In den achtziger Jahren noch trat ein greises Männlein in mein Zimmer zu Freiburg und präsentierte sich als „einen alten Bekannten". Es war der Stoll, der gehört hatte, daß ich hier sei, und mich, weil ich einer seiner besten Kunden ehedem war, wieder besuchen wollte. Wir sprachen von jenen Tagen, da ich noch „Bier- und Käsebrot" bei ihm genoß und sang wie eine junge Lerche und er ein munterer, junger Mann war.

Er ist bald darauf heimgegangen, aber seine Frau besuchte mich noch längere Zeit alljährlich, so oft sie zu ihren Töchtern kam, die in Freiburg Wirtinnen waren. Jetzt ist sie ihrem Mann auch schon seit Jahren nachgefolgt. —

Oft saß ich mit den Unteroffizieren auch in der „blauen Katze", und sie „belegten" aus Rücksicht auf mich das kleine Nebenzimmer, weil die größere Bierstube oft von Profes-

soren und dem fahndenden Lyzeumsdiener besucht war. Man mußte dieselbe aber passieren, wenn man auf gewöhnlichem Weg in das Nebenzimmer kommen wollte, weshalb ich dieses stets von der Straße aus durch das Fenster betrat, was keine Kunst war, weil das Lokal parterre lag. Noch tönt in meinem Ohre das „Halli Hallo", mit dem die Unteroffiziere den lustigen Hansjakob empfingen, wenn seine lange, schmale Gestalt über der Fensterbrüstung erschien.

Ich habe bei diesen Leuten absolut nichts Böses gelernt oder auch nur gesehen; es müßte denn nur das viele Singen und Biertrinken als sündhaft angerechnet werden. Es war unter diesen Unteroffizieren mancher Originalmensch, der das Zeug zum General gehabt hätte. Der eine und andere hat es später wirklich auch, selbst in Friedenszeiten, zum Offizier gebracht, so einer namens Ringwald, der als Ratschreiber in Hornberg starb. Viele habe ich seitdem nicht wieder gesehen, noch von ihnen gehört, der oder jener begegnete mir bisweilen als Eisenbahnschaffner, Gendarm, Bureaudiener oder Grenzaufseher. Mancher hat mir auch schon aus der Ferne geschrieben und gefragt, ob ich jener Hansjakob aus Rastatts Tagen wäre. Keiner aber blieb ohne freundliches Wort oder Gegenschreiben, wo und wie immer wir unsere Bekanntschaft erneuerten.

Heute dürfte nur noch einer leben, nahezu ein Achtziger. Er wohnt in Freiburg in meiner Nachbarschaft als Verwalter des Pfirtschen Damenstifts. Es ist der Nepomuk Kremp von Neuershausen bei Freiburg. Er brachte es später zum Zahlmeister und als Pensionär zum Verwalter und Rechnungsrat. Aber der Nepomuk war auch einer der brävsten unter uns, was allerdings damals nicht viel heißen wollte. —

So habe ich in jener Zeit unzählige Schoppen Bieres und manchen Laib frischen Kommißbrotes auf Wach- und in Wirtsstuben mit Unteroffizieren vertilgt und freue mich heute noch dessen. Denn ohne meine Bekanntschaft mit Korporalen und Feldwebeln würde mir ein Glied fehlen in

der Reihe der menschlichen Stände, die ich in meinem Leben schon kennen gelernt.

Was unter diesem Lebenswandel allein litt, waren meine Gesundheit und mein Fleiß. Ich fing in diesen Tagen das Rauchen an und trieb es unsinnig. Zigarren und Tabak wurden in aller Frühe wie spät in der Nacht verdampft, während mein Körper in der stärksten Entwicklung begriffen war. Die Folgen davon waren damals schon eine hochgradige Nervosität mit Schlaflosigkeit und Magenleiden. Ich befand mich des Abends, wenn ich zu Bette ging, so aufgeregt, daß ich mich vor dem Einschlafen förmlich fürchtete und mich wehrte gegen den Zustand der Bewußtlosigkeit. Es war mir jedesmal angst, wenn die Nacht kam, und ich erinnere mich lebhaft, wie es mich ordentlich schauerte, so oft die Trompeter und Trommler der Festung den Zapfenstreich bliesen und trommelten und mir die Zeit der Nachtruhe ins Gedächtnis riefen.

Gegen mein Magenleiden riet meine Kammerfrau, die alte Lina, morgens als Frühstück Milch mit Knoblauch zu nehmen, ein wahrer Teufelstrank. Ich ging auch zum Doktor Oster, einem freundlichen Herrn, der mir alles verbot, nur die Hauptsache nicht, nämlich das Rauchen und das Biertrinken, weshalb ich meinen Lebenswandel ruhig fortsetzte, bis der Gescheiteste, d. i. der Magen, nachgab und sich an das Elend gewöhnte.

So sündigt die Jugend auf ihre Gesundheit, und das Alter muß die Sünden büßen. Heute wäre Rauchen mein Tod, und Bier kann ich seit vielen Jahren keinen Tropfen mehr trinken.

Ich meine, die studierende Jugend raucht zur Zeit nicht mehr so viel wie früher, wenigstens die „Frösche" nicht, während in meinen Tagen schwer geraucht wurde von den Rastatter Lyzeisten. Ein Beweis dafür war, daß alljährlich der damals berühmte „Heidelberger Binsebu", welcher sonst nur Hochschulen besuchte, auch nach Rastatt kam, um uns mit

seiner Ware zu versorgen. Es rauchten alle Kühneren, und deren gab es nicht wenige. Wir hatten zwar auch zahme Muttersöhnchen, die ihr Taschengeld dem Konditor brachten, eine Weiblichkeit, die mir aber stets höchst undeutsch vorkam.

Und wenn heute, im zwanzigsten Jahrhundert, die Studenten Temperenzler spielen und Limonade, Selterswasser und Tee trinken statt Bier, so will mir das noch viel weniger gefallen. Es ist ein Zeichen von Blasiertheit, Degeneration und Feminismus. Drum haben wir auch so viele weibliche Männer und so viele männliche Weiber, die statt der Männer jetzt trinken und rauchen. —

Wenn ich an Samstag-Nachmittagen mit meiner langen Pfeife gegen den Murgdamm hinaus unter meinem Fenster saß und die Töchter Israels aus der Nachbarschaft, und unter ihnen des „Juden Mayers Jette", meine nächste Nachbarin, in ihren blauen Kleidern auf dem Murgdamm promenierten, da glaubte ich mitten unter den Blumen des Semitentums eine junge, deutsche Eiche zu sein.

Am liebsten aber rauchte ich meine Pfeife oder meine Zigarre abends nach der Heimkehr aus den verbotenen Kneipen bei dem Höhlenbewohner unter der Stiege, beim Knecht Alois, zu Ende. Hatte ich ausgeraucht oder war unser Portier schon zu Bett, wenn ich in den Hof trat, so galt mein Besuch regelmäßig noch den Gebrüdern Bunkofer. Diese saßen bleich und still bei dem elenden Licht einer Unschlittkerze hinter ihren Büchern und Heften und studierten und schrieben für den kommenden Morgen. Ihr Fleiß war noch weit größer als mein damaliger Leichtsinn und Unfleiß. Sie arbeiteten mehr als notwendig, oft abwechselnd die ganze Nacht, der eine bis zwölf und der andere nach Mitternacht.

So kam es, daß ich Faulenzer an ihrem „Überverdienst" teilnehmen konnte. Ich schrieb ihnen entweder am Abend noch oder morgens in der Frühe die Präparationen und Übersetzungen ab, und der Bruder Wilhelm fertigte mir noch mit seiner kleinen Schrift die nötigen „Spickzettel", den

Passe-partout eines faulen Studenten. Zum Lohn seines damaligen Fleißes war der Wilhelm auch dreißig Jahre später Seminardirektor in Meersburg und ich eine Stunde davon armseliger Bauernpfarrer.

Wenn ich spät am Abend in das Zimmer der beiden Brüder trat, wo mir übrigens das Rauchen strenge verboten war, weil der Bruder Karl es absolut nicht riechen konnte, sang ich ihnen ein lustig Lied vor oder deklamierte ein Gedicht und erheiterte so für einige Zeit die zwei Unermüdlichen. Der Karl ließ sich dann von mir berichten, wie viel Bier ich am Abend getrunken, worauf er mir jeweils predigte und mich durch folgende Illustration abzuschrecken suchte: „Denke Dir einmal," pflegte er zu sagen, „die zehn Schoppen übereinander gestellt. Welche Summe von Flüssigkeit, und die hast Du heute in Dich aufgenommen! Pfui!" Ich lachte ihn natürlich aus und spottete über die nächtlichen Brüder, weil sie nicht imstande waren, das, was ich an einem Abend trank, in einer Woche zusammen zu vertilgen.

Aber eines mußten mir beide Freunde allezeit und später noch bezeugen, daß ich nie „zu viel" hatte, so oft ich in ihre matterleuchtete Stube trat. Ich konnte eben viel vertragen, und dann war in jenen Tagen das Bier noch echter, altgermanischer Stoff. Ja, wenn damals dieser Trank so heillos fabriziert worden wäre wie später, so wären die meisten Rastatter Lyzeisten der fünfziger Jahre, die überall im Lande unter ihresgleichen als die flottesten Biertrinker und die besten Philologen galten, frühzeitig ins Grab gesunken. Wenn jetzt ein baumfester Bauernbursche nur acht Tage lang jeden Abend so viel Bier trinken und so viele Zigarren rauchen wollte wie vor fünfzig Jahren ein Unterquintaner meines Schlages, der Mensch müßte nach Doktor und Apotheker rufen. Was aber ein damaliger Sextaner vertilgte, wäre jetzt für einen Riesenbauern ein Ding der Unmöglichkeit. Allerdings war zu jener Zeit das Bier auch reiner und gesünder als heutzutag.

Darum Dank euch allen, ihr wackeren, längst toten Brauer, die ihr in meiner Studienzeit in Rastatt Bier gebraut oder dahin importiert habt! Ohne eure Ehrlichkeit hätten wir Lyzeisten von damals die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches, dessen Gründer Bismarck allzeit auch einen guten Durst gehabt, nicht erlebt! Mögt ihr belohnt werden dafür in der Ewigkeit, daß ihr so und so vielen Dienern des Staates und der Kirche das Leben erhalten und gerettet habt durch einen ehrlichen, gesunden Trunk, und mögen die heutigen Studenten in Rastatt und überall sich hüten, so viel zu trinken wie wir alte Rastatter! —

Der freundliche Leser wird sich vielleicht auch fragen, woher ich die Geldmittel bezogen, und wie es mit meinen ökonomischen Verhältnissen damals bestellt war. Ich werde auch hier ehrlich bekennen. Von meinen Eltern bezog ich jeden Monat zwanzig und vier Gulden, mit denen ich Kost, Logis und „Rekreationsgelder" zu bestreiten hatte. Für meine Stube und für dreimalige Speisung des Tages bezahlte ich nur sechzehn Gulden, so daß acht Gulden für Bier und Zigarren übrig blieben. In jener „guten alten" Zeit bekam man aber für einen Gulden dreißig Schoppen trefflichen Bieres und um das gleiche Geld 40 Stück brillante Zigarren. Dazu kam noch, daß meine Kaufmannstante in Freiburg, die ich in meinen Jugenderinnerungen erwähnt, mir manchmal ein ganzes Kistchen Zigarren schenkte, und in den Ferien gab's zum Abschied von der Großmutter oder von dieser oder jener Base auch ein halbes oder ganzes Guldenstück, und so hatte der durstige und rauchende Fink immer einigen Samen. Schulden habe ich als Student nie gemacht und besaß daher bei den Rastatter Bierwirten einen besonderen Kredit. Aber einen schlimmen finanziellen Streich hab' ich doch und gerade als Unterquintaner vollführt. Ich habe mein „großmütterliches" Klavier verkauft und den Erlös dem Gambrinus geopfert.

Das Klavierspielen wurde mir in den ersten Jahren

meines Rastatter Aufenthaltes entleidet durch die Sorge um mein Fortkommen in den betreffenden Klassen, und als meine Vierzeit anfing, war ich froh, wenn ich das Lyzeum hinter mir hatte, und es wandelte mich nicht die geringste Lust mehr an, an freien Samstag- und Mittwoch-Nachmittagen in die Anstalt hinaufzuwandern, um bei Musiklehrer Bender, der von 1852—1882 diese Stelle versah, Klavierstunden zu nehmen.

Dieser Lehrer war, wie alle Musikanten höherer Art, ein milder, sanfter Mann, dem die Bonhomie mit Macht aus seinem runden, dicken Angesicht leuchtete. Ich hatte schon als Quartaner einige Stunden bei ihm Klavier gespielt, wobei er sich die Zeit damit vertrieb, daß er, während ich klimperte, mit einem kleinen Kamme die hintern Kopfhaare auf sein kahles Vorderhaupt zu dressieren suchte. Später, wie wir hören werden, machte ich den harmlosen Mann oft böse, und er war der einzige Lehrer, um dessentwillen mir der Direktor manchmal gram ward. Talent für Musik hatte ich nie und ebensowenig Fertigkeit in irgend einer mechanischen Hantierung. So machte ich mir kein Gewissen daraus, mein altes Hackbrett bei der ersten Gelegenheit abzugeben.

Meine Hausfrau hatte längst bemerkt, daß mein Klavier selten einen Ton von sich gab, und da ihr jüngstes Töchterlein dieses Spiel lernen wollte, unterhandelte sie mit mir über den Verkauf meines Instruments. In Geldsachen allezeit ein billiger Denker, schloß ich so mit der Hausfrau ab, daß sie mein Klavier für zehn badische Gulden erhielt, einen Preis, wie ihn wohl selten ein Klavier erduldet[1]. Die zehn Gulden aber gab ich in den folgenden Wochen aus, um ein viel unnötigeres Spiel zu lernen, das „Zego" nämlich.

In meiner Klasse, wo ich zwar nicht gerade der älteste, wohl aber der längste war, hatte ich nur zwei Kameraden,

[1] Die Großmutter hatte es dem alten Orgelbauer und Bildschnitzer Glücker, ihrem Nachbar, für zwanzig Gulden abgekauft.

die mir an leichtem Sinn und an Liebe zum Biertrinken und Rauchen gleichkamen, mich aber an Talent übertrafen. Es waren dies der Karl Abetz, Sohn eines armen Wagners in Rastatt, und Emil Kuhn, Sohn eines Lehrers in dem unfernen, einsamen Dörfchen Leiberstung. Es fehlte ihnen aber meist an Mitteln zum Biertrinken, und wenn ich nun mit „Studenten" kneipen wollte, mußte ich mich an die Schüler der höhern Klassen halten. Und in der Tat hatte ich „Freunde" bis in die Obersexta (Prima) hinauf, von denen ich nicht bloß frühzeitig den „Komment", sondern auch das Zegospielen lernte.

Meine ersten öffentlichen Studien mit „Skis und Bagad" machte ich im „obern Prinz", einem feinern Bierlokal, das meist von österreichischen Offizieren besucht war. Ich erinnere mich noch lebhaft jenes Samstag-Nachmittags im Herbst 1855, da ich das erste Bierzego mitmachte. Die Mutter hatte mir am Tage zuvor einen gekochten Schinken geschickt, und den opferte ich als erste Hekatombe dem „Skis". Er ward auf dem Zimmer des Obersextaners Wickert, des schönsten Studenten von damals, der später beim Leibregiment Fähnrich war und dann verschwand[1], verzehrt und hernach wurde zum „Zego" im „Prinz" geschritten. Die Obersextaner Strauß, später Jesuit, und Fingado, als junger Kameralpraktikant in Freiburg gestorben, waren die weiteren Mitglieder der Gesellschaft.

Sie „schmierten" mir richtig auch die Zeche hin. Allein das trübte meine Heiterkeit keinen Augenblick; ich war stolz

[1] Im Juli 1896 kam eines Tages ein fremder Herr mit dem Aussehen eines Staatsrats in mein Zimmer und stellte sich vor als der Otto Wickert von Lahr. Er war nicht, wie er vorhatte, in holländische Dienste getreten, sondern nach London gewandert, deutscher Lehrer geworden und hatte zweiunddreißig Jahre als solcher auf der Insel Man gewirkt. Er lebt jetzt noch, ein Siebziger, in Liverpool im Kreise seiner Familie ein behagliches Dasein. So groß mein Staunen war, nach fast vierzig Jahren den verschollenen Freund wiederzusehen, eben so groß war auch meine Freude.

darauf, mit Obersextanern mein erstes offizielles Zego gespielt zu haben. Denn zu meiner Zeit galten den Lyzeisten unterer Ordnung die Sextaner mit ihrer Kneipfreiheit als wahre Halbgötter. Schmerzlich habe ich mich jahrelang danach gesehnt, einmal Sextaner zu werden. Ich bildete mir damals auf meine Freundschaft und auf den „Schmollis" mit einer Anzahl dieser Herren mehr ein, als wenn heute regierende Fürsten mich ihrer höchsten Gnade und des vertraulichsten Umganges würdigen wollten.

Von jetzt an bis zum zweiten Jahre meiner Universitätsstudien blieb ich ein leidenschaftlicher Verehrer des Zegospiels. Sowohl in Rastatt als in den Ferien ward fast täglich „getrockt", und unzählige freie Nachmittage saß ich als Sextaner mit Freunden auf irgendeinem Studentenzimmer an der Murg und machte „Geldzego", dem dann in der Regel ein Bierzego folgte, das den Abend verschlang. —

Noch ein Spiel fing ich in diesen Tagen mit mehr als erlaubter Vorliebe zu treiben an, das Kegeln. Diesem huldigte ich ganz besonders in den Ferien von Quinta an bis zum Ende meiner Studienzeit. Auf der Kegelbahn im „Bayerischen Hof" z' Hasle, draußen am nordwestlichen Ende des Städtchens, lag ich in der Ferienzeit fast jeden Nachmittag.

Am Morgen ward durch Feld und Wald gestreift, an den Waldsäumen geruht und gelesen, und nach dem Mittagessen suchte ich einen Mitkegler, was an Werktagen nicht so leicht war, weil die meisten Menschen in der Werkstätte oder im Feld zu tun hatten. Doch ein älterer Freund, Richard Köbele, der Metzgermeister, oder der Vetter Boschesepp, ein Bäcker, welch beide ihre Tagesarbeit am Morgen beendigten, jetzt aber schon längst tot sind, leisteten mir in der Regel Gesellschaft zu obigem Zweck.

An Mittwoch- und Samstag-Nachmittagen hatten die Schullehrer von Stadt und Land frei, und da wanderten die Unterlehrer der Kegelbahn zu und „machten mit". Unter ihnen lernte ich wieder einen oder den andern Originalmenschen

kennen. Ich erinnere mich namentlich zweier solcher, die es aber beide nicht weit brachten. Der eine war Unterlehrer im Dorfe Mühlenbach und hieß Schraut, der andere in Hausach, namens Hiß. Diese Leute hatten Talent zum Wegwerfen, aber ebenso großen Durst und ebenso gewaltigen Geldmangel. Talentvolle Menschen in untern Stellungen ohne Aussicht auf bessere Karriere und mit schlechter Bezahlung „verkommen" sehr leicht, ohne daß man ihnen viel Schuld anrechnen darf.

Schraut ging später auf das Polytechnikum, brachte es aber zu keinem Examen und starb 1871 als Unterlehrer in Mannheim. Er hatte sehr viele Anlage für die Dichtkunst. Hiß war nebenbei ein vortrefflicher Zitherspieler. Er mußte den Schuldienst quittieren, lebte lange in der Schweiz und starb, nach Baden zurückgekehrt, in den neunziger Jahren als armer, unglücklicher, alter Mann in Freiburg, ohne daß ich ihn wiedergesehen hätte. —

Mein Hauptpartner im Kegeln aber lebte damals in dem lieblichen Dörfchen Weiler am rechten Kinzigufer, oberhalb der Vaterstadt. Er hieß der „Remmlermichel" und besaß einen kleinen Hof am Fuß des alten Burgstalls der Ritter von Ramstein. Er war ein sogenannter „Kirwekegler", d. i. ein professionsmäßiger Kegelspieler. Da ich in Bälde durch tägliche Übung auch Virtuos wurde, fanden wir uns bald auf dem Schlachtfelde. Ich sehe ihn heute noch vor mir, den magern, galligen Bauersmann, ständig die kurze Pfeife im Munde, wie er an Markttagen in meines Vaters Wirtsstube hereinschaute und frug: „Wo isch d'r Schtudent?" Denn seine erste Sorge, wenn er zu Markt ging, war, einen Kegler zu finden. Wir wanderten dann, unbekümmert um Handel und Wandel des Wochen- und Viehmarktes, hinaus zum Bayerischen Hof und kegelten auf Bestimmung nach einzelnen Kegeln. Der Wurf galt einen Sechser. Mehr denn einmal hab' ich dem Remmlermichel einen Kronentaler und darüber abgewonnen, worauf er

beim Abschied mich jeweils mit den Worten grüßte: „Schtudent, Du bisch an Malefizkaib, awer am nägschte Mändig muasch mir Revanschi[1] ge[2]!"

Wenn ich in den Ferien bisweilen die Mutter zu einer Bauernhochzeit begleitete und nach Weiler kam, vergaß ich nie, den Michel zu besuchen. Er servierte dann ein Glas Kirschenwasser und rohen Speck, zog seinen sonntäglichen Zwilchrock an und ging mit in den Ochsen. Während dann andere Menschenkinder droben tanzten und jubilierten, waren wir zwei einsam auf der elenden Kegelbahn drunten und kegelten, bis die Mutter mich am Abend heimrief.

Er hat längst ausgekegelt, der Remmlermichel, aber dankbar gedenke ich heute noch seiner, denn er hat mir nicht bloß manche vergnügte Stunde bereitet, sondern auch öfters meine Feriengelder zeitgemäß vermehrt. —

Ich hatte viele Jahre nicht mehr gekegelt, als ich im Landtag 1877/78 erfuhr, daß unser Kammerpräsident Lamey und eine Anzahl liberaler Abgeordneter sich bisweilen nach Tisch im Harmonie-Garten zu Karlsruhe mit Kegeln beschäftigten. Sofort erwachte meine alte Liebe, und ich ließ mich auch in diese liberale Partei aufnehmen und wettete neben dem eigentlichen Spiel her à la „Remmlermichel" auf einzelne Kegel, wobei ich manches Zwanzigpfennigstück gewonnen. Doch die Zeiten, wo ich einen Tag lang, ohne zu ermüden, kegeln konnte, waren vorüber. Ich fühlte mich nach jeder landtäglichen Kegelstunde so elend und nervös, daß ich dem Vergnügen bald entsagen mußte. —

Wie das mir heute noch vorliegende Zeugnis aus Unterquinta vom 17. August 1856 nachweist, war ich am Ende des Schuljahres unter elf Schülern der sechste und wurde frank und frei nach Oberquinta promoviert. Ein Oberquintaner hat die dem Heroentum des Sextaners nächste Stufe erreicht und fühlt sich deshalb nicht wenig. Er wird, angesichts der baldigen Freiheit, kühner in jeder Hinsicht. Daß dies bei

[1] Revanche. [2] geben.

einem, der vorher schon kühn genug war, doppelt eintraf, versteht sich von selbst.

Zunächst wechselte ich mit Beginn des neuen Schuljahres meine Wohnung. Ich zog von den „roten Häusern" herauf in die schöne, helle Schloßstraße — zum Kürschner Pfeifer neben der stattlichen Hofapotheke. Es war mir nicht mehr „nobel" genug gewesen in dem abgelegenen Hinterbau am Murgdamm. Das von mir jetzt bezogene Quartier, ein langes Zimmerchen parterre, ward stets von Lyzeisten der obern Klassen bewohnt und trug seiner schmalen Länge wegen den Namen „Kegelbahn". Ganz in seiner Nähe fand ich meinen Kosttisch beim Metzger Birkle, und gegenüber hatte ich fortan mein Lieblings-Bierhaus, das „Schwert".

Aus dieser Umgebung und diesen Räumen zog ich im Oktober 1856 in die Oberquinta ein, deren Schulzimmer, wie die der beiden Sextaklassen, im zweiten Stock des Lyzeums lag, während alle übrigen Klassen ebener Erde plaziert waren. Chef der Klasse war der geistliche Professor Nicolai, wohl der gutmütigste und wohlwollendste aller Lehrer der Anstalt. Ein kleiner, fast ebenso dicker als großer Mann mit etwas wackeligem Gang, schaute er so unschuldig über seiner massiven silbernen Brille hervor, daß man sofort seine milde Denkungsart und sein freundliches Wesen erkennen mußte. Er war stets tadellos schwarz gekleidet, wenn auch mit kurzem Rock. Eine bedeutende Sorge legte er auch auf den sorgfältig gepflegten, stattlichen „Titus" seines Haupthaares, von dem keiner von uns je erfahren konnte, ob es Perücke oder Natur sei.

Er gab in den drei oberen Klassen Religion und Geschichte, in Oberquinta noch Latein und Deutsch und zu meiner Zeit in Untersexta Horaz; aber sein größter Feind hätte ihm nicht nachsagen können, daß er ein Philologe gewesen. Mit Horaz und namentlich mit dessen Versmaß stand er auf ziemlich gespanntem Fuß. Dagegen wußte er seinen Geschichtsunterricht durch Anführung von Details interessant

zu machen, und er regte namentlich in mir Vorliebe zu diesem Studium an. Ich begann damals mit vielem Eifer außerhalb der Schule Geschichte zu lesen und widmete der englischen und französischen Geschichte weit mehr Zeit, als für die Klasse notwendig gewesen wäre.

Nicolai war zugleich Bibliothekar und unterstützte mich in freundlichster Weise in meiner Privatlektüre von Geschichte und deutscher Literatur. Man konnte mich jeden freien Nachmittag bei ihm auf der Bibliothek finden, wo er sich immer wunderte, daß ich so viel gelesen und schon wieder neue Bücher haben wollte. Er kam daher auf die Meinung, als wäre ich einer der solidesten Schüler, wußte aber nicht, daß der Abend dem Bierhaus gehörte, ein Teil der Nacht aber in meiner „Kegelbahn" mit Lesen zugebracht wurde.

Ich war überhaupt in der Oberquinta nicht fleißiger denn als Unterquintaner, aber ich arbeitete von Jahr zu Jahr leichter, und so konnte ich beim alten Lebenswandel doch bessere Fortschritte machen.

Nicolai oder, wie wir ihn seiner Körperkürze wegen nannten, der „Nikele" war ein geborener Rastatter. Sein Bruder, der Schuhmacher Nicolai, der stets Lyzeisten beherbergte, besaß eine Anzahl unschöner Töchter, während zwei Schwestern der Gebrüder Nicolai, alte, fromme, kleine Damen, beim Professor im Lyzeum hausten.

Nicolai, der wie alle guten Leute mit dem Vornamen Joseph hieß, war von 1832—48 Lehrer am Lyzeum in Konstanz gewesen, während gleichzeitig auf dem nahen Arenenberg die Königin Hortense mit ihrem Sohn Louis, dem späteren Franzosenkaiser, hauste.

Der gute Professor war eine Art Hofkaplan bei der Exkönigin und hielt 1837 bei ihrem Tode die Trauerrede. —

Als „neuen" Lehrer in Oberquinta erhielten wir den Professor Trotter, bisher Direktor am Gymnasium in Offenburg. Wenn ein Direktor oder älterer Professor nach Rastatt versetzt wurde, so geschah es, wie ich schon einmal angedeutet,

in jenen Tagen in der gleichen Meinung, wie wenn heute die Preußen einen Divisionsgeneral zum Kommandanten irgend einer Stadt oder Festung ernennen, es galt als Vorstufe zur Pensionierung. Von dieser Sorte war unser Trotter, ein braver, ja selbst frommer Mann, aber als Philologe ein schlechter Musikant. Er hatte das Aussehen eines Herrnhuters und diesem gleich den Typus einer etwas starren Religiosität. In der Kirche zeigte er sich neben dem gutgläubigen Direktor als der andächtigste von allen Professoren; aber er war auch im Leben, soweit es uns in die Sinne trat, ein liebenswürdiger, bescheidener und vorab höflicher Mann. Der alte Professor und Domdekan Hirscher in Freiburg würde von ihm gesagt haben: „Er war gutmütig und auch gut." In den oberen Klassen gab Trotter nur Hebräisch, und das verstand er; hinsichtlich der klassischen Sprachen aber wurde seine Tätigkeit auf die Unterquarta reduziert. Er war aus Sandhausen bei Heidelberg und trat schon, obwohl nicht sehr alt, 1863 in den Ruhestand, den er bald mit der ewigen Ruhe vertauschte. —

Gleich in den ersten Oberquinta-Tagen, am 4. Oktober 1856, wurden eines Morgens sämtliche Schüler im Festgewande an die Eisenbahn geführt. Der junge Großherzog Friedrich passierte mit seiner ihm eben angetrauten Gemahlin Luise Rastatt, um nach der Insel Mainau zu fahren, und diesen Augenblick wollte unser von preußischer Loyalität hoch erfüllter Direktor nicht vorübergehen lassen, ohne auch uns und seine Lehrer am Bahnhofe aufzustellen. Mir passierte dabei wieder ein ganz ähnlicher Streich, wie ich ihn in den „Jugenderinnerungen" bei der Durchreise des Großherzogs Leopold durch meine Vaterstadt erzählen mußte.

Wir Lyzeisten wurden längs der Bahnlinie aufgestellt und sollten bei der Einfahrt „Hoch" rufen. Mir kam auch diesmal der Zug zu lange nicht, und ich schlug meinem intimen Freunde, dem Obersextaner Beckert, vor, in der Eisenbahnrestauration, beim Streb, einen Schoppen zu holen,

was bei der Menge Menschen, die rings umherstand, kein Wagnis war. Gesagt, getan! Doch während wir den ersten „Zug" aus dem Glase taten, pfiff auch der Bahnzug daher, und das Hoch brauste dahin. Die Hoheiten stiegen zwar aus und wieder ein, aber gesehen habe ich keine derselben, da sie von einer solchen Masse Staats- und Militärdiener umstanden waren, daß ein schlichter Oberquintaner füglich nichts besseres tun konnte, als beim Vater Streb noch „einen" zu trinken.

Ich bin in späteren Jahren oft an Rastatt vorübergefahren, aber nie, ohne an den dicken, alten, längst toten Restaurateur Streb zu denken, der immer vorzügliches Bier und echte Karlsruher Würstchen hatte und beides im Wartesaal III. Klasse den Lyzeisten unterer Ordnung servierte. So oft er mich zur Tür hereinkommen sah, zwitzerte er schon mit seinen kleinen Äuglein und stellte mir schmunzelnd und schweigend ein Glas hin, ehe ich selbst nur eine Silbe hatte verlauten lassen. Große Seelen haben gleiche Ahnungen!

Im gleichen Jahre, da ich Oberquintaner war, fuhr auch der Kaiser Napoleon III. einmal an Rastatt vorbei, ohne daß ich ihn gesehen habe. Unser Professor Nicolai aber hatte sich im höchsten Staat an den Bahnhof gemacht, denn er glaubte, wie schon erwähnt, ein alter Bekannter des Dezembermannes zu sein. Es tat dem guten Herrn deshalb um so weher, daß Louis, der nicht gerne an seine armselige Jugendzeit erinnert sein mochte, ihn kaum mehr kennen wollte am Bahnhof und ihm möglichst wenig Beachtung schenkte in Gegenwart der hohen Militärpersonen, die dem Kaiser auch ihre Komplimente darbrachten.

Der brave Mann wirkte noch bis 1871 am Lyzeum und starb hochbetagt 1877 in seiner Vaterstadt, wo ich sein Grab schon besucht habe. —

Professor Nicolai hatte um seine Schüler alle ein großes Verdienst dadurch, daß er, selbst nicht kapitelfest in derlei Dingen, sie und die alten Klassiker mit philologischer Silben-

stecherei und Grammatikfuchserei verschonte. Ein Philologe von Gottes Gnaden, wie es Direktor Schraut war, der den Geist und die Schönheit der Klassiker auch in ihrer philologischen Behandlung nicht untergehen ließ, und dessen etymologische und grammatikalische Spitzfindigkeiten immerhin hochoriginell und scharf geistig waren, ein solcher Philologe wird seinen Schülern zwar auch zum Heile sein, aber derlei Leute sind rar in der philologischen Gesellschaft, rarer als weiße Raben.

Unsere Durchschnittsphilologen sind vielfach nicht sehr begabt, hölzerne, pedantische Schulmeister, welche den Klassiker nach allen Regeln der Grammatik klein hacken, wie einer, der eine uralte, kräftige Eiche, die den Äther des Himmels küßt, niederhaut und Zündhölzchen daraus macht. Dadurch geht dem Schüler aller Geist und jede Poesie verloren, und der Klassiker wird mißhandelt und mißbraucht und so dem Schüler entleidet.

Unser Nicolai ließ den Cicero, Virgil und den Sallust eben einfach übersetzen und verschonte uns mit Regeln und Konstruktionen. Und wenn er auch keinen feinen Senf dazu gab, so konnte der geistig begabtere Schüler doch in Ruhe sich selbst mit der Schönheit des Klassikers bekannt machen.

Mir gefiel vorab der Sallustius, ein Schriftsteller, dessen Styl keine Gnade findet vor den philologischen Heringsseelen, der aber mehr Spiritus, Knochen und Fleisch aufweist als eine halbe Legion neumodischer lateinischer Schulmeister und ihre Geistesprodukte.

Der römische Prätor Cajus Crispus Sallustius, der zu einer Zeit lebte, wo Krieg und wieder Krieg an der Tagesordnung war, hatte keine Zeit, seinen Styl zu feilen, und das rechnen ihm die germanischen Philologen zu einem solchen Verbrechen an, daß er nur selten noch an Gymnasien gelesen wird, damit der junge Teutone seinen lateinischen Styl nicht verderbe. Schon unser Nicolai mußte den Mann als Privatlektüre einschmuggeln. Ist so was nicht zum Tot-

lachen? Und solche Formenreiterei hieß man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts klassische Bildung! —

Als ich nach Neujahr 1857 bei der Rückkehr aus den Weihnachtsferien im Omnibus das Kinzigtal hinabfuhr, saß mit mir im Coupé ein greiser Herr. Er fragte mich, ob ich Student sei, in welcher Klasse und welche Klassiker wir läsen. Da ich ihm auch den Sallust nannte, fing er eine Lobrede auf diesen Schriftsteller an und sprach mit solcher Begeisterung von diesem und andern römischen und griechischen Autoren, daß ich glaubte, einen Universitätsprofessor vor mir zu haben. Täglich, sagte er mir, lese er zu seiner Unterhaltung und Erholung in einem Klassiker, und zum Beweise dafür ließ er mich den Titel des Buches sehen, in welchem er bisher gelesen hatte. Es war der Thukydides. Ich hätte jetzt geschworen, einen akademischen Philologen vor mir zu haben. Und doch wäre mein Schwur falsch gewesen; denn der klassisch gebildete Herr war seines Zeichens — ein badischer Bergrat Walchner, und er hatte sein Latein und Griechisch in einer Klosterschule geholt.

Ich lasse mich heute noch in der Residenz Karlsruhe öffentlich köpfen, wenn noch ein Bergrat, Baurat oder Landgerichtsrat in Baden existiert, der „ex stapede" Thukydides aus dem Griechischen zu lesen imstande ist. Ähnlich steht's mit dem Latein, das man durch Sallust nicht verderben will, während es wenige Jahre nach der Gymnasialzeit doch größtenteils verschwunden ist. —

Der Winter des Jahres 1856—57 war ein sehr kalter, was ich in meiner Kegelbahn, welche parallel mit dem Hausgang lag, doppelt schwer empfand. Gleichwohl heizte ich in derselben nie ein. Ich schrieb wohl des öftern um Geld zu einem Viertelsklafter Holz nach Hause, aber gekauft wurde trotz des strengen Winters kein Span. Ich wärmte mich in den Bierhäusern.

Wenn ich am Nachmittag aus der Schule kam, legte ich, ohne das Zimmer zu betreten, die Bücher durchs Fenster

hinein und stürzte mich ins „Schwert". Denn von vier bis sechs Uhr des Abends war es dort „geheuer", um sechs Uhr aber rückten die Professoren Eisinger und Nicolai an, die im Nebenzimmer ihr Standquartier hatten, und dann mußte unsereiner „verduften".

Nach dem Nachtessen saß ich in der Regel mit meinem Vetter Wilhelm Krämer, einem gelernten Bierbrauer, welcher in jenem Winter als Karabinier bei den Dragonern stand, beim Bierbrauer Blasl, einem Bayern, der, ebenfalls in meiner Nachbarschaft, vortreffliches Bier braute.

Einen Beweis, wie kalt meine Kegelbahn war, mag die folgende Tatsache abgeben. Wenn Vetter Wilhelm bisweilen auf mich warten mußte, bis ich vom Nachtessen kam, traf ich ihn regelmäßig mit Stiefel und Sporen in meinem Bette liegend, um sich vor Kälte zu schützen. Gleichwohl schrieb er einmal in Geldnöten seinem Vater nach Haslach, er habe in meinem Zimmer am Ofen den Rock verbrannt und müsse der Kammer 12 Gulden ersetzen. Sein Vater, der Bachsepp, welcher mir die ersten lateinischen Bücher gebracht, ließ sich dann von mir an Ostern erzählen, wie das zugegangen. Natürlich konnte ich den Wilhelm nicht Lügen strafen.

Der Vetter Wilhelm ward später der „Bierkrämer" in unserer Vaterstadt, machte aber kein so gutes Bier, wie wir es in jenen Zeiten beim Blasl getrunken. Doch haben sie ihn schon seit vielen Jahren begraben. —

Meine Aufgaben für die Schule wurden sämtlich im Bette abends und am frühen Morgen gemacht. Weil meine Tinte aber zur strengen Winterszeit meist eingefroren war aus bereits bekanntem Grunde, so kam am Morgen die Magd des Kürschners Pfeifer, eine alte Schwäbin aus dem Enztale, in meine Kabine, um mein Tintenfaß zu holen und es auf dem Herd, wo sie den Kaffee bereitete, aufzuwärmen. Da ihr mein schöner Geschlechtsname nicht sehr geläufig war, so nannte sie mich immer „Herr Johannes", und ich höre sie heute noch, wie sie in aller Früh' in die Kegelbahn

trat und mich regelmäßig weckte mit dem Rufe: „Herr Johannes, i will Ei dia Tinta wieder aufg'werme, aber i dät aneweag amol a Holz koufe!"

Dieser Winter war der kälteste meiner Rastatter Studienzeit, aber auch der einzige, der mich ohne Holz traf. Früher und später hab' ich regelmäßig meine Feuerung gekauft beim Bankier Maier; denn dieser war Besitzer des großen „Holzhofes" an der Murg.

Es steht noch lebhaft vor mir, wie ich eines Tages an die Kasse des Bankhauses trat, um mir eine Anweisung auf Holz zu holen, und wie dann der Kassier mir auf meinen Zehnguldenschein viel zu viel Geld herausgab. Als ich auf der Straße den Irrtum merkte, kehrte ich sofort zurück und meldete ihn dem Manne an der Kasse. Wie groß ward aber meine Freude, als er mir meinen Schein zeigte und darauf hinwies, daß ich ihm einen Zehntalerschein gegeben hätte! Ich hatte noch nie im Leben einen Talerschein gesehen und drum nur an Zehnguldenscheine geglaubt. Aber nie mehr seitdem hat das preußische System mir so eingeleuchtet wie damals. Die Mutter, welche den Schein mir gesandt, hatte sich zweifelsohne auch geirrt, aber ihr Irrtum war mir ein Wohlgefallen. —

Welch liebliche Erscheinung war mir in jenen Tagen ein Briefträger! Es konnte der Prophet Daniel keine größere Freude haben, da sein Kollege Habakuk mit Speise zu ihm in die Löwengrube kam, denn ich, wenn der Briefträger in meine Bude trat mit einem Geldbrief in der Hand.

Mein Beglücker war zudem ein guter, alter Bekannter. Der in meinen Jugenderinnerungen erwähnte Eilwagen-Kondukteur „Jakob" Geppert — er war aus dem Amte Offenburg — hatte in seinen alten Tagen eine Briefträgerstelle in Rastatt bekommen und wir unsere Bekanntschaft erneuert. Aber wie anders wird der Mensch in fünfzehn Jahren! Zu jener Zeit, als ich, kaum fünf Jahre alt, an der obern Mühle zu Hasle auf der Landstraße stand und

wartete, bis der Eilwagen das Tal herabrollte, um mit ins Städtle fahren zu können, hing mein ganzes Herz beim Anblick des Kondukteurs an der lustigen Fahrt und an dem Blasen des Postillons. Wenige Jahre später — und all jene kindliche Poesie war fort. Wenn ich den Briefträger Jakob Geppert sah, dachte ich nur an elendes Geld, an Bier und Zigarren. Der gute Mann trug aber dieser veränderten Gesinnung vollständig Rechnung, und so freundlich er mich einst auf seinen Eilwagen gehoben, ebenso freudig streckte er mir oft schon von weitem auf der Straße meine Geldbriefe entgegen.

In seiner Familie wohnten und lebten jetzt auch die Gebrüder Bunkofer, nachdem sie zu gleicher Zeit mit mir die Kaserne in den roten Häusern verlassen. Ich habe sie auch da noch öfters besucht und ihnen ihre Arbeiten abgeschrieben, aber den ständigen Verkehr mit ihnen vermißte ich doch und mußte deshalb manches selbst machen, was sie für mich getan, solange wir in der gleichen Herberge gehaust. Das kommende Schuljahr führte die zwei Soliden nach Karlsruhe, und wir trafen uns erst auf der Universität wieder. Eines aber hat der Bruder Karl bis an sein Rastatter Ende immer noch für mich ausgearbeitet, den Beichtzettel, worüber wir später reden wollen. —

Noch einen Mann und Wohltäter darf ich in der Oberquintazeit nicht vergessen, den damaligen Brigadier (Gendarmerie-Wachtmeister) Schreiber. Dieser, ein strammer alter Soldat mit Tillykopf, war bis vor wenig Jahren in Haslach stationiert gewesen und hatte viel im Hause meiner Eltern verkehrt. Er kannte die guten und schlimmen Eigenschaften aller Haslacher; namentlich meinte er, ein geborener Haslacher habe das Bedürfnis, jede Woche einige Abende ins Bierhaus zu gehen und über Dinge zu reden, von denen er nichts verstehe. Deshalb nahm er mir auch mein verbotenes Kneipen nicht übel, ja er beschützte dasselbe zuzeiten. Und das ging so zu: Das beste eingeborene Rastatter

Lagerbier sott damals der Bierbrauer Kolb in der Engelgasse, an den Grenzen des Kalabrich. Hier war der Brigadier, der ganz in der Nähe wohnte, Stammgast und jeden Abend zu treffen. Wir hatten nun ausgemacht, daß, so oft ich im Kolb erscheine, er für den Fall meines Erwischtwerdens sich als meinen vom Vater gesetzten „Vormund" ausgebe. Und da saß ich denn gar manchen Abend neben meinem „Vormund" und trank mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob ich gefeit wäre gegen alle etwaigen Vorkommnisse.

Bisweilen machte ich auch in Kolbs düsterm Biergarten, droben beim Kirchhof, eine nachmittägliche Kegelpartie mit meinem Brigadier und seinesgleichen, mit Amtsdienern, Gefangenwärtern, Aktuaren, nicht ahnend, daß ich in meinem spätern Leben als Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung und als Gefangener derlei Leuten noch dienstlich so viel zu schaffen machen würde.

Der brave Brigadier starb als Pensionär in Rastatt bald nach meinem Abgang von da, aber seine Tochter, die Frau des Glasers Schmid, lebt dort heute noch als Matrone meines Alters.

Aber noch eines alten Brigadiers muß ich hier gedenken, der vor Schreiber in Hasle war und den ich als Amtsdiener in Rastatt wieder traf. Er hieß Trupp und schenkte mir anno 1855, als ich in die Kaserne zog, einen ausrangierten Aktenkasten zu meinem ersten Bücherschrank. —

Nachdem ich den kalten Winter in meiner Kegelbahn ausgehalten, zog ich mit Beginn des Sommerkurses hinüber zu meinem Kostherrn, dem Metzgermeister Birkle, wo der Obersextaner Beckert und ich ein großes, schönes Zimmer gemeinsam bewohnten. Beckert, der später als junger Kooperator am Münster in Freiburg starb, war Senior der offiziellen, erlaubten Sextanerkneipe, aber auch als Untersextaner schon erster Chargierter des nicht erlaubten Korps der Markomannen gewesen. Diese Verbindung, der einst auch Bischof Lothar von Kübel, und zwar als keiner der ge-

ringsten Brüder, angehört hatte, fand ihr Ende unter Beckert. Als sie draußen im Dörfel beim „Siebert" an einem Winterabend des Jahres 1855 versammelt waren mit all ihren Insignien als Korpsburschen, rückte unser Schill mit einer Schar Polizeidiener an, besetzte Eingänge und Fenster und fing die Übeltäter, über die dann der Direktor im Schul-Programm sich ausließ, als ob er eine den Staat und die Kirche in ihren Grundfesten bedrohende Anarchistenbande abgefaßt hätte.

Die harten Karzerstrafen und die erstmalige Aufhebung sprengten das Korps für viele Jahre, seine „ärarischen" Stulpen, Rapiere und Floretts aber besaß Beckert, und sie kamen, 1857, bei seinem Abgang zur Universität an mich.

Beckert war ein Hauptschläger und lehrte auch mich Rapier- und Florettfechten, wozu unser Zimmer Raum genug bot. Unsere Betten standen einander gegenüber an beiden Zimmerwänden, und manchmal reizten wir uns morgens beim Erwachen absichtlich durch allerlei Stichreden, worauf jeder von seinem Lager aufsprang und zur Wehre griff. So fochten wir dann „im bloßen Hemd" zwischen den beiden Bettstellen — bis zur Ermüdung. —

Man hat von lange her ein schweres Vergehen darin gesehen, wenn Lyzeisten, resp. Gymnasisten, zu einer Verbindung zusammentreten, wie sie auf Universitäten üblich sind. Und erst in neuerer Zeit ging wieder durch alle Zeitungen wie ein die badische Welt erschütterndes Ereignis die Kunde, man habe an den Gymnasien „geheime Verbindungen" entdeckt. Ich weiß nun nicht genau, ob dies ähnliche Vereine waren wie die Markomannen in Rastatt, ich denke mir sie aber so, und dann begreife ich den Spektakel nicht, welchen man darüber macht. Es sind das alte Neuigkeiten, und es war immer so oder ähnlich, ohne daß man ein besonderes Unglück für Staat und Kirche oder auch nur für den einzelnen daraus hätte ableiten können. In der Regel erheben von den Professoren und Direktoren

diejenigen den größten Lärm, welche in ihrer Jugendzeit als Hasenfüße und Schwächlinge nie solchen Verbindungen angehört und angewohnt haben.

Aus den deutschen Studentenverbindungen, großen und kleinen, sind allzeit Deutschlands beste und tüchtigste Männer hervorgegangen. Auch die Rastatter „Markomannia" lieferte viele sehr tüchtige Beamte und Geistliche, die sich stets mit Vergnügen jener Tage erinnerten.

Was geschieht denn auf solchen Kneipen Böses? Acht- zehn- bis zwanzigjährige Gymnasisten trinken Bier, singen Volks- und Studentenlieder, machen allerlei unschuldige Zeremonien akademischer Studenten nach, vergessen so ihre viele Mühe und Arbeit in der Schule und holen sich etwas Gemüt und Poesie zum Ersatz für die Öde und Leere philo- logischer Pedanterie, mit der sie von den lateinischen Schul- meistern geplagt werden. Es ist ihnen diese Erholung noch mehr zu gönnen als den Akademikern, welche als „Stu- denten" erster Klasse gelten, aber oft nichts studieren, während der „Frosch" studiert und studieren muß.

Sonst kommt nichts Böses vor in diesen Gesellschaften, und diejenigen, die eigentlich Böses und Gemeines tun, sind in der Regel die „Duckmäuser", welche sich auf keiner Kneipe sehen lassen, im geheimen aber viel schwerer sündigen. Es waren mir derlei Exemplare mehr denn eines bekannt.

Nicht die sogenannten geheimen Verbindungen sind das Krebsgeschwür an unserer heutigen studierenden Jugend (bei der, wie schon einmal gesagt, Erscheinungen zutage treten, die meine Studienzeit nicht kannte, wie z. B. Selbst- mord) sondern die materialistische Weltanschauung und der Mangel an Achtung vor der Religion, letzterer hervor- gerufen aus der unbändigen Freiheit in religiösen Dingen, die man in den jetzigen Tagen jedem bartlosen Knaben ein- räumt. Man mag mir sagen, was man will, und so sehr ich die Ursachen desselben unparteiisch rechts und links sehe, ich behaupte: Der Kulturkampf, in welchem überall gegen Kirche

und Dogmen gehetzt und gespottet wurde, und die Freigeisterei mancher Lehrer hat am allermeisten bei unserer Jugend seine schlimmen Folgen hinterlassen, in der Volksschule sowohl wie in den höheren Schulen.

Und daß unsere studierende Jugend vielfach an keinen Gott und keinen Teufel mehr, aber um so fester an Darwin und Häckel glaubt, ist für Staat und Gesellschaft viel gefährlicher als die Kneipbrüderschaften. —

Seitdem ich mit Beckert zusammenlebte, besuchte ich mit ihm gar oft die Kneipe der Sextaner, welche sie damals fast regelmäßig in der Bierbrauerei Gromer am Kehler Tor aufgeschlagen hatten. Ich lernte da all das beizeiten, was ich später, selbst Senior geworden, zu praktizieren hatte. Nächst Beckert, der eine joviale, heitere Natur war, glänzte unter den Biergenies jener Tage auch ein späterer Oberschulrat namens Wallraff, ein Gernsbacher, der aber, allzeit zu den kleinen Geistern gehörend, teufelswild wurde, weil ich in meiner „Studienzeit" seiner Erwähnung getan und erzählt habe, wie ich ihm zu einem „Ständchen" verholfen.

In dunkler Nacht von der „Gromerei" mit ihm heimkehrend, machten wir an der Murg in der Nähe der Badener Brücke halt, und ich mußte ihm, der eine krächzende Baßstimme besaß, vor dem Fenster eines Mädchens, für das er ritterliche Minne fühlte, Simon Dach's „Ännchen von Tharau" singen. Hell tönte meine Stimme durch die Nacht hin, während der zukünftige Oberschulrat etwas Baß dazu summte. Aber des Glockengießer Schweigerts Ännchen, so hieß die Besungene, mochte keine Ahnung haben von der Poesie, die in einem Ständchen liegt; ihr Fenster blieb dunkel und geschlossen, und ziemlich abgehärmt zogen wir über die Brücke der Stadt zu.

Als ich 13 Jahre später, 1870, in meiner Eigenschaft als Staatsgefangener mit meinem Gefangenwärter eines schönen Maitages auf einem Spaziergang über die gleiche Badener Brücke ging, begegnete uns das Ännchen. Ich

hatte es auf den ersten Blick wieder erkannt; es war noch das kleine, niedliche, rotbackige Ding — aber, wie mir mein Begleiter sagte, immer noch ledig. Sie konnte natürlich nicht vermuten, daß jener Sänger von damals als Gefangener an ihr vorüberziehe, und sagen konnte ich es ihr nicht, denn das Reden auf der offenen Straße war mir, dem politischen Verbrecher, nicht gestattet.

Es soll aber das Ännchen später doch einen rechten Mann bekommen haben, und das freut mich. —

Mit Beckert und mir saß am Kosttische des Metzgers Birkle, der damals nicht dreißig Jahre alt, heute noch, aber nicht mehr in Rastatt, am Leben sein soll, als dritter im Bunde der Postpraktikant Nowak aus Karlsruhe, den ich nicht vergessen darf, weil er drei Jahre lang mit mir aß und bisweilen auch trank. Ich habe in meinem Leben keinen gutmütigeren Menschen kennen gelernt als diesen Nowak. Seine Gutmütigkeit ging so weit, daß er selbst leichtsinnig wurde, nur um in der Gesellschaft Leichtsinniger nicht den Sonderling zu spielen. Er glaubte z. B. trotz seiner schwächlichen Figur und Konstitution ebensoviel trinken zu müssen, wie andere Leute, weil er fürchtete, die Vieltrinker sonst zu beleidigen. Daß diese Gutmütigkeit mißbraucht wurde, liegt nahe.

Ich habe manchen schlechten Spaß auf dem Gewissen, den ich mit ihm über Tisch getrieben, aber zum Übermaß des Trinkens verleitete ich ihn doch nie, da ich Mitleid mit seiner Gesundheit hatte. Meist verbrachte er seine Abende in anderer Gesellschaft, klagte mir dann am folgenden Tage über schrecklichen Katzenjammer und fügte regelmäßig bei: „Ich sollt' halt immer nur mit Dir gehen!" Meine Bosheit ließ ich an ihm vorzugsweise dahin aus, daß ich ihm, in dessen Brust ein liebendes Herz schlug, von Lenz und Liebe redete und so sein ganzes Wesen vor Vergnügen strahlen machte. Er hatte dabei einen unerschütterlichen Glauben an seinen Mephisto. Ich war kaum ein Jahr auf der Universität,

als mir die Kunde ward, der gute Nowak, auch Schnackel genannt, sei gestorben.

So verließen meine beiden damaligen Tischkollegen in der Blüte ihrer Jahre diese Erde, und ich allein blieb übrig, um mich mit Wehmut ihrer und unserer lustigen Tage zu erinnern.

Beckert war aus dem Dorfe Bietigheim bei Rastatt, und sein Vater, ein armer Bauersmann mit einer fuchsroten Perücke, besuchte uns deshalb öfters an den Markttagen. Trotz seiner Mittellosigkeit brachte er seinem Sohn regelmäßig einen großen Laib schwarzen Brotes und ein Stück Speck, wozu ich natürlich jeweils auch eingeladen wurde. Als Dessert zu diesen Bietigheimer Delikatessen gab uns der gute Mann Lehren und Mahnungen, die aber auf ein sehr trockenes Erdreich fielen. Sein Brot und Speck hielten viel länger an; denn wir hatten tagelang daran zu zehren in der Zeit zwischen Mittag und Nacht, seine Predigt aber war vergessen, ehe der Prediger das Haus verlassen hatte. Seine letzten Worte, die wir mit Lächeln begleiteten, lauteten stets: „Lepold, pass' m'r numme uff in d'r Schuel und zieh m'r nett in dene Wertshüser rumm!" Als sein Leopold schon auf der hohen Schule zu Freiburg sich befand, besuchte mich der gute Alte bisweilen noch in Rastatt, und ich erinnere mich gar wohl, wie er mir eines morgens einige Würste aus Kuhblut brachte, die aber meines metzgerlichen Hausherrn Hund, der „Sultan", verzehren mußte. —

Ich habe oben schon zwei Mitschüler genannt, Abetz und Kuhn, die ebenso gerne wie ich rauchten und kneipten. Aber wir hatten trotzdem Ideale; wir waren alle drei junge, literarische Schöngeister und schwärmten für deutsche Klassiker, für deutsche Wissenschaft und für das Germanentum überhaupt, wie nur Jungdeutsche in diesem Alter schwärmen können. Manche Stunde saßen wir unter dickem Tabaksqualm in dem Zimmer des einen oder andern und lasen Platen, Uhland, Goethe, Lessing oder deutsche Geschichte.

Unter den Dichtern wurde Platen wegen seiner glatten Verse unser Liebling und von den Historikern Menzel. Unsere politische Gesinnung war extrem liberal und die deutschen Kaiser des Mittelalters, welche mit der Kirche im Streit lagen, unsere Helden. Wie oft haben wir einen Gregor VII. verwünscht, weil er in Heinrich IV. unser Kaisertum erniedrigt, und den deutschen Gottesmann Luther gepriesen, weil er gegen den Ablaßkrämer Tetzel aufgetreten!

Ich kann mich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ich an unsere ebenso unreifen als jugendlichen Urteile über Zeit und Weltgeschichte zurückdenke, finde aber derartiges an jungen Leuten verzeihlich. Es wird heute noch so sein. —

In den Ferien suchte jeder für sich Neues zu lesen, und nach der Rückkehr kramte einer um den andern aus, welch neue Dinge er kennen gelernt, und neben Bier und Tabak ward mit großem Eifer erzählt, disputiert und diskutiert.

Ich lag manche Morgenstunde mit meiner Geschichte der Deutschen von Menzel, gekauft vom Antiquar Hanke zum Silberschild in Zürich, oder mit meinem Platen an den Waldsäumen der Heimat, schaute, nachdenkend über das Gelesene, hinab auf das Städtchen, wo die Rauchwölkchen leicht von den Kaminen aufstiegen, und träumte über Geschichte und Poesie.

Die selige Kindeszeit war vorüber. Wenige Jahre zuvor war ich noch mit Lesholz oder gesammelten Buchnüssen aus diesen Wäldern gezogen und hatte mich um die Welt so wenig bekümmert als ein Tannenbaum; jetzt machte ich mir schon Kopfweh mit Nachdenken, und während meine Seele damals ganz und vollauf der Natur gehört hatte, wandelte ich jetzt durch Wald und Feld mit Büchern in der Hand. Duft und Äther des Seelenlebens waren fort. Buch und Natur stehen in einem Verhältnis zusammen wie die Heuschrecke zur Nachtigall.

Hatte ich meine Studien am Wald vollendet, so ging's, auch ein Zeichen, daß die genügsame Kindeszeit verschwunden war, hinab ins Städtchen zu einem Frühschoppen. Während

ich ehedem bei der Heimkehr aus Feld und Wald glücklich war bei einem Topf Sauermilch, stolzierte ich jetzt wie ein junger Storch im ersten Gras, mein Buch unterm Arm, am Morgen schon ins Bierhaus. Hier traf ich in der Regel die besseren Bürger und die allzeit durstigen Handwerksleute der Vaterstadt beim Glase.

Unter den ersteren glänzte der Kaufmann Armbruster, mit dem ich vorzugsweise mich unterhielt, denn er hatte einstens am Gymnasium in Offenburg zwei Klassen absolviert. Da er außerdem in der Diplomaten-Nachbarstadt Wolfach geboren war, übertraf er an „façon de parler“ sämtliche gewöhnlichen Haslacher Bürger. Mit Vorliebe gab er lateinische Brocken zum besten und wußte stets, wo der feinste „Stoff“ in Haslach zu finden war. Wenn wir manchmal beim „Bierkrämer“ saßen, konnte er mitten im Gespräch abbrechen und unter einem „à propos“ mir still ins Ohr flüstern: „Der feinste Stoff ist wirklich drüben beim Bierweible!“ Wie oft hat der alte Herr, stets eine gestickte Zerevismütze auf dem Haupte, behaglich den Wunsch ausgesprochen: „Wenn mir das Bier nur auch noch zehn Jährle so schmeckt wie heute!“ Er hat's erlebt, aber die „zehn Jährle“ sind längst vorüber, und mit ihnen ist er verschwunden aus dieser flüchtigen Erdenzeit. —

In die Zeit des Oberquintaners fällt auch meine nähere Bekanntschaft mit dem in meinen Jugenderinnerungen öfters genannten Schmiedmeister Wunibald Kern. Er führte mich zuerst in die höhere Politik ein, die auf Börnes „Briefen aus Paris“ fußte, welche mein Lehrmeister besaß, mir zum Lesen gab und mit mir besprach. Ich glaube fast, daß von jener politischen Jugendlektüre und von den Wunibaldschen Erklärungen dazu, welche auf ein Haslacher Herz fielen, eine meiner größten Untugenden herkommt, die nämlich, über die bestehenden Verhältnisse in Kirche und Staat unpolitische Gedanken loszulassen, wodurch ich mir schon viel geschadet und viele Feinde gemacht habe. —

Noch ein wichtiger Akt fiel in jene Tage. Aufgemuntert durch meine Freunde Abetz und Kuhn, von denen jeder 150 Gulden theologisches Stipendium bezog, ließ ich mich durch das Verlangen nach mehr „Geld" herbei, auch um ein solches nachzusuchen. Theologische Anlagen hatte damals keiner von uns. Die eigentlichen Berufstheologen in der Klasse, Leute, die schon sehr fromm taten und selbst das „Freiburger Kirchenblatt" hielten, bekamen von uns den Namen „Schöpsen", und das einzige Mal, da ich den Professor Nicolai bös sah über mich, war, als er erfahren hatte, daß ich einer der malitiösesten Gegner des „Schöpsenbundes" sei.

Mit Rücksicht auf mein vorgelegtes Vermögenszeugnis erhielt ich zwar nur fünfzig Gulden, allein es waren mir dieselben immerhin eine angenehme Vermehrung meines Taschengeldes. Das theologische Stipendium hatte aber auch im elterlichen Hause meine Berufswahl flüssig gemacht. Mutter und Großmutter schwärmten natürlich für ein theologisches „Stipendi", aber in erster Linie nicht wegen des Geldes, sondern weil sie mich eher an ihren Lieblingswunsch gebunden glaubten. Ich selbst hatte lediglich den Mammon im Auge und im übrigen meine Sache noch ziemlich auf nichts gestellt.

Anders als Mutter und Großmutter dachte mein praktischer Vater. Eines Morgens ging ich mit ihm, der immer noch ein kranker Mann war, spazieren „um die Seilerbahn", wie die ausgeebneten Remparts des einst festen Städtchens heißen. Dort, wo man vom „Neuen-Tor-Bach" her in das Städtle hineingeht, stand damals, an der Ecke des Apothekergartens, ein „Bildstock" aus Stein mit der Jahreszahl 1736. An dieser Stelle riet mir der Vater, mit dem ich seither nie über meine Zukunft gesprochen hatte, doch ja nicht Geistlicher werden zu wollen, und zwar deswegen nicht, weil er den Zölibatszwang für ein Unding halte. Ich war zwanzig Jahre alt, hatte aber keinen Begriff, höchstens eine Ahnung von dem, was der Vater sprach, und meinte, das werde mir

nichts machen und mich nicht abhalten, Theologie zu studieren. Der Vater schwieg darauf und hat von jenem Augenblick an nie mehr über meine Berufswahl ein Wort mit mir gewechselt. Einige Jahre später, ich war schon Theologe, gab mir der alte Dekan Kurz ähnlichen Rat und erhielt dieselbe Antwort wie mein Vater. —

Ich war kaum als Oberquintaner in die Sommerferien heimgekehrt, als am 23. August 1857 die Lenebas starb. Ich sah sie noch auf dem Sterbebett, mit dem Tode kämpfend und ihren geliebten Rosenkranz in den kalten Händen.

Ich hatte sie, wie schon gesagt, seit dem Ausgang der Kindeszeit nicht mehr so oft besucht, während meiner bisherigen Studienzeit nur selten noch. Und als sie starb, fühlte ich lange nicht so wie in meiner späteren Lebenszeit, was sie mir einst gewesen war und wie viel ich ihr zu danken hatte.

Sie wurde 75 Jahre alt und wenn ich heute bedenke, daß ich diesen Jahren auch ganz nahe stehe, so faßt mich die Flüchtigkeit und Kürze unseres Lebens in erschreckender Art. —

Wenige Wochen nach dem Tode der Lenebas, am 14. September, dem Tage, da die katholische Kirche das Fest der Kreuzerhöhung feiert, zog ich mit einer Schar älterer Haslacher Jungfrauen, unter ihnen befanden sich „'s Hinterskirchs Rote" und ihre Schwester, „das Lis", auf das „Kreuzbergle" bei Hausach, wohin die Verstorbene auch oft gewandelt. Es ist dies eine prächtig gelegene Waldkapelle, wohin in jener Zeit noch die Haslacher an den hl. Kreuztagen gerne wallfahrteten. Ich hatte mich angeschlossen der „schönen Partie" wegen und trieb unterwegs „in Ehren" meinen Spaß mit den „alten Blumen der Heimat".

Wir waren etwa halbwegs am Berg hinaufgestiegen, als mich die „Rote" fragte, was ich studieren wolle. Mit ernsthafter Miene sagte ich ihr: „Pfarrer", worauf die ganze fromme Gesellschaft hohnzulachen begann. Sie verschworen sich alle, ledig bleiben zu wollen, wenn ich Pfarrer werde,

worauf ich erwiderte, dies Gelübde werde ihnen nicht schwer werden, auch wenn ein Geistlicher aus mir würde, da die meisten von ihnen zum Ledigbleiben verurteilt seien von Natur aus. Und so geschah es auch; ich ward Pfarrer, und die Lacherinnen lebten und starben fast ausnahmslos im ledigen Stand. —

Im Herbste des ebengenannten Jahres fand in der Stadt Lahr ein großes landwirtschaftliches Fest statt. Über den Schönberg und die Geroldseck fuhr ich mit meinem ältern Freund, mit des „Gotterbarms Franzsepp", in einem flotten Einspänner dahin. Bei dieser Gelegenheit sah ich die neue katholische Kirche und das ebenfalls neue, überaus liebliche Pfarrhaus von Lahr, und es kam mir beim Anblick des letztern zum erstenmal ganz ernsthaft folgender Gedanke: Wenn ich wüßte, daß mir einmal ein solch schönes Pfarrhaus zuteil würde, könnte ich mich ernstlich entschließen, Geistlicher zu werden.

Ich beneidete im stillen den Pfarrer von Lahr, von dem ich übrigens nichts zu sehen bekam, und hätte nie gedacht, daß ich einmal mit ihm bekannt und enge befreundet werden würde. Denn jener Glückliche war damals schon kein anderer als der später, 1889, ermordete Dekan Förderer von Lahr. Meine „theologischen Gedanken" beim Anblick des schönen Pfarrhauses waren bald wieder weggeschwemmt vom Festjubel. Mein Begleiter hatte viele Freunde unter den Lahrern, und bei denen ging es, in jener Zeit wenigstens, massiv lustig her, so daß wir erst gen Mitternacht mit unserem Rappen an den Ruinen von Geroldseck vorbeisprengten hinab ins Kinzigtal. —

So gingen die Dinge in Quinta, die viel glänzender schloß, als ich am Anfang erwartet. Ich wurde beim Übergang zur Sexta im Zeugnis und bei Verkündigung der Promotionen in der Aula öffentlich belobt, rangierte unter den Ersten und hatte in Fleiß und Betragen die ersten Noten — all das ohne Verdienst.

Der Sextaner.

Wenn ein russischer Leibeigener von seinem Kaiser die Freiheit erhält und zugleich zum Baron ernannt wird, kann er unmöglich froher sein, als ich es war, da sich mir nach jahrelangem Sehnen die Türe der Untersexta (Unterprima) auftat. Ging ja doch damit das „verstohlene" Kneipen zu Ende und konnte ich meinem „Bier-Genius" freien Lauf lassen. Ich hatte mich aber bis jetzt nach keiner andern Freiheit mehr gesehnt als nach dieser. Deshalb galten auch mir, wie schon oben bemerkt, die Sextaner (Primaner) als die „Grands Seigneurs", als die großen Herren am Lyzeum.

Der Sextaner ist aber sonst auch die schönste Blüte des ganzen Studententums. Zwischen dem allzufreien Akademiker und dem zu eingeschränkten niedern „Frosch" stehend, erhebt er sich über beide. Den Universitätsstudenten übertrifft er an Fleiß und Leistungen, an Freude zum klassischen Altertum, an Idealen; den kleinern „Mitfrosch" aber stellt er in Schatten durch seine akademischen Allüren, durch eine geistigere Auffassung seines Daseins und durch seine Kneipfreiheit.

Viele meiner geistlichen Mitmenschen sagen heute noch von mir, ich sei stolz und hochmütig. Bewußt aber war ich das erstere im ganzen bisherigen Leben nur in meinen Sextanertagen, wo ich glaubte, auf dem studentischen Olymp angekommen zu sein und deshalb das Recht zu haben, mich zu fühlen als einen halben Götterjüngling, der überall Nektar und Ambrosia sieht, und in dessen Gehirn die klassischen Zeiten Kirchweih halten.

Lessing nannte diese Jahre die einzig glücklichen in seinem ganzen Leben, und wenn ich offen sein will, und das will ich auch, auf die Gefahr hin, wieder „verschimpft" zu werden, so muß auch ich sagen, daß die zwei Jahre der Sexta nächst der Zeit „beim Kaplan" die glücklichsten meiner ganzen Studienzeit gewesen sind. Sie sind zwar nebenbei meine „Flegeljahre" gewesen, allein es scheint sich dies ganz natürlich zu verstehen. Mir kommt es vor, als ob das erste verständnisinnige Eindringen klassischer Bildung in den Geist eine Art Revolution in dem Sterblichen hervorbringe, bei welcher der Naturmensch kämpft mit der Humanität. Diese wird innerlich Meister und der „Flegel" muß hinaus, behauptet aber zum Ersatz sein Regiment äußerlich. Daher die tollen Streiche der studierenden Jugend. —

Unser oben besprochener Dreibund arbeitete mit neuem Eifer in der neuen Klasse, angeregt durch die offizielle Geschichte der Literatur, welche uns ein bisher noch nicht genannter Lehrer, Schlegel, gab[1]. Dieser noch junge Herr, ebenso fleißig als gewissenhaft in seinem Amt, hatte zwar auch die unglückliche Idee, die Literaturgeschichte zu diktieren; allein wir lernten daraus wenigstens Quellen und Namen der ältesten deutschen Literatur bis auf Opitz, und wenn wir auch des Professors Diktat nicht sonderlich studierten, so holten wir auf der Bibliothek die vom Professor angeführten Quellen und widmeten uns diesen umsomehr.

Wir drei taten für die Schule damals nicht allzuviel, wohl aber fürs Leben. Vom Nibelungenlied angefangen, gingen wir alle namhaften mittelalterlichen Dichtungen durch, wobei Abetz, ein Schwärmer für die Arbeiten der Gebrüder Grimm, vorab den sprachlichen Teil behandelte, während Kuhn und ich den poetischen Gehalt hervorhoben.

Die in Untersexta beginnende „Philosophische Propä-

---

[1] Schlegel stammte aus dem einsamen Randendörfchen Weizen. Er starb in den achtziger Jahren als pensionierter Hofrat und Direktor des Gymnasiums in Wertheim.

deutik," gegeben von Professor Holzherr, war mir in ihrer Elementarlehre der Logik ein Greuel, weil ich das Denken nach Formeln als eine geistige Tortur verabscheute. Der Mensch muß seine Logik mit auf die Welt bringen, alles Zuschneiden und Einschachteln nützt nichts. Der wahre Logiker wird auch, wie der Dichter, geboren und nicht gemacht. Feind von allem Abstrakten und von Formeln, weil es mir meinen Geist austrocknet wie ein Samum die Vegetation, habe ich nie Geschmack an Philosophie gefunden, auch nicht als ich auf der Universität dieselbe hörte. Mit Interesse gelesen und in mich aufgenommen habe ich in meinem Mannesalter nur e i n e n Philosophen, den der Verzweiflung, Artur Schopenhauer, der aber selbst an seinen professionsmäßigen Mitphilosophen kein gutes Haar ließ. —

Den Cicero in seinen philosophischen Schriften, ebenso den Horaz lernte ich in ihrer g e i s t i g e n Feinheit erst in Obersexta erfassen. Holzherr, bei dem wir in der Untersexta Cicero's Tusculanen lasen, arbeitete mehr aufs „Stück", und Nicolai verunedelte den Horaz durch Betonung der Versmaße, die er selbst nicht immer verstand. Ich muß jetzt noch lächeln, wenn ich an den guten Professor Nicolai in Verbindung mit Horaz denke. Auf die Übersetzung des letztern bereitete ich mich stets gerne vor, die Versmaße aber habe ich gehaßt und verachtet und deshalb selten berücksichtigt. Wenn nun der „Nikele" mich danach fragte, machte ich schnell ein ungefähres Metrum, und wenn er Einsprache erhob, behauptete ich kühn, in „alten Ausgaben" ein solches gefunden zu haben. Jetzt wurde der brave Mann vorsichtig und sprach: „Ja, man kann a so sagen, kann aber auch a so sagen," und dann gab er s e i n e Jamben, Trochäen und Daktylen zum besten. —

Die angenehmsten Stunden blieben mir eben die des Direktors. Er las mit uns in Untersexta Homer und Herodot; da war stets Geist und Leben. Die meisten Schüler der Klasse fürchteten sich auf seine Stunden, ich freute mich.

Etwa die fünf ersten ließ er vorübersetzen, die andern mußten, wie er zu sagen pflegte, „nachsägen"; sie hatten die mühevollere Arbeit, denn wenn ihnen nur ein Wort anders kam, als es vorher übersetzt worden, ergoß sich eine Flut von Schimpfreden über das Haupt der Unglücklichen. Da hieß es: „Setz er sich, er Rindvieh!" „Er ist ein geborenes und erzogenes Rindvieh!" „Werd' er Schuster!" „Es sind nur vier oder fünf in der Klasse, die ich brauchen kann, die andern sind und bleiben Schafsköpfe" usw.

Wenn er sich ausgeschimpft hatte, legte er sein Haupt einige Zeit trauernd in die rechte Hand, dann fing er wieder an, voll der höchsten Feinheit seinen Klassiker zu erklären. Ich wußte mit der Zeit jedes Partikelchen nach seinem Geschmacke zu übersetzen, hatte gar oft nur flüchtig die Übersetzung „geschlaucht", während andere mühsam sich präparierten, und doch kam ich mit Lob, jene aber mit Schimpf davon. Aber es hat auch mir mehr denn einmal die Rede geblüht: „Er ist eben auch ein Rindvieh!" Ich habe jedoch dem vorzüglichen Lehrer derlei Dinge nie übel genommen; er war und blieb mein Lieblingslehrer, dessen auffahrende Hitze nebst ihren mündlichen Folgen ich heute in hohem Maße teile, ohne solch ein klassischer Philologe zu sein, wie er es gewesen ist. —

Man kann im gewöhnlichen Leben oft die Erfahrung machen, daß Menschen, solange ihnen etwas verboten ist, danach trachten, sobald es aber erlaubt wird, gleichgültig dagegen werden. Bei mir war dies mit dem Wirtshausgehen nicht der Fall. Im Gegenteil, es steigerte sich meine „Bierlümmelei" mit dem Eintritte der Sextanerfreiheit. Ich hatte eben in den Tagen meiner Studienzeit ein leidenschaftliches Verlangen nach Bierhaus und Gesellschaft, während beide seit vierzig Jahren von mir in meinem Alltagsleben vollständig gemieden werden. Es hat meine Natur hierin ganz ins Gegenteil umgeschlagen, und ich bin in diesen Dingen einer der langweiligsten Philister geworden.

Manche werden es mir zur Schande anrechnen, daß ich in jenen Tagen in meinen Vergnügungen ganz im Bierhaus aufging. Mir ist aber schon oft der Gedanke gekommen, daß es für mich in gewisser Beziehung ein Glück war; denn es hielt mich vielleicht von größern Fehlern ab. Und in der Tat hat in jener Zeit keine andere Leidenschaft mich gefesselt außer Biertrinken und entsprechendes Krakeelen. —

Meine desfallsigen Bestrebungen wurden jetzt systematisch abgeteilt. Der Frühschoppen an Sonn- und Feiertagen und an jenen Werktagen, an denen um elf Uhr die Klasse aus war, wurde in der „blauen Katz" genommen. Einige Glas Sinzheimer Bieres vor Tisch nebst einer „Fastenbrezel" galten mir damals als ein Hochgenuß, den ich jetzt an einer fürstlichen Tafel nicht mehr fände. Der Katzenmeier, ein dicker, urgemütlicher Altbayer und mein intimer Freund, meinte des öftern, so ein lustiger „Bruder" wie ich käme keiner mehr ans Lyzeum. Er setzte sich deshalb stets an meinen Tisch, an dem einige Stammgäste saßen, wie der fidele Ratschreiber Wildemann, Virtuos im Rettigschneiden, der Oberfeldwebel Maurer von der Strafkompagnie und andere, die alle längst unter die Toten gehören.

Ich weiß nicht, ob die Menschen heutzutag beim „Frühschoppen" auch noch so heiter sind, aber bei uns herrschte eine Heiterkeit, die mir jetzt in meinen alten, trüben Tagen wie ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht" vorkommt. —

Die Nachmittage von vier Uhr ab wurden in Untersexta eine Zeitlang ganz regelmäßig, selbst im Winter, in dem Dorfe Kuppenheim zugebracht. Es konnten die Schildwachen am Niederbühler Tor in den Herbst- und Wintertagen des Jahres 1857 täglich nach vier Uhr zwei junge Leute zur Festung hinauseilen sehen; der eine groß, schlank und blaß, der andere breit und stämmig. Sie rannten dahin, als gälte es, ein Wettrennen nach dem eine Stunde entfernten Kuppenheim abzuhalten.

Durch das Dorf Niederbühl ging's im Sturm, im gleichen

Tempo vorbei am Preußendenkmal beim Eisenbahndamm und durch die kerzengerade Obstbaumallee der Landstraße bis zur Sabbatsgrenze der Kuppenheimer Juden am Eingang des Dorfes. Jetzt mäßigten die zwei ihre Schritte, um nicht für Feuerboten gehalten zu werden. Sie durchschneiden die Hauptstraße beim Rathaus und haben ihr Ziel, „die Sonne", erreicht.

Die Sonnenwirtin, eine junge, stattliche Witwe, ließ damals einen köstlichen Gerstensaft brauen; der zog die zwei herbei, und beim vergnügten Trunk saßen sie im Nebenzimmer bis um 8 Uhr, neben dem Trinken Geschichtsdaten sich fragend, in denen der Breitstämmige besonders zu Hause war. Kurz vor Torschluß, um neun Uhr, galoppierten die Jünglinge wieder zum Niederbühler Tor hinein, und bald sitzt der Lange bei mattem Talglicht in der Rappengasse an seinen Pensa für den kommenden Morgen. Ihn kennen die Leser; der andere war der Obersextaner Christian Walk aus Weingarten bei Bruchsal, genannt Massig, später wandernder Priester und Rentier. Von beiden ging die Sage, sie hätten am meisten Geld zum Biertrinken, weshalb sie mehr als andere dies besorgten.

Der Christian war ein Original und mit mir das erste Jahr in der Unterquarta gewesen. Er wurde aber befördert und ich blieb sitzen. Mit ihm und dem Wilhelm Reinacher, einem sehr talentvollen Schneiderssohn von Rastatt, der schon auf der Universität starb, hielt ich noch Kameradschaft, trotzdem sie nicht mehr in meiner Klasse waren.

Walk war der stärkste Mensch im ganzen Lyzeum; er aß aber auch für vier.

Sein Quartier hatte er bei seinem Schwager, dem Blumenwirt Augenstein, wo viele Gäste verkehrten. Was diese beim Diner übrig ließen, hatte der Christian, auf großen Platten aufgespeichert, auf seiner Bude.

Er besaß ein sehr gutes Gedächtnis und kannte alle geschichtlichen Daten. Er wurde später als Geistlicher auch ein

guter Redner, aber was ihn überall unmöglich machte, war seine Geldgier, die so weit ging, daß er, allein hausend, bei den Bauern Holz hackte ums Essen. Und als er einmal im Unterland angestellt war, ging er zu seinem Bankier nach Frankfurt zu Fuß und nährte sich von Baumfrüchten an der Straße hin, um keine Auslagen zu haben.

Er wurde schließlich aus dem Kirchendienst entlassen und ließ sich nach manchen Irrfahrten in Frankfurt nieder, wo er als Greis in einem Dachzimmer lebte und starb und gegen 300 000 Mark hinterließ. —

Ich kann Kuppenheim nicht nennen, ohne eines gleich im Anfang des genannten Schuljahres vorgefallenen Abenteuers zu erwähnen. Es war am Kirchweihsonntag 1857, als Massig und zwei weitere Obersextaner — ich meine, es waren Reinacher und Dengler von Ubstadt[1] — mit mir nach dem Dorfe zogen in keiner andern Absicht, als bei der Sonnenwirtin Einkehr zu halten. Diese selbst aber machte uns nach einiger Zeit aufmerksam, daß droben im „Kreuz", der Wirtin Heimat, Tanzmusik sei, gegeben von Böhmen des österreichischen Regiments Benedek. Wir, so äußerte sie wiederholt, sollten doch auch tanzen am Kirchweihtag.

Mehr als sonst, weil Kirchweih im Lande, hatten wir dem Gambrinus geopfert und ließen uns deshalb bereden. Meine Kollegen befanden sich bald im vollen Reigen, welchen Bauernmädchen mit ihren „Schätzen", unter letzteren einzelne Soldaten, bildeten. Ich hatte mich, im Bewußtsein meiner schlechten Leistung auf dem Gebiete der Tanzkunst, als Zuschauer unter die Türe postiert; da kam des Kreuzwirts Töchterlein, der Sonnenwirtin Schwester, und forderte mich auf, doch auch zu tanzen. „Nemo saltat sobrius", und weil ich nicht mehr sehr nüchtern war, unternahm ich einige Tänze, die ersten und die letzten meines Lebens außerhalb Hasle, mit der Primadonna von Kuppenheim.

[1] Dengler, einer der solidesten von uns, starb 1884 als Pfarrer von Wieblingen bei Heidelberg.

Die Kuppenheimer Bauernbursche waren anfangs anständige Leute und freuten sich, daß ihre Mädchen mit „Studenten" tanzten; allein jene teilten die allgemeine weibliche Schwäche der Eitelkeit und wollten diesen Abend immer nur mit uns und nicht mehr mit den jungen Herren ihres Dorfes sich abgeben.

Das erregte mit Recht den Zorn der ländlichen Jünglinge, und sie suchten Streit. Den Anfang machte ein eingeborener Kanonier, indem er mich mitten im Tanz durch ein Stuhlbein zu Falle bringen wollte. Ehe er seinen Zweck erreichte, merkte ich sein Vorhaben, ließ die Tänzerin fahren und griff den Kerl am Leibe so kräftig an, daß ich ihm seine Koppel samt Säbel wegriß und unter eine Bank warf. Jetzt stürzte eine Schar auf mich zu, die zweifelsohne meine langen Glieder schwer heimgesucht hätte, wenn nicht in demselben Augenblick der zur Aufsicht für Soldaten nach Kuppenheim abkommandierte Wachtmeister der Artillerie in den Saal getreten wäre. Dank meiner Bekanntschaft mit Unteroffizieren zählte er zu meinen „Freunden". Er sieht mich von Feinden umringt, eilt herbei, gebietet Ruhe, stellt die Musik ein und säubert den Tanzboden.

Es war aber indes für uns Studenten zu spät geworden, um noch in die Festung eingelassen zu werden, und meine Kameraden beschlossen, im Kreuz zu übernachten. Ich wollte, da die Bauernbuben drohend das Gasthaus umlagerten, nicht im Dorfe bleiben und schlug meinem Freund Artillerist vor, mich unter seiner Hut nach Rastatt zu nehmen, da ihm jedenfalls das Tor geöffnet würde und er zum Rapport heute noch dahin mußte. Er erklärte, mich nur als Gefangenen in die Festung bringen zu können, andere Leute einzuführen wäre ihm unmöglich. Ich war damit einverstanden. Eng an ihn mich anschließend, begleitete ich meinen Patron noch in die verschiedenen Wirtschaften, wo er zu inspizieren hatte, und gegen zehn Uhr zum Dorfe hinaus.

Am Niederbühler Tor hatten die „Badischen" die Wache,

und hier war Gefahr, daß meine Pseudo-Gefangennahme offenbar werden möchte; wir gingen deshalb um die Feste herum bis zum Kehler Tor, das Österreicher besetzt hielten. Die bekümmerten sich voraussichtlich nicht um die Frage, warum ein badischer Wachtmeister einen Zivilgefangenen bringe. Das Palisadentor öffnete sich, nachdem die Wache und mein Begleiter die „Parole" des Tages gewechselt; der österreichische Wachkommandant erschien, und mein Freund erklärte: „Ich habe hier einen Studenten arretiert und muß ihn auf die Hauptwache führen." Jetzt war der Paß frei; schweigend und sechs Schritt vor meinem Wachtmeister zog ich in die Festung ein und durch die österreichischen Posten hindurch. In der Stadt angekommen, wandte der Artillerist sich der Hauptwache zu, um „Nichts Neues" zu melden, und ich ging heim in die Rappengasse.

Mein Retter aus den Händen meiner Feinde hieß Wizmann, gebürtig aus Heiligenzell bei Lahr, und ist längst im badischen Unterlande, in Mosbach, als Straßenmeister gestorben. Seine Soldatenmacht ließ am andern Tag auch jenen Kanonier „antreten" und um Verzeihung bitten. —

Ich habe die Tat des Wachtmeisters bald darauf im gleichen Orte vergolten an einem seiner österreichischen Kameraden. Lichtmeß 1858 hatten wir Sextaner in Kuppenheim, ausnahmsweise „beim Rammelmaier", ein Faß Bier getrunken. Während ich mit dem Wirt abrechnete, waren meine Kommilitonen vorangegangen, Rastatt zu. Ich folgte nach acht Uhr des Abends langsam, meine Zigarre rauchend, nach. Als ich vor das Dorf hinauskam, es war eine kalte Winternacht, und Schnee bedeckte das Land, bemerkte ich jenseits der Straße auf dem Felde eine Gestalt liegen, die sich hin und her bewegte, aber nicht in die Höhe kommen konnte. Ich ging auf das Wesen zu und fand einen österreichischen „Führer" (Sergeanten) mit Gewehr und Tasche am Boden liegend, beschwert von der Kraft des Alkohols.

Ich schleppte den Mann, der kaum eines verständlichen Wortes fähig war, auf die Straße, allein er konnte ohne Hilfe weder stehen noch gehen. Seinem Schicksal durfte er nicht überlassen werden ohne Gefahr für sein Leben. Es kam mir außerdem noch ein anderer Gedanke. Der Sergeant war offenbar zur militärischen Aufsicht nach Kuppenheim beordert gewesen und mußte heute noch rapportieren. Seine Existenz stand auf dem Spiel. Da fiel mir die österreichische Wache am Kehler Tor wieder ein, wo ein Führer kommandierte. Dem wollte ich seinen Kameraden zuführen und ihn für das weitere sorgen lassen. Aber das war keine Kleinigkeit. Bis zum Kehler Tor hatte ich noch weit mehr als eine Stunde Weges, und ringsum war alles totenstill und niemand da, der mir hätte helfen können. So nahm ich denn auf meine linke Schulter des Soldaten Gewehr und mit dem rechten Arm ergriff ich den Betrunkenen und bewegte ihn mühsam weiter. Bald schwitzte ich in kalter Nacht, so schwer war meine Bürde.

Als wir nach dem Dörfchen Niederbühl kamen, hatten Nachtluft und Bewegung den Böhmen zu einiger Besinnung gebracht, die er dazu benutzte, um hastig an mich das Verlangen zu stellen, ihn zu seiner Geliebten, die in Niederbühl residiere, zu führen. Vergeblich stellte ich dem Manne seine Pflicht vor; er ging mir nicht mehr vom Fleck, bis ich ihm versprochen, seinen Wunsch zu erfüllen. Da er sich selbst aufgab, so konnte es mir nur angenehm sein, ihn loszuwerden.

Kein Licht brannte, und kein Hündlein bellte in dem finstern Dorfe. Ich wollte aber heute noch bei gleicher Finsternis die Bahn finden, welche er mir angab: Hinter der Kirche eine steinerne Treppe hinauf zum Kirchhof, über diesen weg durch eine kleine Seitentüre vor das nächste Bauernhaus.

Gewehr auf Schulter brachte ich meinen Weißrock über das Totenfeld glücklich in das Weichbild seiner Geliebten, als ihm ein neues Unglück zustieß. Wenige Schritte von

der Haustüre weg sank mir der Österreicher in das überfrorene und schneebedeckte Dungloch. Er brach bis unter die Arme in die Jauche ein. Sein Hilferuf weckte die Bewohner der Hütte. Doch ehe diese, der Vater der geliebten Jungfrau und sie selbst, mit einer Laterne erschienen waren, hatte ich meinen Mann wieder herausgezogen und präsentierte ihn unter Bericht über sein Geschick als verspäteten Gast.

Das Mädchen schlug die Hände über dem Kopf zusammen und fing an, ihrem „Führer" eine Standrede zu halten, daß er es wage, „in diesem Zustand" zu ihr zu kommen. Sie schwor ihm für ewig Treue und Liebe ab, wenn er nicht alsbald sich entferne und in anständigerer Art in Zukunft erscheine. Der alte Bauersmann hielt ihm dabei schweigend die Laterne vors Gesicht. In eigentümlichem Braun leuchtete der weiße Waffenrock des Österreichers, den ich stumm und still am Arme festhielt. Das Ganze hätte ein Genrebild gegeben für den Pinsel eines Rembrandt, um sein Helldunkel anzubringen. Um Gotteswillen aber baten mich die „Dame" und ihr Vater, doch den „wüsten Kerl" wieder mitzunehmen.

Gutmütig wie immer, zog ich den widerstrebenden Wenzel von dannen über den Kirchhof zurück auf die Straße. Zum Glück gefror die Jauche bald an seinen Kleidern, und ich konnte ohne große Belästigung meiner Geruchsnerven den Mann weiterbringen. Um elf Uhr kam ich endlich mit ihm ans Kehler Tor, wo der Wachkommandant mit meiner Meldung des Vorganges seinen Kollegen in Empfang nahm. Ich gab ihm nebst meinem Namen und meiner Wohnung noch einige Mittel an, wie dem Verunglückten zu helfen wäre, und schied von dannen.

Des andern Morgens, da ich kaum von der Schule zu Haus war, trat der Böhme in mein Zimmer und dankte mir aufs innigste, daß ich ihn vor Degradation und „Stockhaus" bewahrt. Sein Kamerad, so erzählte er, habe ihn auf der Wachstube schlafen lassen, ihm dann seinen eigenen Rock

angezogen und es so möglich gemacht, auf der Hauptwache seinen Rapport anzubringen. Alle Gefahr für ihn sei jetzt vorüber, wofür er mir nicht dankbar genug sein könne. Was aus dem Manne später geworden, weiß ich nicht, vielleicht fiel er 1866 bei Custozza, wo das Regiment Benedek viele Leute verlor; aber seinen Namen weiß ich heute noch, und sein Bild und jene Nacht stehen noch lebendig vor meiner Seele. Er hieß Wenzel Markert und war aus Böhmen. —

Die dritte Art, seine Loyalität für den Gambrinus zu bezeigen, war dem Untersextaner jetzt auch die offizielle Kneipe der vereinigten Schüler der beiden oberen Klassen. Es war etwas gar Köstliches und kulturhistorisch Interessantes, so eine „Froschkneipe", wie sie unter den Rastattern jener Zeit gehalten wurde. Heute, so höre ich, sollen die obern Gymnasisten in einzelnen Gruppen in Kaffeehäusern sitzen, Billard spielen, Glacéhandschuhe tragen und Limonade trinken. Das ist schon Treibhausgeschichte und Unnatur in diesem Alter.

Bei uns alten Rastattern herrschte Natur in wilder Größe. Unsere Parole war viel Bier und viel Krakeel in dunkler Kneipe. Aufs „Schwidisieren" und derartige Windbeuteleien gaben wir nichts. Wir waren junge, kräftige deutsche „Flegel" nach außen, inwendig aber voll attischer Weisheit. Wir trugen klassische Bildung in rauhem Gewande. Wenn ich heute noch mich und meine Freunde mir vorstelle im Benehmen und in der Gesinnung jener Tage, so freue ich mich ordentlich an den Kraftgestalten und Krakeelern von damals. Lauter „brave Kerle", die der Schule gaben, was ihr gehörte, aber auch ihrer Jugendlust und ihrem ungeschminkten Deutschtum freien Lauf ließen in allem, was nicht schwere oder gemeine Sünde war.

Wie mancher von uns mußte die Woche hindurch elend sich durchschlagen mit schlechten Kosttagen, in elender Stube frieren und die freien Stunden benützen, um jüngeren Lyzeisten Unterricht zu geben und ein paar Kreuzer zu ver-

dienen. Wenn aber der Samstagabend kam, so war es ihm gewiß zu gönnen, wenn er auf der Kneipe erschien, des Weltalls Kummer und Sorgen vergaß und dem Gambrinus und der Jugendlust opferte, was er ehrlich und sauer während der Woche verdient hatte.

Ich bin überzeugt, daß wieder verschiedene „fromme und auch unfromme Seelen" die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, daß ich so verderbliche und Ärgernis erregende Dinge erzähle und mich noch freue in der Erinnerung an jene Stunden und Tage. Diese Leute, die so den Stab über mich brechen werden, gottlob aber meine eigentlichen, wirksamen Richter nicht sind, haben entweder in ihrer Jugend es gerade so gemacht, wollen aber, in einer Art von Pharisäertum befangen, nicht mehr dafür angesehen sein, oder sie sind damals kraftlose, unnatürliche Menschen, sog. „Simsentanzer", wie sie der Haslacher nennt, gewesen, und dann mögen sie dem lieben Gott danken, wenn sie keine größeren Sünden begangen haben als wir Biertrinker jener Tage.

Wie oft mußten uns im Winter 1857/58 die österreichischen Patrouillen aus dem dunkeln Nebenzimmer in der „Gromerei" am Kehler Tor entfernen, weil die „Polizeistunde" längst vorüber war! Wir haben mehr denn einmal das Bierfäßchen mitgenommen bei dieser Ausweisung und es leer getrunken auf meinem großen Zimmer in der Rappengasse. Noch sehe ich die breite Gestalt des Christian Walk vor mir, wie er mit dem Fäßchen auf der Schulter uns voranging und wir singend hinterdrein.

Und wie oft bin ich in jener Zeit noch gegen Mitternacht mit meinem früh verstorbenen Freunde Reinacher Arm in Arm auf absichtlichen Umwegen durch die Schwabengasse gezogen und hab' mit ihm gesungen, daß die kleinen Häuser erzitterten:

Scheint der Mond so schön vor meines Vaters Laden,
Kerl, wo bleibst so lang bei den Kam'raden?!

Oder:

> Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf ein Grab,
> Da kam ein stolzer Reiter und brach sie ab.

Noch erinnere ich mich mit einer gewissen Elegie der jungen, schwarzäugigen und schwarzlockigen Kellnerin in der genannten Bierbrauerei. Sie war braver Eltern Kind aus dem Dorfe Durmersheim und selbst ein ebenso schönes als tadellos braves und charakterfestes Mädchen. In ihren Augen lag ein ganzer dunkler Bergsee, in dessen Tiefe Bergkristalle funkelten. Wir waren ihr alle freundlich, ohne uns viel mehr um sie zu bekümmern, als es ihr Amt und unser Bierbedarf erforderte. Sie selbst hielt sich noch reservierter, nur gegen mich glaubte ich einige „Vorliebe" zu bemerken.

Da vertraute sie mir eines Abends an, sie ginge morgen, am Sonntag, zu Besuch in ihre Heimat, und ich dürfe sie eine Strecke weit durch den „Niederwald" begleiten. Ich bildete mir nicht wenig auf diesen Vorzug ein, den ich natürlich keinem andern verriet. Wer aber in seiner Bierduselei die ganze Geschichte wieder vergaß und den Sonntagmorgen verschlief, war ich. Das erstemal in meinem Leben, da ich galant sein wollte, schlug es fehl.

Die dunkle Schönheit hat es mir nie vergessen, und so oft ich später zum Bier kam, schaute es mich aus ihren Augen an wie eine Sturmflut in finsterer Nacht. Viele, viele Jahre vergingen, bis ich gelegentlich durch ihren Bruder, der einige Klassen unter mir am Lyzeum gewesen und als Pfarrer gestorben ist, wieder von ihr erfuhr; sie sei nach Amerika ausgewandert und habe sich dort gut verheiratet. Als sie aber, nach einigen Jahren für kurze Zeit in die Heimat zurückgekehrt, wieder in die neue Welt hinübersegelte, habe eine Sturzwelle sie vom Verdeck gespült und im Meere begraben. —

Zu Anfang des Monats Dezember 1857 mußte ich als Rekrut heim zur Musterung. Wir Haslacher Rekruten jenes

Jahres, etwa ein Dutzend an der Zahl, waren die ersten, welche nach Aufhebung des Bezirksamtes in unserer Vaterstadt in Wolfach sich zu stellen hatten. Unser Ärger hierüber war nicht klein, denn wir sahen es als eine Art Degradation an, wie Bauernburschen nach einer Amtsstadt uns begeben zu müssen. Aber imponieren wollten wir wenigstens den Wolfachern. Unser Rekrutenwagen wurde zu einem grünen Tannenwald und mit Fahnen aller Farben behangen, und unsere Leiber badeten wir am Abend vorher in der Waschküche von „Gotterbarms Senfmühle". Des „Schwarzbecken Rudolf" sprang damals in jugendlichem Übermut in den vorbeifließenden Mühlbach und trotz der Winterkälte lustig darin auf und ab.

Seit unserem Austritt aus der Volksschule waren wir nie mehr alle so versammelt gewesen; aber wie hatten die sechs Jahre uns verändert! Die meisten waren schon als „Handwerksburschen" in der Welt draußen gewesen, die eigentliche Poesie des Lebens war geschwunden, unser Dasein teilte sich in Sorge um Existenz und in die Sucht nach armseligen Vergnügungen. Welch ein Riesenunterschied zwischen den Freuden des Kindes am ersten Kommuniontage und den Rekrutenfreuden! Und doch liegen nur sechs flüchtige Jahre dazwischen.

Der Bürgermeister Sahl, ein ebenso geistreicher als freisinniger Bürger, begleitete seine Rekruten, wie üblich, in die Amtsstadt, wo gerade Wochenmarkt war. Als ich mit ihm über den Marktplatz dem Rathaus zuschritt, zeigte er auf einen alten Mann, der Strohschuhe feil hielt, und sagte: „Das ist auch ein Vetter von Ihnen." Es war „der Harter aus dem Kaltbrunn", einst der reichste Bauer des obern Kinzigtales, dessen Tochter mein Vetter Eduard, der Kastenvogt, zur Frau hatte.

Wenn in den dreißiger Jahren der Fürst von Fürstenberg und der Großherzog Leopold, des Fürsten Schwager, nach dem Bade Rippoldsau kamen, war der reiche Harter eine bei den hohen Herren gar gern gesehene Persönlichkeit.

Ja der Fürst nahm ihn einst mit, um ihm seine Herrschaften in Böhmen zu zeigen. Sein Sohn stand als Leutnant bei den badischen Dragonern, und ich betrachtete diesen wie einen Halbgott, als er einmal, kurz vor der Revolution, in Uniform seine Schwester besuchte.

Der Leutnant wurde in der Revolution „Major", nachher eingesperrt und entlassen. Er starb als französischer Legionär im Krimkrieg. Der Vater kam um Hab und Gut, sein Riesenhof mit Feld und Wald wurde um ein Spottgeld verkauft. Er wohnte später im Taglöhnerhause seines Hofgutes, machte Strohschuhe und besorgte den Dienst als Ratschreiber seiner Gemeinde.

In dieser Zeit traf ich ihn und lud den armen Vetter zu unserem Rekrutenmittagessen in der Sonne zu Wolfach ein. Der arme Mann hatte eine kindliche Freude und dankte mir mit Tränen in den Augen. Mir aber schwebt, so oft ich an meine Rekrutenzeit oder an die Armseligkeit unseres Lebens denke, die Gestalt des alten Harter und sein herbes Schicksal vor der Seele[1]. —

Nur drei von meinen Jugend- und Schulgenossen, „'s Schwarzbecken Rudolf", der „ful' Alise" — beide schon längst tot — und Wilhelm, der Hammerschmied, wurden Soldat, ich aber wegen „erprobter und bezeugter Kurzsichtigkeit" für bleibend untauglich erklärt. Dieses Übel hinderte mich auch zwei Jahre später, im Jahre 1859, als während des französisch-österreichischen Krieges Baden mobil machte und das Regiment Benedek in Rastatt ebenfalls Offiziersaspiranten annahm, bei den Österreichern einzutreten, für deren Wesen und Uniform ich viel Sympathie hatte.

Ich lernte als Sextaner „im Schwert" eine große Anzahl österreichischer Kadettfeldwebel und Feuerwerker kennen. Unter den letztern befand sich mein intimer Freund, der spätere Artillerieleutnant Gogl, ein Tyroler und ehemaliger

---

[1] Ich habe später in den „Erzbauern" sein Leben ausführlich geschildert.

Student. Ihn rief der Krieg von 1859 direkt auf die Schlachtfelder von Oberitalien. Seit unserem damaligen Abschied hab' ich nichts mehr von ihm gehört.

Was mich mit all diesen Österreichern ganz besonders verband, war die Harmonie des gleichen l e i ch t e n Sinnes, der in hohem Grade dem austrischen Wesen eigen ist, und den man bei den Österreichern deutscher Zunge überall, selbst in der Politik, nachweisen kann. Ich hätte jedenfalls das Zeug zu einem echten Österreicher gehabt! —

Es dürfte jetzt wohl angezeigt sein, auch einmal meinen religiösen Zustand in jenen Jahren zu besprechen. In meinen Jugenderinnerungen wurde bereits erzählt, daß ich im elterlichen Haus und in dem der Großmutter in streng katholischer, tiefgläubiger Umgebung mich befunden habe. Die Volksschule, von deren religiöser Erziehung mir die Erinnerung gänzlich geschwunden ist, hat in dieser Richtung gar keinen Einfluß auf mich ausgeübt. Die ersten Jünglingsjahre aber verwischten auch die formellen Begriffe des christlichen Glaubens ziemlich vollständig.

Der junge Mensch ist von seiner erbsündlichen Natur aus religiös und politisch entschieden liberal. Er wird dies um so mehr sein, je lebhafter er veranlagt ist. Der erste Liberale mit dem Urgrundsatz des Liberalismus, der persönlichen Freiheit, war die Schlange im Paradies. Der Teufel hat — allen Ernstes — zuerst den Satz des badischen Ministers Jolly: „Selbst ist der Mann!" proklamiert. Seitdem Adam und Eva diesen liberalen Spruch angenommen und geglaubt haben, ist der Mensch von Natur aus religiös „freisinnig" und zum Glauben an die bindenden Offenbarungen Gottes wenig geneigt. Die Lehre von denselben oder, kurz gesagt, der Religionsunterricht ist darum dem erbsündlichen Menschenkind etwas Unangenehmes und Langweiliges. Wer es nicht glaubt, der greife nur in seine eigene Brust und erinnere sich der „Religionsstunden" in der Volksschule und am Gymnasium.

Dazu kommt noch, daß Katecheten, welche diesen Unterricht anziehend und spannend zu geben wissen, so rar sind wie weiße Raben. Man wird aber solch seltene Katecheten weit eher in den Volksschulen als an den Mittelschulen finden.

Ja, so ein „Gottbüchlein", wie wir es in den ersten Jahren der Volksschule gehabt und dessen Loblied ich in meinen Erinnerungen aus der Jugendzeit gesungen, das dem Kind die Religion im Poesiegewand, Gott in der Natur bringt, wird die Kindesseele immer verstehen und mit Liebe umfassen. Sobald aber die Religion in der Form von abstrakten Glaubenssätzen und langweiligen Katechismen auftritt, wird sie dem jungen Gemüt unsympathisch. Darum hat die ewige Weisheit, der offenbarende Gottessohn, seine Lehren so oft in Verbindung mit der Natur gebracht im Hinweis auf die Blumen des Feldes und auf die Vögel des Himmels, und sie eingekleidet in lebendige Parabeln und Gleichnisse.

Ich kenne die Religionslehrbücher anderer christlichen Konfessionen nicht; aber die katholischen Katechismen, ganz besonders die größern, leiden an einer entsetzlichen Trockenheit und Abstraktheit. Der so berühmte Deharbesche Katechismus ist hierin ein wahres Meisterstück.

Wir hatten in den oberen Klassen des Rastatter Lyzeums ein Handbuch der christ-katholischen Glaubenslehre, das durch seine namenlose Abstrusität, seine Unklarheit und wüstensandliche Öde geradezu angetan war, uns die Religion zu entleiden. Der Verfasser hieß Stadlbaur, seines Zeichens, wenn ich mich recht erinnere, irgendwo in Bayern Domkapitular. Trotzdem hätte das Buch auf den „Index" gehört, auf welchen man nicht bloß solche Schriften setzen sollte, welche Falsches lehren, sondern auch jene, die einem ehrlichen Christen die Wahrheiten des Glaubens entleiden.

Die heutigen katholischen Religionsbücher an den Gymnasien sollen übrigens auch noch das Menschenmögliche leisten an Trockenheit und Langweile.

Wenn jener Stadlbaur in die Hände eines Lehrers kam, der seine Schüler diese konfusen, schrecklich stylisierten Lehren förmlich „durchochsen" ließ, so muß das für dieselben eine wahre Zuchthausarbeit gewesen sein, ein Geschäft, das Geist und Leib zu töten imstande war. Trotzdem unser Nicolai dies nicht von uns verlangte, hatte er doch weder so viel Energie, das Machwerk aus der Schule zu verbannen, noch Geist genug, um einiges Leben in diese Kirchhofsöde zu bringen. Und so kam es, daß wir bei der unter den meisten von uns stark ausgebildeten erbsündlichen Abneigung alles für die Klasse eher lernten als den unglückseligen Stadlbaur. Ja in der Regel wurde, statt dem Unterricht Aufmerksamkeit zuzuwenden, unter der Religionsstunde präpariert oder übersetzt für die folgenden Lehrstunden. Ich tat dies stets. Wie ich zur Note „gut" kam im Religionsunterricht, ist mir nur durch die Güte des Professors erklärbar.

Stadlbaur und Erbsünde haben es in diesen zwei Jahren der Sexta so weit gebracht, daß ich auf die Universität kam und Theologe im ersten Kurs wurde, ohne mehr zu wissen, wie viele Sakramente und Gebote die katholische Kirche hat.

Wie stand es mit der religiösen Übung? Da haben denn die Samenkörner der „Lenebas", gelegt ins Kindesherz, unendlich mehr gewirkt als ein Stadlbaur. Ich habe in jenen Tagen, in denen mir fast jeder religiöse „Lehrbegriff" abging, doch nie aufgehört zu beten. Und wenn mein Geist noch so trüb heimkehrte aus den nächtlichen Kneipen, ich habe wohl gar nie vergessen, mein Nachtgebet zu verrichten, und wenn es auch nur aus e i n e m Vaterunser und Ave Maria bestand. Mehr als einmal hab' ich auch ganz allein die mich durch ihre Abgelegenheit und Totenstille anheimelnde Bernharduskirche oder die dunkle Lorettokapelle in Rastatt aufgesucht und dort etwas weniges gebetet oder mit andern als irdischen Gedanken mich beschäftigt.

Dazu kam noch, was ich nicht genug loben kann, im Gegensatz zu der unheilvollen Praxis, die heute an Gym=

nasien herrscht, daß wir regelmäßig am Mittwoch und Sonntag den Gottesdienst besuchen und jedes Jahr wenigstens zweimal beichten mußten. Jedesmal vor dem Gang in die dem Lyzeum gegenüberstehende alte Schloßkirche der katholischen Markgrafen von Baden hatten sich sämtliche Schüler der Anstalt in der „Aula" zu versammeln. Ein Professor erschien, las nach Klassen die einzelnen Schüler ab, wie beim Appell der Soldaten, und führte dann den ganzen Zug in die Kirche.

An Sonntagen und in der österlichen Bußzeit gingen sämtliche Lehrer mit gutem Beispiel voran, besuchten den Gottesdienst und empfingen die heiligen Sakramente. Das brachte uns wenigstens Achtung vor der Religion bei, und dies um so mehr, als der Direktor, den wir vorzugsweise wegen seiner eminenten Kenntnisse hochschätzten, sich als wirklich gläubigen Katholiken zeigte. Er fehlte nie im Werktagsgottesdienst, und selbst die Vesper besuchte er meist an Sonntagnachmittagen. Fern von jener unsinnigen Manier unserer Tage, überall durch „Konfessionslosigkeit" falsche Toleranz und zur Verwilderung führende Humanität zu verkünden, hatte man auch nur katholische Lehrer an der alten, katholischen Anstalt zu Rastatt angestellt, und auch das hatte für die religiöse Seite der Schüler sein Gutes.

Und wie sieht es heute an unseren Gymnasien aus? Die Herren Studentenknaben brauchen vom 14. Jahre an weder Kirche noch Abendmahl mehr zu respektieren, wenn sie nicht wollen; sie können sich vollständig konfessionslos gerieren, wenn nur ihr Herr Papa, der in vielen Fällen meilenweit wegwohnt, nichts dagegen hat. Und die Herren Professoren, unter denen es blutwenig tüchtige Philologen mehr gibt, sind ihrer Weisheit natürlich selbst überlassen; von ihnen verlangt man noch viel weniger, daß sie den Schülern in religiöser Hinsicht ein gutes Beispiel geben sollen. Die letzteren können von ihren Lehrern höchstens lernen, daß der Mensch auch ohne Religion und ohne öffentlichen

Gottesdienst leben könne, eine Kunst, welche auch die Tierwelt schon längst der vernünftigen Menschheit vorgemacht hat. Dazu braucht man keine Professoren. —

Disziplin und Autorität jeder Art ruhen in letzter Instanz auf der Religion, weshalb die preußischen Kriegsminister nicht bloß ihre Soldaten, sondern auch die Herren Offiziere in die Kirche kommandieren. Respekt vor dieser preußischen Weisheit, die schon daraus ersichtlich ist, daß die französischen Radikalen und die Kommunarden die Militärseelsorge aufgehoben haben! —

Ich hörte später oft Professoren, die mit mir studierten, schwer klagen über die Zuchtlosigkeit an unsern Gymnasien im Verhältnis zu unserer Lyzeumszeit. Das wundert mich absolut nicht, mich wundert's nur, daß es nicht noch schlimmer aussieht. Wo soll denn das Autoritätsgefühl unserer Jugend herkommen? Doch sicher nicht daher, daß ihnen freisteht, und zwar offiziell verkündet, die Religion zu achten oder zu verachten, d. i. zu üben oder nicht, und daß sie sehen, wie die Lehrer selbst auf die höchste Autorität, auf Gott, keine Rücksicht mehr nehmen und den öffentlichen Gottesdienst auf die Seite setzen.

Wie schon oben gesagt, kann ich es nicht genug anerkennen, daß wir und mit uns die Lehrer angehalten wurden, äußerlich wenigstens Gott zu geben, was Gottes ist, wenn es auch bei mir und den meisten meiner Kommilitonen innerlich ziemlich schlecht bestellt war. Die Religion und ihre gottesdienstlichen Übungen waren uns nichts weniger als ein Herzensbedürfnis; aber wir durften beide nicht verachten, und das war schon ein unendlich großer Segen. Und wenn wir auch in der Kirche, beim Beichten und während der Predigt und Vesper uns nicht aufführten, wie ein gläubiger, ernster Christ es tun soll, so waren wir doch noch weit entfernt von jenem Zustande, der dies alles gänzlich unterläßt, mißachtet oder gar verhöhnt und verspottet.

Was das Beichten anbetrifft, so war ich stets gewissen-

haft in Angabe meiner Fehler, allein von einer eigentlichen Reue fühlte ich nichts. Meist habe ich den „Beichtzettel" meines Freundes Karl Bunkofer übernommen, von dem ich wußte, daß er sein Gewissen auf das Sorgfältigste und Peinlichste erforschte. Aber eines ist mir doch noch wohl erinnerlich, daß mich jedesmal ein besonderes Wohlbehagen erfüllte, wenn ich die Sakramente der Buße und des Altars empfangen hatte, ohne von beiden auch nur eine halbwegs richtige Vorstellung zu haben. —

Beim sonntäglichen Hauptgottesdienst war ich von Sexta an bei den Chorsängern als Tenorist. Die Sänger auf der Orgel sind stets die am wenigsten Andächtigen in einer Kirche, und wir Rastatter machten von dieser Regel keine Ausnahme. Wir schauten während der Predigt meist entweder in die Kastanienallee des ehemaligen Schloßgartens, oder hinab auf die Rastatter Frauenwelt, welche in ihrer jüngeren Generation mit Vorliebe „die Studentenkirche" besuchte. Was ich von den Predigten hörte, war, soweit es mir noch erinnerlich ist, nicht geeignet, uns in den dogmatischen Wahrheiten der katholischen Kirche zu befestigen; es war ein mehr oder weniger langweiliges und süßliches Moralisieren. Der beste Redner unter den drei Geistlichen, Professor Holzherr, bereitete sich zu wenig vor, während unser guter Nicolai stets in höchst poetischen Wendungen sich gefiel. Er redete gerne „vom Adler, der sich in den Lüften wiegt, und vom Wurme, der im Staube kriecht".

Übrigens war die Chorsängerei die einzige Ursache, welche mir öfters den Unwillen des Direktors zuzog. Ich „schwänzte" nämlich mit Vorliebe die Gesangproben des Musiklehrers Bender, die gewöhnlich an Samstagnachmittagen statthatten, an denen ich am liebsten auswärts meinen Trunk suchte. Der Mann wußte dann, wie alle Leute ohne besondere Autorität, keine andere Hilfe, als mich beim Direktor zu melden. Manchen Montagmorgen fuhr mich dieser scharf an mit den Worten: „Er biergedehnter

Dickhäuter hat auch wieder die Gesangstunde versäumt. Er kann ja noch Bier genug trinken, ohne dem Herrn Bender Grund zur Klage zu geben." Gleich darauf aber, wenn ich ihm nach seinem Wohlgefallen das Pensum übersetzt hatte, war er wieder der beste Mensch mit mir. —

Am unartigsten benahmen wir uns in der Vesper, wenn der Direktor nicht darin war und irgend ein junger Lehramtspraktikant die Aufsicht führte. Da hatten die meisten Sextaner, die hintersten in den Bankreihen der Schüler, nichts anderes zu tun, als sich umzukehren und die anwesenden „Besen"[1] zu mustern, eine in der Kirche ebenso unpassende als im übrigen völlig unschuldige Aktion. Wir kümmerten uns sonst blutwenig um das andere Geschlecht; mir und meinen Gesinnungsgenossen galten Bier und Tabak mehr als das, was man im gewöhnlichen Leben „Liebe" nennt. Viel schlimmer war es, daß wir die Vespergesänge stellenweise parodierten. In einem Psalm z. B., der von der Unveränderlichkeit Gottes handelte, sangen wir, statt wie es in dem Gesangbüchlein hieß:

Ein alt Gebirg' vergeht,
Ein neues türmt sich auf —
Ein altes Weib vergeht,
Ein neues türmt sich auf.

Keine geringe Aufregung entstand im Sommer 1858 auf die Kunde hin, daß ein junger Vikar[2] des Stadtpfarrers Buchdunger den christenlehrpflichtigen Mädchen untersagt hätte, fernerhin die „Studentenvesper" zu besuchen. Wenn wir nicht den alten Dekan, seinen Prinzipal, so respektiert hätten, würden wir, was schon beschlossen war, dem jungen Herrn die Fenster eingeworfen haben. So aber lief die

[1] So nannte damals der Student die jungen Mädchen, die Backfische.

[2] Er hieß Warth und starb 1908 als mein Nachbarspfarrer in der Stadt Waldkirch.

Sache unblutig ab, und die Mädchen waren standhaft genug, sich die Vesper in der Schloßkirche nicht entleiden zu lassen. —

In den beiden Sextajahren brachte ich manchen freien Tag zur Frühjahrs- und Sommerszeit in dem zwei Stunden von Rastatt entfernten Dorfe Durmersheim zu. Hier wohnten zahlreiche Brüder des Mannes, der die Schwester meiner Mutter geheiratet und das großmütterliche Kaufmannsgeschäft in Hasle, einst mir zugedacht, übernommen hatte.

Ich habe viele vergnügte Stunden in jenem großen, einsam gelegenen Hardtdorfe erlebt, wo ich stets bei dem nun längst toten Bruder Johannes, einem heitern, lebensfrohen Menschen, Quartier nahm. Er war Inhaber eines schwunghaften Kaufladens, besaß treffliche Zigarren, viele Felder und eine Jagd, lauter Dinge, die mich interessierten. Als junger Kraftgermane zog ich jagend über die fruchtreiche Hardt oder durch die Wälder draußen am Rheine hin und saß abends nach vollbrachtem Weidwerk rauchend und trinkend beim „Abatt" oder im „Wolf und Lamm" mit den behäbigen Bauern des Dorfes. Bisweilen fuhren wir auch von der Jagd weg über den Rhein hinüber, tranken Roussillon in Französisch-Lauterburg und Bier im bayerischen Orte gleichen Namens. Auch den Jahrmarkt bei der dem Dorfe benachbarten Wallfahrtskirche Bickesheim habe ich mehrmals mitgemacht und lustig unter lustigem Hardtvolke verkehrt.

Wenn ich an jene Tage zurückdenke, so meine ich, die Menschen seien damals viel heiterer gewesen und die Erde sonniger und schöner als jetzt. Diese falsche Meinung kommt aber einfach daher, daß ich selbst ein alter Griesgram und Hypochonder geworden bin und Land und Leute eben nicht mehr mit so fröhlichen Augen anschaue wie damals. —

Die Osterferien in Untersexta brachte ich teilweise auf dem „Gröbernhof" bei Zell am Harmersbach zu. Auf diesem ehemaligen Besitztum des Klosters Gengenbach saß damals

der Sohn des in meinen Jugenderinnerungen genannten „Herrn", des Rentmeisters, Heinrich Fischer. Ehemals auch ein lustiger Studio, der mit Recht ein unabhängiges, durch Erbschaft ihm zugefallenes Stück Land dem Staatsdienste vorgezogen, hatte er mich eingeladen auf seinen Landsitz am Eingang des Harmersbacher Tales. Es waren mir stillvergnügte Stunden, die heute noch in der Erinnerung ein poetischer Zauber umhüllt. Morgens und mittags trieb ich mich in Feld und Wald, bei Pferden und Rindern herum, wie zu Kindeszeiten, am Abend aber wanderten der Gutsherr und ich hinein ins Städtchen zum Bier.

Ich kenne kein Städtchen im badischen Lande, das elegischer und stiller gelegen wäre, als dieses Zell, die Heimat des ehedem weithin bekannten Professors Buß. Es liegt an sonnigen Tagen eine solch verklärte Ruhe über diesem alten Reichs- und Waldstädtchen, daß man glauben möchte, es wäre eben vom Grabe auferstanden und harre der lebendigen Bewohner. Und doch wohnte zu jener Zeit ein gar lebendiges Völklein darin, mit dessen „Spitzen" ich damals bekannt wurde, eine Bekanntschaft, die ich fortan in allen kommenden Ferien fortsetzte.

Was waren das für lebensfrohe Menschen, der reiche Granatenschleifer Mösch, der geistvolle Modelleur Schmieder, genannt Graf Magga, der Tierarzt König und vorab der „schwarze Doktor", der Xaveri, das Urbild eines gemütlichen, biertrinkenden Süddeutschen! Bismarck, der bekanntlich selbst gerne und viel Bier trank, hat einmal über das viele Biertrinken der Süddeutschen geklagt und gemeint, dasselbe tauge nichts, mache schläfrig usw. Allein der Reichskanzler hat eben wahrscheinlich noch nie einen Abend oder Nachmittag unter süddeutschen Biertrinkern zugebracht. Ich bin überzeugt, daß, wenn er in den fünfziger Jahren einmal im Raben in Zell gesessen wäre bei obiger Gesellschaft, er sicherlich einen andern Begriff davon bekommen hätte, was dem Süddeutschen das Bier ist. Die Herren Preußen können

sich gratulieren, daß wir, ihre südlichen Brüder, so gerne Bier trinken; denn davon und von nichts anderm kömmt jene Gemütlichkeit, in der wir so gerne folgen und uns von ihnen so vieles gefallen lassen.

Der „deutsche Michel" ist von Geburt Süddeutscher und das Bier sein Lebenselement. Wenn die Bayern, von den Franzosen „die blauen Teufel" genannt, kein Bier hätten, kein Volk der Welt wäre sicher vor ihrem „furor teutonicus", und sie waren gerade deshalb so wild im letzten Krieg, weil ihnen, fern der Heimat, das Bier fehlte. Der badische Philister aber singt jenes Trostlied: „Freund, ich bin zufrieden", nur weil er Bier hat in allen Lagen des politischen Lebens.

So hoch das Bier über dem norddeutschen Fusel steht, ebenso hoch ragt unsere Gemütlichkeit über die der Norddeutschen hervor. Wenn man uns Süddeutschen das Bier nähme, dann würden bei uns die Reichsschwärmer, die Poeten, die Komponisten, die gemäßigten Bürger und Landtagsabgeordneten aussterben, es gäbe bei uns dann lauter Menschen ohne Gemüt und mit purem Verstand. Dann würden wir denken, philosophieren, schweigen und rechnen. Unser Herz würde vergletschert und unsere Zunge würde hart reden wie Stein. Es kämen Zustände, die der süddeutsche Student schon längst geahnt, wenn er gesungen:

> Was soll aus der Welt denn noch werden,
> Wenn keiner mehr (Bier) trinken will?!

Der Süddeutsche ist vom Bier so abhängig, daß er selbst Rattengift zu sich nimmt, wenn es nur den Namen „Bier" trägt.

Ich bin fest überzeugt, wenn die Franzosen Biertrinker wären wie wir Badenser, Schwaben und Bayern, sie würden nicht alle zwanzig Jahre eine blutige Revolution und ein anderes Regierungssystem haben. Und wenn ich heute auf den Thron der Napoleone berufen würde, mir wäre nicht

bange auf diesem Vulkane. Mein erster Regierungsakt wäre eine Einladung an einige hundert bayerische Bräumeister und die Gründung von Biersiedereien im ganzen Lande. Der französische Bauer liebt das Bier, aber es wird ihm so spärlich zuteil, wie unserem deutschen Landmann der Bordeaux. Hätte jeder Franzose billiges Bier, so würden in kurzem der französische Elan und der Geist der Revolution der schwäbischen Gemütlichkeit und Ruhe weichen, und die süddeutsche Nationalhymne von der Zufriedenheit würde ins Französische übersetzt werden, um die Marseillaise zu ersetzen. —

Meine Leistungen in der Klasse gingen fast parallel mit denen im Bierhaus: je mehr ich Bier trank, um so besser und günstiger ward meine Stellung in der Schule. So trat ich im August 1858 aus der Untersexta in die Obersexta als der Dritte unter 18 Schülern. Wie zum Hohn aber hatte Professor Donsbach, mit dem ich den Sommer über allerlei Bosheit getrieben, mir ein Nachexamen in der französischen Sprache „aufgehenkt", trotzdem ich noch die Note „ziemlich gut" hatte. Ich erklärte dem Direktor sofort, daß ich dasselbe nie machen würde, und habe treulich Wort gehalten. —

Stürmischer und wildpoetischer hatten sich noch keine Rastatter Sextaner verabschiedet als die von 1858. Die Abschiedskneipe zu Ehren der auf die Universität abgehenden Obersextaner ward schon einige Wochen vor Schluß des Schuljahres in Sinzheim bei Baden abgehalten. Dort war das Vaterhaus des herrlichen Bieres, das der Katzenmeier und der Streb am Bahnhof verzapften; dorthin wallten wir von Oos aus an einem prächtigen August-Nachmittag, um an die Quelle uns zu setzen und zu trinken. Was die Stimmung mächtig hob und den Durst steigerte, war das Bewußtsein, Freibier zu bekommen.

Der kleine Obersextaner Alfred Holder, heute Hofrat und Hofbibliothekar in Karlsruhe und ein Gelehrter ersten Ranges, zu aller Zeit aber ein Freund germanischen Wesens, hatte stets auf den Kneipen mitgemacht, wenn ihn seine

Konstitution auch davon abhielt und ihn bestimmte, wenig zu trinken. Auf diese Art hatte er wider Willen vieles Geld gespart. Davon wollte er einen Teil zum Abschied opfern und hatte sich deshalb zum voraus bereit erklärt, 100 Maß Bier zu „ponieren", für etwa 20 „Mann" ein gehöriges Quantum.

Die Brauerei Rheinbold in Sinzheim lag an jenem Tage, da wir einzogen, friedlich im Dorfsonnenschein an der Landstraße; weder sie noch das Dorf hatten eine Ahnung von dem Lärm, der heute sich da abspielen sollte. Erst ward im Garten gesungen und getrunken, und als die Sonne mehr dem Rheine zuschritt, unter meinem Vorsitz in dem Nebenzimmer eine formelle Kneipe organisiert mit Salamandern und Rundgesang. Als Hebe fungierte eine dunkle Schönheit, wie sie mir sagte, des „Schmied-Kraften" Töchterlein aus dem „Dörfl" in Rastatt, wo sie vor Jahren als eine angesehene Bäckersfrau gestorben ist. Sie meinte damals, so viel habe sie noch nie trinken sehen. Ich fühlte mich damals zu ihr, die ich im Leben nie mehr sah, so hingezogen, weil der Vater, den ich wohl kannte, in alleweg eine frappante Ähnlichkeit mit meinem Vater hatte.

Die Sonne sank, aber das letzte Faß ward eben angestochen, und deshalb wollten wir „nicht eher vom Platze heim". Drum ward beschlossen, zu übernachten, und der Herr Rheinbold ließ bereits in verschiedenen Wirtshäusern Quartier ansagen; mich selbst wollte er in seinem Hause behalten, weil es sich im Laufe des Nachmittags herausgestellt hatte, daß meine „Göttle", die Adlerwirtin in Haslach, seine Base gewesen sei.

Die jungen Germanen tobten immer unbändiger, die Nacht wurde dunkler und mit ihr die Augen der scharfen Zecher. Dem guten Braumeister ward's anfangs bang, und er hätte die wilden Gäste gerne fortgehabt. Draußen aber stand das halbe Dorf und lauschte den Bacchanten und ihrem brüllenden Sang. Dem Herrn Rheinbold ward's auch unheimlich für die andern Wirte, bei denen die Studenten übernachten sollten. Da kam ihm ein rettender Ge-

danke, der zugleich verrät, daß auch ein Bierbrauer weiß, was Poesie heißt, und welchen Einfluß sie übt auf deutsche Musensöhne. Er schlug mir vor, mit meinen Kameraden einen nächtlichen Gang auf die benachbarte Yburg zu machen, um dort den Sonnenaufgang abzuwarten. Gerne wolle er uns in der Person eines seiner Arbeiter einen Führer mitgeben. Mit Macht fand sein Vorschlag Widerhall in mir und in uns allen, und alsbald ward aufgebrochen.

Ich bin seit jener Nacht nie mehr in jene Gegend gekommen, würde aber heute noch den Weg finden, den der Mann uns geführt, trotzdem ich stark an der Ohm Bier partizipiert hatte. Es ging einen schmalen Weg durch Rebgelände bergauf, anfangs unter lebhaftem Gespräch und Gesang; bald aber verstummten die Geister. Es begann bald da, bald dort zu rauschen in den Weinstöcken, wie vom Falle eines Menschen. Ein oder der andere hatte sich zur Ruhe gelegt, um die goldene Morgensonne unter den Ranken der Weinstöcke zu erwarten. Auf dem Sattel des Berges, in dem Dörfchen Varnhalt angekommen, fehlten deshalb von der lustigen Schar bereits nicht wenige Häupter.

Es war Mitternacht. Die Nachtwächter wurden alarmiert, um das Schulhaus uns zu zeigen, denn einer von uns kannte den Unterlehrer, der herausgeklopft wurde. Wir brachten dann noch einen Wirt vom Schlafe auf; denn in Varnhalt wächst ein berühmter Wein.

Die guten Winzer in ihrem abgelegenen Bergdörfchen mußten wohl denken, die Russen seien eingefallen.

Durch einen hohen Tannenwald ging's der Ruine zu. Aber auch dieser Wald forderte seine Opfer, und schlaftrunken sank noch mancher nieder in des „Waldes düstern Gründen". Nur vier Mann, den Führer und den Lehrer abgerechnet, erreichten gen zwei Uhr morgens das Ziel, unter ihnen meine lange Wenigkeit. Ein altes, häßliches Weib ließ uns in ein finsteres, schmutziges Gemach ein, wo wir auf Bänken uns zu kurzem Schlafe niederlegten. Schon nach vier Uhr standen

wir auf dem ruinenhaften Bergturm und schauten hinab in die herrlichen Lande. Aber es kam kein rechtes Entzücken in uns auf, ein schrecklicher Katzenjammer tötete alle Poesie, namentlich bei mir, den jenes Übel stets in Hochpotenz heimsuchte, dem es aber jeweils mit Erfolg für einige Zeit Moral predigte.

Nachdem wir unsere Namen im alten Gestein verewigt und von der Alten einige Eier uns hatten sieden lassen, zogen wir schleunigst bergab, denn der erste Zug m u ß t e in Steinbach erreicht werden, weil's Sonntag war und um neun Uhr der Gottesdienst in der Rastatter Schloßkirche unser wartete.

In der hellsten Morgensonne passierten wir das Denkmal des großen Baumeisters Erwin von Steinbach, und im „Sternen" ward ein Kaffee genommen. Auf den Stationen Steinbach und Oos fanden sich sämtliche Nacht-Wegelagerer ein. Keiner aber wußte mehr, wie es zugegangen, daß er in den Reben oder im Wald das Licht des neuen Tages erblickt hatte. Zur rechten Zeit standen wir in der Aula zum Verles und wandelten in die Schloßkirche. Wir sangen in hellen Tönen auf dem Chor: „Kyrie eleison!" und keiner der Professoren hatte eine Ahnung von der Schlacht, die wir eben geschlagen.

So treibt's die Jugend, und alt geworden wundert sich der Mensch, daß er einmal so hat sein können, und schaut auf jene Tage zurück mit wehmütiger Freude und mit griesgrämigem Kopfschütteln[1]. —

---

[1] Die heutige Rastatter Gymnasiumsjugend ist weit solider, wenigstens soweit ich es an meinen Kaplänen beobachten konnte, unter denen einmal in den neunziger Jahren drei „Rastatter" waren, alle drei aber von einer Solidität im Trinken, die mich in Erstaunen setzte. Einer derselben hatte gar, ohne seinen Eltern am Gymnasium einen Pfennig zu kosten, 300 Mark erspartes und durch Stundengeben verdientes Geld auf die Universität gebracht. Ein solches Muster muß genannt werden. Er heißt Joseph Leible, ist von Bittelbrunn bei Engen im Hegau und heute Pfarrer in Immendingen an der Donau.

Am nächsten Markttag kam der Brauer Rheinbold, dem wir einen baldigen Besuch versprochen, nach Rastatt, suchte mich auf und bat, ihn doch ja mit diesem Besuch zu verschonen, er wolle uns gerne ein Faß Bier gratis schicken; denn sein Nebenzimmer habe am andern Tage ausgesehen wie ein Schlachtfeld, und er müsse dasselbe frisch tapezieren und anstreichen lassen. Der reiche Mann war eben gewohnt, von fremden Gästen nur feine Herren und Damen aus dem nahen Baden-Baden bei sich zu haben, hatte keinen Begriff von der Tragweite des bekannten Wortes: „Bildung macht frei", und wußte demnach nicht, daß Studenten unter Umständen unangenehmere Gäste sein können als Bauernbuben. —

Im Jahre 1905 ließ ich bei meiner Grabkapelle in Hofstetten einen Brunnen errichten, zu dem das Wasser weit oben vom Berg hergeleitet werden mußte. Ich erkundigte mich nach einem tüchtigen Brunnenmacher und erfuhr, daß der beste zurzeit in Renchen wohne. Ich setzte mich mit dem Manne in Verbindung. Er kam alsbald zu mir in die Karthause, wo wir unser Geschäft abschlossen.

Als dies geschehen, sagte er mir: „Herr Pfarrer, wir sind alte Bekannte. Ich habe vor Jahr und Tag Ihr Buch gelesen aus der Studienzeit und stelle mich Ihnen vor als den Führer von Sinzheim auf die Yburg. Ich habe damals gerade auch in der Brauerei Rheinbold einen Brunnen gegraben und wurde an jenem Abend ersucht, die Studenten fortzuspedieren."

Ich hätte den alten, gichtbrüchigen Mann, der es vom Brunnengräber zum vermöglichen Besitzer einer mechanischen Werkstätte gebracht hat, umarmen können, so freute mich sein Bericht.

Den Brunnen an meiner Totenstätte machte er zur vollsten Zufriedenheit. Bald darauf ist der brave Mann — Keller hieß er — aus dem Leben geschieden, obwohl wir noch auf eine Begegnung bei meiner Kapelle gehofft hatten. —

Während dieser meiner „Flegeljahre" herrschte übrigens ein Geist in mir, der weit abstach von dem genügsamen und gemütvollen Wesen meiner ersten Knabenzeit. Ich ging in freien Stunden, und also vorab auch in den Ferien, so sehr in meiner Bummelei und Biertrinkerei auf, daß ich gar wenig Mitgefühl hatte mit den wachsenden Familiensorgen meiner Mutter.

Infolge des langwierigen Krankseins und der dadurch bedingten Untätigkeit des Vaters war unser Hausstand finanziell bedeutend heruntergekommen. Die gute Mutter hatte deshalb oft mit Geldmangel und Schulden zu kämpfen. Wenn sie nun in den Ferien mir, als dem Ältesten, darüber berichten und ihr Herz ausschütten wollte, fand sie sehr schlechtes Gehör. Es war mir höchst unangenehm, von derlei Dingen reden zu hören, weil es mich störte in meinem lustigen Lebenswandel.

Die Großmutter, bei der ich in der frühen Jugend oft und gerne geweilt, mied ich ängstlich, weil sie immer vom Familienelend redete und mir Moral predigte. Ich kam, um Ruhe zu haben, wochenlang nicht mehr auf ihr Zimmer. Und doch war und blieb ich der Mutter und Großmutter Augapfel und ihre stete Hoffnung. Die Schwestern klagten oft, daß sie zu Hause arbeiten und sorgen müßten, während mir die „Mutter alles zustecke, damit ich ja keinen Schoppen Bier weniger bekäme". Auch wurde mir von Sexta an in den Vakanzen am Mittag und Abend extra serviert und stets das, was ich wünschte, ebenfalls zum nicht geringen Anstoß der schwesterlichen Weibsleute. Aber zwei Dinge habe ich doch beobachtet mit Rücksicht auf meine Mutter. Ich sagte mir immer wieder: „Du mußt in der Schule etwas leisten und darfst keine Schulden machen." Ich habe beides treu gehalten.

Wer weiß, was aus mir geworden, wenn mein Vater gesund geblieben und ein vermöglicher Mann gewesen wäre und ich ohne Rücksicht auf Familienverhältnisse hätte schalten und walten können?! —

Wie gut und besorgt die Mutter für mich war, davon nur ein Beispiel aus der Zeit der Sexta. Sie war eine sehr gewandte Spinnerin und drehte den feinsten Faden am Spinnrad. Um ihre Töchter diese edle Beschäftigung des weiblichen Geschlechtes zu lehren, hatte sie in der Zeit, da ich in Sexta mich befand, nach längerer Unterbrechung das Spinnen wieder aufgenommen und dann ein Stück feines Tuch aus dem Gespinst fertigen lassen. Eines Tages kam die Stunde, da sie mir Geld schicken sollte und nicht genug zur Hand hatte. Mich wollte sie keinen Augenblick auf meinen Sold warten lassen, und deshalb verkaufte sie, schnell entschlossen, einem Händler aus dem „Gutachertal" das Werk ihrer Hände, das erstemal im Leben, daß sie gezwungen war, etwas zu veräußern, was ihr sonst um kein Geld feil gewesen wäre.

Es schmerzt mich heute tief, in jenen Tagen nicht mehr Verständnis gehabt zu haben für die Sorgen meiner Mutter. Aber es liegt ein eigentümliches Geschick hierin über den meisten Menschenkindern; sie lernen ihre Eltern und deren Herzeleid erst würdigen, wenn Vater und Mutter nicht mehr sind.

Einige Freude konnte ich der Mutter später doch noch machen. Sie erlebte noch meine Priesterweihe, mein Staatsexamen und die ersten Jahre meiner Anstellung. Sie war glücklich, so oft ich dann in die Ferien kam und innigere Teilnahme zeigte an ihrem häuslichen Kummer. Doch starb sie wenige Jahre nach der Vollendung meiner Studien, im Jahre 1867, erst 56 Jahre alt, nachdem der Vater ihr drei Jahre im Tod vorausgegangen war. Das erste Geld aber, das ich über meine Bedürfnisse verdiente, galt einem Grabstein für die braven, unvergeßlichen Eltern, und später, da meine Mittel es erlaubten, habe ich zu ihrem Andenken in der Kirche zu Haslach ein gemaltes Fenster, gefertigt von Künstlerhand, aufstellen lassen. —

Der Herbst 1858 brachte mich auf die höchste Stufe der

Lyzealstudien durch den Eintritt in die Obersexta. Wenn den Untersextaner schon eine Götterwonne überfällt, so steigert sich diese beim Obersextaner zu mehr als olympischer Größe. Meine erste Tat war, daß ich demgemäß auch eine Wohnung suchte für den angehenden Olympier, dem jetzt die Rappengasse in Rastatt zu klein und zu armselig war. Ich zog in die Hauptstraße zum Buchhändler Hanemann in ein so elegant und niedlich ausgestattetes Zimmerchen, wie ich es in dieser Schönheit kaum als Landtagsabgeordneter in Karlsruhe gefunden und mir erlaubt habe.

Heute noch kann ich nur mit einer gewissen Elegie an die elf Monate zurückdenken, die ich in diesem zierlichen Kabinett verlebte. Es lag im Hofe, mit Aussicht auf Garten und Murgdamm, ganz abgeschlossen vom übrigen Hause, eine köstliche Zelle, still und idyllisch wie ein Sonntagsmorgen im Maien.

Was für ein süßes Behagen durchzog mich als da, wenn ich an Frühlings- und Sommerabenden spät heimkehrte, meinen Fauteuil ans Fenster rückte und noch vollends die letzte Tageszigarre verdampfte, frei von allen Sorgen und Leidenschaften, erfüllt nur vom Bewußtsein des Obersextaners! Ringsum tiefe Stille, höchstens im Hofe unten bisweilen ein leises Geflüster, das von der Köchin des Hauses und ihrem „Schatz" ausging, einem Unteroffizier und richtigen Kinzigtäler namens Krayer aus Steinach.

Die meisten Mietsleute des Hanemannschen Hauses waren österreichische Offiziere, wilde, junge Herren, unter ihnen ein Badener, von Seldeneck, und ein Sohn des famosen Feldzeugmeisters Eynatten. Der Hausherr Hanemann hat mir später noch bezeugt, daß ich der ruhigste und solideste seiner damaligen Gäste und am Abend von den letzten stets der erste gewesen sei.

Eine köstliche Anekdote ergab sich in jenen Tagen einstmals wegen des Schließens der Haustüre. Diese fand sich seit einiger Zeit am Morgen regelmäßig offen, und der Haus-

herr stellte der Reihe nach alle mit Schlüssel behafteten Bewohner zur Rede. Als er an den Leutnant von Eynatten kam, der blutjung eben vom Vaterhaus weg auf Empfehlung zum Leutnant avanciert war, meinte der gute Österreicher: „Ja, er lasse die Tür jeweils auf, weil er geglaubt hätte, sein Hausschlüssel sei nur zum Aufschließen da, zum Zuschließen habe man ihm bis jetzt noch keinen gegeben." Ich hoffe nicht, daß der Mann heute im österreichischen Generalstab sich befindet, sonst verlieren die Österreicher das nächstemal wieder.

Ich hatte nur die Wohnung in der Rappengasse aufgegeben, nicht aber den Tisch bei Metzger Birkle, und so saß ich denn immer noch in der alten Lustigkeit neben meinem Freund Nowak, auch in der Obersexta.

Es wurde mir das Schuljahr 1858/59, wenn ich einerseits lediglich den Lebensgenuß und Frohsinn und anderseits den Fortschritt in klassischer Bildung ins Auge fasse, entschieden das fruchtbarste meiner ganzen Studienzeit. Es war das „fidelste" Jahr meines Lebens und zugleich die Zeit, in der ich das eigentliche Fundament legte zu einem vollen Verständnis der Schönheit der alten Klassiker, die Zeit, in der ich völlig Herr wurde über das, was ich in der Schule leisten sollte, und wo es mir, wenige Gegenstände, wie Physik und Philosophie, ausgenommen, ein angenehmes Spiel war, zu studieren und zu denken.

Jetzt erst lernte ich den philologischen Geist unseres Direktors kennen; denn er gab uns in dieser obersten Klasse auch den lateinischen Unterricht. Es war ein Hochgenuß, an der Hand dieses Mannes Horaz, Tacitus und Cicero zu lesen. Wie wunderbar geistreich erfaßte Schraut den Horaz! Ich wußte oft nicht, ob der Autor oder sein Ausleger mehr Bewunderung verdiene. Im übrigen tobte der sanguinische Philologe in Obersexta am wildesten, weil er da die meisten Stunden hatte und namentlich Fehler im lateinischen Styl ihn aufbrachten. Der klassische Lehrer wachte mit solch peinlicher Sorgfalt über die Reinheit und Echtheit des latei-

nischen Ausdruckes beim Übersetzen, daß ein grober Stylfehler ihn aus aller Fassung bringen konnte. Es kam vor, daß er mit den „Stylheften" in die Klasse trat und sämtliche fünfzehn Hefte über Schüler und Bänke hinwarf voll heftigen Zornes. Dann setzte er sich stumm und still auf den Katheder und fing nach einiger Zeit an: „Da hab' ich fünfzehn Kerls, von denen keiner imstande ist, einen lateinischen Satz niederzuschreiben! Lauter Schusterjungens!" Daß er nicht weinte vor Schmerz, war alles.

Ich bin allezeit ein schlechter Stylist gewesen, im Deutschen wie im Lateinischen, und so kam es, daß mein lateinischer Styl das Wohlgefallen des Direktors bei weitem nicht so gewann wie meine „Exposition". In dieser hatte ich stets die erste Note, im Styl aber nie mehr denn ziemlich gut. Ich habe ihn aber auch fast regelmäßig „mutatis mutandis" meinem Freunde Kuhn abgeschrieben, mir also nie eigene Mühe gegeben.

Im Griechischen lernten wir unter Schrauts Anleitung Platon und Sophokles kennen, und ich widmete diesen beiden Schriftstellern mit Lust und Liebe meine Aufmerksamkeit. Wir lasen von Sophokles den Philoktet, und ich erinnere mich noch gar wohl, wie der Direktor mich zuerst aufrief, um die ziemlich schwierige Übersetzung zu beginnen, und, als es mir gelungen war, sagte: „Setz' Er sich; Er ist einer von den wenigen, die ich brauchen kann!" Es war das einzigemal, daß er seiner Zufriedenheit mit mir mündlichen Ausdruck verlieh. Noch einige Jahre später, im philologischen Staatsexamen kam es mir zu gut, als Obersextaner den Philoktet tüchtig bearbeitet zu haben; denn gerade dieses Stück von Sophokles kam vor.

Geschichte und Literatur wurden von mir in- und außerhalb der Schule auch im letzten Lyzeumsjahre mit Vorliebe behandelt. Die Naturlehre in ihrer höheren Darstellung war mir als Experimentalphysik stets interessant, sobald aber die Erscheinungen und Gesetze in mathematische Formeln gebracht

werden sollten, da stand bei mir „der Ochs am Berg". Gleichwohl nahm mich Professor Eisinger, der mir sonst wohlwollte, zu seinem Assistenten an, als er im Winter 1858/59 einigen badischen Artillerie-Leutnants Privatissima in der Physik gab. Ich war im gleichen Alter wie sie, hatte aber damals einen Mordsrespekt vor der erhabenen Stellung eines badischen Leutnants[1]. —

Ich kam mit Obersexta aber auch sonst zum Kulminationspunkte meiner Lyzeistengröße durch die Erwählung zum ständigen Kneippräsidenten von seiten meiner Kommilitonen. Es fand dieses Präsidium, das ich damals mit größerem Stolz übernahm, als ich heute einen Reichstagspräsidentenstuhl besteigen würde, bald Gelegenheit zu seiner feierlichen Inauguration.

Am 15. November 1858 waren es fünfzig Jahre seit der Verlegung des Lyzeums von Baden-Baden nach Rastatt.

Die Frau des Markgrafen Ludwig, des Türkenbesiegers, Sibylla Augusta, Herzogin von Lauenburg, ließ 1715 aus Böhmen die Väter der frommen Schulen, Piaristen genannt, nach Rastatt kommen, wo sie ihnen ein Kollegium eingerichtet hatte. Sie übergab ihnen auch das Hofpfarramt an der 1723 eingeweihten Schloßkirche und die Erziehung der eigenen Söhne.

Der eine derselben, Ludwig Georg, ließ ihnen 1737—45 die stattlichen Gebäude aufführen, welche heute das Lyzeum einnimmt.

Die Piaristen wirkten bis 1808 vortrefflich, aber die Zeit war in alleweg den Ordensleuten ungünstig; sie litten namentlich in Rastatt Mangel an Novizen und konnten den Unterricht nicht mehr in allen Klassen besorgen. Die Regierung des protestantischen Markgrafen Karl Friedrich, an den 1771, nachdem der zweite Sohn der Sibylle, August Georg, als der letzte der baden-badischen Linie gestorben,

---

[1] Einer derselben lebt heute, 1910, noch in Freiburg. Es ist der Baron Ernst von Böcklin.

die Herrschaft gefallen war — hob nun das Piaristenkollegium auf und verlegte am 15. November 1808 das schwachbesuchte Lyzeum von Baden-Baden samt den Lehrern nach Rastatt.

Daher das Jubiläum.

Die Sextaner beschlossen, den Tag in ihrer Art festlich zu begehen. Ich ward zunächst beauftragt, den Direktor um Erlaubnis zu bitten, ihm und den Lehrern einen solennen Fackelzug bringen zu dürfen. Schraut war gegen eine solche Kundgebung. Da wir nun unsern Festspektakel nicht öffentlich vorführen konnten, sollte ein „schönes Trinken" Tag und Abend krönen. Schon am Nachmittag spielten wir zu viert ein Zego auf dem Zimmer unseres jetzt längst toten Mitschülers Horg[1] bei der Blechnerswitwe Hiß, und machten ein kleines Faß Bier zum Gegenstand des Spiels, das wir auch ritterlich austranken. Abends um sieben Uhr fand großer Kommers in der „Blauen Katz" statt, zu welcher der jüngste Lehramtspraktikant, Kränkel, ein geborener Rastatter, später Gymnasiumsdirektor in Lahr[2], erschienen war, während die Professoren mit dem Direktor in echt schulmeisterlicher Poesielosigkeit im Löwen eine „Bowle Punsch" vertilgten — zu Ehren des fünfzigjährigen Bestandes ihrer Anstalt.

Kränkel, ein alter Teutonensenior, erklärte mir im Verlauf des Abends, er habe schon manche akademische Kneipe mitgemacht, aber so viele „Kneipgenies" nicht beisammen gesehen wie heute. Es war eine stolze Schar von etlichen dreißig Fröschen, unter ihnen alte „Parlamentarier" und in Biersachen lernbegierige Jünglinge; letztere eben erst von den Gymnasien zu Bruchsal und Offenburg eingerückt, um in Rastatt neben der höhern Bildung sich dem freiern Bierstudium zu ergeben. Ein Generalschmollis verband an diesem Abend auf Antrag des Vorsitzenden sämtliche Neulinge mit den Obersextanern:

[1] Er starb als Student in Freiburg.

[2] Er starb 1908 als Pensionär und Geheimer Hofrat in Konstanz.

Ich trink' euch ein Schmollis, ihr Brüder,
Was sitzt ihr so stumm und still,
Was soll aus der Welt denn noch werden,
Wenn keiner mehr trinken will?!

Wer es nicht glaubt, daß in dem bier- und sangestollen Leben eines deutschen Studenten doch noch ein Stück Poesie herrscht und natürliche Jugendfrische, den mache ich auf eine Tatsache aufmerksam. Man betrachte einmal eine Gesellschaft von ältern gebildeten Herren, wenn sie, lustig geworden, anfangen Lieder zu singen aus der Studentenzeit, wie da diese langweiligen, bureaukratischen und hierarchischen Physiognomien eine Heiterkeit erfaßt und überstrahlt und wie die Jugendsonne durch die düstern Wolken des Alltagslebens hindurchleuchtet auf die alten Häupter und sie verklärt.

Zu allen Zeiten, seitdem es in Deutschland Bier, Gymnasien und Universitäten gibt, haben die Studenten sich auf ein entsprechendes Leben verlegt, in früheren Jahrhunderten noch in weit höherem Grade als in unserer Zeit. Schon Abraham a Sancta Clara, der 1659, fünfzehnjährig, vom Gymnasium in Ingolstadt wegkam, erzählt aus der Zeit dieses Aufenthaltes von einer „versoffenen Studentenrott" und von dem Liedlein, das sie gesungen und das da lautete:

Qualis est vita auf der Welt,
Quae mihi semper wohlgefällt,
Ist es nicht das Studentenleben?
Ita vere, das ist's eben.
Studenten seynd jucundi,
Bisweilen furibundi. —

Heute sind die Herren Studenten zahm und vom Bier auf die Teekanne, die viel mehr Gift enthält als das Bierglas, herabgesunken. —

Wenn die offizielle Samstagskneipe mich nicht in die „Blaue Katz" oder in die „Gromerei" rief, saß ich als

Obersextaner allabendlich und, wenn möglich, jeden Morgen im „Schwert". Hier lernte ich auch die Rastatter Bürger kennen, von denen einige Originale da ihren Stammsitz hatten. Das waren köstliche Menschen, wie sie nur das deutsche Kleinbürgertum hervorzubringen imstande ist: der Bäcker Gerstner, der Schlosser Beck, der Maurer Schweigert, der Schneider Wunsch und der Rasierer Hirschmann. Wie manch lustige Stunde hab' ich mit diesen bierfidelen „Spießen" zugebracht!

Der Bäcker Gerstner war der stillvergnügte Trinker, Schlosser Beck vertrat das krakeelende Element des Philisters, Maurer Schweigert mit seinem Leibspruch: „Gravem sanctum" spielte den selbstbewußten Meister von der Kelle, Schneider Wunsch den flotten Bourgeois und der Rasierer Hirschmann den lachenden Philosophen. Ein geborener „Schlesinger", hatte er sich in Rastatt niedergelassen, überließ aber zu meiner Zeit sein Geschäft meist den Gehilfen und philosophierte im Schwert über die „Natur" und die „Zustände aller Dinge" in einer Weise, die seine Unterhaltung zu einer hochkomischen gestaltete. Mir war es stets ein Vergnügen, mit ihm zu reden, und zwar in seiner Art. Seine Nationalhymne, die er aber nur in feierlichen Momenten und bei höheren „Zuständen" anstimmte, war das Lied vom „schönen, grünen Jungfernkranz", das ich ihm so oft habe singen helfen.

Auch die „goldene Jugend" von Rastatt verkehrte damals im Schwert, meine beiden Freunde Müller und Birnstill, junge, vermögliche Leute ohne jeden Beruf. Sie hatten eben eine Droschkenanstalt errichtet, aber am Sonntag doch jeweils noch ein Paar eleganter Pferde frei, um mit mir in irgend ein benachbartes Dorf fahren zu können, wobei wir es in jeder Beziehung „nobel" gaben.

Sie wohnten neben der Brauerei zur „Linde" am Murgdamm, und noch lebhaft steht vor mir jener Abend des Sommers 1859, da wir drei, mein alter Philister und Mithaslacher Braun und mein Speisemeister Birkle bei

Lampions am Flusse ein Fäßchen Bier tranken, das mein Vetter Wilhelm, der Bierkrämer von Hasle, mir gesandt hatte. Wir sangen die lustigsten Lieder in die Nacht hinein, und gegen Schluß erhob sich Meister Braun, toastierte auf mich als den Veranstalter des „herrlichen Abends" und sprach seine Freude darüber aus, daß ich mich in Rastatt nicht bloß in der Schule so vorwärts gemacht, sondern in mir auch alle gesellschaftlichen Tugenden eines echten Haslachers zur Entwickelung gebracht hätte. —

Im Schwert lernte ich in jenen Tagen auch eine weibliche Kunst kennen, die ich seitdem nie mehr geübt, und der ich heute das Holzspalten vorzöge. Fräulein Emilie, eine der Töchter des Hauses, eine ernste, verschlossene Schönheit, lud mich bisweilen am Abend ein, mit ihr eine Partie „Damenbrett" zu spielen. Ich tat es ihr zulieb, konnte aber diesem geistlosen, zahmen Zeug, das den richtigen Namen hat, nie einen Geschmack abgewinnen. Da war mir ein tüchtiges Vierzego eine andere Musik als dieses fade Hin- und Herschieben von beinernen Täfelchen. Es ärgert mich eigentlich jetzt noch, daß ich der schönen Emilie zulieb, die heute noch als Matrone und Großmutter in Baden-Baden lebt und mich als solche schon wiederholt durch ihren Besuch erfreut hat, ein so dummes Spiel gelernt habe. Ihr Mann, ein geborener Rastatter, der spätere Stadtrat und Baumeister Werner, verkehrte im Schwert schon zu meiner Zeit.

Bei ihrer Mutter, der dicken, energischen Frau Ampt, galt ich ein großes Stück wegen „meines soliden Charakters". Die Schwertwirtin prophezeite mir stets eine gute Zukunft, ein Beweis, daß auch in Rastatt keine guten Prophetinnen wohnen. —

Wenn ich an die Zeit zurückdenke, da ich täglich im Schwert ein- und ausging, trinkend, rauchend, spielend und scherzend, um alles eher bekümmert als um meine Zukunft, nur dem Tage und der Stunde lebend, so weiß ich nicht, soll ich mich freuen oder betrübt sein. Freuen ob der heitern

Sorglosigkeit und betrüben ob des leichten Sinnes, der mich damals beherrschte. Doch, meine ich, wir Menschen sollten über derlei Dinge nicht moralisieren. Alt und hypochondrisch geworden, pflegen wir unsere Jugendstreiche gern in einem Spiegel zu betrachten, der wohl unserer heutigen Stimmung, nicht aber der früheren entspricht. Wenn wir jedoch jenen Leichtsinn ins rechte Licht zurückversetzen, so können wir, wenn wir ehrlich sein wollen, nicht trauern. Man muß die Lustigkeit seiner Jugendzeit nicht beschauen von den düstern Wolken seines spätern Lebens herab, sondern im Jugendsonnenschein, der sie groß gezogen und verklärt hat. Im übrigen wollen wir Abraham a Sancta Clara beipflichten, der da gesagt hat: „Lustige Leute gefallen mir wohl; ist ein Anzeichen, daß Gott bei ihnen und in ihnen." —

Im Winter 1858—59 machte ich auch einen Maskenball mit im Rastatter Kornhaus. Es war strenge verboten vom Direktor, sich bei derlei Vergnügungen sehen zu lassen; aber gleichwohl konnten ich und der Untersextaner Nöltner, vor vielen Jahren schon als Arzt in Bühl gestorben, es uns nicht versagen, in Dominogestalt den Ball zu besuchen. Beim Schneidermeister Weber liehen wir die „Dominos", und beim Posamentier Schöttle wurden schwarze Handschuhe gekauft, bei welcher Gelegenheit uns das Ladenmädchen für Unteroffiziere hielt und bedauerte, uns nicht begleiten zu können. Auf der Redoute selbst vermuteten verschiedene weibliche Masken hinter meinem langen Domino einen österreichischen Leutnant. Getanzt haben wir nicht; wir zogen lediglich neckend und geneckt werdend unter den Masken umher. Einzelne Professoren waren als Zuschauer da und mußten einige anzügliche Redensarten von uns hinnehmen. Mich verfolgte den ganzen Abend eine niedliche, weibliche Maske, die all ihrem Gered nach in mir einen tiefern Bekannten vermutete. Es interessierte mich, dieselbe kennen zu lernen, und als es zum Demaskieren kam, sagte mir Freund Birnstill, dem ich

mein Inkognito verriet, die Person sei eine — Schneidersfrau aus der Schwabengasse.

Wir zwei Studenten durften uns natürlich nicht demaskieren und entwichen um die zwölfte Stunde. Mein erster und letzter Maskenball! Gleichwohl hatte ein Hebräer, der Kasernenverwalter Marx, mich erkannt und beim Direktor Meldung gemacht; so referierte mir andern Tags meine Vertraute, des Schills Töchterlein, zugleich mit der Beruhigung, der Direktor habe sich nicht viel daraus gemacht. Und richtig, er schwieg vollständig darüber; mich aber hatte ein heftiger Antisemitismus erfaßt, dem ich bald darauf Ausdruck gab.

Nicht gar lange nach der Fastnachtszeit, an einem schönen Märzen-Samstag des Jahres 1859, saß eine Anzahl Obersextaner unter meiner Führung im Nebenzimmer des Gasthauses zum Kreuz in Ottersdorf. Draußen in der Stube hatten sich einige Israeliten aus Rastatt niedergelassen, uneingedenk des Sabbatgebotes. Sie sollten es büßen, daß einer ihrer Glaubensgenossen mich verraten, und ich schlug deshalb meinen Kameraden vor, das Lied zu singen „von der Sau und dem Juden" mit dem Schlußreim:

Schalomachei o waih,
O Jud, o Jud, o Judele,
O Judele, o Jud!

Gesagt, getan! Ich sang den Vers und die andern den Refrain. Sofort entstand merkliche Aufregung unter den Semiten, und einer von ihnen kam zu uns herein und „verbat sich dieses Lied". „Wir singen, was uns gefällt," war die Antwort, worauf der Hebräer mit Recht wenigstens die Türe zumachte, um in der Stube den Gesang nicht mehr zu hören. Ich aber erhob mich, nahm die Tür aus ihren Angeln, stellte sie an die Wand, und das Judenlied brauste weiter in alle Wirtschaftsräume hinein. Da trat abermals ein Sohn Israels an mich heran mit der Erklärung: „Wir werden so-

fort nach Rastatt zurückkehren und beim Direktor uns beklagen." „Tun Sie das," war meine Antwort, „und wenn Sie nicht wissen, wo er im Lyzeum wohnt, so merken Sie: Statt einer Klingel hat er einen Sauschwanz an der Türe hängen!" Ich sprach's, und unter unserm Hohngelächter zog der Semite von dannen. Den boshaften Frevler traf aber am gleichen Abend noch die Strafe.

Auf dem Heimweg, den wir am Altrhein hin über das Dörfchen Rheinau machten, entstand Streit zwischen dem Obersextaner Schaible, dem auch schon längst verstorbenen späteren Pfarrer von Windschläg, und dem Untersextaner Sohler, einem stämmigen Kinzigtäler aus Berghaupten, ebenfalls schon seit Jahren als junger Arzt von der Welt geschieden, — ein Streit, den ich als Senior schlichten wollte. Der Kinzigtäler war aber in solchem Feuer, daß er mir mit der Faust ins Gesicht schlug und das eine Brillenglas unter dem Auge ins Fleisch trieb. Blutend saß ich lange unter der Murgbrücke bei Rheinau und suchte mit Wasser die Wunde zu kühlen und zu stillen. Vergeblich. Wir zogen heim, mein Freund Kuhn versah Samariterdienst. Einen Arzt zu rufen wegen einer blutenden Schramme, war uns zu unbedeutend. Aber der Gehilfe in der Hofapotheke kneipte oft mit uns; er ward herausgeschellt in dunkler Nacht, kam mit Heft- und englischem Pflaster, und bald gab's Ruhe im Blut. In der gleichen Nacht war wiederholt der Attentäter Sohler, vom schlechten Gewissen geplagt, vom Murgdamm her vor mein Fenster gekommen und hatte sich nach meinem Befinden erkundigt.

Am andern Morgen, Sonntag, erschien ich in der Aula zum „Kirchenverles" mit einem bedeutenden Pflaster unter dem Auge und erklärte dem fragenden Professor Eisinger, ich hätte mich mit dem Rasiermesser geschnitten. Von Schills Töchterchen aber erfuhr ich nach der Kirche, daß der Hebräer am gestrigen Abend noch zum Direktor gestürmt sei, aus dessen Mienen sie jedoch noch nichts zu lesen vermocht. Mit

Bangen sah ich am kommenden Schultag dem Erscheinen des Direktors entgegen und machte mich bereits auf Karzer gefaßt. Er kam und schwieg. Die Woche verging mit seinem Schweigen. Am Samstag „schwänzte" ich wieder die Gesangstunde und ward gemeldet. Am folgenden Montag rief mich Schraut vor Beginn der Stunde in den Gang hinaus, und dem Gehege seiner Zähne entflog es also: „Er hat auch wieder die Gesangstunde versäumt aus bekannter Bierlümmelei, und Er ist auch derjenige, welcher den Juden in Ottersdorf gesagt, ich hätte einen Schweineschwanz an der Tür hängen." So sprechend drehte er sich schnell um und ging von dannen; denn er konnte selbst das Lachen nicht halten.

Solche und ähnliche Streiche kamen oft vor und blieben dem Direktor selten verborgen; gleichwohl behielt ich seine Gunst, weil er eigentlich Schlechtes nie von mir hörte. Auch das wußte er, daß ich die Kneipe dirigiere, was mir bei ihm so viel eintrug, daß ich ihm für alle Streiche anderer den Sündenbock abgeben mußte. War irgend einer oder der andere den österreichischen Wachen in die Hände gefallen oder sonst ein Bierhausspektakel vorgekommen ohne mein Beisein, so fiel er in erster Linie über mich her, den er dann stets mit „Er Leithammel" titulierte.

Bei einer solchen Gelegenheit entfuhr ihm auch einmal der Vorwurf: „Wozu braucht Er theologische Stipendien, Er hat zu allem eher das Zeug als zu einem Theologen!" Alsbald erhob ich mich und verlangte meine Eingabe um ein Stipendium zurück und verfolgte ihn, als er das Schulzimmer verließ, mit dieser Forderung bis in den Gang hinaus, ohne ihn bestimmen zu können, meinem Willen zu entsprechen. Aber meinen theologischen Beruf, der damals weit unter Null stand, wagte er fortan nie mehr anzuzweifeln. —

An Ostern 1859 kam meine Schwester, die heute mein Hauswesen leitet, nach Rastatt, um im Löwen das Kochen zu lernen. Mit ihr lagen dem gleichen Studium zwei junge Pfälzerinnen ob aus Maikammer bei Edenkoben, naive,

kindliche Mädchen. Sie hießen Josephine Heilweck und Maria Schwarzwälder[1]. Ich besuchte bisweilen alle drei in ihren Mansardenzimmerchen, teils um der Schwester ihre paar Pfennige abzujagen, teils um das Kochkollegium zu einem versprochenen Spaziergange abzuholen.

Wie ein junger Storch neben drei Bachstelzen stolzierte ich an Sonn- und Feiertagen mit den drei Landpomeranzen zu den Toren der Festung hinaus. Einmal begegnete uns auf dem Wege zur Eisenbahn-Restauration der Direktor und glaubte, da ich etwas in der Hand barg, ich hätte eine Zigarre vor ihm verstecken wollen, weil Rauchen auf der öffentlichen Straße verboten war. Er trat auf mich zu, wollte die Zigarre sehen, erhielt aber ein Veilchenbukett unter die Augen gehalten, was ihn so wunderbar überraschte, daß er ausrief: „Er ist eben doch ein ordentlicher Kerl!" Hierauf mußte ich ihm meine „Damen" vorstellen.

Als der Professor Eisinger mich einmal mit denselben wandeln gesehen hatte und ich am andern Morgen mit ungewichsten Stiefeln in die Klasse gekommen war, meinte er spöttisch: „Hansjakob, wenn man mit jungen Damen spazieren geht, sollten auch die Stiefel besser in Ordnung sein!" — „‚Die Damen', mit denen ich wandle," war meine Antwort, „nehmen es nicht so genau." —

Die ganze Zeit meiner Studien, die Ferien ausgenommen, wo meine lieben Schwestern es tun durften, habe ich meine Stiefel stets selbst gewichst, allerdings nicht jeden Tag. Sonst trug ich mich immer möglichst elegant, namentlich als Obersextaner. Für den Sommer hatte mir damals mein „Landsmann", der Schwadronsschneider Bolander, einen feinen Anzug gemacht, den Rock aus glänzendem Lüster, die Hosen von weißem Drilch. Bolander stand damals bei einer Eskadron der gelben Dragoner und führte die Nadel offiziersmäßig, war dabei ein lustiges, leichtes Haslacher-

[1] Die letztere lebt heute noch als Rentnerin und Witwe in Speyer.

kind, flickte mir meine Kleider gratis, die neue Gewandung aber machte er möglichst billig.

Zum Dank für seine billige Schneidersrechnung und als treuer Landsmann mußte ich einmal einer reichen, mir bekannten Dorfschönen aus Durmersheim, die in den schlanken Schneiderdragoner sich verschossen, bestätigen, daß Volander Geometer sei, da sie einen Tailleur verabscheut hätte. Doch ehe es Ernst galt, erfuhr die Katharine, daß mein Freund und Landsmann Hosengeometer sei und Röcke und Hosen an- und vermesse. Als ich wieder nach Durmersheim kam, mußte ich schwere Vorwürfe hinnehmen, obwohl ich bewies, daß Geometer und Schneider manche Ähnlichkeit hätten. Die Blondine verschwor sich, keinem Schneider und keinem Studenten mehr etwas zu glauben. Wie ich im Laufe der Zeit erfuhr, glaubte sie später aber einem — Unterlehrer und wurde glücklich. Sie starb aber schon vor Jahren als Lehrerswitwe.

Heute privatisiert Freund Volander, den ein brennender Durst nie lange „auf seiner Schneidershölle" sitzen ließ, in Hasle als greiser Gatte einer reichen Amerikanerin. —

In meinen letzten Rastatter Sommer fielen noch zwei heitere Ausflüge in Orte und Gegenden der Rastatter Umgebung, die mir bisher fremd geblieben waren. Einmal machten wir unter Führung des Professors Eisinger eine trigonometrische und botanische Exkursion über Muggensturm und den Eichelberg ins untere Murgtal. Zunächst ward an einem prächtigen Sommermorgen auf der breiten Landstraße zwischen Ettlingen und Rastatt haltgemacht, um von der Straße aus die Entfernung der beiden in der Ferne sichtbaren Kirchtürme von Ötigheim und Bietigheim zu messen und zu berechnen.

Da ich bei meiner großen mathematischen Schwäche von der ganzen Geschichte nichts verstand, so schickte mich der Professor in das Dorf Muggensturm voraus, um zu rekognoszieren, wo das beste Bier wäre, damit die Kirchturms-

messer nach getaner Arbeit nicht fehlgingen. Das war nun keine geringe strategische Aufgabe; denn die Bierbrauer jener Tage auf den Dörfern machten zwar Bier aus Hopfen und Malz, aber im Sommer wurde es ihnen in der Regel sauer. Ich übernahm deshalb im voraus keine Garantie für die glückliche Ausführung des mir gewordenen Auftrages, erbat noch zwei Kameraden als „Unparteiische" für die Expedition und schritt dem großen, einsamen Dorfe zu. Gleich am Eingang begegnete uns ein alter Bauersmann, in dessen Gesicht zu lesen war, daß er mehr im Wirtshaus als auf dem Felde sich aufhalte. Er führte uns in ein kleines, einstöckiges Bierhaus, wo man einen Stoff kredenzte, der „pudeldick" und sauer war. Das sei das beste Bier im Dorfe, meinte unser Führer, es „speise und tränke", aber er trinke jeweils einen Schnaps dazu. Wir überließen ihm all unser Bier und flohen entsetzt von dannen.

In einer zweiten Brasserie, der Besitzer hieß Kränkel, sein Name ist mir geblieben, erklärte derselbe, einen feinen Stoff zu haben, der nur infolge der großen Hitze „etwas zücke". Er stach ein Faß an, das richtig einen „Stich" hatte, aber äußerlich einladend erschien. Angesichts der großen Sonnenglut des Jahres 1859, die auch die Geometer auf der Landstraße influieren mußte, blieb ich bei dem Mann und sandte einen meiner Adjutanten vor das Dorf, um die Armee zu erwarten und ins richtige Quartier zu geleiten. Sie kam, den Professor an der Spitze. Dieser, ein trockener Satyriker und ebenso guter Bierkenner als Mathematiker, verzog beim ersten Schluck spöttisch seine Miene und sprach: „Da hab' ich immer geglaubt, der Hansjakob sei ein so renommierter Biertrinker, und jetzt sehe ich erst, daß er nichts versteht." „Das war meine Absicht, Herr Professor," erwiderte ich, „und Sie werden jetzt in Zukunft eine bessere Meinung von meiner Solidität haben."

Die Leute hatten schweren Durst und tranken das Bier doch. Meister Kränkel, der mehrere Fäßchen weggebracht,

dankte mir beim Scheiden noch „für die Kundschaft“.

Die Truppe zog in der Mittagshitze weiter über das Dörfchen Oberweier der Höhe des Eichelberges zu. Unterwegs wurde im Walde botanisiert und wurden Pflanzen bestimmt. Der Professor wollte sehen, was wir noch von Oberquinta her wüßten oder vergessen hätten. Auf dem Berge, dessen riesiger Sandsteinbruch alle Quadern zur Festung Rastatt lieferte, angekommen, hatte man eine wundervolle Sicht auf das untere Murgtal und die Rheinebene. Doch in seinen Flegeljahren fehlt dem deutschen Studio gar oft das richtige Gefühl für die Schönheiten der Natur. Wir schauten meist lechzend auf das tief unter uns liegende Dorf Rothenfels, wo wir wieder Bier und etwas zum Essen bekommen sollten, und drängten den Professor zum Niedersteigen vom Eichelberg ins Tal hinab.

Ich kam an jenem siedend heißen Tag zum erstenmal nach Rothenfels und seither nie mehr. Es ist mir von ihm nur das Häuschen erinnerlich, das ich heute noch finden wollte, und in welchem wir ein famoses Bier tranken in so schwerer Menge, daß gegen Abend alle, der Professor ausgenommen, „biergedehnt“ auf dem Murgdamm der Festung zuwankten. —

Es war dies an einem Samstag gewesen. Am folgenden Sonntag nach der Vesper machte ein Elitekorps von uns einen Ausflug nach Ötigheim durch den Rastatter Niederwald. So nahe dies Dorf auch bei der Festung gelegen ist, so war ich doch nie hingekommen in den sieben Jahren meines Rastatter Aufenthaltes. Und was zog uns jetzt nach diesem abgelegenen Orte? Wir hatten erfahren, daß dort ausgezeichnetes „Seldeneckſches Bier“ sei aus der Brauerei des gleichnamigen Barons zu Mühlburg bei Karlsruhe, und da wir von dieser Rarität noch keinen Begriff hatten, suchten wir Ötigheim auf.

In der kleinen Laubhütte eines Bierwirtes trafen wir den berühmten Stoff und zollten ihm scharf trinkenden Beifall. Mein Freund Kuhn hatte Verwandte im Dorf,

die er herbeiholte. Unter ihnen befand sich ein alter, lustiger Bauersmann, der mir von seinen Kindserlebnissen aus der Franzosenzeit erzählte und meine ganze Aufmerksamkeit dadurch gewann. Wir machten später eine Kunstpause und begleiteten den Alten hinaus ins Feld, wo er uns seine wallenden Kornäcker zeigte und dabei immer Erinnerungen an seine Jugendzeit anknüpfte. Namentlich zeigte er uns eine Kiesgrube, in der sich die Ötigheimer in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts vor den Franzosen versteckten, wobei er als Knabe auch gewesen war. Es heimelte mich immer mehr an bei ihm, und auch er hatte seine helle Freude an dem „Lustigsten unter den Studenten". Wir mußten in seinem Hause zu Abend essen.

Es stellte sich heraus, daß auch von mir entfernte Verwandte, von Durmersheim her, hier wohnten, eine Krämersfamilie Zahn. Sie ward aufgesucht in Dämmerung und Bierlaune. Dann zogen wir mit all den neuen „Freunden" von Bierhaus zu Weinhaus und umgekehrt. Die ganze Bauernschaft war schließlich von unserer Kompanie. Wir sangen die „schönsten" Studentenlieder, und die Ötigheimer hatten eine Freude, als ob heute Kirchweih wäre. Die Zeit, noch in die Festung zu kommen, war längst vorüber; wir übernachteten im Dörfchen, das bis gen Mitternacht von unsern Liedern und Wanderungen ertönte. Wie das Wirtshaus hieß, in welchem wir unsere „Zöpfe" ausschliefen, weiß ich nicht mehr, aber ich wollte es auch wie die Kammer, in der ich herbergte, heute noch ohne Führer aufsuchen.

Am andern Morgen, da gerade meine Schwester die Wirtsstube im Löwen zu Rastatt auskehrte, traten wir, vor sieben Uhr, bei ihr ein und bestellten „saure Nieren", um den „Kater" zu beruhigen. Eine Stunde später, und wir saßen in der Klasse, frisch und munter, und präparierten unter den Bänken Platon, während der Professor Nicolai aus dem unaussprechlichen Stadlbaur die Lehre vom „sittlichen Grundvermögen" vortrug.

Das hieß man damals im Leben „schöne Tage“, und das waren Hochfeste im Kalender meiner Studienzeit! —

In den gleichen Sommer 1859 fiel auch der Krieg in Oberitalien, und ich erinnere mich heute nicht ohne einige Wehmut der Sympathie, welche damals überall in Rastatt für Österreich sich geltend machte. Es ging diese Sympathie nicht allein aus der Beliebtheit des Regiments Benedek hervor, sondern auch aus der damals in Süddeutschland noch allgemein herrschenden Vorliebe für Österreich. Und heute ist dieses Österreich bei den Süddeutschen kaum noch eine blasse Erinnerung, allerdings nicht ohne seine eigene Schuld. Daß die Preußen die Hegemonie Deutschlands überkommen, gereicht ihrer Energie und namentlich ihrer Politik nicht zur Unehre.

Der Deutsche Bund machte 1859, ohne jedoch helfend einzuschreiten, zum Kriege mobil und somit auch Baden. Studenten von der Obersexta wurden als Offiziersaspiranten angenommen. Einige von uns meldeten sich. Auch ich wäre mit Leib und Seele gern Soldat geworden, aber bei den Österreichern. Die Vorbereitungen waren bereits getroffen. In sechs Wochen wäre ich Leutnant im Regiment Benedek gewesen. Allein einmal war ich kurzsichtig, und dann kam von der Mutter auf meine Anfrage hin scharfe Absage. „Sie habe Kummer und Elend genug,“ schrieb sie, „infolge der Krankheit des Vaters, es fehle nur noch, daß ich Soldat werde, um ihre letzten Hoffnungen zu zerstören.“ Ich war gehorsam und begrub meine Streitaxt schweren Herzens.

Ein Haslacher, mein Schulkamerad Peter Weber, der vom Lehrerseminar weg sich auf das Polytechnikum begeben hatte, wurde als Offiziersaspirant angenommen und kam nach Rastatt zur Artillerie. In kurzem ward er Leutnant. Wie oft hab’ ich damals des Akzisors Peter beneidet um seine Stellung und seine Uniform! Ich war ordentlich stolz darauf, wenn er zu mir kam und mit mir spazieren ging. Er brachte

es aber nicht weit beim Militär, trat wieder aus und ist jetzt auch schon längst unter den Toten.

Wie stammverwandt fühlten wir Rastatter uns mit den österreichischen Böhmen der Garnison! Wie manchen guten Freund hatte ich unter ihnen, und wie vielen Genuß verdankte ich damals ihrer köstlichen Regimentsmusik! Wenn an den Donnerstag-Abenden auf dem Schloßplatz die Österreicher spielten, fehlte ich nie. Wie neckende Faune und bierselige Bacchanten schwebten wir Lyzeisten durch die Zuhörermenge und hinter dem Musikkorps drein, wenn es durch die Straßen der Stadt der Kaserne zuzog.

Bisweilen, wenn es recht dunkel und „Schills Töchterle" beim Zapfenstreich auf dem Schloßplatz stand, mußte ich es heimbegleiten, weil es sich fürchtete den einsamen Weg hinauf zum Lyzeum. Ich tat dies jeweils ungern, die alte Jungfrau, mehr denn zehn Jahre älter als ich, zu den alten Linden zu führen. Doch ich tat es, einmal dem von mir hochverehrten Direktor zuliebe, dessen Hausgeist das Töchterle war, und dann weil dasselbe uns Studenten und besonders mir schon manchen Spionierdienst geleistet hatte.

Als ich elf Jahre später eines Tages mit meinem Gefangenwärter einen Spaziergang außerhalb der Stadt ausführte, begegnete uns des „Schills Töchterle". Ich eilte, ohne lang auf meinen Begleiter Rücksicht zu nehmen, alsbald auf sie zu und stellte mich als ihren ehemaligen Freund Hansjakob vor. Sie hatte eine königliche Freude, mein Begleiter aber drängte mich von weiterem Gespräche mit ihr ab. Als er mich darüber aufgebracht sah, erzählte mir der sonst gutmütige Mann, daß das Fräulein Schill eine gefährliche Person sei und ihn vor einigen Jahren, da sie noch im Lyzeum wohnte, in große Verlegenheit gebracht habe. Sie half nämlich eines Abends zwei Studenten aus Karlsruhe aus dem Festungsgefängnisse zu entkommen durch die angebaute Schloßkirche, zu der sie die Schlüssel hatte. Die Studenten wohnten hierauf einer Kneipe in Karlsruhe an

und kehrten am andern Morgen auf dem gleichen Wege zurück.

Mich freute es zu hören, daß des Schills Töchterle noch solche Vorliebe für Studenten hatte.

Sie starb, ohne daß ich von ihrer Anwesenheit in Freiburg etwas wußte, daselbst Ende der achtziger Jahre als vermögliche Rentnerin, denn der Direktor Schraut, ein Junggeselle, der wenige Jahre nach meinem Weggang von Rastatt pensioniert wurde und schon 1869 in Heidelberg starb, hatte sie zu seiner Universalerbin eingesetzt.

Zu meinem großen Bedauern erfuhr ich erst nach ihrem Tode, daß sie in Freiburg gelebt, ich hätte sie sonst besucht und nach Kräften geehrt. Wie ich hörte, war sie nie „so keck" gewesen, zu mir zu kommen. —

Als nach dem Friedensschluß die gefangen gewesenen Österreicher zu Tausenden über Kehl aus Frankreich kamen und in den Forts und Kasematten Rastatts vorübergehend einquartiert wurden, beeilte sich jung und alt, den braven, unglücklichen Soldaten, unter denen namentlich auch viele „Grenzer" waren, Erfrischungen zu bringen. Wir Studenten versorgten sie mit Zigarren. Die Offiziere fanden Unterkunft in der Stadt, und ich selbst teilte mein Zimmer mit einem Militärarzt, der bei Solferino widerrechtlich gefangen worden war und mir schreckliche Dinge erzählte über das österreichische Sanitätswesen.

Unter solchen Vorgängen nahte das Schuljahr 1858/59 seinem Ende und damit die Trennungsstunde vom Rastatter Lyzeum. Der kleine Hofrat Bähr von Heidelberg, ein altes, schlottriges Philosophenmännchen voll Leutseligkeit, nahm uns Obersextanern die Abiturientenprüfung ab. „Schills Töchterle" hatte sich alle Mühe gegeben, in den Papieren des Direktors nach den von Karlsruhe gekommenen Thematen für die Abiturienten zu spähen, und drum traf die Schlacht ihre Vertrauten nicht so ganz unerwartet.

Ich begreife überhaupt nicht, wozu man Schüler, welche

das ganze Jahr hindurch die betreffende Klasse mitgemacht und die Zufriedenheit der Lehrer erworben haben, noch extra prüft, ob sie fähig seien, auf die Universität entlassen zu werden. Aber das ist zivilisierter Germanen Art; jeder muß es doppelt und dreifach schriftlich haben, daß er ein „geprüfter" Mensch ist, sonst kommt er im modernen Staate nicht zu Gnaden. —

Beim feierlichen Schluß nach abermaliger, öffentlicher Prüfung mußte ich, auserkoren dazu von unserem Literaturdozenten, eine Rede halten über Shakespeares Hamlet. Erst dreißig Jahre später habe ich jene Dichtung des großen Briten wieder gelesen und mir gedacht, welch ein Unsinn es war, einen Obersextaner über Hamlet eine Abhandlung fertigen zu lassen. Zwei Dritteile derselben bestanden aus unreifem Zeug, und ein Drittel hatte ich aus Gervinus „Studien" abgeschrieben. Gleichwohl lauschte die Zuhörerschaft in der Aula, die Väter, Mütter und Schwestern der Lyzeisten, verstand aber von dem Vortrag so wenig als der Vortragende selbst.

Ich behaupte, daß ein Durchschnitts-Germane, und als solchen betrachte ich mich auch, vor seinem 40. Lebensjahre nicht imstande ist, einen großen Geist seiner Nation richtig zu verstehen und zu würdigen. Ich habe diese Erfahrung an mir selbst gemacht, und wer seit seiner „Studienzeit" die „Klassiker" nicht mehr gelesen hat, der soll mir nicht sagen, er kenne sie. —

Als die Deklamationen zu Ende waren, erfolgte die Verkündigung der Entlassung der Abiturienten. Ich war unter fünfzehn Glücklichen der dritte und wurde öffentlich belobt. Einige Wochen später, nachdem ich mich definitiv entschlossen hatte, Theologie zu studieren, mußte ich nochmals ein „allgemeines" Zeugnis einholen beim Direktor; denn auch die Aufnahme in ein theologisches Konvikt wurde einem sterblichen Germanen im 19. Jahrhundert nur auf Grund möglichst vieler „Schriften" gestattet. Jenes Zeug-

nis, datiert vom 28. September 1859, gezeichnet Schraut, liegt heute vor mir. Es heißt darin: „Seine (des Heinrich Hansjakob aus Haslach) Führung während der Zeit seines Schulbesuches ist durchaus gesetzlich gewesen und hat ihm die Zufriedenheit seiner Lehrer erworben; seine Strebsamkeit in Verbindung mit sehr guten Anlagen berechtigt zu der Hoffnung, daß er, wie er jetzt den Anforderungen der Schule vollkommen genügt hat, auch die Zeit der akademischen Studien mit sehr gutem Erfolge benützen werde." Ich führe dieses Zeugnis an als Beweis meiner „gesetzlichen" Führung und um zu zeigen, was im Menschenleben ein „legaler Lebenswandel" überhaupt besagen will. —

Von den fünfzehn Abiturienten, die mit mir die oberste Klasse absolviert haben, leben außer mir heute, 1910, nur noch zwei und merkwürdigerweise beide im gleichen Stand und in der gleichen Stadt. Es sind dies die zwei Ärzte: Ludwig Klehe und Jakob Kusel in Bruchsal. —

Ehe wir mit dem Omnibus des Meisters Hatz zu den Toren der Festung hinausfahren und dem Lyzeum für immer Lebewohl sagen, müssen wir doch auch kurz der Stadt gedenken, die sieben Jahre uns geistig und körperlich genährt hat, und in der wir die eigentlichen Flegeljahre des Lebens zum größten Teile zugebracht haben.

Rastatt, einst eine alte, fränkische Niederlassung aus der Zeit, da der Rhein noch an diesem Hochgestade hinzog und die Schiffer hier eine Raststätte fanden, verdankt seine heutige, vornehme städtische Gestalt — dem Mord- und Brandkönig Ludwig XIV. Seine Horden ließen 1689 im famosen pfälzischen Erbfolgekrieg auch den Marktflecken Rastatt wie die benachbarte Stadt Baden in Flammen aufgehen.

Da in Baden auch die zwei Residenzschlösser in Asche gelegt worden waren, beschloß der Markgraf Ludwig nach dem Vorgang des gleichen französischen Mord- und Brandkönigs sein neues Residenzschloß à la Versailles nach Rastatt zu bauen und die Regierung dahin zu verlegen.

So entstand das prächtige Schloß von Rastatt, dem die ganze Anlage der Stadt angepaßt wurde. Der Erbauer starb schon 1707 vor dessen Vollendung, aber der Friedensschluß des spanischen Erbfolgekriegs fand 1714 in dem vollendeten Prachtbau statt.

Nur bis 1771 diente dieses als Residenz, und dann ging für Rastatt die Verödung an, die nur 1799 der Kongreß mit der französischen Republik für kurze Zeit unterbrach.

Das schöne Schloß sank bis zur Wohnung von Staatsgefangenen herab und hat auch mir als solchem elf Jahre nach meinem Abgang vom Lyzeum Quartier gegeben.

Die Stadt war bislang eine Trauerweide unter den blühenden Städten und Städtchen des Badenerlandes. Ihre breite, schöne Hauptstraße mit der Pfarrkirche in der Mitte konnte zu meiner Zeit durch ihre namenlose Leere und Einsamkeit einen schon trüb gestimmten Menschen zur Verzweiflung bringen. Melancholisch zog die Murg an der stillen Stadt hin und trennte von ihr die noch öderen Vorstädte, das „Dörfle" und die „Schwabengasse". Die Forts, Bastionen und Festungsmauern erhöhten das Bild der Langweile, und die sandige, wenig erhöhte Ebene ringsum half noch weiter jeden Reiz von Rastatt verbannen. Das einzig heitere Gesicht unter den leblosen Dingen machte das prächtige Renaissanceschloß der alten Markgrafen.

So kam es, daß hier kaum jemand lebte, der nicht hier leben mußte. Und doch hab' ich in dieser einsamen Stadt, meine Kinderzeit abgerechnet, die sorgenlosesten und wildlustigsten Tage meines Lebens zugebracht. Die Rastatter von damals waren frohe, gemütliche Menschen, die noch fideler gewesen wären, wenn nicht die Reaktion und die Erinnerung an die Folgen von 1849 auf ihrem Gemüt einigen Eindruck hinterlassen hätten. So oft ich drum in meinen alten Tagen von Rastatt höre, geht mir das Herz auf. —

Im Jahre 1878, an einem trüben Februarnachmittag, wanderte ich, vom Landtag in Karlsruhe aus einen Ausflug

dahin machend, wieder einmal allein durch die Straßen Rastatts in stiller Wehmut, die sich in den toten Gassen des Dörfles und der Schwabengasse zur förmlichen Trauer gestaltete. Nirgends begegnete mir auch nur ein bekanntes Gesicht. Am andern Morgen — ich hatte beim Pfarrer Ruth übernachtet — ging ich durch die entlaubte Allee des Schloßgartens dem Kirchhofe zu, und hier traf ich meine alten Rastatter fast alle — in ihren Grüften. Da ruhten sie unter der Erde, Männer und Frauen, die ich vor zwanzig und mehr Jahren alle im besten Alter heiter und lebensfroh gesehen und gekannt hatte. Erschrocken mußte ich öfters ausrufen, wenn ich an einen andern Grabhügel trat: „Ja, ist der oder die auch schon tot?!" Ich bin leicht zur Schwermut geneigt, aber seit vielen Jahren nicht so trübselig gewesen wie in jener Stunde auf dem Rastatter Kirchhofe. Die Armseligkeit und Hinfälligkeit unseres Erdenlebens ergriff mich bis zu hellen Tränen. Auf dem Rückweg kam ich an unserm Lyzeumsgebäude und seinen toten Lindenbäumen vorüber, und es schaute mich alles so veraltet und so verwittert an, als ob auch hier jene Lust entflohen wäre, mit der wir Studenten vor zwei Jahrzehnten da ein- und ausgingen.

Noch bis heute lebt in manchen Nächten in meinen Träumen Rastatt in mir auf. Ich wandle durch seine Straßen mit meinen Büchern, komme in die Klasse und habe nichts präpariert, werde vom Professor aufgerufen und weiß nichts. In der ärgsten Verlegenheit — wache ich plötzlich auf und meditiere dann darüber nach, wie fest die Lyzeumszeit in meiner Seele sich eingegraben haben muß. Von der Kindeszeit träumt man nie, wenigstens ich nicht. Nie sehe ich mich in den Träumen als Kind oder Knaben auf der Straße spielend oder durch Feld und Wald jubelnd — aber gar oft auf den Schulbänken Rastatts. Die Schulfuchserei, welche der Kulturmensch mitmachen muß, gräbt sich eben gar zu tief in die durch die Wissenschaft geplagte Seele, verwischt nie und ängstigt uns noch nach Jahrzehnten selbst im Traume. —

Als ich im August 1859 Rastatt verließ, hätte man alle meine dort zurückgelassenen Freunde und Bekannten fragen können, ob sie glaubten, daß ich Theologie studieren und elf Jahre später als ultramontaner Staatsverbrecher auf der Festung Rastatt sitzen würde — alle hätten sicherlich diese beiden Fragen einstimmig verneint. Und doch sollte es so kommen. —

Indes ist in Rastatt die Festung gefallen und die Stadt hat sich seitdem in jeder Beziehung gehoben und verschönert. Im Sommer 1909, da es gerade fünfzig Jahre geworden seit meinem Wegzug vom Lyzeum, wollte ich eine Fahrt dahin machen zu einem Abschiedsbesuch. Doch schlechte Gesundheit und schlechtes Wetter vereitelten mein Vorhaben, das ich aber noch nicht aufgeben will. Und so hoffe ich denn, die „klassische Stätte" der Sturmperiode meines Lebens noch einmal zu sehen, ehe ich dieses irdische Dasein vollende.

Der Maulesel.

Bekanntlich heißt der deutsche Student in der Zwischenzeit, die den Abgang vom Lyzeum (Gymnasium) und den Aufzug zur Universität trennt, „Maulesel", weil er, wie dieser, ein Bastardgeschöpf ist, weder Gymnasist mehr noch auch schon Akademiker. Die in diese Zeit fallenden Ferien werden dementsprechend „Mauleselferien" genannt. Da bei einem normalen germanischen Studio in diesen Tagen der Größenwahn und das Selbstgefühl steigen, so sind alle seine Taten und Leistungen ebenfalls auf einer entsprechenden Höhe.

Ich trat in diesen Ferien zunächst und zum erstenmal in den Kreis der Haslacher „Herren" ein. Bisher hatte ich in den Vakanzen nur mit den Genossen meiner Knabenzeit, mit besseren Bürgern, niederen Staatsdienern und Unterlehrern verkehrt, mein Bier vorzugsweise im „Krämer" und beim „Bierweible" getrunken und an den Abenden mein Zego beim „Haserhans" mit Gendarmen und dem Akzisor gemacht. Jetzt aber ward ich in die „Polyhymnia" aufgenommen, wo nur die sogenannten Herren aus- und eingingen.

Die damaligen Polyhymnier in meiner Vaterstadt bildeten der Oberamtsrichter Bodemüller, der praktische Arzt Feederle, der Notar Serger, der Apotheker Ernst, ein Registrator (Anniser) und ein Aktuar (Rausmüller) des Amtsgerichts und zwei Bürger ersten Ranges, der Kaufmann und Fabrikant Schick und der Kreuzwirt Merkle, welch letzterer in der Regel noch die eben im Städtchen übernachtenden Geschäftsreisenden mitbrachte.

Sie sind heute, diese Mitglieder der Polyhymnia, und diese längst selbst ist mit ihnen zu Grabe gegangen.

Polyhymnia hatte sich die Gesellschaft in dem kleinen Nebenzimmer des „Bayerischen Hofes" genannt, weil an den Wänden des Lokals allerlei Musikinstrumente hingen, von denen aber keines je gespielt ward, und weil oft gegen Mitternacht ein Gesang ertönte, vielstimmig wie der Schlachtruf von Rothäuten.

Sie war nicht zahlreich, diese Polyhymnia, aber sie übertraf an Heiterkeit alle „Museen" und größeren gesellschaftlichen Vereine, die ich seitdem kennen gelernt. Eine solche Gemütlichkeit und „Fidelität" ist nur möglich in einem kleinen süddeutschen Amtsstädtchen zu Zeiten, wo die Menschen nicht durch Parteikämpfe verbittert sind.

Ich habe fortan die ganze noch folgende Studienzeit in den Ferien fast ausschließlich in dieser Gesellschaft verkehrt und bin seitdem nie mehr durchweg so lustig gewesen im Kreise von Männern wie in der Polyhymnia. Wer mich vor fünfzig Jahren einen Abend daselbst gesehen und beobachtet hätte, würde nie geglaubt haben, daß bei mir eine Zeit käme, in der ich absolut kein Bedürfnis mehr hätte für Gesellschaft und die Menschen eher fliehen würde als aufsuchen.

Die Seelen der Polyhymnia waren der Doktor und der Notar, zwei junge Männer in den besten Jahren, voll Lebenslust und Frohsinn. Sie wurden mehr und mehr im Laufe der Zeit meine Freunde. Als „Maulesel" und noch im ersten theologischen Kurs ging ich mit beiden den Weg ihres politischen und religiösen Liberalismus. Beide haben durch ihren Witz und Spott nicht wenig dazu beigetragen, daß ich Theologe blieb. Und als ich in der theologischen Erkenntnis fest geworden war, hatten wir ewigen Disput über die Lehren der katholischen Kirche. Wie siegreich ich manchmal später über ihren Meinungen stand, dafür könnte ich schlagende Beweise aus dem Leben beider Freunde bringen, die sich zeitweilig allen Ernstes bekehrt hatten.

Wie manchen Abend standen wir drei, lange nachdem das „schätterige" Bimm-Bimm der Haslacher Lumpenglocke ausgetönt, noch disputierend vor meinem väterlichen Haus, in welchem auch der Doktor wohnte, während der Notar vor dem Städtchen draußen „im Löwen" logierte. Feederle und ich tranken in der Regel, nachdem sein blasses Dienstmädchen, die Berta, uns die Haustür geöffnet, weil wir meist ohne Schlüssel waren, in des Doktors Arbeitszimmer noch ein „Nußwässerle" und disputierten weiter bis gegen Mitternacht.

Was mußte ich alles über die Pfaffheit hören von den beiden Freunden, und welch zahllose Anekdoten und schlechte Witze über die Klerisei machten sie, wenn ich den einen auf seine Praxis, den andern auf die Jagd begleitete! Ihre Satyre reizte mich förmlich, erst recht Pfarrer zu werden.

Es gibt fast keinen Bauernhof der ganzen Haslacher Umgegend, den ich nicht mit dem Doktor besucht hätte. Gewöhnlich fuhren wir bis ins betreffende Dorf mit dem Chaischen und dem wilden Fuchsen, der so gerne und so manchmal mit uns durchging. Dann wanderten wir zu Fuß ins Gebirge, hinauf zu den Patienten, immer voll der besten Laune. Auf der Heimfahrt sangen wir alte Lieder in die engen Täler und in die lauen Frühjahrs- und Herbstabende hinein.

Ja, es war eine schöne Zeit, da ich mit Freund Hubert in den Salmersbach und Ullerst, auf den Nill und die Breitebene, in den Einbach und Adlersbach die Kunst des Äskulap trug und ihm half, tote Bauern zu sezieren und lebende zusammenzunähen! Tempi passati! Oft in traumreichen Nächten fahre ich noch mit dem Doktor durch die Schluchten der Heimat; der Fuchs geht im Traume durch, ich springe vom Wagen, erwache und denke dann bei guten Sinnen in wehmütiger Stimmung an jene schönen, vergangenen Tage.

Der heitere, lebensfrohe Mann und gewissenhafte Arzt, ein geborener Donaueschinger, starb vor Jahren schon als

Bezirksarzt und Medizinalrat im markgräflichen Müllheim, ein Opfer seines Berufes.

Der Notar, von Gerlachsheim stammend, jetzt auch schon längst tot, wurde mein Lehrer in der Jagd. Da es in meiner Knabenzeit stets meine Lust gewesen, durch Feld und Wald zu ziehen, so hatte mein Jägermeister an mir einen eifrigen und gelehrigen Schüler. Unsere Jagdzüge gehören zu den lieblichsten Erinnerungen an die Ferien meiner akademischen Studienzeit. Wie voll des Reizes waren nicht jene Stunden auf dem Schnepfenstrich?! Wer nie dieses Stilleben des Jägers mitgemacht, dem geht ein Stück Poesie verloren, und der hat der Natur nicht abgelauscht zu allen Zeiten.

Es ist ein milder Märzabend, die Sonne ist eben untergegangen über einem heitern Frühlingstag, die Landleute kehren von ihren Feldern heim, im Städtchen rauchen bereits die Kamine der Abendküche, droben am Waldrande stehen zwei Jägersleute unter den lichten Föhren und den schon frühlingsduftigen Birken. Amseln und Drosseln singen den Schluß ihres Abendliedes, die Jäger schauen hinab ins stille Tal und reden vom Frühling. Wenn der letzte Drosselschlag verhallt ist und die Nacht ihre süße Ruhe über Feld und Wald auszubreiten sich anschickt, schweigen auch die Jäger, denn jetzt beginnen die Schnepfen zu streichen. Bald ertönen einzelne Schüsse ins stille Tal hinab, und der englische Hühnerhund des Notars, die edle Diana, apportiert das geschossene Wild. Wenn der dunkle Wald die letzte Schnepfe aufgenommen, ziehen die Jäger bergab, um in der Polyhymnia den schönen Abend zu beschließen.

So habe ich viele Frühjahrsabende mitgemacht und die Poesie davon jeweils tief empfunden, trotzdem ich nebenbei als gewöhnlicher Halbwilderer fungierte, d. h. ein Gewehr hatte, aber keinen Jagdpaß.

Weniger poetisch ging's auf unsern „wilden Jagden" zu, wenn alle Haslacher Jäger zusammen auszogen. Das war eine lustige Schar: der Notar als Oberjägermeister,

meine drei Vettern, der Kastenvogt, der Metzgerfranz und sein Bruder, der grüne Baumwirt Seraphin, dann der alte Kauffmann Welle, der Schwarzbeck, der Katzenkrämer und der Matthäus Haberer als Unterjäger, der Hasenbeck als Treiber und ich als Gastschütze. Da wurden regelrecht die Berge und Wälder abgejagt unter Hundegebell und Treiberruf.

Unser Hauptrevier war der Höhenzug, welcher das Kinzigtal vom Elztale scheidet, und wo Füchse, Hasen und Hühner einander gute Nacht sagten, soweit wir sie am Morgen nicht erlegten. Gen Abend ward jeweils ein Häslein hinabgeschickt ins Tal zur „Schneeballenwirtin", die dann ein Jagdessen präparierte, das jedem Hofkoch am Hubertustage Ehre gemacht hätte. Da ging's dann hoch her, wenn die hungrigen und durstigen Jägersleute von den Bergen herabkamen. Talwein und Jägerlatein flossen in Strömen neben Hasenpfeffer und Schinken. Ich könnte mit mehr Freude an jene Tage zurückdenken, wenn ich nicht jene lustigen Jägersleute heute alle tot wüßte.

Noch als Priester nahm ich in den Ferien meiner lateinischen Schulmeisterzeit manchmal teil an den Jagden in der Heimat. Ich erinnere mich noch wohl eines Jagdtages im Jahre 1864, wo ich mit Flinte und Brevier zugleich auszog. Es war das Offizium des hl. Chrysostomus (27. Jänner) zu beten, und da der Weidgang den ganzen Tag über dauern sollte, mußte ich mein Brevier auf die Jagd mitnehmen, weil ich meine desfallsige Verpflichtung nicht auf den Abend verschieben wollte.

So oft ich nun „auf den Anstand" kam, lehnte ich mein Mordgewehr an einen grünen Tannenbaum, zog mein Brevier aus der Tasche und betete, bis die Hunde laut gaben und die Jagd ihren Anfang nahm; dann griff ich zur Flinte, bis der Zug der Meute und Treiber an mir vorüber war. Richtig kam ich dafür, wenn auch anonym, in den „Kalender". Der „Rastatter Hinkende Bote" von 1865 bemächtigte sich dieses betenden Jägers, und es ist ihm recht geschehen. —

Mit den „Mauleselferien" erfolgte mein Eintritt in die Polyhymnia und in den Jagdklub, aber es erfolgte auch, was viel wichtiger war, die Entscheidung meiner Berufswahl. Wem ich seit zwei Jahren auf sein Fragen mit lachendem Munde gesagt hatte: „Ich werde Pfarrer", der nahm meine Antwort als schlechten Witz auf und äußerte aufs launigste seine Zweifel. Dieser allgemeine Unglaube bewog mich erst recht, das doch zu werden, wozu andere so beharrlich den Kopf schüttelten. Und hierin sehe ich, menschlich gesprochen, den ersten Grund meines theologischen Studiums. Selbst meine Großmutter hatte in Beobachtung meines so wenig beschaulichen Studentenlebens ihre Hoffnung gänzlich aufgegeben und in dieser Zeit tat sie den Ausspruch: „Wenn Du ein Geistlicher wirst, werde ich in meinen alten Tagen noch eine Klosterfrau."

In welche Worte die Mutter ihre Ansicht kleidete, werden wir bald sehen. Der Vater aber schwieg absolut seit jener Unterredung vor dem „Bildstöckle" beim Garten des Apothekers.

Seine Krankheit bildete den zweiten entscheidenden Grund. Ich hatte seit Jahren ziemlich gleichgültig den Ruin der Familie und die großen Sorgen der Mutter mit angesehen. Der Mutter Lieblingswunsch war, daß ich Priester würde, und diesen zu erfüllen, ihr eine Freude zu machen in dem vielen Kummer, bestimmte mich des weiteren zur Theologie. Höhere, religiöse Gründe hatte ich absolut keine; denn mit meiner „Religion" sah es, wie schon gesagt, schlimm aus.

So suchte ich denn, wenn auch etwas verzögert, unter Vorlage der betreffenden Zeugnisse um Aufnahme ins erzbischöfliche Konvikt nach. Sie kam bald, und ich ward gegen geringes Entgelt in die Zahl der Konviktoren eingeschrieben.

Was mir an der einschlägigen Urkunde damals nicht gefiel und gleich ein Zeichen dafür abgab, daß ich ein vorlauter Kritiker hoher obrigkeitlicher Erlasse werden würde, war der Umstand, daß der Erzbischof von Vicari dieselbe eigenhändig

unterzeichnet hatte. Ich dachte mir einen Erzbischof viel erhabener, als daß er ein Blatt Papier unterschriebe, auf welchem verzeichnet war, wie viel Hemden, Weißzeug, Messer und Gabeln ein angehender Studiosus theologiae mitzubringen habe.

Als ich dem Dekan Kurz und seinem Freunde Armbruster ins Bierkrämers meine Konviktsorder mit obiger Bemerkung vorzeigte, meinte unser alter Pfarrer: „Heinrich, wenn Ihnen schon das nicht gefällt, so werden Sie es im Konvikt gar nicht aushalten!" Ich trug aber fortan das Patent in der Tasche, und jeden, der mich nach meinem Universitätsstudium fragte und zweifelte, ließ ich schwarz auf weiß lesen, daß ich richtig zur Theologie übergegangen sei.

In mir selbst aber herrschten starke Zweifel, ob ich ausführen würde, was ich, andern zum Widerspruch, beschlossen hatte. Von einem „Beruf" konnte keine Rede sein, und mein ganzes Mauleselwesen widersprach einem solchen. Ich ging viel lieber und weit mehr in die Bierhäuser als in die Kirche, die ich an Werktagen nie von innen zu sehen bekam. Am Sonntag aber saß ich, wie in den Zeiten als Chorknabe, meist hinter der Orgel und parlierte mit alten Schulkameraden.

Gegen Ende der Ferien erschien mein Freund Abetz von Rastatt, um mich zu besuchen und mit mir die Reise ins Konvikt anzutreten. Wir machten noch die Weinlese mit an der obern Kinzig. Die Haslacher pflanzen den letzten Wein vor dem Eingang in den Schwarzwald, aber, nach dem Sprichwort: „Der letzte ist der beste", den besten im ganzen Tal. Es hätte dieser Wein längst Weltruf, wenn es ihm möglich wäre, in die Welt zu kommen; allein meine Mitbürger wehren es ihm, in die Ferne zu schweifen, und trinken „allen" selbst. Im fürstlich fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen aber fand ich seinerzeit eine alte Urkunde, wonach der Haslacher Herrenberger im 16. Jahrhundert dem Burgunder gleich geschätzt wurde. Wehe darum dem „Zeller Roten", der sechs Stunden unterhalb des Herrenberges wächst, wenn die ehr-

samen Bürger meiner Vaterstadt nicht so weinselig und ihre Reben nicht so wenig ertragsfähig wären!

Freund Abetz und ich trieben uns, aus Pistolen schießend, jeden Morgen der Weinlesetage am Herrenberg hin und her, und als die Haslacher ausgeherbstet, zogen wir flußabwärts zum Kronenwirt von Bollenbach, der mit der Familie des Oberamtsrichters Bodemüller mich, den Registrator Annifer und meinen Kollegen eingeladen hatte. Am Fuße des hohen Weinbergs lag die Hütte meiner Base, die ich in Kindeszeiten an Kirchweihtagen so oft besucht. Es war ein herrlicher Septembertag des Jahres 1859; in den prächtigsten Farben schimmerte das Tal, neben dem Weinberg lag ein lichter Buchwald. Unter den Buchen stand der Kronenwirt mit seiner Geige und spielte die lustigsten Weisen und jauchzte dazu wie ein echter Dorfmusikant. Und wir jungen Leute alle, wir jauchzten mit ihm, daß Berg und Tal widerhallten.

Doch wie armselig und flüchtig ist unsere Lebenslust! Heute, da mir das Bild jenes idyllischen Herbsttages vor der Seele glänzt, sind die meisten Mitgenossen längst tot, und das jüngste und schönste Mädchen der Gesellschaft wurde bald darauf geisteskrank und verlebte alle ihre Jahre bis zum späten Tod in einer Anstalt für Unheilbare in Pforzheim. Hier traf ich sie in meinen Landtagsjahren, wo die Anstalt von uns Abgeordneten besichtigt wurde, unter einer Schar weiblicher Wesen auf der niedrigsten und unglücklichsten Stufe menschlicher Erkenntnis und menschlichen Daseins. —

Wenige Tage später, und in Haslach fand der Michaelisjahrmarkt statt, wo die Völker von allen Bergen und aus allen Tälern des nordwestlichen Schwarzwaldes in Hasle zusammenströmen. Abetz, voll germanisch-linguistischer Manie, fahndete unter den Bauern nach den verschiedenen alemannisch-schwäbischen Mundarten, und fragend und scherzend trieben wir uns den ganzen Tag auf dem Markte umher.

Als aber der urdeutsche Freund Abetz die feinblassen Mädchen aus dem Gutachertal sah, da wurde er ganz irre

an der Rasse der Talbewohner. Er schwur nicht höher, als diese Leute seien aus Polen eingewandert und hätten gar nichts Germanisches an sich. Am Abend setzten wir Maulesel uns noch in ein Karussell, das draußen vor der Kanone für den Jahrmarkt aufgestellt war, und fuhren im Kreis herum mit den Kindern und Knaben. Ich lud noch meine alte Nachbarin dazu ein, die Frau des Strumpfwirkers, der in meinen „Jugenderinnerungen" eine so große Rolle spielt, und das damals schönste Maidle in Hasle, des „Hafer-Hansen Berta", die mir in der Bierstube ihres Onkels schon so manchen Schoppen aufgestellt hatte.

Die Berta wurde später Adlerwirtin und lebt und amtet heute noch, eine hohe Sechzigerin, als solche unter den lustigen Haslachern. —

Unter solchen und ähnlichen jugendlichen Streichen vergingen die Ferien, und es kam der Morgen der Abreise zur Universität. Welch ein anderer Mensch zog ich dahin, denn vor sieben Jahren auf das Lyzeum! Damals war ich ein bescheidener, schüchterner Kaplansschüler, und jetzt erfüllte mich philologischer Größenwahn, den in jener Zeit alle bessern Rastatter mit auf die Universität brachten, und dazu ein unbestimmtes, banges Gefühl vor dem Konvikt, in das ich denn eigentlich doch nicht taugte.

Es ward mir zumute wie einem, der prahlerisch eine kühne Tat auszuführen übernommen hat, im Augenblick der Ausführung aber das Herz sinken läßt. Und doch hätte ich mich geschämt, von meinem Entschluß gleich wieder abzustehen. Einen Trost aber gab mir beim Scheiden meine Mutter, die noch besser wie ich fühlen mochte, daß meine Theologie auf sehr schwachen Füßen stünde. Als ich ihr in aller Morgenfrühe, es war noch dunkel auf Erden, unter der vordern Haustüre Adieu sagte, um in den „Wolfacher Omnibus" zu steigen und nach Offenburg an die Eisenbahn zu fahren, lauteten ihre letzten Worte: „Schreib auch gleich wieder, wenn Du etwas anderes studierst!"

Mein Begleiter beneidete mich im Weiterfahren sofort um diese Rede der Mutter. Ich weiß, meinte er, daß ich es nicht sechs Wochen im Konvikt aushalte; aber wenn ich heute den Theologen aufgebe, bin ich morgen mittellos, etwas anderes zu studieren. Der Fall trat ein, aber Abetz hat es später doch unter den sorgenvollsten Stunden zum juristischen Staatsexamen gebracht.

In Offenburg im Ochsen hielt unser Wagen an, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie wir davon sprachen, falls uns die Theologie entleiden sollte, der Philologie uns zuzuwenden und vorzugsweise der altdeutschen. Wir faßten dann den Entschluß, mit dem „Pan" sich damals eifrig herumtrug, ein Sammelwerk der deutschen Geschlechtsnamen herauszugeben, und um damit gleich zu beginnen, schrieben wir sämtliche Namen der Offenburger Zunftmeister ab, die in Glas und Rahmen im Ochsen, als der Herberge, verzeichnet waren. Man mag daraus erkennen, welch ideale und naive Schwärmer damals in uns zweien steckten.

In solcher Absicht fuhren wir gen Freiburg.

Universität und Konvikt.

Wir waren am Morgen vor der abendlichen Eröffnung des Konvikts in der Musenstadt angekommen. Unser erster Gang galt aber nicht etwa dem Konviktsdirektor, sondern dem Pfeifenmaler Krebs in der Gerberau, um uns gemalte Dedikationspfeifen mit den gegenseitigen Porträtköpfen zu bestellen. Es heimelte mich in diesem Klein-Venedig von Freiburg mächtig an; denn in meiner Knabenzeit war ich als „Fremdling" manchmal an seinen melancholischen Bächlein hingewandelt, der Heimat gedenkend.

Der alte Krebs, welcher schon zahllose Studenten auf Porzellan gemalt und gebrannt hatte, schaute uns mit Kennermiene in unsere jugendlich kühnen „Angesichter". Er erkannte sofort die Neulinge, aber auch das Biergenie in uns und fragte unter dem Kopieren, bei welchem Korps wir „einzuspringen" gedächten. Als wir ihm lachenden Mundes eröffneten, wir wollten im Konvikt „einspringen", schüttelte er bedenklich sein altes, rötliches Haupt und orakelte: „Von Euch beiden ist keiner vier Wochen im Konvikt!" Von dem einen hat er's erraten, der andere aber hat seinen Prophetenblick zuschanden gemacht. —

Um die Mittagszeit suchten wir den Konviktsdirektor Kübel auf. Wir schauten das große, ummauerte Konviktsgebäude am Fuße des Schloßberges an wie zwei Landstreicher ein Amtsgefängnis, und der Portier Zöpfl, später als Pfarrmesner in Baden-Baden gestorben, kam uns vor wie ein Kerkermeister. In den kühlen Gängen des Hauses wogte ein Leben wie in einer Kaserne. Alte und neue Konviktoren

zogen aus und ein. Die Theologen des zweiten und dritten Kurses wechselten ihre Studien- und Schlafzimmer und brachten ihr Mobiliar in Ordnung, während die Rekruten scheu und schüchtern ihre vom Direktor angewiesenen neuen Kabinen aufsuchten.

Der Direktor empfing uns mit gemessener Freundlichkeit. Er stand, ein noch junger, blühend und gesund aussehender Mann von 36 Jahren, an seinem Schreibpult am Fenster. Als er unsere Namen hörte und erfuhr, daß wir „Rastatter" seien, ließ er seinen Blick mit befriedigtem Wohlwollen auf uns streifen. Er war ja selbst einst „Rastatter" und Markomanne gewesen und hatte auf diese, namentlich wenn sie unter die ersten zählten, besonderes Vertrauen. Jeder von uns beiden bekam die Nummer seines Studierzimmers und seiner Schlafstelle und ward entlassen. Draußen im Gang traf ich meinen alten Freund Beckert, der bereits das dritte Konviktsjahr antrat und mir behilflich war, mein Kasernement zu beziehen.

Die Konviktoren waren nach Jahreskursen abgeteilt und in diesen die Zimmer den Studenten nach dem Alphabet ihrer Geschlechtsnamen angewiesen. So kam ich mit fünf andern in ein kleines, dunkles, einfensteriges Gemach auf der Westseite des Hauses. Die Aussicht ging auf einen schmutzigen, alten Hof und einige Dächer benachbarter Wohnungen, über denen düster und ernst der Münsterturm hereinschaute in das noch düsterere Zimmer, in welchem ich hinter einem großen, hölzernen Schreibpult das erste Jahr meines Konviktlebens zubringen sollte.

Schon waren meine zukünftigen Mitbewohner mit Einräumen ihrer Bücher in die Pulte beschäftigt, als ich eintrat. Unter ihnen traf ich einen alten Bekannten, Hirn, den Lehrerssohn von Weiler bei Hasle, der Rastatt vor dem Eintritt in die Oberquarta wieder verlassen und in Freiburg das Gymnasium absolviert hatte.

Mich schauderte es in dem elenden Zimmer, und ich

ging nach kurzem Einblick von dannen, um mir meine Schlafstelle zeigen zu lassen. Ich fand sie in einem geräumigen, luftigen Saale, der in viele kleine Alkoven eingeteilt war. Zwei Bretter, so weit von einander, um Platz für ein Bett, einen Stuhl und einen Waschtisch zu geben, durch einen Vorhang nach der Mitte des Saales abgeschlossen, bildeten den Raum, der bestimmt war für meine Ruhe und für meine Träume.

Freund Beckert mußte es mir ansehen, daß ich im Herzen wenig Sonnenschein verspürte ob der Konviktsherrlichkeiten, und er meinte, in kurzem würde es mir hier gefallen; es sei ihm auch so gegangen. Ohne meinen Koffer für jetzt auszupacken, verließ ich die Anstalt und begab mich zu meinem in den Jugenderinnerungen bereits genannten Onkel, Kaufmann Xaver Walter am Martinstor. Dem schilderte ich meine Eindrücke, und er, von vornherein kein Freund der Geistlichkeit, riet mir, alsbald in sein Haus zu ziehen, Jurisprudenz zu studieren und bei den „Schwaben", seinem Lieblingskorps, einzutreten.

Ich kam bedeutend ins Schwanken, und wenn ich mich in meinem ganzen innern und äußern Habitus von damals mir vorstelle, so wird es mir geradezu unbegreiflich, warum ich nicht augenblicklich den Rat und die Hilfe des Onkels angenommen habe. Es war, offen gesagt, ein gewisser Eigensinn, der mich abhielt, so bald schon von meinem Vorhaben abzustehen.

Gegen Abend ging ich mit dem Onkel in seine Stammkneipe, den „römischen Kaiser". Hier machte ich in dem kleinen Bierzimmer die Bekanntschaft eines vereinzelten Theologen des zweiten Kurses, namens Diemer. Auch der redete mir zu, nicht ins Konvikt zu gehen. Er würde, wenn ihm so günstige Aussichten blühten wie mir, augenblicklich austreten, was er später auch ohne solche getan hat, aber ohne je zu einem gesicherten Beruf zu gelangen. Ich traf ihn zwei Jahrzehnte später in einer Stadt des badischen Unter-

landes als Schreiber eines Advokaten. Mit ihm wanderte ich damals gegen sechs Uhr abends ins Konvikt zurück, wo der Direktor zunächst im Speisesaal die Plätze verteilte. Alsbald begannen sodann die geistlichen „Exerzitien".

Wenn ein lustiger Rekrut in die Kaserne kommt und gleich am ersten Tage die stramme militärische Zucht fühlt, kann er unmöglich niedergeschlagener werden, als ich es war bei diesen ersten geistlichen Übungen. Ich halte dieselben für ein ganz vorzügliches Mittel, junge und alte Christen zur richtigen Besinnung zu bringen; allein sie sind zu streng für den jungen Studenten, der mitten aus der tollen Welt seiner Flegeljahre plötzlich in sie hineingeworfen wird. Das mag gut gewesen sein für die wohlgezogenen und wohlbewachten Jünglinge, welche ihre Gymnasiumszeit in einem Knabenseminar verlebt hatten, für einen Rastatter meiner Zeit war der theologische Angriff zu stark.

Den größten Teil dreier Tage in der Kirche zubringen, Predigten anhören, Betrachtungen anstellen und dazu absolutes Stillschweigen beobachten, ist eine zu schnelle und zu konträre Feuerprobe, die mancher nicht besteht, der bei gelindern Saiten ausgeharrt hätte und tüchtig geworden wäre. Daß ich sie bestand, ist mir gerade so wunderbar wie mein ganzes dreijähriges Aushalten im Konvikt, in welchem es mir nie gefiel, aus dem es mich beständig zog, wo mich kein Mensch zurückhielt, und in dem ich trotzdem geblieben bin.

Meine zwei Intimi und Rastatter Gesinnungsgenossen, Kuhn und Abetz, hielten nicht stand; sie traten gleich in der ersten Zeit aus, der eine, um Philologie zu studieren, und der andere, um sich der Jurisprudenz zuzuwenden. Der erstere ging nach wohlbestandenem philologischem Staatsexamen nach Amerika, machte gleich den Bürgerkrieg mit und soll dann als Professor gewirkt haben. Direkt habe ich nie mehr von ihm etwas erfahren. Abetz starb schon 1870 als junger Referendär. Und ich, der dritte, blieb allein in dem öden Konvikt zurück.

Die ersten Exerzitien gab uns der berühmte Kapuzinerpater Theodosius Florentini. Auf mich machten die Worte dieses Mannes einen mächtigen Eindruck, der aber mehr der gewandten und imponierenden Rede, dem talentvollen Kapuziner als dem Inhalt galt. Für den letztern hatte mein Herz kein Verständnis; es fehlte mir am positiven Glauben und an der Glaubensübung. Ich erinnere mich lebhaft, wie nach einer scharfen Exhortation des Paters über den theologischen Beruf Abetz mir spät abends im dunkeln Gang des zweiten Stockes zuflüsterte: „Da bleib ich nicht und wenn ich nach Amerika müßte, um junge Affen zu fangen!"

Am Morgen des vierten Tages endigten die geistlichen Übungen mit gemeinsamer Kommunion, am Mittag war ein kleines Festessen, sogenanntes „Duplex", und am Nachmittag durften wir eine Stunde spazieren gehen.

Gleich beim ersten, fröhlichen Mahle überwarf ich mich mit einem großen Teile meiner Kursgenossen. Es waren selbstverständlich Studiosi da von allen Gymnasien des Landes, und die meisten kannten natürlich nur diejenigen, mit denen sie seither auf den Schulbänken gesessen. Bei dem obigen Essen ging's nun an ein allgemeines „Schmollieren" mit seinen Tischnachbarn.

In meiner nächsten Nähe saßen einige Freiburger und Konstanzer, denen ich den „Schmollis" verweigerte mit dem Bemerken, daß ich nur mit Menschen, die ich genau kennen gelernt hätte, Brüderschaft machen wolle. Von Stund' an galt ich als hochmütig und lebte auf gespanntem Fuße mit meinen neuen Zimmer- und Kurskollegen. Ich hielt mich fortan fast nur an die Rastatter der verschiedenen Kurse, deren das Konvikt drei zählte. —

Mit den größten Schwierigkeiten hatte ich zu kämpfen, bis mir die Hausordnung auch nur einigermaßen zum Aushalten wurde. Mit vielen einen gemeinsamen Schlafsaal teilen, entsetzlich früh aufstehen, mit dem ersten Morgen und beim späten Abend in die Kirche gehen, in den Studier-

zimmern mit andern zusammen sein und schweigen — das waren lauter Dinge, die mit meinem seitherigen Tun und Treiben im schreiendsten Widerspruch standen.

Wenn ich einen Grund finden soll, warum ich das alles, wenn auch unter Anwendung aller meiner Willenskraft, mitmachte, so war es abermals ein gewisser Eigensinn. Ich wollte nicht ausgelacht werden, daß ich so bald meinem Vorhaben untreu geworden wäre. Religiöse Überzeugung spielte dabei nicht die geringste Rolle, da ich keine besaß.

Auf der Universität, welche wir vom Konvikt aus täglich in dunkeln Scharen aufsuchten, hatte ich mich als Studiosus theologiae et philologiae immatrikulieren lassen. Philologie nahm ich dazu, nicht weil ich je ernstlich daran gedacht hätte, lateinischer Schulmeister werden zu wollen, sondern aus der vom Rastatter Direktor mir eingeimpften Vorliebe für klassische Studien.

Die Universität Freiburg, in einem ehemaligen, ziemlich verwahrlosten Jesuitenkolleg untergebracht, bestand damals zu einem starken Dritteil aus Theologen, und wenn um 12 Uhr die Studenten die Hochschule verließen, wimmelte es die Salzgasse hinauf von „Konviktlern", unter denen die vom dritten Kurs in ihren Sutanen am dunkelsten sich abhoben.

Die Zeit, welche ich in den Vorlesungen zubrachte, verging mir angenehm, aber in dem dunkeln Konviktszimmer überfiel mich entweder bittere Langweile oder der Schlaf, der letztere um so mehr, als wir morgens sehr früh aufstehen mußten, was ich nicht gewohnt war. Gar oft, wenn meine Zimmerkollegen Glattfelder, Hirn, Honold, Hermann und Hug studierten, lag ich auf meinem Stuhl hinter dem hohen Schreibpult und schlief. Der begabteste unter uns, ein Konstanzer Lyzeist und Biergenie, aus Engen gebürtig, war der Fridolin Honold, der als Pfarrer in Bonndorf auf dem Schwarzwald gestorben ist.

Der Studienplan für Theologen, die zu allen Zeiten

einer strammern Disziplin unterlagen als andere Studenten, war uns genau vorgeschrieben, und so mußte ich im Wintersemester 1859/60 folgende Vorlesungen über mich ergehen lassen: Kirchengeschichte, Einleitung in die Schriften des Alten Testaments, Exegese der Apostelgeschichte, Erklärung der Psalmen und Enzyklopädie der Theologie. Dozenten für diese Fächer waren die Professoren Alzog, König, Maier und Wörter.

Dr. Alzog, ein Schlesier aus Ohlau, war ein Lehrer von sehr umfassendem Wissen, sein Vortrag aber teils störend, teils komisch dadurch, daß er nach jedem zweiten Satz die Worte „denn da" einzuschalten pflegte. Sein Lehrbuch, eine wahre Quellensammlung, war zu voluminös und deshalb für den angehenden Studenten zum Memorieren viel zu schwer. Er besaß, wie fast alle Norddeutschen, einen guten, philologischen Schulsack. Ich las unter ihm ein Semester griechische Kirchenväter und staunte über die Leichtigkeit, mit welcher er die griechische Sprache handhabte. Im Privatumgang zeigte sich Dr. Alzog voller Liebenswürdigkeit und sprudelte von Witz und Humor.

Ich habe in späteren Jahren oft mit ihm verkehrt und erinnere mich noch mancher trefflichen Charakteristik, die er über Zeitverhältnisse und Personen gab, und deren Richtigkeit ich erst einsah, als der Professor tot war. Er starb 1878 in Freiburg. —

Professor König, ein Hegauer aus Hausen am Hohentwiel, konnte mich nie recht anziehen. Er machte stets ein so misanthropes Gesicht und diktierte seine Vorlesungen. Vom Diktiertbekommen war ich aber schon am Lyzeum ein Feind gewesen. Der Professor mochte mir wohl ansehen, daß ich höchst ungern wörtlich niederschrieb, was er vortrug. Beim Examinieren frug er mich jeweils länger als jeden andern kreuz und quer und wollte mich, trotzdem ich ihm keine Antwort schuldig blieb, nie gerne laufen lassen. So eintönig auch sein Vortrag war und so langweilig die Stoffe, die er zu

behandeln hatte, Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit waren dem Professor sicher nicht abzusprechen. Er dozierte noch, da ich als Pfarrer nach Freiburg kam, und starb hochbetagt im Jahre 1900. —

Der scharfsinnigste Theologe an der Universität war unstreitig der damalige Dekan der Fakultät, Dr. Adalbert Maier, ein Villinger. Wenn ich in späteren Jahren und Studien mir einen echten Humanisten des 16. Jahrhunderts vorstellen wollte, so dachte ich mir denselben stets wie unsern „Exegesen-Maier", eine lange, hagere Gestalt mit spitzigem Gesicht und einer feinen, dünnen Stimme. Kerzengerade stand er auf seinem Katheder, machte nie einen Witz, lächelte höchst selten, aber was er sprach und erklärte, war die Logik und Klarheit selbst. Seine „Einleitung in das Neue Testament" hat sicherlich bis heute kein Werk neben sich, das mit ihr an Geist sich messen könnte. Ich hörte und studierte als angehender Theologe die Maierschen Vorlesungen am liebsten.

Was aus dem größten Menschengeiste werden kann, wenn Alter und Siechtum über ihn kommen, das zeigte der Professor Maier. Ich habe ihn, 25 Jahre später, während seines langen Krankseins als sein Pfarrer öfters besucht und mit Schmerz jeweils gesehen, wie der einst so bedeutende Mann mehr und mehr zur vernunftlosen Mumie herabsank. Und manchmal, wenn ich von ihm fortging, hab' ich mir zugerufen: „Was ist doch der Mensch für ein armseliges Geschöpf!" Ich selbst beerdigte ihn anno 1889. —

Meine eigentliche Theologie verdanke ich dem Professor Wörter, einem Kinzigtäler aus Offenburg[1]. Dieser Dozent hatte eine Eigenschaft, die in seiner und meiner Heimat zu den Seltenheiten gehört, er war ein wortkarger, ernster Mann. Gleichwohl bekam er schon durch seine äußere

---

[1] Er dozierte auch noch, als ich Pfarrer in Freiburg war, zog aber 1897 nach seiner Vaterstadt und starb daselbst 1901. Beim Abschied gab ich ihm noch ein Diner in meinem Pfarrhaus.

Erscheinung meine landsmännische Sympathie. Er hatte in seinen gesunden, frischen Gesichtszügen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Kronenwirt Spielmann von Bollenbach, dem ich als Knabe so oft für Hochzeiten Brot zugeführt und wo ich oft den Klängen der ländlichen Tanzmusik der Kapelle des Scherenschleifers von Haslach gelauscht habe.

Wörters „Enzyklopädie der Theologie" war mir teils langweilig, teils unverständlich, letzteres, weil ich von Theologie überhaupt noch keine blasse Ahnung hatte. Meinem Nachbar im Kolleg, mit dem ich die hinterste Bank in einem dunkeln Parterrezimmer teilte, ging es ebenso. Sein Vater war auch ein Kinzigtäler gewesen und zwar aus dem diplomatischen Wolfach. Ehemals Jurist und Amtmann von Revolutions Gnaden hatte Freund Adolf Baur[1] seine Existenz verwirkt und als „letzter Hoffnung" zur Theologie seine Zuflucht genommen, ein Studium, das ihn deshalb doppelt anstrengte, weil er schon in den vierziger Jahren stand. Um sein Gedächtnis zu stärken, gab er sich stark mit Schnupfen ab, und wenn dann uns beiden vor lauter Enzyklopädie das Mühlrad in unseren untheologischen Köpfen herumging, reichte er mir seine Dose und sprach mit satyrischer Wolfachermiene: „Landsmann, jetzt wieder einen Pris drauf!"

Doch in meinem zweiten theologischen Studienjahre haben, wie wir sehen werden, die Vorlesungen des Professors Wörter meinen Verbleib bei der Theologie entschieden. —

In der Philologie hatte ich für die ganze Universitätszeit zwei Professoren, aber beide, so verschieden auch ihr Charakter und die Art ihres Lehrens war, von gleich ausgezeichneter Qualität. Ich bewahre jedem das respektvollste Andenken.

Der alte Professor Baumstark, Sohn eines Volksschullehrers in Oos bei Baden, ein Riese von Körper, Charakter

[1] Er starb 1888 in Freiburg, ohne es je zum Pfarrer gebracht zu haben. Zuletzt war er Kaplan in Liptingen gewesen.

und solidem Wissen, hatte von einem Philologen in seiner ganzen Erscheinung keine Spur. Während man einem echten Professor seinen Stand schon auf fünfzig Schritte ansieht, hätte man Baumstark für alles eher gehalten als für einen lateinischen Schulmeister. Und doch hat die Universität Freiburg im 19. Jahrhundert nicht drei Philologen gehabt von der Gründlichkeit eines Baumstark. Es wurde dies zwar weder von seinen Zeitgenossen und noch viel weniger von seinen Vorgesetzten anerkannt, weil Baumstark zu jenen Menschen gehörte, die, ihres wirklichen Wertes bewußt, sich nicht beugen, nicht bücken und nicht wedeln wollen, um in der Welt etwas zu werden. Nebenbei hatte er noch das Unglück, gescheiter zu sein als seine Obern und viele seiner Kollegen.

Ich habe keinen Mann kennen gelernt von ausgeprägterem Selbstgefühl als meinen hochverehrten Lehrer Baumstark, aber auch keinen von solcher Geradheit und Unbeugsamkeit des Charakters. Diese Eigenschaften ließen es ihm nie zu, die Wege zu wandeln, welche zu allen Zeiten und Stunden Tausende gingen und gehen, die nach Ämtern und Würden trachteten und trachten.

Baumstark hatte dazu noch einen Fehler, den sein gegenwärtig redender Schüler ebenfalls in hohem Grade besitzt: er konnte nicht schweigen, weder nach oben noch nach unten, wenn ihm etwas mißfiel. Rücksichtslos diente er der Wahrheit und seiner Überzeugung. Er hat sich dadurch in seiner Lebensstellung viel geschadet und gesteht in seiner Lebensbeschreibung selbst zu, daß es von ihm oft unklug war, zu reden, statt zu schweigen. „Mein Temperament und mein starkes moralisches Gefühl ließen mir für mein ganzes Leben wenig Raum für Klugheit,“ sagt er von sich selber.

In meinen Augen war er ein ganzer Mann und ein überaus vortrefflicher Lehrer. Ich hörte bei ihm im ersten Semester Vorlesungen über „Literatur der römischen Prosa“ und besuchte das von ihm geleitete „philologische Seminar“.

Baumstark war ein Philologe der guten, alten deutschen Schule der zwanziger Jahre unseres Säkulums. Kernhaftes Wissen in einfacher Form war ihr Gepräge. Mit einer eisigen Ruhe und Sicherheit trug Baumstark seine Sache vor, und trotzdem jeder sogenannte Schwung fehlte, imponierte sein Vortrag meinem jungen Gemüte mit Macht.

Bis zur Stunde machen ruhige Menschen auf mich unruhigen einen starken Eindruck, den ich geradezu als Respekt bezeichnen möchte. So bekam ich auch vor dem Professor Baumstark, der nebenbei gesagt der Vater des berühmten Reinhold Baumstark gewesen ist, eine mit jedem Semester und jeder Vorlesung wachsende Hochachtung nicht bloß vor seinem Wissen, sondern auch vor seinem Charakter. Er starb ohne Titel und ohne Orden; wer ihn aber näher gekannt hat, wird ihn höher achten als viele, deren Brust von „Sternen" glänzt. —

In mancher Hinsicht das gerade Gegenteil Baumstarks war sein Kollege und einziger Mitdozent in der Philologie, Professor Bücheler. Dieser, ein blutjunger Mann aus Rheinpreußen, fast im Alter seiner Zuhörer, war ein ebenso ausgeprägter Anhänger der neuern philologischen Schule wie Baumstark der älteren. Beide vertrugen sich schon aus diesem Grunde nicht gut, obwohl nie einer den andern vor den Schülern angriff, was ja nicht selten der Fall ist bei höheren und niederen lateinischen Schulmeistern. Bücheler war lebhaft und jugendlich, Baumstark ernst, langsam und gravitätisch; beim erstern sprudelte die Rede aus dem Gehege seiner Zähne, beim letztern tönte es feierlich wie im Orakelton.

Was mich aber sofort auch bei Bücheler anzog, war sein eminentes philologisches Talent. Feines, attisches Salz tischte er auf in seinen Vorträgen und ein Wissen, das einen doppelt staunen machte bei der hohen Jugend des Lehrers. Die beiden Preußen Schraut und Bücheler haben mir lebenslänglichen Respekt eingeflößt vor der rheinländischen Philologie.

Ich hörte bei Bücheler, der später noch viele Jahre als Professor in Bonn lehrte und dort starb, in meinem ersten Semester nur ein Kolleg über „die griechischen Bukoliker", aber dies eine genügte, um, wie er mir im Frequenzschein bezeugte, „mit ausgezeichnetem Fleiß und großer Teilnahme" dem jungen Professor zuzuhören.

Lebhaft erinnere ich mich heute noch des Vergnügens, mit dem ich an den trüben Wintertagen des Jahres 1859/60 das melancholische Konvikt am Nachmittag und Abend verließ, um in meine philologischen Vorlesungen zu wandeln, die in der Regel in die Zeit von 3—7 Uhr fielen. Das „akademische Viertel" ward gegen Abend jeweils benutzt, um bei meiner Tante am Martinstor eine Flasche Buckſches Bier zu trinken und mich vom Onkel etwas verhöhnen zu lassen, daß ich immer noch ein „Pfäfflein" werden wollte.

Als sogenanntes „Philosophikum" besuchte ich in diesem Winter die Vorlesungen über „alte Geschichte" von Gfrörer, dem berühmten Konvertiten und Historiker. Er war eine gewinnende Erscheinung: ein starker, korpulenter Mann mit einem echt schwäbischen, offenen und heitern Gesicht, aus dem Geist und Humor gleichmäßig sprachen.

Die biedere Schwabennatur, das geistvolle Beherrschen seines Stoffes machten Gfrörer zu einem durchaus anziehenden Lehrer für süddeutsche Schüler. Bewundern aber lernte ich diesen Gelehrten erst, nachdem ich längst sein Schüler nicht mehr und er schon tot war.

Gfrörer war ein Historiker von Gottes Gnaden. Wer je dessen „Leben Gregors VII." gelesen, dieses Riesenwerk deutscher Gelehrsamkeit, der wird und muß, wenn er ehrlich denkt, den Verfasser unter die geistreichsten und größten Historiker des 19. Jahrhunderts rechnen. Ich habe in meinem ganzen Leben nur zwei historische Werke der neueren Zeit gelesen, die, trotz der Verschiedenheit ihrer Verfasser, mich in gleichem Grade anzogen und begeisterten. Diese beiden Werke aber sind Gfrörers „Gregor VII." und Gregorovius'

„Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter". Wenn man die Geistesprodukte solcher Männer liest, so muß man sich wundern, warum nicht schon längst Schriftstellern meiner Art das Handwerk polizeilich verboten worden ist.

Das Elend unserer liberalen Tage ist die allzu freie Stellung des Individuums der Gesellschaft gegenüber. Ich wünschte in vielen Dingen eine Einschränkung der individuellen Freiheit, und so wie man in der goldenen Zeit des Handwerks jedem verbot, als Meister zu arbeiten, der seine Profession nicht verstand, so sollte auch nicht jedermann erlaubt sein, in Schriftstellerei und Geistesprodukten zu pfuschen. Nur große Geister und tiefe Gelehrte dürften mir, wenn ich's machen könnte, ihre Schriften ans Tageslicht geben. Die kleinen Geister, zu denen ich auch mich rechne, müßten darauf verzichten. Es wäre dann manche Lumperei weniger auf Erden. —

Den Schattenseiten des Konviktslebens, das so wenig meiner Eigenart entsprach, stehen auch Lichtseiten gegenüber. Zu diesen gehört vor allem das geregelte Studium. In solch einem Konvikt wird derart zum Studium angehalten, daß es oft mehr dem sogenannten „Ochsen" sich nähert. Allein dieses sonst so verschmähte Ochsen halte ich für gar viele Menschen für unbedingt notwendig. Es gibt ja, man darf es kühn sagen, gottlob nicht lauter Talente und Genies auf der Welt, drum muß auch dem billigen Denker und dem Menschen mit mäßigem Talent und schlechtem Gedächtnis der Weg zum Studium offenstehen. Zudem existieren gar viele Stellen im Staats- und Kirchendienst, welche von geistig mittelmäßigen Menschen weit besser verwaltet werden als von sogenannten Talenten.

Ein Hauptmittel zum Studium und zur Vorbereitung fürs Examen sind in den theologischen Konvikten die „Repetitionen", welche darin bestehen, daß das, was in den Vorlesungen an der Universität gehört worden ist, unter Leitung von Priestern, den sogenannten Repetitoren, im

Konvikt repetiert oder richtiger auswendig gelernt und examiniert wird.

So hatte jeder der drei Kurse in unserem Konvikt einen Repetitor. Der unsrige im ersten Kurs war der Dr. St. Braun, zugleich Redakteur des Freiburger Kirchenblattes. Braun, aus Hoffsteinbach im Taubergrund, in welcher Gegend die Theologen geboren werden, weshalb dieselbe und der benachbarte Odenwald von uns schwäbisch-alemannischen Konviktoren „das heilige Land" genannt wurden, konnte die Rastatter Studenten zum voraus nicht besonders leiden, weil sie ihm zu wenig fromm und zu ignorant in religiösen Dingen erschienen.

Daß ich überhaupt im Konvikt ausgehalten, gilt mir, wie schon gesagt, wunderbar, daß ich aber trotz des Repetitors Braun ausgehalten habe, ist ein zweites Wunder.

Dieser fromme, fleißige Mann, eine kindliche Seele ohne jede Welt- und Menschenkenntnis, hatte die Gepflogenheit, uns zweideutige Rastatter in den Repetitionsstunden nebenher auch aus dem Katechismus zu fragen, in welchem sehr wenige von uns auch nur einigermaßen kapitelfest waren.

Wenn nun einer die Antwort schuldig blieb, so schlug unser „Spezel", wie er hieß, die Hände überm Kopf zusammen und lamentierte über die schreckliche Unwissenheit. Mich interpellierte er eines Tages über die fünf Gebote der Kirche. Ich erklärte ihm offen, ich könnte sie ihm mit dem besten Willen nicht mehr sagen, würde sie ihm aber auch nicht sagen, wenn ich sie wüßte, da ich nicht hier sei, um mich von ihm examinieren zu lassen wie ein Schulknabe.

Er schwieg voll flammenden Zornes und meldete mich nachher dem Direktor, der mich zu sich rief und mir noch eine weitere Denunziation vortrug, die eines „Dritt-Kürslers", welcher heute ein kirchlich sehr liberaler Mann ist, und die darin bestand, ich hätte meinen Äußerungen nach gar keinen Glauben.

Ich gab nun dem Direktor feierlich folgende Erklärung

ab: „Es sei alles wahr, was man ihm berichtet habe; allein ich hätte geglaubt, das Konvikt sei nicht bloß dazu da, um fromme, religiös wohlunterrichtete Studenten aufzunehmen, sondern auch glaubensarme und religiös schlecht unterrichtete. Zu den letztern gehörte ich. Ich könne ihm aber die Versicherung geben, daß ich keinen Heuchler abgeben werde. Ich wollte das zweite Jahr der Theologie, die Dogmatik, abwarten, und wenn ich dann nicht zum Glauben käme, würde ich unbedingt die Anstalt verlassen."

Von dieser Stunde an war und blieb ich ein Liebling des Direktors, der später als Bischof mich noch manchmal an diese Worte erinnerte und an meiner Ehrlichkeit und Offenheit nie irre ward. Aber auch das hat er mir später oft gesagt, daß er es mir angesehen habe, wie ungern ich anfangs im Konvikt gewesen sei und wie ich mit dem Austreten gekämpft hätte.

Mit dem Repetitor Braun lebte ich auf gespanntem Fuße, solange ich sein Untergebener war. Später aber, da ich als Gast des Direktors öfters und lange im Konvikt weilte, söhnten wir uns bestens aus. Ich habe dann zur großen Erheiterung des Direktors und der übrigen Repetitoren manchen Spaß mit seiner kindlichen Leichtgläubigkeit getrieben, und er ist mir oft „in den Spieß gerannt", während er wähnte, ich hänge an dem seinen.

Der einsame und vereinsamte Mann starb, als ich schon Pfarrer in Freiburg war, 1889 an Gehirnerweichung eines elenden Todes. —

Eine allgemeine Bemerkung möchte ich hier doch noch anknüpfen. Man sollte in derartigen theologischen Bildungsanstalten stets den jüngsten Repetitor zum ältesten Kurs und den ältesten und erfahrensten Priester zum jüngsten Jahrgang tun; denn die angehenden Theologen verlangen eine subtilere Behandlung als die eingelebten.

Unser Braun war kaum einige Jahre älter denn wir, und deshalb ertrugen wir auch oft mit Unwillen seine Bemerkungen. —

Die einzig heiteren Stunden meines ersten Konviktsjahres boten mir die „Rekreationen“ im Hause und die „Spaziergänge“ in und außerhalb der Stadt. Die erstern fanden in einem eigens dafür bestimmten Saale statt, in welchem auch eine größere Anzahl katholischer Zeitungen auflag.

Am Donnerstag und Sonntag wurde nachmittags und am Dienstag jeweils abends Bier verabreicht. Dazu gab's Gesang, Kartenspiel und eine Zeitlang auch eine Kneipzeitung. In letztere lieferte ich zahlreiche satyrische Artikel, die vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurden, von einzelnen mir aber schwere Feindschaften eintrugen. Das Bier war in der Regel herzlich schlecht. Der Lieferant, ein sogenannter guter Katholik, glaubte wohl, weil er zur Partei gehöre, müßten die Konviktoren sein elendes Gebräu allein trinken. Es gibt heutzutage noch viele ähnliche Kumpane auf katholischer Seite.

Doch der Stoff aus der Brauerei Gramm war wenigstens immer noch Bier, ein Präparat aus Hopfen und Malz, und so tranken wir's mit heiterer Todesverachtung. Ich vertilgte im Anfang noch, nach Rastatter Art, viele Schoppen, die jeder sich beim Faß, das einer der Diener des Hauses bewachte, holen und bezahlen mußte. Meine Freunde Karl und Wilhelm Bunkofer, die fast nichts tranken, mußten mir oft auf ihre Rechnung holen, damit auf meine nicht allzuviel kam.

Die Konviktsdiener spielten nämlich nebenbei die Rolle von Polizeidienern. Wenn einer am Morgen nicht aufstand, wenn die Glocke des Portiers durch die dunkeln Gänge hin in die Kirche rief, oder wenn einer sehr viel Bier trank, rapportierten sie beim Direktor. Doch ich muß zu Ehren des letztern sagen, daß, trotzdem ich mich beider Sünden oft schuldig machte und man ihm sicher oft meine Langschläferei und meine Lumperei denunzierte, er mir in dieser Richtung nie einen Vorhalt machte. Ich besaß seit obiger Unterredung sein absolutes Vertrauen; was nicht wenig dazu beitrug, daß ich im Konvikt aushielt.

In den Rekreationen hielten wir Rastatter aller drei Kurse in der Regel fest zusammen. Wie einst in der „blauen Katz" am Murgstrand, machten wir unser Zego zu den Füßen des Freiburger Schloßberges und benahmen uns, als wären wir noch in unserem alten Element, bis die Glocke uns aus diesem Wahne weckte und in die einsamen Studierzimmer zurücktrieb oder abends noch in die Kirche rief.

Jeden Mittag nach dem Essen war freier Ausgang bis zwei Uhr. Da ging's zum Tore des Konvikts hinaus wie zu einem längst nicht mehr geöffneten Taubenschlag, und die jungen Theologen zerstreuten sich nach allen Himmelsgegenden inner- und außerhalb der Stadt.

Ich zog mit einigen Rastattern in der Regel die Kaiserstraße auf und ab. Durch und durch Weltkind, suchte ich Welt und Menschen auf. Gar zu schnell verging die Zeit bei diesem „Bummeln", und mich tröstete bei der Rückkehr oft nur der Gedanke, bald wieder in die Stadt zu kommen. Denn um drei Uhr begannen meine philologischen Vorlesungen, und schon eine Viertelstunde zuvor entwischte ich wieder dem mir so lästigen Konviktsgehege.

Oft wenn ich abends zwischen sechs und sieben Uhr durch die dunkle Schustergasse der noch dunkleren Konviktsstraße zuschritt, und wenn ich dazu noch kurz vorher im Kolleg einen Korpsstudenten oder Burschenschafter gesprochen hatte, so faßte ich den Entschluß, am andern Morgen aus dem Konvikt auszutreten und ein „freier" Student zu werden. Warum ich diesen Vorsatz ebenso oft faßte und ebenso oft nicht ausführte, ist mir heute noch rein unerklärlich.

In der Regel wurde an Donnerstagen die Zeit der Freiheit bis vier Uhr ausgedehnt, und dann wanderten die Konviktoren gruppenweise und im Laufschritt durch den Sternenwald oder über Loretto nach dem Dorfe Günterstal.

Dieses in waldigem Tale gelegene Dörfchen war von jeher der beliebteste Ausflugsort für die weltfreudigen Freiburger. Wer nie einen Kaffee in Günterstal getrunken,

der ist auch nicht recht in der heiteren Dreisamstadt gewesen. Er hat Rom gesehen, aber den Papst nicht. So stürmten denn auch wir in freien Stunden durch den Sternenwald dem Tälchen zu, um im „Hirschen" oder im „Kibfelsen" Bier und Kaffee zu trinken und ein Zego zu machen.

Wie oft hatte ich als Knabe zwölf Jahre zuvor mich im Sternenwald herumgetrieben oder war mit meinem Schmetterlingsgarn über das „Lorettobergle" gezogen, glücklich im reinen Verkehr mit der Natur. Und jetzt eilte ich, unbekümmert um Waldesduft und Schmetterlinge, dem Bierhause zu, froh, dem Konviktszwang für einige Stunden entrinnen zu können. Wenn ich mir heute den Knaben des Jahres 1847 und den Studenten von 1859 vorstelle, so kommt mir der erstere völlig verklärt vor.

Schopenhauer hat recht, wenn er sagt, daß im Menschen mit der Sensibilität und mit dem Intellekt die Gier und die Leidenschaft wachse und damit auch das Elend des Lebens.

Doch der Mensch wird ja im Alter wieder wie ein Kind. Und wenn ich später, als Pfarrer in Freiburg, meinen täglichen Weg am Sternenwald hin machte, und einerseits die Kinder sah mit ihren Schmetterlingsgarnen und andererseits die Erwachsenen in ihrem Rennen und Jagen nach den verschiedenen Vergnügungsorten, so wäre ich am liebsten mit den Kindern gegangen, aber nimmermehr mit den Erwachsenen. —

An Weihnachten waren im Konvikt keine eigentlichen Ferien, d. h. in die Heimat durfte keiner, aber täglich gab's Gelegenheit zum Ausfliegen nach Günterstal. Ich fing in diesen ersten Weihnachtstagen des Konviktlebens an, ein eigentümliches Saitenspiel zu lernen. Im dritten Kurse lebte ein Schwarzwälder, Eisele aus Bonndorf, als Pfarrer von Kappel bei Freiburg gestorben, der war Virtuos auf der Zither, einem Instrument, das durch sein zitterndes, elegisches Wesen mich allezeit angesprochen hat.

Trotz meiner vielen Kollegstunden akkordierte ich mit

dem Zitherspieler, mir Unterricht zu geben in seinem Saitenspiel. Wir kauften beim Musikalienhändler Widmann in der Salzgasse ein Instrument für mich um fünfzehn Gulden. Ich hatte eine kindische Freude an diesem Ding. Allein mit dem Lernen wollte es nicht vorwärts gehen. An Gehör und Vorliebe für Musik hat es mir nie gefehlt; aber ich war, wie einstens beim Klavierspiel, zu linkisch und zu täppisch in der Fingerfertigkeit. In dieser Hinsicht glaube ich, daß ich nicht einmal das Zeug zu einem ordentlichen Schneider in mir gehabt hätte. So entleidete mir das Zitherspielen bald. Das so freudig gekaufte Instrument wurde einem andern theologischen Kunstjünger verkauft, und seitdem ruhte bei mir für immer die das Saitenspiel betreffende Muse.

Daß in jenen Tagen, trotzdem ich das zweiundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, doch noch eine gewisse naive Kindlichkeit in mir wohnte, zeigte sich auch an meinem Pläsier, das mich ob der ersten neuen Taschenuhr ergriff. Der Kauf geschah fast zu gleicher Zeit mit dem der Zither bei einer Uhrmacherswitwe Butz in der Kaiserstraße. Bisher hatte ich noch immer die alte, riesige Uhr meines Großvaters getragen, am Tage der ersten hl. Kommunion von der Großmutter mir überreicht. Jetzt sollte sie einer neumodischen Zylinderuhr weichen.

Wie leichtsinnig man in der Jugend ist und wie pietätlos, zeigt auch die Gleichgültigkeit, mit der ich die Uhr des „Wälder-Xaveri", meines Großvaters, weggab. Heute wäre sie mir wertvoller als eine mit Diamanten besetzte goldene — aber ich weiß nicht, wo sie hinkam.

Als die in mittleren Jahren stehende Uhrmachersfrau, bei der ich die neue Uhr kaufte, meinen Namen erfuhr, um denselben nebst der Nummer der Uhr in ihr Verkaufsbuch einzuschreiben, da wurde ihr Angesicht lebhaft gerötet, und sie fing ein Loblied an auf meinen in den „Erinnerungen aus der Jugendzeit" erwähnten Vetter Franz Hansjakob. „Der sei der schönste Student ihrer Jugendzeit gewesen, sie

habe ihn gut gekannt und manchen Tanz mit ihm getan." Schmerzlich berührte es sie, als sie von mir erfuhr, er sei vor einigen Jahren im fernsten Westen Amerikas gestorben.

Mir war das Benehmen der Frau aufgefallen, und ich interpellierte über die Sache den alten Universitätspedellen Schmidt, der den Vetter noch bestens gekannt hatte und ihm bezüglich seiner Schönheit das gleiche Zeugnis gab. „Ja," meinte er lächelnd, „die Frau Butz ist eben auch eines der vielen Freiburger Mädchen gewesen, die damals für den ebenso reichen als schönen Hansjakob schwärmten. Wenn er als in die Ferien ging, kamen sie in Scharen zu mir, um seinen Aufenthalt und seine Adresse zu erfahren." —

An meiner Uhr aber hatte ich jedenfalls noch eine größere Freude als die Uhrmacherin einst an meinem Vetter. Wohl hundertmal des Tages zog ich sie aus der Tasche und betrachtete sie in Liebe, und wochenlang schlug keine Viertelstunde vom Münster herab in meine dumpfe Konviktskammer, ohne daß ich ihren Schlag mit dem Gang meiner Uhr verglichen hätte. —

In das erste Quartal meines Konviktslebens fiel auch der Abschluß des so kurzlebigen Konkordats zwischen Karlsruhe und Rom. Im Konvikt wurde derselbe an einem Sonntag gefeiert mit der nicht sehr geistreich angeordneten Verlesung der einzelnen Paragraphen des Vertrags und mit Tedeum. Ich verstand damals von einem Konkordate so wenig als ein Bauersmann von der sphärischen Geometrie, die Hauptsache war mir und wohl den meisten andern auch, daß es an jenem Tage am Konviktstische „Duplex", d. h. besseres Essen und Wein gab.

Nebenbei gesagt, kann ich das Essen im Konvikt, wo barmherzige Schwestern die Küche besorgten, nur loben; es war einfach, aber gut und kräftig. Nur die Mehlsuppe am Morgen vertrug mein Magen nicht, und ich bekam deshalb auf eigene Rechnung Milch. Am meisten waren mit dem Essen jene unzufrieden, welche zu Hause nie etwas

Ordentliches zu essen gehabt hatten. Diese Leute machten dann auch als Vikare bei den Pfarrern die größten Ansprüche. Es soll heute noch so sein. —

Nach Weihnachten begannen die meisten jungen Theologen auf die Semestralprüfung, welche mit Schluß des Winterhalbjahres von den betreffenden Professoren vorgenommen wurde, sich vorzubereiten. Ich habe schon oben gesagt, daß im Konvikt überhaupt studiert wurde; in den Monaten und Wochen vor der Prüfung aber ging's her, daß die Wände schwitzten. Leute mittlern und untern Talents und solche mit schwerem Gedächtnis arbeiteten mit einer wahren Riesenanstrengung.

Es ist eine Qual, solcher Tortur des Geistes nur zusehen zu müssen. Einzelne liefen mit ihren Heften in den Gängen des Hauses auf und ab, leise vor sich hinmurmelnd und memorierend; andere saßen hinter ihren „Holzburgen" in den Zimmern, sorgenvoll das Haupt gebeugt über die „verba magistri"; ein dritter suchte den fernsten Winkel im Hause auf, um allein zu sein mit seinem Heft und seinen Gedanken; ein vierter raste in der Kegelbahn auf und ab, während der fünfte im toten Gesträuch des Gartens seine Seufzer übers Examen aushauchte.

Man muß es miterlebt haben, wie Wissenschaft und Kultur den einzelnen Menschen behandeln, um zu begreifen, wie dieselben alle Völker aussaugen und dann, zugrunde gerichtet, wegwerfen! —

Ich hatte, meiner philologischen Kollegien wegen, nicht so viele Zeit, um mich frühe schon auf die Examina zu präparieren. Mein, Gott sei Dank, sehr glückliches Gedächtnis machte es mir möglich, erst in den letzten zwei oder drei Wochen ans Studieren zu gehen. In kurzer Zeit und mit großer Leichtigkeit lernte ich jeweils den Inhalt der theologischen Vorlesungen kennen und bestand im Examen durchschnittlich mit der Note „vorzüglich", was übrigens nicht allzuviel besagen wollte; denn in der theologischen

Fakultät war die Notenskala damals und ist jetzt noch eine überschwängliche. In ruhiges Deutsch übersetzt, bedeutet jenes „vorzüglich" so viel als sonst und anderswo „gut".

Bei dem greisen Quästor und Bibliothekdiener Wagner mußten die vom examinierenden Professor und dem Dekan der Fakultät unterzeichneten Zeugnisse gegen einen Sechser Gebühr pro Stück abgeholt werden. Ich tat dies stets gern, weniger der Zeugnisse halber, als weil der Alte immer etwas zu erzählen wußte von vergangenen Zeiten. Er war Trompeter gewesen bei dem in Freiburg in den zwanziger Jahren stationierten Infanterieregiment und hatte jene zahlreichen Streitigkeiten zwischen Studenten und Soldaten mitgemacht. Er schilderte die damaligen Studenten als lauter Heroen und Riesen, gegen die wir jetzigen Akademiker wahre Lämmlein wären, derenthalben man nicht mehr Generalmarsch blasen und trommeln müsse.

Es muß etwas Wahres an seinen Erzählungen gewesen sein; denn der in meinen Jugenderinnerungen geschilderte „dicke Metzger" hatte mir von den Göttinger Studenten ähnliche Dinge erzählt und vor der Streitlust und der Tatkraft derselben allen Respekt geäußert. Heute sind, wie vor einigen Jahren ein Student bei einem Bankett in der Freiburger Sängerhalle äußerte, die Musensöhne „glückselige Untertanen". Wohl bekomm's! Solche Dinge sind auch eine Folge der Kultur, welche die Menschen schwach, charakterlos und knechtselig macht. —

Mitte März zogen wir in die Osterferien. Ein lustiges Quartett hatte sich zusammengetan, um durchs Elztal dem Kinzigtal zuzuwandern. Es bestand aus den Theologen des dritten Kurses: Müller, genannt Bummler, einem alten Rastatter und vorzüglichen Sänger, von dem ich früher schon erzählt, Eisele, dem Zithervirtuosen, einem Bonndorfer, Schnaider, dem Musikanten, und meiner blassen Länge.

Der Ludwig Schnaider, ein „Landsmann" von mir, ein Zeller, des Bärenwirts Sohn, dessen Bekanntschaft ich

erst im Konvikt gemacht, war ein musikalisches Genie. Er blies und spielte alle Instrumente, besaß alle guten und schwachen Seiten echter Söhne der Polyhymnia und verband damit eine Gemütlichkeit und Seelenruhe, die „kein Unglück niederzuschlagen" imstande war.[1]

Wir zwei hatten den Winter über, in den dunkeln Konviktsgängen manchmal abends hin- und herwandelnd und der Heimat gedenkend, ausgemacht, gemeinsam und zu Fuß in die Ferien zu ziehen. Um den Jubel recht süß zu machen, luden wir den Zitherspieler Eisele und den Sänger Müller ein.

So kam es, daß an einem sonnigen „Märztag" vier fidele Musensöhne von der Station Denzlingen aus das Elztal hinaufzogen. Wer uns nicht kannte, konnte leicht auf den Gedanken kommen, die Wanderer möchten „fahrende Musikanten" sein; denn Eisele trug seine Zither bei sich, Bummler eine Partie Gesangbücher und Schnaider ein kleines Waldhorn, auf dem er Virtuos war. Und in der Tat wollten wir an jenem Abend ein Konzert geben und als Quartett auftreten in der „Polyhymnia" im bayerischen Hof in Hasle, und unsere Ankunft nebst Programm war bereits dem Doktor Feederle notifiziert.

Ich glaube kaum, daß jemals lustigere Menschen durch das Elztal jubelten als wir vier Theologen an jenem Frühlingstag. Die Wolken zogen so licht und rein am Himmel hin, von allen Bergen und Wäldern rauschten die Bächlein, und die Vögel musizierten und sangen mit uns, daß das Echo schallte von einer Talwand zur andern.

Damals tönte noch dumpf durch das Tal hin der Eisenhammer von Kollnau. Hier war ich vor sieben Jahren einmal gewesen mit meinem Jugendfreunde „Wilhelm, dem Hammerschmied", dem Schwärmer für Schiller. Er hatte für seinen Vater Geschäfte zu besorgen beim Hammerschmied

[1] Er starb schon 1865 als junger Vikar in St. Märgen auf dem Schwarzwald.

von Kollnau, und an einem sonnigen Herbsttage hatten wir die Berge überstiegen und waren hinabgewandelt gen Kollnau. Des Hammerschmieds Töchterlein, ein rotwangiges, blondhaariges Mägdlein, hatte in Wilhelms Herzen die ersten Funken der Liebe geweckt, und auf dem Heimwege schwärmte er nicht nur für Schiller, sondern auch für das „Röslein" in der dunkeln Eisenschmiede.

Da wir heute vorbeizogen am „Hammerwerk", hielt ich Einkehr und fragte nach dem Mann „am Feuer" und seinem Töchterlein. Der Vater war tot und das Mägdlein nach Amerika ausgewandert. Die Erinnerung an jenen heitern Septembertag war getrübt. —

Draußen vor dem winzigen Dörflein Kollnau, in das der gewaltige Keltenberg, der Kandel, finster herabschaut, in dem noch kleinern Gutach stand einsam an der rechten Talwand, unweit der flüchtigen, braunen Elz, ein kleines Häuschen. Hier wohnte in jenen Tagen der Meister Stratz, ein dicker, behäbiger Mann; der braute ein Tränklein, so fein und rein, wie sie es im Münchener „Hofbräu" nicht besser machen.

Da zogen an Werktagen „die Herren" vom nahen Städtchen Waldkirch herauf und an Sonntagen die Simonswälder Bauern, die tapfersten Schwarzwälder des Dreißigjährigen Krieges, hinab ins Tal zum „Stratz" und tranken, bis der Vollmond über die dunkeln Wälder strahlte und ihnen heimleuchtete auf ihren steilen Pfaden.

Hier kehrten aber auch die Studenten ein, wenn sie von Freiburg her ihren Weg ins Kinzigtal suchten, und ergaben sich dem Trunk und dem Gesang, so daß es manchmal Mitternacht wurde, bis sie die hohe Wasserscheide zwischen Elz- und Kinzigtal, die „Viereck", erreicht hatten. Wer weiß, wenn nicht das „Konzert" in Haslach uns gemahnt hätte, ob es uns heute nicht auch gegangen wäre wie mir später manchmal, nämlich den ganzen Nachmittag in der kleinen Stube fortzusingen und fortzutrinken!

Öfters kam ich noch auf meinen Ferienwanderungen

durchs Elztal in das Bierhäuschen an der Talwand, das letztemal nach kaum beendigten Studien, im März 1864. Mit mir wanderten damals meiner Heimat zu der Konviktsdirektor und spätere Bischof Kübel und der Prälat von Schätzler. Schätzler, ein Konvertit und Sprößling der bekannten Augsburger Bankiersfamilie, war der geistreichste Theologe, den ich in meinem Leben getroffen. Ich war ihm gegenüber als Theologe ein Sandkorn im Verhältnis zum Montblanc. Er war von 63—72 Privatdozent an der Freiburger Universität, wurde später Consultor in Rom und Mitglied des Jesuitenordens. Er starb in Interlacken 1880.

Heute, da dies Buch neu erscheint, sind beide tot, und auch der Meister Stratz braut längst kein Bier mehr, er ruht drüben auf dem Kirchhof am Flusse. Da soll man nicht elegisch gestimmt werden! —

Es dunkelte bereits, als wir vier Studenten die Wasserscheide überschritten hatten und drunten im Kinzigtal anlangten. Bei der Schneeballenwirtin" zu Hofstetten ward ein Abendschoppen goldenen Weins getrunken, und auf dem Weitermarsch blies Schnaider ein Stück auf seinem Waldhorn talabwärts Haslach zu. Der Nägelemetzger von Hasle, mit jungen Ziegen beladen, gesellte sich unterwegs zu uns, angelockt durch die süßen Töne des Waldhorns. Schnaider blies das Lied des „Jägers Abschied vom Wald" von Eichendorff:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
Daß es tausendfach verhallt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Und wir sangen, was das Waldhorn blies, und in die Wälder der Heimat klangen unsere Lieder bis hinauf zu den höchsten, dunkeln Wipfeln. —

Heimwärts kam ich spät gezogen
Nach dem väterlichen Haus,
Die Gedanken weit geflogen
Über Berg und Tal voraus.

Mutter und Großmutter empfingen den jungen Theologen, an dem sie so fest gezweifelt, aufs freundlichste. Und wenn er ihnen auch noch kein definitives Resultat seines Bleibens im Konvikt geben konnte, so hatten sie doch nicht so viel erwartet. Die Großmutter nahm meine Begleiter ins Quartier. Spät am Abend ließen wir unser Konzert los und ernteten reichlichen Beifall. Meine alten Polyhymniafreunde wunderten sich, daß Konviktsmenschen so heiter und lustig sein könnten, während die Erklärung dieser Erscheinung doch recht nahe lag.

Am folgenden Morgen zeigte ich meinen Freunden die Berge und Wälder meiner Jugendzeit, und am Nachmittag zogen wir talabwärts nach Zell ins „Bärenwirtshaus“. Im fröhlichen Wallfahrtsstädtchen am Harmersbach hatte ich manch alten Bekannten zu begrüßen, und es wurden Stunden lauter, gambrinischer Lust hier verbracht. Die Poesie der Knabenzeit war ja vorüber, und der Mensch stand außerhalb des Paradieses.

So und ähnlich vergingen meine ersten Ferien als „Theologe“, kein Jota anders als in den Tagen des Rastatter Sextaners. Mit der Geistlichkeit verkehrte ich so wenig wie früher, und auch die Kirche besuchte ich nur an Sonntagen. Meine religiösen Begriffe entsprachen meinem noch geringen theologischen Wissen, und dieses hatte das innere Gebiet des Glaubens bis jetzt in mir nicht verändert.

Es war damals als Vikar im Pfarrhaus der so frühe verstorbene, talentvolle und seeleneifrige Priester Häring,

ein Offenburger Kind. So freundlich er mich auch zu sich einlud, so gerne wich ich ihm aus. Ich befand mich weit behaglicher in den alten Feriengesellschaften und auf meinen einsamen Berg- und Waldgängen. —

Das Sommersemester 1860 begann und mit ihm eine neue Phase meines Kampfes für und gegen das Konvikt. Die Ursachen desselben kamen von außen. In der schönsten Frühlings- und Sommerszeit die Tage in einem geschlossenen Raume verbringen zu müssen, war mir fast unerträglich. Auch der Konviktsgarten brachte duftende Blumen und blühende Bäume hervor, aber sie selbst kamen mir vor, als welkten sie hinter der übermenschlich hohen Mauer aus Heimweh nach Luft und Licht — wie viel mehr erst ich! Gar manchmal wandelte ich verstimmt und melancholisch in diesem Garten und meditierte, wie ich den Zwang loswerden könnte; zu einem festen Entschluß brachte es der Träumer aber nie.

Von den Sommervorlesungen hörte ich, was Theologie betraf, nur gerne die „Einleitung in das Neue Testament“ von Dr. Adalbert Maier nach dessen geistreichem und kritischem Buch. Wörters „Theorie der Religion und Offenbarung“ setzte mehr theologischen Sinn und theologische Bildung voraus, als ich besaß.

Meine helle Freude aber hatte ich in den philologischen Vorlesungen an dem „Thukydides“ und der „Literatur der griechischen Poesie“ von Baumstark. Das war Musik für meinen halb heidnischen, für klassisches Altertum jugendlich schwärmenden Geist.

Am schlimmsten kam ich weg bei meinem ersten und letzten Versuch, auf einer deutschen Universität Philosophie hören zu wollen. Der Dozent dieser Disziplin war der Hofrat Sengler, ein Mann, dem ein unendliches Wohlwollen aus allen Zügen sprach, der aber alles eher als ein Philosoph eigenen Denkens sein mochte. Wer nicht Denker von Fach, d. i. ein eminentes Talent oder ein Genie ist, der sollte eben

nie Philosophie dozieren, wenn er mehr lesen will als eine Geschichte derselben.

Wir machten zu dritt, zwei Theologen und ein junger Prinz von Hohenlohe, das Kollegium des Hofrats aus, der über „praktische Philosophie" vortrug in einer Monotonie und Schwerverständlichkeit, die zum Verzweifeln gewesen wäre, wenn nicht mich oft die dunkeln Regionen, in welche mein Geist geriet, heiter gestimmt hätten.

In sein Gehör eine Stunde lang die dicksten Unverständlichkeiten aufnehmen und nachschreiben, hat denn doch auch etwas Komisches, und Schopenhauer hat völlig recht, wenn er einmal schreibt: „Wirklich belustigend muß es sein, einen Philosophieprofessor auf dem Katheder zu sehen, der bona fide seinen Wortkram vorträgt, ganz ehrlich, in dem Wahn, dies seien eben Gedanken, und vor ihm die Studenten, welche ebenso bona fide, d. h. im selben Wahn, andächtig zuhören und nachschreiben, während doch im Grunde weder der eine noch die anderen über die Worte hinausgehen, vielmehr diese, nebst dem hörbaren Kratzen der Federn, das einzige Reale bei der Sache sind."

Die Philosophie soll auf unseren Universitäten heute noch ebenso unverständlich doziert werden wie zu meiner Zeit. —

Ich wurde ein mittlerer Dreißiger, bis ich wieder einmal versuchte, Philosophie zu studieren, aber erst als Fünfziger trieb ich diese ebenso oft mißbrauchte als mißverstandene Wissenschaft mit klarem Erkennen und Verstehen.

Philosophie, deutsche, moderne, sollte jeder gebildete Christenmensch bis ans Ende seines Lebens studieren und verfolgen. Sie wäre ihm der lichteste Beweis von der Wahrheit des Christentums. Wenn man liest, wie diese Herren Philosophen mit der Stange im Nebel herumfahren und, wenn sie das Christentum niedergerissen zu haben glauben, doch immer wieder zu demselben zurückkehren, wenn sie etwas Vernünftiges behaupten wollen, so freut man sich

doppelt seines christlichen Glaubens. Mich hat beispielsweise der scharfsinnigste und geistreichste unserer neuern Philosophen, Schopenhauer, der sonst als ein schrecklicher Geist des Unglaubens gilt, mehr denn jeder andere von der Göttlichkeit des Christentums überzeugt. —

Im gleichen Sommer 1860 wurde ich auch das Opfer einer andern Wissenschaft, der ich später hohe Aufmerksamkeit geschenkt habe. Wir sämtlichen Konviktoren mußten uns revakzinieren lassen, denn die Blattern gingen um, und deshalb beschloß unser Hausarzt Dr. Blas, uns durch die Lanzette zu schützen. Mir bekam die Prozedur so schlecht durch Fieber und hochgeschwollenen Arm, daß ich, krank und elend hinter meiner Holzburg im Studierzimmer sitzend, schwor, dem Impfteufel auf die Finger zu sehen und ihm für mein ganzes Leben abzuschwören. Ich habe Wort gehalten, und einer meiner ersten schriftstellerischen Versuche war „das Büchlein gegen das Impfen".

Doch bei jedem Unglück ist in der Regel ein Stückchen Glück, und die Impfnarbe aus der Zeit der Revakzination bestimmte zwei Jahre später den kleinen, alten Amtsarzt von Wolfach, mir in den Ferien ein Zeugnis auszustellen, daß ich als Kind so vorzüglich geimpft worden sei, daß heute noch eine stattliche Narbe sich zeige. Diese Urkunde war hoch vonnöten, um ins Seminar aufgenommen zu werden, denn meine Mutter hatte die erste Impfquittung verloren.

Ich hoffe, daß noch die Zeit kommt, in der man allgemein darüber lachen wird, daß es eine Periode gab, welche von jedem Deutschen, wenn er irgendwie Vater und Mutter verließ und in der Welt sich umsehen mußte, einen Impfschein verlangte.

Unserem Hausarzt fiel ich später nochmals unter die Hände wegen Magenentzündung, gegen welche er mir auch mit einem Hauptmittel der alten Schule zu Hilfe kam, mit „Blutegeln", einem Rezept, das damals vielen Leuten Heilung brachte, wie auch das Aderlassen. Diese beiden

Methoden sind zum Schaden der Kranken heute gänzlich aufgegeben.

Im Konvikt bestanden zwei Krankenzimmer, die aber selten von Schwerkranken belegt waren. Die meisten Patienten konnten trotz ihrer Leiden den Tag über dem Zegospiel obliegen. Manche wurden auch ständige „Spitalbrüder", um dem „dolce far niente" und längerem Schlaf zu huldigen. Bisweilen schlüpfte auch einer, der dem Examen für diesmal aus dem Wege gehen wollte, unter die Fittige des Dr. Blas. Dieser war einer der brävsten Männer an der Dreisam, aber kein großer Diagnostiker. Weder die Leiden, noch die Faulheiten und Tagdiebereien einzelner seiner „Patienten" vermochte er in der Regel zu durchschauen. Seine Gutmütigkeit war förmlich dazu angetan, allerlei jugendlichen Übermut zu provozieren.

Wie gut die Patienten im Konvikt allermeist aufgelegt waren, beweist die Wette, die ich in meinen kranken Tagen damals einging. Es galt, zu gleicher Zeit einen Brief zu schreiben, einen Brief zu diktieren und mit einem Dritten zu konversieren. Ich gewann die Wette trotz meines Magenleidens und Blutverlusts. Heute bin ich manchmal nicht imstande, nur wenige Zeilen zu schreiben. Sic transit gloria cerebri! —

Im Sommer des Jahres 1860 feierte einer der bedeutendsten Lehrer der Universität, der Domdekan Hirscher, ein Schwabe aus Altergarten bei Ravensburg, sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Nahezu die gesamte Studentenschaft vereinigte sich, um dem edlen Greis eine Huldigung darzubringen durch einen großartigen Fackelzug.

Der reiche Domdekan ließ diese Ovation nicht unbelohnt und lud die Fackelträger alle auf einen Nachmittag ein in den Hirschen zu Günterstal. Daß Hirscher „etwas Umfangreiches wichsen" werde, hatten wir vorausgesehen, und die meisten beschlossen, das ihrige zu einer tüchtigen Zeche beizutragen. Ich mußte für ein Konsortium von

meinem Kaufmannsonkel eine Portion bitterer Mandeln beischaffen als Mittel, viel trinken zu können, ohne berauscht zu werden. Sie wurden auf dem Weg nach Günterstal gekaut. Die Kauer waren sämtlich „alte Rastatter", und wenn ein solcher in jenen Tagen noch zu bittern Mandeln griff, so leistete er Gigantisches im Trinken, wie die geharnischten Ritter der Turnierzeit.

Wie ein milder Herbstabend saß der alte Hirscher im Garten zu Günterstal unter der lärmenden akademischen Schar. Die waldigen Berge ringsum bildeten einen feierlichen, dunkeln Rahmen um das Schlachtfeld, während der rauschende Waldbach am Garten hin übertönt ward vom Sang der Trinker. Es war ein wilder, bacchantischer Tag, wie sie der Student liebt in jener Lebenszeit, wo, um philosophisch zu reden, der „blinde Wille den Intellekt so oft zurückdrängt". —

Unser Konviktsdirektor trug dieser Lebensperiode in ebenso vernünftiger als freundlicher Art Rechnung und gab uns nicht bloß im Hause, sondern auch auswärts öfters Gelegenheit, etwas „auszutoben". So wurden jeden Sommer gemeinschaftliche Ausflüge veranstaltet in die herrliche Umgebung von Freiburg, wo jeder Wald und jede Bergeshöhe ein gutes Wirtshaus birgt und trägt. Der Direktor und die Repetitoren machten diese Exkursionen mit und ließen dabei dem Durst und der Lust der Studenten freien Lauf. Der einzige, welcher bisweilen ein griesgrämiges Gesicht schnitt, war der fromme Repetitor Braun, der naive Menschenkenner.

Mit innerem Widerwillen aber kehrte ich jeweils in das Konvikt zurück von solchen Touren, die mich wieder hatten „ahnen lassen, was Freiheit heißt".

Ich für meine Person bin heute noch kein Freund vom Konviktsleben und glaube kaum, daß ich, ganz abgesehen von andern Dingen, nochmals das Zeug zu demselben in mir trüge, falls ich wieder auf die Welt käme; allein es wäre ein

Unrecht von mir, wenn ich die Einrichtung und Hausordnung im Freiburger Konvikt, objektiv angesehen, tadeln wollte. Die Anstalt, wie sie unter der Direktion des späteren Bischofs Kübel bestand, war durchaus frei von Übertreibungen und trug die möglichste Rücksicht auf Bedürfnisse, wie sie der deutsche Student und der junge Mensch zu haben pflegen.

In den Sommertagen anno 1860 nahte mir ein starker Mephisto, der mich in große Versuchung brachte, dem Konvikt Adieu zu sagen. Es kam der Kaufmann und Senffabrikant Gotterbarm von Hasle, ein ebenso intelligenter als in jeder Beziehung freisinniger Mann, nach Freiburg und suchte mich bei dieser Gelegenheit auf. Ich hatte als Lyzeist manchen Abend beim „Haserhans" mit ihm getrunken, gesungen und seine freiheitlichen Reden angehört und ihnen begeistert zugestimmt. Als Flüchtling von 1849 war er in Italien gewesen und wußte vieles zu erzählen vom Lande jenseits der Alpen. Ein Feind der „Pfaffheit" und Freund der Volkssouveränität behandelte er in all seinen Reden diese beiden Gegenstände mit ebensoviel Wärme als Geschick. Er hatte an mir in jenen Tagen stets einen verständnisinnigen Zuhörer gefunden und wunderte sich deshalb doppelt, mich als Theologen zu wissen.

Ich meldete dem Direktor, ein „Vetter von Haslach" sei da, und stellte den Antrag auf freien Ausgang, was natürlich gewährt wurde. Wir machten einen Spaziergang ins „Brückle", damals ein beliebtes und besuchtes Wirtshaus draußen an der Landstraße nach St. Georgen.

Meister Gotterbarm ging nun unterwegs scharf mit mir ins Gericht, sprach mir jeden theologischen Beruf ab, erinnerte mich an erst kurz vergangene Zeiten und getane Aussprüche und mahnte dringend, doch nicht Geistlicher zu werden. In mir stecke das Zeug zu einem freisinnigen Advokaten, ich sollte Jurist werden und kämpfen für Freiheit, Volk und Vaterland. An Geld würde es mir nicht fehlen, und dabei zog er einen Beutel voll glänzender Napoleons aus der

Tasche, von denen er mir jedes beliebige Quantum zur ersten Verfügung stellte.

Noch nie stand meine Theologie an einem gefährlichern Scheidewege, wie in jener dunkeln Abendstunde auf der Brücke beim botanischen Garten, und noch nie wanderte ich so fest entschlossen, es am andern Morgen zu verlassen, dem stillen Konvikt zu. Der Morgen kam, der Gotterbarm ging und ich — blieb im Konvikt. Jedenfalls aber waren die nächsten Tage von jenen, von denen der Direktor mir später oft sagte, er habe mir manchmal angesehen, daß ich auf dem Sprunge gewesen sei, aus dem Konvikt auszutreten.

Der Gotterbarm starb erst 1892, ein Achtziger, als Altkatholik, und die Haslacher stürmten bei seiner Beerdigung den vom Pfarrer verschlossenen Kirchturm, um dem alten Freiheitsmann ins Grab zu läuten. —

Bald nach der Gotterbarmschen Versuchung kam die Zeit der Prüfungen über die gehörten Vorlesungen und mit ihnen die Ferien zu Anfang des Monats August. Ich zog diesmal allein durchs Elztal und besuchte en passant in Waldkirch den Advokaten Benz, der vor kurzem von Haslach hierher gezogen und dessen Gesellschafter ich in der „Polyhymnia" noch gewesen war.

Haslach hatte 1857 sein Bezirksamt verloren, und Benz ging von dannen, nachdem er eine ganze Generation hindurch an der Kinzig — Zego gespielt. Denn dieses Spiel und ein guter Morgenschlaf bis in den Mittag hinein ließen ihm wenig Zeit, seine Prozesse zu gewinnen. Er trachtete deshalb auch nicht nach den Reichtümern dieses Lebens und nahm genau nur so viel Arbeit über sich, als zur Fristung seines Hagestolzen-Daseins notwendig war.

Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, daß ich als Knabe um die Mittagsstunde den dicken, übrigens sehr intelligenten Doktor der Rechte von der Vorstadt, wo er wohnte, am elterlichen Hause vorüber dem „Kreuz" sich zuwälzen und spät am Nachmittag wieder heimwandeln sah: das Bild des behaglichen Stillebens.

Kam ein neuer Beamter oder Geistlicher nach Haslach oder in dessen Umgebung und traf in der Gesellschaft den Advokaten Benz, so war des letztern erste Frage: „Können Sie auch Zego spielen?" Wurde diese verneint, so antwortete Benz trotzig: „Es ist eine Schande, wenn man 14 Jahre studiert hat und nicht Zego spielen kann." Bei Geistlichen fügte er noch hinzu: „Wenn ich Bischof wäre, ich hätte Sie nicht ausgeweiht."

Der dicke Mann war aus Salem, Sohn eines Klosterbeamten, wußte viel vom alten Zisterzienserstift zu erzählen und hatte in dessen Schule auch das Orgelspiel gelernt, worin er Virtuos war. Ich sah ihn aber gleichwohl nie bei einem Gottesdienst.

Sein Kollege und ehemaliger Mitadvokat im heimatlichen Gerichtssprengel, der Anwalt Blattmann, ein geborener Elztäler, stand ihm in jeder Hinsicht würdig zur Seite. Auch er hielt das Prozeßführen für ein zum Lebensunterhalt notwendiges Übel und arbeitete in seinem Beruf nie mehr, als soweit es sein ebenfalls eheloses Dasein erheischte. Doch besaß er idealere Passionen als sein dicker Kollege. Seine Lieblingsbeschäftigung waren Vogelfang und Wandern in Feld und Wald. Er wohnte im letzten Hause am südwestlichen Stadtende, beim Gerber Engler, am Klosterbach, um mit einem Schritt in der freien Natur zu sein, und gar oft begegnete ich in meinen Knabenjahren dem ernsten, schwarzen Mann, wenn er still sinnend durch die Fluren streifte.

Beide Advokaten sind mir Ideale ihres Standes und wohl die einzigen Stoiker dieser Kaste im 19. Jahrhundert gewesen. Sie starben beide arm und mittellos. Sie hatten das Geld in den Taschen der Bauern gelassen, denen sie von Prozeßkrämerei abrieten, wo sie konnten, und die deshalb ihr Andenken segneten. —

Anwalt Benz empfing den jungen Theologen in Waldkirch aufs freundlichste; denn ich hatte als Zegospieler längst sein Herz gewonnen. Er führte mich in die „Arche" zum

Frühschoppen, dann in die „Post“ zum Tisch und gab mir schließlich das Geleite bis hinaus „zum Stratz“, wo wir unser letztes Glas zusammen tranken. Wir nahmen im kleinen Häuschen an der Elz Abschied auf Nimmerwiedersehen; denn nicht lange danach legte sich der gute Mann zum Sterben nieder. Ich aber zog an jenem Tage lebensfroh weiter über Berg und Tal der lieben Heimat zu. —

Aus den nun folgenden Ferien sind mir zwei Ereignisse besonders erinnerlich, der Besuch des Direktors Schraut und ein kleiner Straßenskandal mit körperverletzendem Ausgang.

Ich saß eines Abends, mit dem Notar von der Jagd zurückgekehrt, in der „Polyhymnia“, als mir aus dem Hotel Kreuz die Kunde kam, es sei dort soeben ein Herr angekommen, welcher mich zu sprechen wünsche. Unhöflich, wie immer, ließ ich dem Herrn sagen, wenn er Biertrinker sei, möge er doch in unsere Gesellschaft kommen, worauf er mir melden ließ, er trinke keinen Gerstensaft und bäte mich, ihn aufzusuchen.

Vergeblich war eine Beschreibung des Unbekannten durch den indes zum Bier gekommenen Kreuzwirt Merkle. Ich konnte kein erkennbares Bild bekommen, und so trieb mich mehr die Neugierde als die Höflichkeit dem „Kreuz“ zu. Mein Staunen und meine Freude war so groß wie die Reue über meine Grobheit, als ich in dem Fremden meinen Lyzeumsdirektor fand, der, als richtiger Preuße, bei seinem Tee saß. Er war auf einer Fußreise das Kinzigtal herabgekommen und wollte, in Haslach übernachtend, nicht versäumen, seinen „langen Hansjakob“ rufen zu lassen.

Ich verzichtete auf jedes geistige Getränk und verbrachte den ganzen Abend freudenvoll in der Nähe des von mir so hochverehrten Lehrers. Am andern Morgen gab ich ihm das Geleite auf die Bergeshöhe gen Elzach bis zur „Viereck“. Während wir die steilen Pfade hinanstiegen, sprach der geistreiche Mann über die lateinischen und griechischen Klassiker, vorweg über Horaz und Homer, seine Lieblingsschriftsteller,

so ergreifend schön, wie ich ihn noch nie gehört. Es war aber auch sein „Schwanengesang" einem seiner aufmerksamsten Schüler gegenüber. Wir sahen uns nie mehr im Leben.

Auf dem Gipfel des Berges schieden wir wie Vater und Sohn dem Geiste nach. Mein Herz war im Hinabsteigen zum Tal übervoll von Verehrung zu dem großen Lehrer und von schwärmerischer Liebe zum klassischen Heidentum. Von der „Heidburg" herüberkommend, begegnete mir damals der alte „Dorfmüller" von Hofstetten, ein guter Bekannter von meinen Jagdzügen her. Er war eben mit seinem Hunde auf der Hühnerjagd gewesen und begleitete mich nun weiter bergab. Sein Jägerlatein, in welchem der alte Müller hätte doktorieren können, brachte mich wieder ab von meiner elegischen Stimmung.

Am Ende des Jahrzehnts, zu dessen Anfang wir auf der Bergeshöhe gestanden, starb, wie schon erwähnt, Direktor Schraut, noch ein Fünfziger. Weil das Programm des Rastatter Lyzeums dem Manne keinen Nachruf gewidmet, tat ich es vom Bodensee aus, in etwas scharfer Art gegen das Totschweigen meines Lieblingslehrers losziehend. Als ich bald nachher, 1870, auf der Festung Rastatt gefangen saß, besuchte mich einer meiner ehemaligen Lehrer, der Professor Eisinger, aber nicht in der Absicht, mich zu trösten, sondern um zu erfahren, ob ich den Nachruf geschrieben, was zu erraten nicht schwer war, da ich meine Entrüstung wiederholte. Jetzt verriet mir der Herr Professor eine Schwäche aus dem Privatleben des Direktors als Grund jenes Schweigens. O lateinischer Schulmeister, o Splitter- und Sittenrichter, dachte ich und gab folgende Antwort: „Lieber Herr Professor! Wegen dieses Fehlers hätte Schraut Staatsminister und selbst Großherzog von Baden sein und den schönsten Nachruf von der Welt erhalten können." Nicht eine Sekunde lang schwankte meine Verehrung gegen den bedeutendsten Lehrer meiner Gymnasiumszeit.

Schraut war bei seinen Kollegen nicht beliebt, weil er

geistig um Elephantenlänge über sie hinausschaute, mit ihnen am Abend kein Bier trank und keinen Alltagskohl schwatzte. Drum wurde er in beliebter Art totgeschwiegen.

Was den Direktor Schraut auch äußerlich als genialen Menschen kennzeichnete, war der Umstand, daß man ihm, wie auch meinem Universitätslehrer Baumstark, den lateinischen Schulmeister gar nicht ansah. Den „Diis minorum gentium“ unter den klassischen Philologen prägt sich nicht der Geist der Klassizität, sondern nur der lederne Einband der alten Codices im Äußern auf, so daß ihnen der steife, langweilige, lederne Schulmeister aus der ganzen Haltung, aus allen Zügen und aus allen Knopflöchern hervorschaut.

Mein Schraut aber präsentierte sich wie ein vortragender Staatsrat im Auswärtigen Amte. —

Weniger erfreulich ist die zweite Erinnerung aus den Herbstferien des Jahres 1860. Es war ein Kommers sämtlicher Akademiker des obern Kinzigtales nach Haslach bestimmt und mit der üblichen Kneiperei abgehalten worden. Am Abend zogen wir Studenten mehr als bierfröhlich durch die Straßen des Städtchens, singend und lärmend.

Vor dem „Raben" ward haltgemacht und mit meinem „Vetter Karl", dem damaligen jungen Rabenwirt, und mit seiner Familie unterm Fenster gesprochen. Rings um uns sammelten sich hierbei die Gesellen und Lehrjungen des Städtchens, welche nach altem Herkommen ihren nächtlichen Korso abliefen. Ihre Neugierde ärgerte uns, wir geboten ihnen, sich zu entfernen, und da sie behaupteten, für „ihre Pläsier" dazustehen, hieb ich mit dem Stock auf die Menge ein.

Sie ging auseinander, aber einen alten Küfergesellen hatte ich am Arme schwer getroffen, was mir am andern Morgen in aller Frühe, da ich noch zu Bette lag, ein Gendarm mitteilte. Zum Dank für diese verfrühte Annoncierung wies ich dem Mann des Gesetzes die Türe und verweigerte jedes Verhör. Am Nachmittag machte mich aber der mir sehr wohlwollende Oberamtsrichter Bodemüller auf der

Kegelbahn im „Bayerischen Hof" auf die Folgen der ganzen Affäre aufmerksam. Er übernahm es, den Gendarmen zu beschwichtigen, und mir riet er, mit dem Verletzten „abzumachen". Das tat die besorgte Mutter, welche den Mann zum Bürgermeisteramtsverweser, dem Hutmacher Lorenz Kilgus, kommen ließ und mit fünf Gulden Schmerzensgeld befriedigte.

Es war dies das erstemal in meinem Leben, daß ich bei öffentlichem Auftreten mit der öffentlichen Ordnung in Kollision geriet, aber auch das einzigemal, wo ich so gelinde dabei wegkam.

Jahre gingen ins Land, ich war viel älter, aber nicht viel klüger geworden, aus dem Stockstudenten hatte sich ein politischer Streithahn, ein sogenannter Hetzkaplan, herausgebildet. Als solcher ging ich eines Tages einsam ein Bergtal der Heimat hinauf. Da steht plötzlich an einer Strohhütte ein greiser Mann vor mir, grüßt mich ehrerbietig, stellt sich vor als den damaligen Küfergesellen und erinnert an jenen Abend. Er tat dies aber mit solch zufriedenem Lächeln, als ob er sich etwas einbilde, von mir einstens „gehauen" worden zu sein.

Ich schüttelte ihm die Hand und sagte ihm: „Lieber Freund, seid getrost, Ihr seid längst gerächt, mich haben seitdem Welt und Menschen mehr als genug eingesperrt, geprügelt, gehetzt und gepeitscht, so daß der Streich, den Ihr an jenem Abend von einem leichtsinnigen Studenten bekommen habt, dagegen wahres Kinderspiel ist." „Jo, Härr," meinte er, „i glaub's, denn i ha davo scho g'läse in de Zittunge!"

Ich gab ihm ein Stück Geld zu einem Trunk, und wir schieden im hellsten Frieden. Er lebte noch lange in seiner Hütte unfern der Karfunkelstadt und ich bin ihm noch einmal in den achtziger Jahren in jenem Tale begegnet. —

Mit Beginn des Wintersemesters 1860/61 trat ich in den zweiten theologischen Kurs ein, in welchem ich meine gläubige Überzeugung endlich gewann, und zwar aus den Vorlesungen über katholische Dogmatik von Professor Wörter.

Es galt dieser schon erwähnte Universitätslehrer bei manchen Theologen nicht als gelehrt und orthodox im neuesten Sinne. Er trug zu wenig scholastische Spitzfindigkeiten vor und ließ es an unverständlichen Phrasen fehlen. In der Theologie geht es manchmal wie in der Philosophie. Je hohler einer doziert und schreibt und je höher er seine Zuhörer auf den Wolken seiner Phrasen trägt, um so mehr wird er von allen Dumm- und Hohlköpfen angestaunt. So hat es ein Hegel in der Philosophie des 19. Jahrhunderts zu einem Helden der Wissenschaft bringen können, und so gilt in der deutschen Theologie — nomina sunt odiosa — mancher für ein dogmatisches Genie, weil er Dinge zu sagen und zu schreiben weiß, die er selbst nicht versteht.

Ich habe später manch dogmatisches Buch in der Hand gehabt, mit manchem „sublimen" Theologen disputiert über Dogmatik, aber stets gefunden, daß Professor Wörters einfaches, gutes „Schwarzbrot" mir am besten zusagte und mir den Phrasen gegenüber zum Siege verhalf. Es gibt viele Theologen, die meinen, wenn einer den Thomas von Aquin nicht studiert habe oder einen seiner Nachahmer, so sei seine Dogmatik nichts. Allein Thomas von Aquin war ein Genie, und für solche ist „die deutsche Welt nicht eingerichtet"; mit unverstandenen Phrasen aber einem Genie nachäffen, ist die schwerste Versündigung gegen einen solchen Geist. Wenn ein Zinngießer Diamanten in Blei fassen will, kommt gewiß etwas recht Ungeschicktes heraus.

Ich bin überzeugt, daß wenn ein solch hochfliegender theologischer Zinngießer mir die erste Dogmatik vordoziert hätte, ich nie zu einem gläubigen Begriff des katholischen Lehrgebäudes gekommen wäre. Drum laß ich mir den Professor Wörter nicht schelten. Ruhig, einfach und klar trug er seine Dogmatik vor, und nachdem ich ihm zwei Semester zugehört hatte, war ich ein überzeugungsvoller, positiv gläubiger Mensch geworden.

Von der Person des Heilandes, vom Erlösungswerk

und von den Sakramenten hatte ich bisher absolut keine richtige Vorstellung gehabt. Jetzt bekam ich sie und damit auch den rechten Begriff von Beicht und Abendmahl. Im Sommersemester des zweiten theologischen Kurses habe ich das erstemal im Leben mit vollem Verständnis gebeichtet und kommuniziert. Mein Beichtvater war der milde Dompräbendar Schnyder, ein alter Herr aus Gambel im Kanton Wallis, welcher schon seit 1818 am Freiburger Münster wirkte und für meinen damaligen Seelenzustand vortrefflich paßte.

Durch die Dogmatik bekam ich Glaube und Liebe zur Theologie. Das Priestertum ward mir zum Ideal, und da ich, so oft noch im Leben ein solches mich ergriff, stets mit meinem ganzen übersanguinischen Temperament dafür schwärmte, kannte ich nichts Höheres mehr, denn Priester zu werden. Was trotzdem unverändert blieb, war mein Widerwille gegen das Konviktsleben. Allein, weil dasselbe der notwendige Durchgang zur Erreichung meines neuen Ideals war, so wurde es mir wenigstens erträglicher als bisher. —

Bei einem weit gefeierteren Lehrer, als Wörter war, profitierte ich in der gleichen Zeit trotz seiner Genialität nichts. Ich meine den Professor und Domdekan Hirscher, der uns im Wintersemester 1860/61 seine letzten Vorlesungen über Moral gab nach seinem eigenen Lehrbuch. Hirscher war ein genialer Mensch; allein Leute mit geniehafter Anlage leisten durch ihre Schriften in der Regel nicht sehr viel fürs praktische Leben. So ging es auch Hirscher mit seiner Auffassung und Darstellung der christlichen Moral „als der Lehre von der Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit". Die Idee war geistreich und mit allem Scharfsinn eines tiefen Denkers durchgeführt, aber das Buch für junge Theologen viel zu schwer, zu kompliziert und so alles eher als ein Lehrbuch. Mich hat das Studium keiner theologischen Disziplin so sehr gelangweilt als das der Moral nach Hirscher.

Das nämliche kann man von den Hirscherschen Katechismen sagen, mit denen die Jugend unserer Diözese vor fünfzig und mehr Jahren förmlich malträtiert wurde. Hirscher war zeitlebens Repetent und Professor gewesen an Hochschulen; wer aber nicht mit Kindern und mit dem Volke jahrelang umgegangen, kann keinen populären Katechismus schreiben, und wenn er auch ein Genie wäre.

Gleichwohl schaute ich verehrungsvoll an dem greisen Lehrer hinauf, der, damals schon ein Siebziger, ein klassisch schönes Gesicht hatte und eine in hohem Grade ehrwürdige Erscheinung war. Doch seine Körperkräfte verließen ihn zusehends; gebrochen saß er hinter seinem Katheder, und mühsam trug er seine Sache vor. Es kam ihn sichtlich schwer an, seiner Pflicht als akademischer Lehrer noch nachzukommen[1]. Im Sommer las er nicht mehr. Es supplierte nun im Konvikt der Repetitor des zweiten Kurses, Ehrat. Die Sache wurde womöglich noch langweiliger, trotzdem der Supplent ein talentvoller Mann war.

Ich habe später wiederholt versucht, die Moral Hirschers uno tenore zu lesen; es war mir unmöglich. Man kann von diesem zweifellos genial angelegten Buch sagen, was von der Messiade Klopstocks. Dagegen harmoniere ich heute noch sehr mit Hirschers „Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien", in denen sich die ganze, reiche Individualität Hirschers und sein tiefes Gemüt ausspricht. Sie sind mir oft willkommene Nothelfer im Predigtamte gewesen. —

Noch eine Zelebrität lernte ich im Winter 1860/61 zum ersten Male als Lehrer kennen, den Professor Alban Stolz. Ich glaube, es gab damals in Deutschland keinen akademischen Dozenten, der weniger sogenannte Gelehrsamkeit besessen hätte als Alban Stolz, und doch werden die Zuhörer kaum bei einem Professor mehr profitiert haben als bei diesem „ungelehrten".

[1] Er starb aber erst 1865.

Originell und klassisch populär sind die Schriften und waren die Vorträge von Alban Stolz, und deswegen ziehen und zogen sie die Leser und Hörer jeden Bildungsgrades an. Merkwürdig war bei den Stolzschen Vorlesungen, daß der ungemein trockene und monotone Vortrag den Eindruck des Gesagten durchaus nicht minderte, was abermals von dem gewichtigen Inhalt seiner Gedanken zeugt.

Wer da weiß, daß er nur vorzügliche Ware verkauft, der braucht dazu keine rednerische Wendungen; wer aber leichte Ware auf den Markt bringt, der muß dazu etwas Krakeel machen, sonst bringt er sie nicht an den Mann. Diese Erfahrung kann man gar oft bei Professoren und Predigern machen. Alban Stolz gehörte nicht zu den Männern der Phrase und der blendenden Rhetorik, er gab viele und gute Wolle und wenig Geschrei. Im Jahre 1875 hörte ich ihn zum erstenmal in einem Gebirgsdorfe bei Bludenz den Bauern des vorderen Walsertales predigen. Diese konnten kaum mehr ergriffen sein als ich. Die Rede war fortgesetzte Monotonie, aber, was er sprach, fiel nieder wie gediegenes Gold.

Ich hörte im zweiten theologischen Kurse die Vorlesungen dieses Professors „über christliche Pädagogik“ und fühlte mich sofort von ihm angezogen, trotzdem die betreffende Disziplin mir etwas wildfremdes war und etwas zu früh kam in meinen theologischen Studien.

Alban Stolz hatte einst viele Feinde, weil er zu jenen Menschen gehörte, die stets sagen und schreiben, wie sie denken. Wer aber, wie ich in späteren Jahren, das Glück gehabt hat, diesen heiligmäßigen Mann näher kennen zu lernen und in seine kindliche Seele zu schauen, der wird ihn lieben und verehren von ganzem Herzen. Und wer ihn nicht persönlich kannte, aber den innern Alban Stolz in seiner Religiosität und Poesie bewundern will, der lese seine „Witterungen der Seele.“ In meinen Augen ist diese Schrift sein Hauptwerk, mir immer wieder ein Erbauungsbuch und

dabei so voll von Zügen tiefer Poesie in der Darstellung, daß ein klassischer Dichter nicht schöner schreiben könnte. Schon manchmal hab' ich dies Buch zugemacht mit den Worten: „Das ist ein Schriftsteller von Gottes Gnaden!" —

So oft ich an die beiden genialen Lehrer Hirscher und Stolz zurückdenke, kommen mir zwei Gedanken: einmal, wie unendlich verschieden große Geistesgaben in den Menschen sich äußern, und dann der Wunsch, solche Männer in späteren Jahren wieder hören zu können. Man ist in der Universitätszeit doch noch zu jugendlich und zu wenig für innere Reflexionen angetan, als daß man hochgeistigen Lehrern recht folgen könnte. Es geht einem mit den Menschen wie mit den Schriften der Klassiker, man hört und liest sie, aber das Beste davon verstehen wir nicht in jenen Lebensjahren. Und so wie einer einen Goethe, Dante, Byron, Shakespeare anders liest mit vierzig Jahren denn mit zwanzig, so würde er auch große Lehrer besser begreifen denn ehedem. —

Zu allen Zeiten meines Lebens bis zur Stunde habe ich mich gerne in Extremen aufgehalten und dann alles übertrieben, stürmisch, leidenschaftlich und im höchsten Grade sanguinisch. So trieb ich's auf dem Lyzeum mit dem Pokulieren und so auf der Universität und im Seminar mit dem Studieren. Den ganzen Tag bis zum tiefen Abend in den Vorlesungen zu sitzen, war mir eine Lust, und jede Stunde, die mir neben der Theologie übrig blieb, wurde auf philologische „Kollegien" verwendet. Namentlich im Winter 1860/61 wurde ohne jede Rücksicht auf Gesundheit gehört und gelernt.

Ich trat in das philologische Seminar ein und machte sämtliche lateinische und griechische Arbeiten unter Leitung des Professors Baumstark mit. Bei dem gleichen Lehrer hörte ich noch „Geschichte der prosaischen Literatur der Griechen" und „Tacitus' Germania". Bei Professor Bücheler las ich „Aristophanes' Wolken", und vom Hofrat Müller vernahm ich Vorlesungen über „populäre Astronomie". Von

den letzteren profitierte ich am wenigsten. Ich hatte, weil der Sternenhimmel immer so mächtig auf mich wirkte, etwas näheres darüber hören wollen; allein was ich hörte, ging weit über meinen Horizont, und dazu wurde viel gerechnet, was nicht wenig dazu beitrug, mein Unverständnis zu vergrößern.

Um so größern Gewinn zog ich aus Baumstarks „Germania des Tacitus". Das war des Professors Lieblingsschriftsteller und darum die Vorlesungen über Tacitus klassisch schön und im höchsten Grade belehrend. Wie ein delphischer Oberpriester auf seinem Dreifuß, saß da die gewaltige Gestalt Baumstarks, wenn er über Tacitus redete, auf dem Katheder und sprach in feierlichem Orakelton.

Bücheler behandelte den Aristophanes mit einer so geistreichen Leichtigkeit, daß man nur staunen mußte über den blutjungen Professor. Item und abermals, ich habe vor den Preußen als Schulmeister und Soldaten unentwegten Respekt! —

Im Konvikt genoß ich vom zweiten Kurse an wenigstens eine kleine Annehmlichkeit. Ich hatte beim Umzug in die Quartiere der zweijährigen Theologen den Direktor gebeten, mich in ein Zimmer zu tun, in welchem ich möglichst wenig Gesellschaft hätte; denn das Zusammenessen, -studieren und -schlafen war mir neben dem Frühaufstehen entschieden das widerwärtigste am ganzen Konviktsleben.

Mein Wunsch ward erfüllt, und so kam ich in das kleinste Zimmer zu den zwei ersten im Kursalphabet. Beide waren ebenso fromme als fleißige Leute, aber in vielen Stücken himmelweit verschieden von meinem Wesen und Charakter. Gleichwohl kamen wir stets friedlich aus, meist jedoch, wie ich meine, aus dem Grunde, daß ich die wenigen Stunden, welche ich bei ihnen auf der Stube zubrachte, ehrlich und redlich hinter meinem Studierpult verschlief.

Ihre Namen waren: Max Berger von Säckingen und Wilhelm Baumann von Bräunlingen. Ich weiß nicht, wel-

cher der stillere und ernstere war. Jedenfalls war eine Windmühle zwischen zwei gefrorenen Teichen.

Der Baumann war ein älterer, häßlicher Kamerad mit schielenden Augen, aber mit einer herzensguten Seele. Er hatte ursprünglich Maurer werden wollen und bekam deshalb von uns den Namen „Baurat". Er starb 1903 als Pfarrer in dem schönen Dorfe Orsingen bei Stockach und hinterließ schöne Stiftungen. Berger segnete das Zeitliche schon 1898 als Pfarrer von Heitersheim.

Mir gefiel diese kleine Stube so gut, daß ich auch im dritten Konviktsjahre in derselben blieb und dann zwei Theologen des zweiten Kurses als Kommilitonen hatte. Auch sie waren Zeugen, daß ich der brävste Kamerad war, weil ich sehr viel schlief. Der eine von ihnen, Karl Bender, mußte schon 1880 als Pfarrverweser in Eiersheim sterben, während der andere, Franz Sales Beutter bis 1909 noch in Freiburg, wo er 45 Jahre der Kirche gedient, gelebt hat. Beide waren im Konvikt ebenso stille Leute, wie ihre unmittelbaren Vorgänger.

Die Sonntage waren mir im Konviktsleben die angenehmsten Tage, soweit es den internen Verkehr betrifft. Morgens gab es einen gar schönen vierstimmigen Männergesang im Gottesdienst und bisweilen auch eine mich recht ansprechende Predigt. Das Predigtamt übten die Repetitoren abwechselnd mit dem Direktor aus. Was mir an allen ihren Vorträgen nie gefiel, war ihre Länge. Die Qualität betreffend, übertrafen die Repetitoren den Direktor, welcher zu wenig Zeit zur Vorbereitung hatte. Eigentlich gut gepredigt, nach meiner jetzigen Beurteilung, hat nur der Repetitor des dritten Kurses, Schmitt, während mein „Freund", der Repetitor Braun, schöne Predigten in Mosaik setzte, denen man aber die mühevolle Zusammensetzung zu sehr ansah. Sie ließen deshalb kalt wie eine Florentiner Mosaik-Tischplatte.

Nach dem sonntäglichen Gottesdienst sammelten sich

jeweils sämtliche Studenten und ihre Vorsteher im Speisesaal, und es mußten der Reihe nach einzelne aus allen drei Kursen Deklamationen halten, um sich im freien Sprechen zu üben. Das war mir an all den Tagen, da ich nichts dabei zu tun hatte, ein Vergnügen. Es hatte für mich etwas theatralisch Unterhaltendes, und wer wie ich für komische Seiten im Menschenleben empfänglich ist, konnte dabei oft reichlichen Stoff bekommen. Aber auch die einzelnen Charaktere konnte man studieren in der Art und Weise, wie sich die jungen Leute in die Rolle ihres zukünftigen Predigtamtes hineindachten. Alle möglichen Arten von Emphasen, Gestikulationen, Augenverdrehen kamen da zum Ausdruck und kennzeichneten den inneren Zustand des Redners.

Waren die Deklamationen zu Ende, so ging's zu Tisch, nach welchem, wer wollte und ihn bezahlte, einen Kaffee bekommen konnte. Dieser Konviktskaffee denkt mir zeitlebens. Alle Hochachtung vor den barmherzigen Schwestern, auch vor denen, welche damals im Konvikt kochten, aber jener Kaffee war ein schreckliches Gebräu: fahl wie Asche und dick wie Bierhefe. Und doch — bildete er einen Teil meines leiblichen Sonntagsvergnügens. Wenn ich mit einer Zigarre hinter einer Tasse dieses unaussprechlichen Mokka saß, da vergaß ich für einige Zeit, daß ich ungern im Konvikt sei.

Das unsinnige Rauchen hatte ich von Rastatt noch mitgebracht, ja es steigerte sich meine Liebe zu einer guten Zigarre, weil ich sie in Freiburg von meiner Kaufmannstante stets gratis bekam. Ich lernte hier eigentlich erst die „feinen" Tabake kennen. Wenn meines Onkels Namenstag gefeiert wurde, am 3. Dezember, da gab's echte Havannas und Champagner in Fülle. Wenn aber an jenen Tagen der dicke Mann meiner Tante die Kraft des Weines zu spüren anfing, bekam ich auch die spitzigsten Reden gegen meinen theologischen Stand zu hören.

Doch meine Tabaksdampferei nahm gerade im zweiten

Jahre meiner Universitätsstudien ihr unerwartetes, bleibendes Ende, und das ging also zu: Im ersten Jahr meiner Konviktszeit war ich trotz meiner übergewöhnlichen Körperlänge doch nur der drittgrößte in meinem Kurs; denn aus der Gegend von Mannheim hatten sich zwei Hünen eingefunden, die um einen oder zwei Zoll mich überragten. Beide starben im ersten, respektive zweiten Jahre an der Schwindsucht.

Ich glaubte nun bei unserer körperlichen Verwandtschaft nicht anders, als ich würde der dritte sein im Totenbunde. Und da durch das viele Kollegsitzen und die so verschiedenartige geistige Tätigkeit meine Gesundheit viel zu wünschen übrig ließ, meldete ich mich im Sommer 1861 eines Tages bei dem freundlichen Professor v. Rotteck, der damals eine Autorität für „Auskultation und Perkussion" war. Er erklärte meine Lungen für ganz gesund, mein Herz aber als zur Hypertrophie neigend, und verbot mir, mehr denn eine halbe Zigarre täglich zu rauchen. „Herr Professor," sprach ich, „lieber gar keine, als nur eine halbe." Es war der 15. Juni 1861, und seit jener Stunde habe ich keine Zigarre mehr geraucht bis heute.

Als ich mehr denn 20 Jahre später nach Freiburg kam als Pfarrer, wurden der Professor und ich gar gute Bekannte. Er interessierte sich für die Freiburger Blindenanstalt und hatte mich bald nach Antritt der Pfarrei bestimmt, deren Leitung zu übernehmen. Manchen Abend hat er bei mir zugebracht, und oft hab' ich ihm gedankt, daß er mir die Anregung gegeben, nicht mehr zu rauchen. Ich selbst aber schäme mich, so oft ich daran denke, mit welch entschiedener Willenskraft ich dem Rauchen entsagt habe. Hättest du, so sage ich mir jedesmal, in anderen guten Vorsätzen den gleichen festen Willen gezeigt, du wärest heute ein Mann nach dem Herzen Gottes und manche Leiden wären nicht so hart an dir vorübergegangen! —

Bald konnte ich als Nichtraucher den Qualm im „Rekreationssaal" nicht mehr ertragen, und es begann für mein

ganzes, weiteres Konviktsleben, was „Rekreation" anbetrifft, eine neue Phase. Ich setzte mich an allen Viertagen ganz allein in den großen Speisesaal, an den hintersten Tisch, trank mein Bier und las oder studierte. Dies wurde mir so gewohnheitsmäßig, daß ich dem geselligen Verkehr mit meinen Kommilitonen gänzlich fremd wurde. Meine Unbeliebtheit steigerte sich, und ich wurde noch mehr denn zuvor als hochmütig verschrieen. Und doch war es nichts weniger als Hochmut, der seine Mitmenschen mißachtet, sondern lediglich Egoismus, der das tat, was dem eigenen Ich mehr behagte und mehr zu frommen schien. Ich bin ein derartiger Egoist und ein Einsamer bis heute geblieben und zähle bis dato zu den unter ihren Mitbrüdern „unbeliebten" Geistlichen der Erzdiözese Freiburg. Wenn Schopenhauer recht hätte, wäre das übrigens kein schlimmes Zeichen. Er meint, allgemein beliebt seien nur die Lumpen und die dummen Leute. —

Meine durch das Studium der Dogmatik gewonnene religiöse Überzeugung zeigte sich auch durch eine Veränderung meines äußeren Lebens, vorab in den Ferien. Ich besuchte täglich den Gottesdienst, war nicht mehr so burschikos und bierhausmäßig und suchte mehr Umgang mit älteren, ernsten Leuten.

In dieser Zeit machte ich in der Heimat Freundschaft mit dem Kaufmann Philipp Sahl, der eben erst nach langer Abwesenheit in seiner Vaterstadt sich niedergelassen und den ich vorher nie gesehen hatte, da er zu meiner Knabenzeit schon in der Fremde war. Ich habe kaum einen ernsteren, ruhigeren Menschen im Leben kennen gelernt als meinen spätern Ferienfreund Philippus, einen Großneffen des letzten Abtes von St. Peter, Ignaz Speckle. Dabei war er äußerst verständig, wißbegierig und von einer Sanftmut und Friedensliebe, die geradezu in Erstaunen setzten.

Der Umgang mit diesem Manne wirkte auf mich sanguinischen und exaltierten Menschen wie Eis auf Kongestionen,

und nach dem bekannten Worte, daß Extreme sich oft berühren, fühlte ich mich ganz besonders von ihm angezogen. Alle meine Gedanken und Pläne und im dritten Kurs selbst meine Erstlingspredigten teilte ich dem stillen Freunde mit, der dann mit klassischer Ruhe darüber sein Urteil sprach.

Unter seiner Ladentüre stand ich gar manchmal neben ihm, disputierend und gestikulierend, während er ruhig zuhörte, unbeweglich wie ein Granitblock. Er ist bis in sein hohes Alter der gleiche geblieben, derselbe Stoiker wie in meiner Studienzeit, und so oft ich ihn später noch sah, beneidete ich ihn um seinen Optimismus und seine innere und äußere Ruhe. Der brave Mann starb erst 1908, ein hoher Achtziger. —

Unter den geistlichen Herren, welche in jenen Tagen im Gebiete meiner Heimat wohnten, verkehrte ich am meisten mit dem damaligen Pfarrverweser Benz von Mühlenbach, dem spätern Stadtpfarrer von Karlsruhe. Fast täglich holte ich ihn an Nachmittagen ab in seinem freundlichen Pfarrhaus in dem lieblichen, engen Seitental der Kinzig.

Am „Urwald" hin wanderten wir dann dem Städtchen zu, und Freund Benz, ein ruhiger Denker und ein überaus kluger Mann, mußte gewiß oft im stillen lächeln über meine theologischen Schwärmereien und Extravaganzen, die ich ihm vortrug. Er selbst hat mir in den siebziger Jahren, da ich als Abgeordneter in Karlsruhe ihn wieder traf, manche meiner damaligen übertriebenen Ansichten wieder in die Erinnerung gebracht, und ich mußte mich wundern, wie ich einmal so gewesen sein konnte. St. Paulus schreibt: „Als ich ein Knabe war, dachte ich wie ein Knabe, und als ich ein Mann war, dachte ich wie ein Mann." Er hätte, da er ja auch Vorlesungen besucht hatte, noch sagen können: „Da ich ein Student war, dachte ich wie ein Student."

Wie jeder Mensch, der sich etwas genauer betrachtet, leicht finden kann, ist unsere Grundstimmung täglich und stündlich eine andere, je nachdem wir nüchtern sind, gegessen

oder geschlafen haben. Weit mehr noch ändert sich dieselbe nach den Perioden des Alters, vorab bei geistig tätigen Individuen. Wer in seiner Weltanschauung von den Jünglingsjahren bis zum Mannesalter keine wesentliche Änderung durchgemacht hat, der gehört jedenfalls und absolut in die Reihe der allerbilligsten Denker.

Es ist mir heute ein ganz besonderes Vergnügen, einen Studenten, mag sein Berufsstudium dieses oder jenes sein, in seinem ganzen schäumenden, gährenden und vorlauten Wesen anzuhören. Das Vergnügen daran besteht dann darin, daß ich lebhaft mich selbst wieder reden höre, wie ich in diesem Alter auch geredet. Deshalb nehme ich es auch diesen jungen Herren nie übel, wenn sie noch so selbstgefällig von ihrer Weisheit sprechen.

Wenn nun aber ein solcher Akademiker, wie unsereiner, zwei Disziplinen studiert und unter diesen Philologie, so steigert sich sein akademisches Wissen in seiner Einbildung turmhoch. Und wenn man dann nach Jahren zurückblickt auf jenes Wissen, so sieht man, wie einfältig man gewesen und wie sehr Erasmus von Rotterdam recht hat, wenn er in seinem „Lob der Narrheit" behauptet, daß die Frau Stultitia (Torheit) im Jünglingsalter am meisten floriere. Ganz natürlich: Der Jüngling lernt und schwatzt, was er gehört, der Mann denkt und räsoniert, genial ist nur das Kind. —

Im Sommersemester 1861 besuchte ich außer den theologischen Vorlesungen über Dogmatik und Moral noch die Kollegien über „Catull" und „griechische und römische Mythologie" bei Professor Bücheler und über „Geschichte der Philologie" bei Baumstark. Ich schwärmte in diesen Tagen gleichzeitig für das Christentum wie für das Heidentum. Am Morgen folgte ich mit gespanntester Aufmerksamkeit und frommer Miene den dogmatischen Vorträgen des Professors Wörter und am Nachmittag freute ich mich der Poesie und der Götterlehre der alten Heiden. —

Aus diesem Sommer ist mir noch ein Ausflug nach Kirchhofen, einem drei Stunden von Freiburg entfernten Dorf im Rebgebirge, erinnerlich, der ziemlich lustig endete. Es war, wie schon erwähnt, Übung im Konvikt, im Sommer ein oder das andere mal einen größeren gemeinschaftlichen Spaziergang unter Aufsicht des Direktors oder eines Repetitors zu machen.

So wanderten denn auch eines schönen Sommernachmittags die Theologen des zweiten und dritten Kurses mit dem Repetitor Ehrat durch „das Hexentälchen" nach dem genannten Dorfe und kehrten in der Krone ein.

Da Sänger und Musikanten aller Grade in Fülle unter uns waren, so fehlte es neben einem guten Trunk nicht an Heiterkeit bis zum späten Abend. Mit dem letzten Personenzug wollte die zahlreiche Gesellschaft von der eine Stunde von Kirchhofen entfernten Station Schallstadt nach der Dreisamstadt zurückfahren. Doch eine Gruppe blieb zu lange im Wirtshaus sitzen und kam gerade zur Eisenbahn, als der Zug abfuhr. Da ich im Wirtshaus nie einer der ersten von denen war, die gingen, befand auch ich mich bei dem kleinen Nachtrab.

Wir beschlossen nun, auf einem Leiterwagen nach der Stadt zurückzukehren, bis zu dessen Bereitstellung aber in der Restauration am Bahnhöfchen von Schallstadt noch einen und den andern Schoppen zu trinken. So kam es, daß wir keineswegs nüchtern unsere dunkle Heimfahrt antraten. Unter uns befand sich auch einer „aus dem Reich", d. i. aus Hohenzollern. Diese preußische Provinz gehört zur Diözese Freiburg, und deshalb waren auch die Studierenden der Theologie aus diesem Ländchen in unserem Konvikt.

Die preußischen Schwaben waren, soweit sie zu meiner Zeit in Freiburg weilten, sämtlich durchaus biedere, ehrliche, talentvolle Leute. Einer von ihnen, Albert Miller von Langenenslingen[1], war, wie gesagt, bei unserem Nachtrab

[1] Er starb 1897 als Pfarrer in Stetten unter Hohlstein im Lande Hohenzollern.

und mächtig beeinflußt von der Kraft und Menge des Bieres. Als wir nun auf den Leiterwagen stiegen, überkam ihn der „Furor suevicus“, und er weigerte sich entschieden, mit uns zu fahren. Da jedes Zureden vergeblich blieb, fuhren wir ab. Der Schwabe aber nicht faul springt lustig hintendrein, und kaum hatten wir nach mehr als einstündiger Fahrt das kleine Zollhäuschen vor der Stadt erreicht, trabt der wackere Hohenzoller schweißtriefend auch schon daher. Er hatte die zwei Wegstunden rastlos springend zurückgelegt, ein „Schwabenstreich“, den ihm nicht jeder nachmacht.

Es war Mitternacht, als wir an der Pforte unseres geistlichen Hauses läuteten und dem Portier Zöpfl, einem ebenso schlauen als gewissenhaften Diener, unsere Zöpfe zeigten. Wir hatten aber auf der Fahrt schon beschlossen, morgen in aller Frühe einen „Entschuldiger“ zum Direktor zu senden, um jeder Denunziation und Zitation zuvorzukommen. Ich ward dazu auserkoren und schäme mich heute noch des ehrenden Zeugnisses, das der Direktor mir bei dieser Gelegenheit ausstellte. Nachdem er mich angehört, antwortete er freundlich lächelnd: „Es ist schon gut, denn ich weiß, daß es, wo Sie dabei sind, nicht lumpig hergeht.“ So sehr mich diese gute Meinung des Direktors erfreute, ebenso fühlte ich mich innerlich beschämt, weil ich mir sagen mußte, daß es eben doch ziemlich lumpig hergegangen und ich keiner der letzten dabei gewesen war. —

In die Herbstferien des Jahres 1861 fällt meine erste größere Reise in diesem Leben. Bisher war ich abwärts nicht über Karlsruhe und aufwärts nicht über Freiburg hinausgekommen. Nun hatte ich den Sommer über in langweiligen Konviktsstunden mit drei Freunden eine Reise an den Bodensee geplant, die auch verwirklicht wurde. In Haslach sollte der Sammelpunkt sein.

Die Großmutter gab mir sechsunddreißig Gulden, und als die Gefährten eingetroffen, ging’s zu Fuß talaufwärts dem obern Schwarzwald zu. Wir waren vier ganz verschiedene

Charaktere und paßten vortrefflich zu einer disharmonischen Reise. Der dicke, gemütliche Ruth, als Pfarrer in Heddesheim gestorben, wollte immer lieber fahren als gehen; mein Intimus, der schon genannte Christian Walk, als Börsenspieler in Frankfurt aus dem Leben geschieden, wollte als Vertreter ungezügelter Naturkraft nie einen Wagen nehmen, der wirklich fromme und zarte Adam Henneka aus Mannheim, seit vielen Jahren auch schon tot, möglichst wenig in den Wirtshäusern einkehren, während ich, immer noch das Rastatter „Biergenie", bei jedem Bierschild, der an der Heerstraße winkte, trinken wollte.

So kam es, daß, als wir am ersten Abend mit dem Omnibus von Triberg aus in Donaueschingen ankamen, bereits die ganze Gesellschaft in Dissonanz sich befand.

In der fürstlich fürstenbergischen Residenz ärgerte mich die Pfütze, die man fälschlich als Donauquelle ausgibt, und freute mich das fürstliche Gebräu im „Lamm". Ich hatte aber keine Ahnung, daß hier oben, kaum zwei und ein halbes Jahr später, meine Praxis als Lehrer am Gymnasium beginnen sollte. —

Mit der Chaise des alten Posthalters fuhren wir am andern Morgen bis auf die „Engemer Höhe", nicht ohne unterwegs den fürstlichen Tiergarten besucht zu haben, unter dessen Eichen ich später manchmal voll Elegie hin und her wandelte. Auf der Höhe sahen wir zum erstenmal in weiter Ferne einen Streifen des Bodensees, und dann eilten wir bergab nach dem altersgrauen Städtchen Engen und tranken in der Post den ersten Seewein, wozu der musikalische Henneka Klavier spielte.

In Engen befanden sich zwei eingeborene Theologen, der Honold und der Ludwig Degen, letzterer als Pfarrer in Konstanz gestorben, die dann ebenfalls begrüßt wurden und uns in verschiedene Bierhäuser führten, als den einzigen Genuß, den sich damals deutsche Studenten in den Ferien verschaffen konnten. Gegen Abend wanderten wir zu Fuß gen Stockach.

Bei dem Städtchen Aach lag an der Straße eine Bierwirtschaft, in deren Sommergarten wir überdurstig von der heißen Herbstsonne einfielen. Das Städtchen selbst lag vor uns auf einem Hügel. Da fiel uns ein, daß ein ehemaliger „Konviktler", ein kurioser Kauz, aus Aach sei, und da wir hörten, daß sein Vater, ein Schneider, noch lebe, ließen wir den Alten holen. Ich war namentlich begierig, den Vater kennen zu lernen, nachdem ich den Sohn kennen gelernt.

Dieser, der Sohn, hatte ehedem Jurisprudenz studiert, um seine Jugendliebe, eine Schneiderstochter aus Konstanz, heiraten zu können. Sie war ihm aber untreu geworden, und der Gram darüber trieb ihn, wie er oft erzählte, aus der Welt. Wir wollten ihm das nicht glauben und gaben als Grund seiner Theologie die Unfähigkeit zum Staatsexamen an. Da wurde der Emanuel stets teufelswild und schilderte sein Herzeleid so naiv und kindlich, daß es eine wahre Freude war. Wenn man ihm aber sagte, es sei nicht hochherzig, wegen einer ungetreuen Schneiderstochter der Welt zu entsagen, so kam er ganz aus dem Häusle, woran ich oft schuld war.

Der gute Emanuel starb vor Jahren als Pfarrer in der einsamen Bergpfarrei Wittichen im Kinzigtal. Dort habe ich im Jahre 1891 noch seine hochbetagte Stiefmutter in den ärmlichsten Verhältnissen getroffen.

Der Vater Schneider aber unterhielt uns an jenem Abend vortrefflich, indem er die Taten seines Sohnes Emanuel von Jugend an erzählte in einer Art, als wäre der sehr billig denkende Emanuel stets ein wahres Wunderkind gewesen und sein Erzeuger deshalb der größte Mann in und um Aach.

Es gibt in der Schneiderzunft eine Menge Exemplare von ungemeiner Originalität, und ich verkehre, wo immer möglich, gerne mit derlei Leuten, lieber als mit Universitätsprofessoren. Wenn ich als Pfarrer am Bodensee je einmal auf meinen täglichen Wanderungen durch Feld und Wald einen Begleiter mitnahm, so war dies in der Regel einer

unserer alten Dorfschneider. Dieser brachte manchmal meine elegische und misanthropische Stimmung in ein anderes Geleis, und ich verdankte seinem Umgang nicht wenige heitere Stunden. Wir redeten zwar bei unseren Spaziergängen nicht „von Lenz und Liebe", aber von „seliger, goldener Zeit". Er erzählte mir aus seinen Jugendjahren, die er unfern von Hasle, in Elzach verlebt, von alten, längst verstorbenen Menschen und ließ dabei einen so unversiegbaren Optimismus strahlen, daß er für einige Zeit meinen Pessimismus verdunkelte. —

Es kam mir in meinem Leben noch kein Weg weiter und beschwerlicher vor als der von Engen nach Stockach, und doch führt er auf einer prächtigen Straße hin. Ich meinte, es nicht zu erleben, bis wir am Ziele wären.

Tiefe Nacht umhüllte das bekannte „Narrenstädtchen", als wir einrückten und in der „Post" Quartier bezogen. Trotzdem wir nahe an der „Polizeistunde" uns befanden, bestimmte ich doch noch meinen Freund Christian, mit mir ein Bierhaus aufzusuchen. Hier traf ich einen alten Bekannten aus der Haslacher „Polyhymnia". Hüttenverwalter Reiner, einst auf dem fürstenbergischen Hammerwerk Hausach im Kinzigtal, amtete jetzt auf einem solchen in der Nähe von Stockach, wo er abends sein Bier holte. Er staunte nicht wenig, mich hier zu treffen, und noch dazu als zweijährigen Theologen. Ich besuchte ihn am andern Morgen auf seiner Eisenhütte, und er gab uns das Geleite bis zum Ufer des Bodensees, nach Ludwigshafen. Wir gingen eine Strecke hinter meinen Reisegefährten auf der heißen Straße dahin, und ich weiß noch fast jedes Wort, das er mit mir sprach. Er suchte namentlich durch eine Menge von Beispielen mir das fernere Studium der Theologie abzuraten.

Wenige Jahre später suchte ich ihn gelegentlich wieder auf dem Hammerwerk Immendingen an der Donau auf und verlebte mit ihm einige heitere Stunden. Jetzt ist der gute Mann auch längst unter den Toten. —

In Überlingen, wohin uns meine erste Dampfbootfahrt brachte, trennte ich mich von der Gesellschaft, die ebenso froh war, mich zu verlieren, als ich mich freute, von ihr loszukommen. Zwei Stunden von Überlingen, in einem Dörfchen des Salemertales, in Mimmenhausen, wirkte damals als Pfarrverweser mein erster Lateinlehrer, der ehemalige Kaplan Schele. Ihn wollte ich aufsuchen und ließ deshalb meine seitherigen Gefährten allein seeaufwärts ziehen, während ich meine Schritte dem Hinterlande zuwandte und an einem schönen Septembermittag in dem stillen Dörfchen meinen Einzug hielt.

Kein Hahn krähte, kein Hündlein bellte und keines Menschen Auge sah den langen Studenten, bis er in die Wirtsstube eines neuen, freundlichen Gasthauses, zum Hirschen, eintrat. Hier bestellte ich für zwei Tage Quartier, und dann erst suchte ich meinen „Kaplan" auf, den ich seit zehn Jahren nicht wieder gesehen hatte. Ich fand ihn in einer elenden, alten Pfarrhütte — denn Pfarrhof konnte man die zerfallende Baracke nicht nennen — heiter und zufrieden. Drei Tage blieb ich in seiner Nähe, in denen er mir alle Herrlichkeiten des Salemer Tales zeigte, vorab die Abtei Salem und das fürstliche Schloß Heiligenberg mit ihren Kunstschätzen. Ich ging aber in jenen Tagen an Werken der Kunst vorüber mit kaum mehr Verständnis als heute noch ein Bauersmann. Darum blieb mir von dem ersten Besuch jener Orte auch kein Eindruck in meiner Seele.

Lebhaft steht vor mir nur der letzte Abend meines Aufenthaltes in Mimmenhausen. Schele führte mich zu einer Hochzeit, die ein Lehrer mit einer Tochter des Landes da abhielt. Es war in der guten alten Zeit, wo Geistliche und Lehrer im tiefsten Frieden miteinander lebten und wirkten, und deshalb waren die meisten Hochzeitsgäste Pfarrer und Präzeptoren der Umgegend. Am Abend kamen nun diese alle in meine Herberge, um Bier zu trinken. Da saß nun oben am Tisch in der Ecke der Dekan des Kapitels und Pfarrer

in Weildorf, Stör, ein geborener Villinger, und rings um ihn seine Amtsbrüder und die verschiedenen Lehrer mit ihren Ehehälften. Die Leute waren heiter, wie es Hochzeitsgästen geziemt, Sang auf Sang folgte, wobei die Stimme des Dekans mächtig vorklang. Ich höre ihn noch, wie er zu singen anfing: „Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber nit." Niemand nahm an all den Vorgängen jenes Abends den geringsten Anstoß, nur der junge, dumme Konviktsmann Hansjakob ärgerte sich.

Zehn Jahre später hat mich der gleiche Dekan, ein hochbegabter Mann von allgemeiner Achtung, in Hagnau als Pfarrer investiert. Er war aber indeß Pfarrer in Überlingen geworden, wo er auch starb. —

In Meersburg gelangte ich andern Tags wieder an den Bodensee, fuhr ahnungslos an dem Dörfchen Hagnau vorbei, saß am Nachmittag auf dem Gebhardsberg bei Bregenz, schaute über das ganze schwäbische Meer hin und trank mitten in den Herrlichkeiten der Natur viel Bier auf dem Balkon des kleinen Wirtshauses neben der Gebhardskapelle. Ich war hier am Endpunkt meiner Reise, von welcher mir blutwenig Eindrücke aus der Natur geblieben sind.

Ein Student, der wirklich studiert, vermag überhaupt nur schwer zu lesen im Buche der Natur; das öde, berufliche Bücherwesen hält sein ganzes Innere gefangen, und was er nicht schwarz auf weiß sieht, bleibt ihm allermeist ganz verschlossen. So weiß er in der Regel von seinen Reisen nicht viel mehr zu erzählen, als wo er am besten getrunken hat.

Später, als ich, älter geworden, das ganze Jahr kein Wirtshaus von innen sah, las ich in der Natur am liebsten, und die süßesten Stunden verbrachte ich viele Jahre lang als Dorfpfarrer an Frühjahrs- und Sommerabenden am Waldrand hinter meinem Dörfchen. Da lagen See und Alpenwelt in ruhiger Majestät vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch Gottes, während von Menschen nichts zu hören und zu sehen war und mir nur im Walde bisweilen ein Vöglein die

Melodie sang zum Text, den meine Seele in jenen Augenblicken zusammenwob. In jenen Stunden fühlte ich gar oft, was der mir sympathischste deutsche Dichter, Eichendorff, so schön wiedergibt:

Die Welt treibt fort ihr Wesen,
Die Leute kommen und geh'n,
Als wärst du nie gewesen,
Als wäre nichts gescheh'n.

Wie sehn' ich mich aufs neue
Hinaus in Wald und Flur!
Ob ich mich gräm', mich freue,
Du bleibst mir treu, Natur.

Da klagt von tiefem Sehnen
Schluchzend die Nachtigall,
Es schimmern rings von Tränen
Die Blumen überall.

Und über alle Gipfel
Und Blütentäler zieht
Durch stillen Waldes Wipfel
Ein heimlich Klagelied.

Da spür' ich's recht im Herzen,
Daß du, Herr, draußen bist —
Du weißt, wie mir von Schmerzen
Mein Herz zerrissen ist. —

Als ich an jenem Augustabend des Jahres 1861 vom Gebhardsberg herabstieg, begegnete mir ein Herr, der sich als ein Justizassessor von Bregenz kundgab, und den ich als Beleg anführe, wie treu mir die Erinnerung an Personen blieb von meiner ersten größeren Reise, während die Natur mich kalt ließ. Ich traf den obigen Mann 17 Jahre später im Kapuzinerkloster zu Bezau, wo er Bezirksrichter war, wieder und erkannte ihn alsbald als jenen Begleiter vom Gebhards-

berg herab. Und heute, da ich im Buch der Natur zu lesen verstehe, schwindet mir das Gedächtnis von Personen, mit denen ich in den letzten Jahren flüchtig verkehrte. Ich muß mich oft in unangenehmer Weise erinnern lassen, und mancher meint, man wolle ihn nicht mehr kennen. —

Auf der Rückreise traf ich in Konstanz wieder mit meinen Reisegefährten zusammen. Von der alten Constantia, die später jahrelang meine Nachbarin werden sollte, ist mir von diesem ersten Besuch absolut nichts mehr erinnerlich als die Menschen, denen ich begegnete, und die Bierhäuser. Ich weiß heute nicht mehr, ob ich damals auch nur den Konziliumssaal und das Münster innen gesehen habe.

Gemeinschaftlich reisten wir den Rhein hinunter nach Schaffhausen und von da über Winterthur und Zürich nach Waldshut. Ob wir in Zürich, was sehr wahrscheinlich ist, anhielten, kann ich heute nicht mehr sagen. In Waldshut verschwinden meine Kollegen aus meiner Erinnerung; ich weiß nur noch, daß mich der dortige Oberamtmann Rieder mit einem Waldshuter Theologen Ruf, der vor Jahren schon als Pfarrer starb, einlud zu einer Fahrt ins Albtal. Von diesem herrlichen Schwarzwaldtale aber steht aus meiner ersten Wanderung nur noch das Wirtshaus von Tiefenstein in meinem Gedächtnis und die in demselben verzehrten Forellen.

Meine ersten Reiseeindrücke waren und blieben so miserabel, daß ich mich nicht einmal mehr besinnen kann, wie ich aus dem Albtal wieder heimkam und meine erste Weltumsegelung zu Ende ging. Nur so viel weiß ich noch, daß die Großmutter schimpfte, weil ich ihr Geld verreist hatte und absolut nichts zu erzählen wußte. Sie zitierte richtig das Volkssprichwort:

Es flog eine Gans wohl über den Rhein
Und kam als Gigag wieder heim.

Wir beide aber, die Großmutter und ich, hätten damals

eher an den Tod gedacht, als daß aus mir noch einmal ein Reiseschriftsteller werden würde. Freilich ist der auch darnach ausgefallen!

Merkwürdig war bei diesem meinem ersten Ausflug in die Welt, daß er mich an den drei Orten vorüberbrachte, in denen ein großer Teil meines Berufslebens sich abspielen sollte, nämlich Donaueschingen, Waldshut und Hagnau. —

Ich war noch nie so freudig ins Konvikt zurückgekehrt wie im Herbst 1861. Und warum? Ich sollte, was mit Beginn des dritten und letzten Kurses stets geschah, seitdem das Konvikt existierte, die „niederen Weihen" empfangen und mit ihnen die erste Sutane und den ersten Chorrock.

Wenn heute ein päpstlicher Nobelgardist zu mir ins Pfarrhaus käme mit den Insignien eines Kardinals, ich würde mich gewiß nicht so geehrt und gehoben fühlen, als da der Schneider Stelker von Haslach mir die erste Sutane und eine alte Näherin von Freiburg den ersten Chorrock brachte. Und als der greise Bischof von Vicari uns die Weihen erteilte und wir zum erstenmal in der geistlichen Uniform in der Konviktskirche damit paradierten, da glänzte heller Sonnenschein in Herz und Aug' und die Zukunft lag im rosigsten Lichte vor mir.

Aber so geht es überall im Menschenleben bei ähnlichen Vorkommnissen. Der Fähnrich hat eine weit größere Freude an seinem Leutnantspatent als vierzig Jahre später der gleiche Mann, wenn er zum General ernannt wird.

Solange eben am Menschen noch ein Stück Jugend ist, schaut er mit kindlicher Seele in jede Lebensveränderung; aber je älter er wird, um so mehr nehmen ihm Welt und Erfahrung die Poesie und die Illusionen. —

Die Theologen des dritten Kurses mußten nun stets in der Sutane ausgehen, was uns natürlich ein Hochgenuß unserer geistlichen Würde war. Als ich das erstemal meine lange, blasse Gestalt die „Schustergasse" hinunter der Universität zutrug und ein altes Mütterlein mir einen „Knix"

machte, während ein kleines Mädchen mir die Hand gab, weil beide glaubten, ich wäre Priester, da wurde ich fast rot über die hohe Anerkennung, die mein erster geistlicher Ausgang in der Welt gefunden.

An Sonntagen aber rückten wir junge Kleriker sämtlich in Gala vom Konvikt aus in das Münster, um den wenigen, meist bresthaften Domherren die Vesper singen zu helfen. Das war eine Ehre! Und an einem Domkapitular schaute ich in jenen Tagen hinauf, als wäre er ein überirdisches Wesen und ein Abgrund aller Weisheit! Glückliche Zeiten! —

Seit den vielen Jahren, die ich in Freiburg bin, ziehen alltäglich die Theologen mit ihren Sutanen an meinem Hause vorbei. Aber so oft ich ihnen nachschaue, wundere ich mich, daß auch ich einmal so durch die Straße gezogen und zwar — mit Stolz! —

In meinen Studien ging's auch im letzten Universitätsjahre rüstig vorwärts. Ich hörte und lernte mit Lust und Freude, zog mich immer mehr zurück und lebte den Büchern. Der Hauptdozent für die Theologen des dritten Kurses war Professor Stolz, bei dem in beiden Semestern Pastoral und praktische Exegese gehört wurden. Alban Stolz hatte in seinem Priesterleben nur kurze Zeit in der eigentlichen Seelsorge zugebracht, und doch waren seine Vorlesungen überaus praktisch, richtig und wahr. Ich hörte alle seine Vorträge über Homiletik und Seelsorge mit ebenso vielem Interesse als Nutzen.

Wie verschieden aber unser Herrgott die Talente unter den Menschen gebildet und geartet hat, das konnte man an dem Dozenten kennen lernen, dessen Vorlesungen neben denen von Stolz die Theologen des dritten Kurses vorzugsweise besuchten. Es war dies der weithin bekannte Hofrat Dr. Buß, ein Kinzigtäler aus Zell, zwei Stunden unterhalb Hasle, der uns allgemeines, deutsches und badisches Kirchenrecht dozierte.

Stolz und Buß waren so verschieden von einander wie

Olivenöl und Champagner: der eine ebenso ruhig und still, wie der andere brausend und gärend. Buß war ein vielseitigeres Talent als Stolz, aber an Tiefe weit übertroffen von diesem. Aus seinen eigentlichen Vorlesungen war entschieden am wenigsten zu profitieren, weil er viel zu viel „Allotria" trieb und jeden fremden Gedanken, den sein lebhafter Geist ihm dazwischen warf, ergriff und verarbeitete.

Das „Allotria" aber, dem Buß so gerne huldigte, ist in meinen Augen, wie ich schon einmal gesagt habe, absolut kein Vorwurf für den so bedeutenden Mann. Was er sagte, war geistreich, und wenn es auch nicht zur Vorlesung gehörte, so konnte man doch gar vieles daraus lernen. Von Kirchenrecht nahm ich blutwenig bei ihm auf, aber das, was er drum und dran hing, ging wegen seiner pikanten Art nicht nutzlos an mir vorüber. Ich wohnte deshalb den Vorlesungen von Buß stets mit Vergnügen an.

Zehn Jahre später, nachdem ich zu seinen Füßen gesessen, wurde ich mit Professor Buß näher bekannt als Landtagskollege. Ich wohnte und aß mit ihm zusammen während zweier Winter in Karlsruhe, und wir zwei Kinzigtäler hatten über Tisch oder bei gemeinsamen Spaziergängen manch' heitere Stunde im Austausch unserer Gedanken und Einfälle. In Anbetracht meiner langen Gestalt und im Anklang an eine in unserer waldigen Heimat bekannte, nicht sehr höfische Erscheinung nannte er mich stets „den Flözer".

Buß war, wie die meisten hochbegabten Menschen, bis in sein Greisenalter ein kindlich naiver Mensch und dabei, trotz aller schlimmen Lebenserfahrungen, Idealist und Optimist bis zum letzten Atemzug. Wie oft hat er meinen Pessimismus zu bekämpfen gesucht, und wie oft hab' ich den Siebziger beneidet um seinen nie wankenden Idealismus!

Ich freute mich, von seinen vielen Schülern derjenige zu sein, der Gelegenheit hatte, ihm nach seinem Tode ein kleines Monument in den „Badischen Biographien" zu setzen. Sonst hat man den um die katholische Sache hochverdienten Mann

schwer vergessen, ein Los, das nicht nur den kleinen, sondern auch den meisten großen Toten widerfährt. —

Übrigens habe ich, trotzdem das Bußsche Kirchenrecht mir wenig frommte, mit Vorliebe diese Disziplin studiert und in meinem letzten Konviktsjahre alle bekannteren deutschen Kirchenrechtswerke kennen zu lernen gesucht. Am meisten konvenierte mir damals Schulte. Anleitung aber gab mir in dieser Richtung der erzbischöfliche Kanzleidirektor Dr. Maas[1]. Direktor Kübel hatte mich an ihn gewiesen und mich ihm für kirchenrechtliche Studien empfohlen. Maas predigte, wie er mir später oft sagte, in jenen Tagen schon gegen meinen Egoismus, während ich damals schon merkte, daß ich einen grundgescheiten Mann vor mir hatte, der mir nicht nur durch sein Wissen imponierte, sondern mich auch durch seinen feinen Sarkasmus anzog. —

In der Philologie hörte ich vom Herbst 1861 bis August 1862 bei Baumstark Enzyklopädie der Philologie, Literatur der lateinischen Poesie, Tacitus (Dialogus de oratoribus) und Thukydides. Ebenso machte ich unter des gleichen Professors Leitung die lateinischen Arbeiten des philologischen Seminars mit. So großartig und schön wie Baumstark den Tacitus zu behandeln verstand, ebenso traktierte er auch den Thukydides, so daß ich heute noch mit Bewunderung an die beiden klassischen Historiker und an ihren Kommentator denke.

Den Professor Bücheler konnte ich nur im letzten Sommersemester noch einmal besuchen in seinen Vorlesungen „über Kunstgeschichte der Griechen und Römer". Der junge Gelehrte gewann auch hier meine ganze Hochachtung. —

Was das innere Konviktsleben betrifft, so war ich im dritten Jahre verhältnismäßig am liebsten in der Anstalt.

---

[1] Maas war aus Hemsbach bei Heidelberg und konvertierter Israelit. Er starb erst lange nachher, nachdem ich in Freiburg Pfarrer geworden war, und ich habe noch viel mit ihm verkehrt und viel von ihm erfahren. Schade, daß der Mann keine Memoiren hinterließ. Ich habe ihn oft dazu aufgefordert.

Ich bekam zur Frühjahrs- und Sommerszeit vom Direktor unumschränkt freien Ausgang, den ich aber gewissenhaft für meine Gesundheit verwendete. Einsam wanderte ich in den ersten Morgenstunden über den Schloßberg oder an der Dreisam hinauf gegen das Dörfchen Ebnet. Blaß und angekränkelt von der Wissenschaft, meditierend und philosophierend pilgerte ich an all jenen Orten vorüber, die ich fünfzehn Jahre zuvor als Freiburger Volksschüler geringster Leistung hellauf und fröhlich mit dem Schmetterlingsgarn durchzogen hatte. —

Repetitor des dritten Kurses war Joseph Schmitt aus Oberwittighausen im Taubergrund, ein ernster, seinem Amte vortrefflich gewachsener Priester, der übrigens mehr den Respekt als die Liebe seiner Untergebenen besaß. In manchen Dingen pedantisch, predigte er bei jeder Gelegenheit Moral, was jungen Leuten selten zusagt.

Ich habe dem begabten und pflichteifrigen Mann unter dem gesamten Repetitorium am meisten Sympathie entgegengebracht und erinnere mich noch lebhaft des Eindruckes, den die Nachricht von seinem schnellen Tod in mir hervorrief. Es war an einem Maimorgen des Jahres 1874 und ich zu Besuch beim Bistumsverweser Kübel, als eines Morgens, während ich noch zu Bette lag, der Diener des Bischofs zu mir hereintrat und erzählte, man habe den Dompräbendar Schmitt gestern abend tot auf der Straße gefunden. Er war am Abend beim Heimgang aus dem katholischen Vereinshaus vom Schlage getroffen worden. Wie der Blitz eine Eiche, so plötzlich hatte der Tod den großen, starken Mann niedergeworfen. Auch den Bischof ergriff dieser Hingang mächtig. Heute ist auch er schon lange tot und auch sein Diener, der gute Konrad.

Was ich in den Konviktstagen für ein Schriftsteller gewesen, das beweist ein Diktum des eben genannten Repetitors. Wir hatten einst, ich weiß nicht mehr über was für ein theologisches Thema, einen Aufsatz zu fertigen und Schmitt ihn

zu kritisieren. Als er nun an den meinigen kam, sprach er: „Dieser Aufsatz ist dem Inhalte nach einer der besten, aber der Verfasser hat einen schlechten Stil, ja er kann manchmal nicht einmal orthographisch schreiben." Am Ende seiner akademischen Laufbahn noch nicht orthographisch schreiben können, das will denn doch nicht wenig besagen! Allein in der Volksschule hatte ich es nicht gelernt und, als ich ins Lyzeum kam, die Klassen hinter mir, in denen Orthographie doziert wird, und so schleppte ich meine orthographischen Schnitzer oder wenigstens Reste derselben bis in den dritten theologischen Kurs und noch weiter.

Und erst mein Stil! Wenn je einmal ein Blaustrumpf etwas Vernünftiges gesagt hat, so war es die Frau von Staël mit ihrem geflügelten Worte: „Le style c'est l'homme" — und wenn dies je zutraf, trifft es bei mir zu.

Ich bin in meinem ganzen Wesen hastig, flüchtig und ohne bessere Formen, und so ist auch mein Stil. Es kann aber jemand ein ganz eleganter Mensch sein und einen ebenso eleganten Stil führen, und doch kommt man weder aus dem Mann noch aus seiner Schreiberei, während ich vielfach nur zu offen und zu ehrlich denke und schreibe. Die Hauptsache an einem Schriftsteller ist, daß man ihn versteht und weiß, was der Mann sagen will. Mich und meinen Stil verstehen aber die Leute meist nur zu gut, ja sie lesen oft noch mehr aus meinen Büchern heraus, als darin steht.

Es ist etwas schönes um einen klassischen Stil, allein, „wenn's nicht im Holz liegt, gibt's keine Pfeifen", und so wenig man aus mir einen Hofkavalier, wie er sein soll, machen könnte, ebensowenig wird es mir je gelingen, formell schön zu schreiben.

Den Schluß des Konviktslebens bildet der „Concursus pro Seminario", d. i. eine Gesamtprüfung aus allen theologischen Disziplinen. Sie wird jedem Konviktstheologen, der bereits die einzelnen Semestralprüfungen gut bestanden hat, leicht. Es fällt deshalb höchst selten einer in diesem

kirchlichen „Staatsexamen" durch, das zu meiner Zeit der milde Generalvikar Buchegger[1] leitete. Frohen Herzens verließ ich Anfang August 1862 das Konvikt, um im November hinaufzuziehen nach dem ehemaligen Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald, ins Priesterseminar für die Diözese Freiburg.

Die letzten Ferien als Studenten führten mich zum erstenmal wieder mit dem Arzt Fleig zusammen, der am Anfang meines Studiums mich als Repetent auf der Landstraße getroffen und getröstet hatte.

Er kam am 7. September von Freiburg aus, wo er jetzt Militärarzt war, zum Besuch seines Freundes, des Arztes Feederle nach Hasle. Und gemeinschaftlich machten wir drei andern Tags einen zweitägigen Ausflug über das Bad Rippoldsau und die Holzwälderhöhe ins Renchtal.

In Oppenau feierten wir in der Post das Geburtsfest des Großherzogs mit Champagner, den die zwei loyalen Doktoren bezahlten.

In Appenweier gelangten wir wieder an die Bahn, die den Dr. Fleig nach Freiburg, uns Kinzigtäler aber nach Offenburg führte, von wo wir in einer sommerwarmen Sternennacht mit Feederles Fuhrwerk, das sein Kutscher, der alte Uhlklaus nach Offenburg gebracht, nach Hasle heimkehrten. —

Zu der „Auszeichnung" eines angehenden Seminaristen gehört es auch, daß er eine Sutanelle trägt, wie ein Priester. Ich erinnere mich noch gar wohl, wie stolz ich auf diese Uniform war, ebenso stolz, wie ich mich heute über jene Kinderei ärgere.

Was hatten die drei Jahre Konvikt aus mir gemacht! Aus einem wilden, derben Rastatter Studio einen bigotten, zahmen Schwarzrock. Innen und außen war alles verkehrt.

[1] Buchegger war aus Singen im Hegau. Er wurde frühe Professor der Dogmatik an der Universität, später Domkapitular und Generalvikar. Er starb 1865 auf einer Reise zu Bregenz.

Aber so sind wir Menschen, zu Tausenden lediglich das, was die Umstände, in denen wir leben, die Lehren, die uns eingeprägt werden, aus uns machen!

Es gingen viele Jahre über mich hin, bis ich aus eigener Kraft wieder ein anderer wurde. —

Ich kann das Kapitel über mein Konviktsleben nicht schließen, ohne nochmals dankbar und verehrungsvoll des Direktors Kübel zu gedenken. Es hat mir in meinem ganzen Leben nächst meinen Eltern niemand mehr Wohlwollen zuteil werden lassen wie er und niemand so richtig meine guten und schlechten Seiten beurteilt, wie der Konviktsdirektor und spätere Bischof Lothar Kübel.

Was ich an ihm besonders hochschätze, ist der Umstand, daß er auch als Bischof seinen Freunden und Bekannten menschlich nahe blieb und sich nicht wie ein Halbgott benahm, der in steifen, salbungsvollen Redensarten sich ergeht. Er war der gleiche heitere, ungezwungene, freundliche Mann wie vorher auch. Und den niederen Klerus sah er als seine Freunde und Söhne an, nicht als seine untertänigsten Knechte. Er war kein Gelehrter, aber ein praktischer Mann mit vielen Kenntnissen und einem gesunden Menschenverstand, und das ist die Hauptsache. Ich besitze von ihm noch eine große Anzahl Briefe, die mir, so oft ich sie lese, imponieren durch ihre Klarheit, ihre Weisheit und ihre phrasenlose Sprache.

Von einfachen Landleuten in Sinzheim bei Baden 1823 geboren, blieb er einfach und bescheiden sein Leben lang. Sein Amt als Weihbischof uud Bistumsverweser mitten im Kulturkampf brachte ihm, der die friedliebendste Natur war, nur Leiden und Verkennung. Dieses Martyrium führte seinen frühen Tod herbei. Er starb 1881, kaum 58 Jahre alt.

Mir bleibt sein Andenken ein gesegnetes. —

Im Seminar.

Es gibt in der katholischen Christenheit jedenfalls nicht viele Weltpriesterseminarien, die für ihren Zweck so geeignet sind wie das Freiburger. Eine stattliche ehemalige Benediktinerabtei aus der Mitte des 18. Jahrhunderts auf einsamer Bergeshöhe des Schwarzwaldes dient den Kandidaten des Priesteramtes, die bis 1842 in Freiburg im Konvikt ihr Seminar gehabt hatten, im letzten Jahre ihrer Vorbereitung als Aufenthalt. „St. Peter" ist ihr Name, Herzoge von Zähringen waren ihre Gründer und Patrone, und ihr letzter Abt war ein Kinzigtäler, Ignaz Speckle von Hausach, der sehr interessante Erinnerungen über die Aufhebung oder richtiger Beraubung des Klosters hinterlassen hat.

In den ersten Novembertagen des Jahres 1862 zog eine lange Reihe von Droschken durch das Schwabentor in Freiburg und durch die Karthäuserstraße an der Dreisam hinauf dem Schwarzwald zu. Die Wagen waren alle dicht besetzt mit jugendlichen, schwarzen Gestalten, die heiter und lustig in den kühlen Spätherbstmorgen hineinfuhren. Es waren die angehenden 48 Seminaristen und unter ihnen meine lange Wenigkeit.

Im Dorfe Ebnet hält ein oder der andere Wagen nochmals an, weil manche einen „Trunk" tun wollen, eingedenk, daß droben auf der Höhe dem Seminaristen keine Wirtshäuser mehr blühen. Nicht gar weit oberhalb des genannten Dörfchens lenken die Ein- und Zweispänner in ein Seitental ein, das direkt nach St. Peter hinaufzieht. Eine zerfallene Ruine, einst Sitz des mächtigen Dynastengeschlechtes derer

von „Schnewelin", grüßt von dunklem Waldsaum herab die anfahrenden Klosternovizen.

In düsterer Schlucht, am Fuße des Klosterberges, liegt das tristeste aller Schwarzwalddörfer, Eschbach. Hier wird ausgestiegen, die Freiburger Kutscher werden bezahlt, und zu Fuß gehen die Seminaristen ihrem Ziel entgegen, steil bergan.

Mein Begleiter auf dieser Wanderung, ich erinnere mich noch gar wohl, war mein Kursgenosse Vogt[1], ein Freiburger und alter Jesuitenzögling. Er hatte diesen Orden nach manchem darin verlebten Jahre verlassen, um Weltpriester zu werden, und besaß, was die Jesuiten, zu ihrem großen Lob sei's gesagt, am ungeformtesten Menschen zuwege bringen, einen gewissen „Schliff" in Form und Redensart. Weil er jeden von uns nach Jesuitenart mit „Carissime" (Teuerster) anredete, bekam er dieses Wort als „Übername". Mit diesem „Carissime" ging ich den Berg hinauf. Er konnte aber nicht fünf Minuten mit einem von uns reden, ohne daß er ihm irgend einen „Kasus" (Fall) aus der Moral zur Entscheidung aufgab, eine Gewohnheit, die er von den Jesuiten mitgebracht haben mochte.

Ich machte mir schon im Konvikt und namentlich im Seminar oft einen unterhaltenden Spaß daraus, unserm Carissime, der sonst gerne mit mir verkehrte, die unsinnigsten „Fälle" zur Lösung vorzulegen, die er mit allem Ernst aufnahm. Tagelang beschäftigte er sich mit der Lösung, und wenn er dann damit in meine Zelle im Seminar trat und ich ihm satyrisch trocken erklärte, solch ein Unsinn käme eigentlich gar nicht vor und ich hätte ihm nur seine üble Gewohnheit entleiden wollen, da wurde Freund Carissime teufelswild und eilte in tiefster Entrüstung von dannen, um andern Tags wieder zu kommen und sich abermals einen Moralbären aufbinden zu lassen.

Wenn ich bis heute kein Freund der Kasuisten in der Moral bin, so ist ein gut Stück von dieser Gegnerschaft auf

[1] Er lebt heute noch, ein Achtziger, als Pensionär in Neuburg an der Donau.

Rechnung unseres Carissime zu setzen, der später als Pfarrer einer kleinen Schwarzwaldgemeinde fungierte, wo er sicher wenig Gelegenheit zur „Kasuistik" hatte.

Er war übrigens der beste und freundlichste Mensch von der Welt, nur durfte man seiner „Kasuistik" nicht in meiner Art zu nahe kommen.

Mit ihm also Kasus besprechend und deshalb den Weg doppelt lang findend, gelangte ich nach St. Peter, das man erst gewahr wird, wenn man vor seinem Gebäudekonglomerat angekommen ist. Ich meine, das erste Haus sei die ehemalige Klostermühle. Wir trafen vor Mittag ein und wurden in die verschiedenen Mönchszellen verteilt. Die meinige lag zu ebener Erde beim Eingang zum Klostergarten und mit Aussicht auf diesen und die riesige Klostermauer.

Als ich mich nun allein in diesem kleinen Gemach befand und mir vorstellte, wie ich nun fast ein Jahr lang, abgeschieden von der Welt, hier leben sollte, da überfiel mich ein unsägliches Heimweh nach Welt und Menschen. Laut aufweinend und schluchzend legte ich mich auf das Bett und ließ meinem Weh vollen Lauf. Am Nachmittag wiederholte sich dieser Anfall, und ich kämpfte lange mit mir, ob ich nicht gleich wieder den Berg hinabgehen und dem Priestertum den Rücken kehren wollte. Zeit im Studium hätte ich keine verloren, da ich Philologie auf der Universität völlig absolviert hatte.

Ich war aus innerster Überzeugung und ungezwungenstem Willen hier heraufgestiegen. Woher nun diese plötzliche tiefe Verstimmung? Ich habe später oft darüber nachgedacht und gefunden, daß jenes Weinen eine Ahnung meiner Seele war von den schweren Prüfungen und Kämpfen, die mir seitdem widerfahren sind. —

Ich hätte im Anfang nicht gedacht, daß ich mich so leicht an die klösterliche Einsamkeit gewöhnen könnte. Es ging von Woche zu Woche besser, wozu am meisten der Umstand beitrug, daß ich nicht mehr, wie im Konvikt, gemeinsam mit andern wohnen und schlafen mußte. Jeder Seminarist hatte

sein eigenes Zimmer. Das meinige lag unmittelbar an der linken Seite des Ausgangs in den Garten. Dazu kam noch, daß die Ruhe und Abgeschiedenheit gar wohl paßte für meine schwermütige Natur, die sich im Seminar zu entwickeln begann und bis heute die Grundstimmung meines Innern geblieben ist. Ich würde mich nie mehr entschließen können, ins Konvikt zurückzukehren, während mich die Einsamkeit von St. Peter heute noch anzieht.

Praktischer als im Konvikt, begannen die „Exerzitien" nicht gleich am ersten Abend, sondern erst, nachdem die Novizen sich auch etwas im Haus eingewöhnt hatten. Sie wurden in der kleinen Kapelle gehalten, die hinter meiner Zelle lag und in der auch zur Winterszeit der tägliche Frühgottesdienst stattfand. Mir war dieser enge Raum der unliebste im ganzen Kloster. Zum Beten muß ich allein sein oder in einer Kirche, die Luft, Licht und Platz hat und nicht die Andächtigen, Mann an Mann, „in dumpfer Stube" zusammendrängt. Wenn jemand unmittelbar neben mir steht, kann ich mit Verstand weder lesen, noch schreiben, noch beten. Drum haben in diesem Betsaal weder die ersten noch die folgenden Exerzitien großen Eindruck auf mich gemacht, trotzdem der Exerzitienmeister, Repetitor Schmitt, Geist und Mühe nicht sparte.

Da war die große Barock-Klosterkirche von St. Peter, ein herrliches Gottes- und Bethaus, mir ein wahres Labsal für Leib und Seele. Wenn wir in den Chorstühlen längst vergangener Mönche standen und in dunkler Nacht unser Kompletorium sangen, da wurde ich voll poetischer Andacht, und wenn an Sonntagen unten im Schiff die ganze Bauerngemeinde von St. Peter kniete und ihre „offene Schuld" im Wälderdeutsch sprach, da rauschte es durch die Kirche und durch meine Seele mit Macht. —

Jeden Morgen nach der hl. Messe mußte männiglich auf seiner Zelle eine „Meditation" (Betrachtung) über irgend ein religiöses Thema anstellen. Den Stoff dazu gab

ein Buch ab, in welchem die Betrachtungspunkte zugleich angegeben und analysiert waren. Mir wurde jedesmal ordentlich wohl, wenn ich aus der dumpfen, engen Hauskapelle heraus in meine Zelle kam und allein sein konnte mit meinen Gedanken. Die Betrachtungen machten mir innere Freude und Ruhe, welche erhöht wurde durch die tiefe Stille und Bewegungslosigkeit rings um mich herum.

Ich habe seitdem stets an mir die Beobachtung gemacht, daß zur innern Betrachtung, mag sie nun Religion oder Natur betreffen, vorzugsweise das Fern- und Unbelästigtsein von den Menschen gehört. Wenn ich z. B. in meinem Rebhäuschen am Bodensee saß und über den träumerisch stillen See hinschaute, hinter welchem sich noch stiller und ruhiger die Berge erhoben, oder ganz allein in meiner Dorfkirche kniete, da wurde mein unruhiger Geist innerlich gesammelt, und ich erwachte oft nach langen Augenblicken, als ob ich geschlafen hätte.

Vortrefflich sagt dies ein neuerer Philosoph mit den Worten: „In den echten Zustand der Kontemplation können uns nur völlig ruhige Gegenstände versetzen. Weil sie keine äußere Bewegung haben, bringen wir sie schon gar nicht in ein Verhältnis zur Zeit. Zugleich werden wir zeitlos, weil die Bewegung unseres Willens ganz aus unserem Bewußtsein geschwunden und wir ganz im ruhigen Objekt versunken sind. Wir leben gleichsam in der Ewigkeit: wir haben durch Täuschung das Bewußtsein absoluter Ruhe und sind unnennbar selig. Werden wir in dieser tiefsten Kontemplation gestört, so erfüllt uns die Bewegung des Willens wieder: wir treten aus der Ewigkeit in die Zeit zurück."

Aus meiner Betrachtung in der stillen Klosterzelle weckten mich jeweils die Hausglocke, welche meine Kommilitonen zur Morgensuppe rief, und der Diener Lorenz, der alsbald nach dem Glockenzeichen zu mir hereintrat und mein Frühstück brachte. Auch im Seminar gab es am Morgen nur eine Mehlsuppe, die ich gerne gegessen hätte, aber

nicht ertragen konnte, weshalb ich mir wieder gegen Extravergütung Milch servieren ließ, die mir im Seminar in die Zelle getragen wurde.

Meine erste „menschliche" Unterhaltung pflog ich in der Regel bei dieser Gelegenheit mit dem Servitore Lorenzo. Dieser, ein kleiner, alter Mann, ganz der Typus eines Schwarzwälder Bauern mit über der Stirne gerade geschnittenen Haaren, verband mit bedeutender geistiger Billigkeit die auch dem dümmsten Schwarzwälder angeborene Schlauheit. Er war somit bei aller anscheinenden Gutmütigkeit ein Schlaumeier, den ich bald durchschaut hatte und dann mit all seinen Eigenschaften teils im Spaß teils im Ernst benützte. So kam es, daß er bald lächelnd, bald räsonierend von dannen ging.

Er hatte auch das Amt eines Weckers und ging am frühen Morgen nach dem Glockenzeichen von Tür zu Tür und rief die Stunde in die Zellen. Damit aber keiner mehr einschlafe, zündete er unter dem lateinischen Gruße „Benedicamus Domino" — jedem das Licht an. Das Lichtanzünden war mir aber so widerwärtig wie der Eule, der man am Tag eine Fackel in ihr Turmloch bringt, und so verbot ich ihm jeweils, ein Licht zu machen, da ich es selbst besorgen würde, wenn ich aufstände. Das war aber eine Kollision seiner Pflichten, die er sonst strenge erfüllte. Wir hatten deshalb meist schon Disput vor dem Frühstück, und grollend und murmelnd trippelte er meinem Nachbar zu.

Mich aber schaudert jetzt noch, wenn ich daran denke, wie ungern ich jeweils im Sommer um fünf Uhr und im Winter um halb sechs Uhr aufstand.

Früh aufstehen ist eine schöne Sache, aber nicht für jeden, am wenigsten für nervöse Leute. —

Meister Lorenz hatte viele Jahre als Hausierer mit Uhren in England zugebracht und sich dort ein Stück Geld erworben, mit dem er die Waldhütte, in welcher er geboren war, kaufte und, weil ledig, mit armen Verwandten besetzte.

Das waren unsere friedlichsten Stunden, wenn der alte Lorenz von England oder von seiner Heimathütte mir erzählte und dann den bösen Geist in mir zur Ruhe brachte.

Trotz meiner vielen Neckereien und Streitereien besaß ich doch des alten Lorenz ganzes Herz, was er mir in guten Stunden oft gestand, und wir schieden in schönster Harmonie, als ich das Seminar verließ. Er ist vor vielen Jahren schon in die ewige Heimat abgereist. —

Neben dem Lorenz funktionierte noch ein junger Diener, ich glaube, er hieß Johann, ein steifer, aber guter und kranker Mensch, der vorher Schuhmacher gewesen war, jedoch das Sitzen nicht ertragen konnte.

Als Hausmeister, Oberdiener und Sakristan amtete der Philipp, ein kluger, ruhiger St. Petriner. Er lebt und amtet heute, 1910, noch, trotzdem es 47 Jahre sind, seitdem ich im Seminar gewesen bin. Wenn ich es machen könnte, der greise Philipp würde Ehrendomherr am Freiburger Münster und Ritter eines päpstlichen Ordens werden. —

Bald nach dem Frühstück begannen die Vorlesungen des Regens und der Repetitoren und nahmen in der Regel den ganzen Vormittag in Anspruch. Unser Regens (Direktor), einst ein äußerst lebhafter und enragierter Student, war das Wohlwollen und die Frömmigkeit selbst, von allen Lehrern und Vorgesetzten, die ich in meiner Studienzeit gehabt, neben Alban Stolz ganz entschieden der frömmste. Allein derartige Naturen eignen sich nicht leicht zu einem Kommando, und so stand auch unser Regens nicht am rechten Platz. Er fühlte es auch, daß er zum Regieren nicht viel tauge, und überließ deshalb das Regiment getrost den andern.

Regens Lender[1] war in dieser Beziehung das gerade Gegenteil von seinem Vetter, dem Dekan und Reichsboten Franz Xaver Lender von Sasbach. Der ist ein geborener

[1] Er war 1813 in Pfullendorf geboren und seit 1840 im Priesterseminar tätig. Er mußte 1883 wegen körperlicher und seelischer Krankheit zurücktreten und starb 1887 in Sigmaringen.

„Regens“ und hat nur den Fehler, daß er zu viel leiten und regieren will und so sein Regententalent zersplittert. —

Entsprechend seiner Frömmigkeit gab Regens Lender uns Vorlesungen über Asketik, die mir zum langweiligsten gehörten, was ich bis dahin an Lehren vernommen hatte. Ich vertrieb mir die Langeweile dadurch, daß ich regelmäßig hinter dem Rücken meines Vordermannes lateinische oder griechische Literatur studierte, was der gute Vorleser doch endlich merkte und in allem Wohlwollen untersagte, wiewohl vergeblich.

Fast zwanzig Jahre später begegnete ich einmal in Konstanz dem greisen Regens, und seine erste Rede war: „Es ist schon lange her, daß Sie während meiner Vorlesungen über Asketik Literatur studierten.“ Ich freute mich über das merkwürdige Gedächtnis des sonst geistig keineswegs mehr frischen Mannes. —

Ich muß mich und mein Verhalten der christlichen Asketik gegenüber doch etwas entschuldigen, da gewisse fromme Leute zur Meinung kommen könnten, unsereiner müsse schon im Seminar ein halber Ketzer gewesen sein, und es sei deshalb kein Wunder, daß ich später noch in vielen Dingen anderer Ansicht wurde als frömmere Leute meines Standes.

Meine Ansicht über Askese ist die folgende: Es gibt für den Menschen nichts wichtigeres, als diese Disziplin, welche absolut nichts anderes ist als das, was einer der größten philosophischen Denker des 19. Jahrhunderts, Schopenhauer, „die Verneinung des Willens zum Leben“ genannt hat. Die einzig wahrhaft glücklichen Menschen sind, nicht bloß nach der Lehre des Christentums, sondern auch nach den Resultaten vernünftiger Philosophie, die Asketen. Und es ist ein gewaltiges Zeugnis für die Wahrheit der christlichen Moral, daß die Philosophie in ihren denkendsten Vertretern sie vollauf bestätigt. „Aus der Verneinung des Willens zum Leben fließen alle Tugenden, welche die christliche Askese uns empfiehlt, und je mehr der Mensch sich von der Welt, ihren

Genüssen und Gütern emanzipiert, im gleichen Maße wächst seine innere Ruhe und seine Seligkeit hienieden schon" — sagt Schopenhauer.

„Der, in welchem die Verneinung des Willens zum Leben aufgegangen, ist, so arm, freudlos und voll Entbehrungen sein Zustand, von außen gesehen, auch ist, voll innerer Freudigkeit und wahrer Himmelsruhe. Es ist nicht der unruhige Lebensdrang, die jubelnde Freude, welche heftiges Leiden zur vorhergegangenen oder nachfolgenden Bedingung hat, wie sie den Wandel des lebenslustigen Menschen ausmachen; sondern es ist unerschütterlicher Friede, eine tiefe Ruhe und innige Heiterkeit, ein Zustand, zu dem wir nicht ohne die größte Sehnsucht blicken können .... jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüts, jene unerschütterliche Zuversicht, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Rafael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes, sicheres Evangelium ist." — So schreibt der gleiche Philosoph.

Darum waren jene Heiligen die größten und glücklichsten, welche sich gänzlich von der Welt zurückzogen, und dahin gehören in erster Reihe die „Väter der Wüste". Dieser Männer Willenskraft hat mir von allen menschlichen Taten am meisten Bewunderung abgezwungen.

Und gerade die „pessimistische" Weltanschauung des Christentums, die besonders in den Worten des göttlichen Heilandes liegt: „Wer sein Leben liebt, der wird es verlieren, und wer es haßt, der wird es gewinnen" — die hat der Lehre Jesu Christi in den ersten drei Jahrhunderten die meisten und größten Bekenner zugeführt.

Die Menschheit war von Zivilisation, Kultur und Weltgenuß und dem damit verbundenen Elend übersatt und erkannte all deren Leere und Erbärmlichkeit. Deshalb war ihr das Christentum mit „seiner Verneinung des Willens zum Leben" ein wahres Labsal. Aber gerade aus diesem Grunde wird das Christentum, abgesehen von seiner göttlichen Stif-

tung, in der Menschheit nicht untergehen, weil es allein von allen Religionen den innersten Bedürfnissen des gequälten Menschen zu Hilfe kommt durch „das Kreuz" und die Askese.

Aber, und hierin soll die Entschuldigung liegen für mein Verhalten den asketischen Vorlesungen gegenüber, „die Verneinung des Willens zum Leben", d. h. die Askese, kann man keinen Menschen lehren in der Zeit, da er mit seinem ganzen Willen das Leben bejaht, voll irdischer Ideale in seine Zukunft blickt und, um gewöhnlich zu reden, den Himmel und die Erde „voller Baßgeigen" sieht. Da werden ihm jene Lehren ebensowenig einleuchten als dem armen Sozialdemokraten, dem ich vorreden will, er möge sich doch nicht nach den Kapitalien seines Fabrikherrn sehnen; denn er sei, auch wenn er dessen Geldsack besitze, doch nicht glücklich.

Die besten Vorlesungen über Askese gibt dem denkenden Menschen mit der Zeit das Leben von selbst. Es schreibt ihm die ganze Erbärmlichkeit und das ganze Elend dieser Welt unter Donner und Blitz in die Seele hinein und macht ihn entweder zu einem guten Christen oder wenigstens zu einem vernünftigen Pessimisten.

In meinen Augen ist daher Askese nur Leben und nicht Wissenschaft. Sie muß gelebt und geübt, aber nicht schwarz auf weiß niedergeschrieben und memoriert werden; deshalb war mir die Asketik unseres braven Regens so zuwider. —

Die zweite Persönlichkeit, dem Range nach, bildete der Subregens Knittel[1], dem Regens an Menschenfreundlichkeit und innerster Seelenruhe nahestehend, aber wie dieser zum Herrschen nicht geboren. Auch sein Titel Subregens war ein lucus a non lucendo. Er gab uns so trocken, wie er selber war, den sogenannten „Eheunterricht" und leitete unsere

---

[1] Er war ein Jahr älter als der Regens und aus dem Dorfe Buchheim bei Meßkirch und schon seit 1842 im Seminar tätig. Er wurde 1883 Regens und starb nur wenige Wochen vor Regens Lender in Freiburg, wohin er sich in seiner letzten Krankheit hatte bringen lassen.

Einübung in den Ritus. Diese letztere Funktion machte ihn mir zum liebsten und unterhaltendsten Lehrer im Seminar. In der „Rituskapelle" Messe lesen, taufen und all' die schönen Zeremonien der katholischen Kirche bei Ausspendung der Sakramente kennen zu lernen, daran hatte ich eine kindliche Freude. Manchmal ging ich allein mit meinem alten Schulfreunde Karl Bunkofer, der ein feiner Ritualist war, in die Kapelle und machte mit ihm alle dem Priester für seine Funktionen nötigen Übungen durch — vom „Hochamt" bis zur Taufe des hölzernen Kindes, das als Lehrmaterial vorhanden war.

Der Subregens paßte sonst vortrefflich als Ritusinstruktor; denn er zelebrierte schön und sang noch schöner, so daß er in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel voranging. —

Der eigentliche, geistige Regens im Seminar war der schon genannte Repetitor Schmitt, ein junger Priester, der an Talent und Wissen die erste Stelle einnahm, und welchen seine zwei bescheidenen Vormänner gerne als Spiritus Rector zuließen.

Mit diesem Herrn, den ich übrigens später als ebenso bescheiden wie liebenswürdig kennen lernte, der aber, wie unsereiner, bis heute viele Leute zählt, die ihn nicht mögen, kam ich am wenigsten aus. Er führte mir sein Regiment zu kleinlich und zu polizeidienermäßig. Seine Gewohnheit, abends an den Türen zu klopfen, wo er noch Licht sah, und den Zellenbewohner zum Bettgehen zu mahnen, machte mir diesen Herrn förmlich verhaßt, und wir tauschten bisweilen ziemlich heftige Redensarten gegen einander aus. Seine Vorlesungen über Dogmatik gefielen mir damals gar wohl, wären mir heute aber nicht mehr genügend[1].

Der vierte und letzte unserer Vorgesetzten gehörte der Filiale unserer Diözese, dem preußischen Ländchen Hohenzollern an. Repetitor Augustin Maier, ein ganz jugendlicher, freundlicher Herr aus Betra im Lande der hohenzollernschen

[1] Schmitt lebt heute noch als Domkapitular in Freiburg.

Schwaben, las über Moral nach den praktischen „Heften" des ehemaligen Regens Kössing. Er verwaltete zugleich das Amt des Bibliothekars und besorgte uns auf antiquarischem Wege alle möglichen theologischen Bücher. Zum Buchhandel war der Mann wie geschaffen und das Antiquariat seine Passion. Ganze Wagenladungen alter Bücher ließ er den Berg heraufführen, und ich bin fest überzeugt, daß er während seines langen Aufenthaltes in St. Peter mehr Bücher abgesetzt hat, als in seiner ganzen heimatlichen Provinz Hohenzollern vorhanden sind.

Auch mit diesem sonst so gefälligen Repetitor stand ich nicht auf dem besten Fuß. Der Grund davon lag in meinem starken „Freiheitsgefühl". Was allein mir das Seminarleben öfters entleidete, war der Mangel an hinreichender Bewegung im Freien, die Klausur. Ohne menschlichen Umgang kann ich leicht leben, und je einsamer die Gegend, um so lieber ist sie mir; aber „eingesperrt" sein und nicht frei wandeln können in Feld und Flur, das widersteht meiner Seele über alle Maßen. Und was ich an der Seminarerziehung in St. Peter auszusetzen habe, betrifft vorzugsweise diesen einen Punkt.

Ehemals befand sich das Priesterseminar der Diözese in Meersburg am Bodensee und später in Freiburg, also mitten in der Welt und unter den Menschen, wo eine gewisse Klausur sicher zu billigen ist. Aber wenn ein Seminar, wie das zu St. Peter, auf einer Einöde des Schwarzwaldes liegt, wo kaum jede halbe Stunde eine Bauernhütte sichtbar wird, da könnte man den Kandidaten für das Weltpriestertum tagtäglich freien Wandel lassen in Berg und Wald. Statt dessen wurden wir wöchentlich zweimal gemeinschaftlich spazieren geführt wie die Unmündigen und Säuglinge in einer Kleinkinderbewahranstalt. War aber an einem der Ausgehtage Regenwetter, so fiel es unserem Regens und seinen Gefährten nicht ein, an einem andern Tag uns an die Luft zu lassen. Dem letzteren Mißstand half ich, nach manchem Auftritt mit

den Vorgesetzten, wenigstens für die Seminaristen von 1862/63 ab.

Außerdem, und dies brachte mich in Differenzen mit dem kleinen Repetitor aus Sigmaringen, der uns meist auf den Spaziergängen begleitete, dehnte man unsere Exkurse möglichst wenig aus. Der kleine Mann war kein Freund von größeren Touren und führte uns, wenn immer tunlich, im Rayon einer ordentlichen Gänseweide herum. Ich stieg ihm deshalb öfters aufs Zimmer und beschwerte mich. Je kürzer die Spaziergänge ausfielen, um so länger ward mein Zorn über unsere Spazieramme.

Repetitor Maier war im Seminar fünfundzwanzig Jahre lang, ging aber, wie man hörte, wider Willen 1887 auf die Pfarrei Glatt in seiner schwäbischen Heimat, wo er schon im folgenden Jahre an Heimweh nach St. Peter starb. —

Ich kann es mit absoluter Sicherheit voraussagen, daß meine Stimme im Kirchenregiment unserer Diözese nie gehört werden wird. Wenn dies aber der Fall wäre, so würde ich vor allem dafür eintreten, daß die St. Petriner mehr an die Luft kämen; dann würden unsere Neupriester nicht bleich, wie Gebeine aus der Sandwüste, vom Berge herabkommen, und mancher, auf strengen Posten versetzt, nicht so schnell dahinwelken.

Wie oft hab' ich von irgend einem Fenster des zweiten Stockwerkes aus meine Blicke sehnsüchtig hinaus gerichtet auf Berg und Wald und die Bauern beneidet, die von St. Märgen her bergab wanderten oder auf ihren Feldern arbeiteten, beneidet um der Freiheit willen! Ja selbst das Wasser des Klosterbrunnens, das vor unserem Speisesaal plätscherte, hab' ich manchmal mit Neid betrachtet und seinen lustigen Weg durch Wiese und Flur im Geiste verfolgt und es ihm mißgönnt, daß es nach kurzem Lauf durch unsere Klausur wieder forteilen durfte, hinaus in Gottes freie Natur.

Am mächtigsten wirkte die Gegend um St. Peter aber bei mir im Winter, wo der Schnee meterhoch auf dem Lande

lag und eine Melancholie erzeugte, die mit Macht zu meiner Seele sprach. Leider durften wir auch nicht so oft durch das Schneeland stampfen, als ich es wünschte.

Ich könnte mich heute noch unschwer entschließen, in wilder Einöde als freier Einsiedler zu leben, aber Klosterzwang wäre mir eine furchtbare Last. Nur der schöne Orden der Karthäuser mit seinem vollen Einzelleben oder der bettelnde Kapuziner könnten mir's, wenn Not an den Mann käme, antun.

Wir hatten zwar einen großen Klostergarten und in demselben ein Rauchhäuschen zur beliebigen Benützung in kollegfreien Stunden, allein den umzog eine so langweilige Riesenmauer, daß ich mich in ihm nur erging wie in einem notwendigen Übel. —

Ob meines vielfachen Räsonierens wegen mangelhafter Bewegung im Freien war ich bald beim ganzen Kollegium unserer Vorgesetzten mißliebig geworden. Dazu kam noch meine übrige Unbotmäßigkeit, die sich in einem Falle besonders eklatant erwies. Ich litt im Winter 1862 fast beständig an Zahnweh infolge einer Fistel. Als mein Leiden anfing, sehr schmerzhaft zu werden, verlangte ich nach dem nächsten besten Arzt.

Nun saß draußen vor dem Kloster der Doktor Blas, seit Jahren hier oben unter den Waldbauern tätig. Aber es ging ihm wie mir selber, er war bei der Seminargeistlichkeit nicht beliebt, weil er, abermals wie unsereiner, nicht schweigen konnte und bisweilen mehr redete, als für gut befunden wurde. Man rief ihn deshalb nur in den allerdringendsten Fällen zu Hilfe und hatte als eigentlichen Seminararzt den Physikus v. Wänker in Freiburg bestellt, der auch ungerufen von Zeit zu Zeit kam, um sich nach dem Gesundheitszustand der Kandidaten zu erkundigen.

Ich hatte nun keine Lust, in meinen Schmerzen zu warten, bis der Physikus gekommen wäre, und verlangte den Doktor Blas. Meister Lorenz weigerte sich aus ihm

wohlbekannten Gründen, den Mißliebigen zu rufen, worauf ich ihm voll Zorn und Energie sagte, „er möge dem Regens melden, wenn in einer Stunde der Betreffende nicht gerufen sei, würde ich sofort das Seminar verlassen, mich draußen im Wirtshaus niederlassen bis zur Genesung und dann auf Nimmerwiedersehen den Berg hinabsteigen".

Scheu, als ob ich im Begriff stände, ein Verbrechen zu verüben, eilte mein Schwarzwälder von dannen, und nach einer halben Stunde trat der Arzt in meine Zelle. Es hatten sich zwei gerne „räsonierende" Seelen gefunden, und der Doktor und ich waren bald „gut Freund". Er besuchte mich von jetzt an nach Belieben, und manche Stunde hat der gescheite, mit widrigen Schicksalen aller Art kämpfende Mann mir verkürzt. Ich habe den alten Doktor Blas, einen Bruder des Konviktsarztes gleichen Namens, als Achtziger noch in meiner Martinskirche getraut und auch noch besucht auf seinem spätern Landsitz in Buchenbach, wo er in den neunziger Jahren gestorben ist. —

In der Einsamkeit des Klosterlebens kommt man auf allerlei Dinge, die einem im Weltleben sonst nicht mehr begegnen würden. So kam auch mir in der Winterszeit, da ich eines Tages an meinem Fenster stand und in den öden, schneebedeckten Garten hinausschaute, die Erinnerung an das Meisenfangen der Knabenzeit. Der Gedanke wurde alsbald zur Tat. Ich machte mir einen Meisenschlag, fing eine Meise und setzte sie zwischen Fenster und Vorfenster meiner Zelle.

Das muntere Tierchen verschaffte mir den ganzen langen Winter über manch heitern Augenblick und bekam dafür im Frühjahr seine Freiheit, die es in der ersten Zeit dankbar in meiner Nähe verbrachte.

Sonst hatte ich wenig Unterhaltung, der Doktor und mein Vogel waren die Hauptrepräsentanten derselben. In den freien Stunden, welche meine Kommilitonen in der Rauchhütte im Garten oder auf der Kegelbahn verbrachten, lag ich meinen philologischen Studien ob; denn ich hatte

dem Direktor Kübel versprochen, gleich nach Beendigung des Seminars das Staatsexamen machen zu wollen.

Am Sonntag und einmal in der Woche gab es zur Rekreation eine Flasche Bier auf eigene Kosten. Lieferant war ein Bierwirt draußen vor dem Kloster, welcher an Sonntagen den Bauern nach dem Kirchgang aufwartete; der betreffende Gerstensaft aber war ein Getränk, das eher einer Mixtur für einen Vierfüßler gleichsah als einem Bier. Und doch ward's vertilgt, als wär's Nektar!

Wie oft hatte ich meine trübe Flasche in einer Fensternische des hinteren Klosterganges bei der Bibliothek stehen, ging studierend auf und ab und trank von Zeit zu Zeit vom „Trunk der Labe"!

Täglich wanderte ich auf diesem düstern Gang einsam und allein hin und her, an den Bildern vergangener Äbte des Klosters vorüber, Horaz, Tacitus, Cicero, Thukydides oder Sophokles lesend. Und wenn dann bisweilen der Regens oder ein Repetitor meine Halle durchkreuzte, schauten sie mit mißtrauischen Blicken den Heidenjüngling an. Und sie mochten nicht unrecht tun; denn in ein Priesterseminar paßte mein Studium allerdings nicht. Doch vertiefte ich mich gar oft, mitten aus meinen klassischen Studien heraus, ins innerste Christentum.

Von meinem Gang aus führte eine kleine Treppe auf die Empore der Klosterkirche, und dahin begab ich mich oft, um eine Anbetung des allerheiligsten Sakramentes vorzunehmen. Die tiefe Stille in dem weiten, menschenleeren Gotteshaus mutete mich jeweils ungemein an, und es gehören jene Augenblicke zu den friedlichsten meines unruhigen Lebens.

Durch mein unsinniges Studieren, von dem ich mir selten eine Erholung gönnte, wurde mein Nervensystem so aufgeregt, daß ich am Abend keinen Schlaf finden konnte und mich in der gleichen Lage befand wie vor Jahren in Rastatt, da Tabak und Zigarren die gleiche Wirkung hervorgebracht hatten. Vergeblich verschrieb mir der Doktor allzukleine

Dosen von Opium, statt mir das Studieren zu verbieten, und die ganze Seminarzeit hindurch blieb dieser elende Zustand, dem ich später allein durch den Genuß von Bier entgegenwirken konnte, bis auch das nicht mehr wirkte und ich bis auf den heutigen Tag zu kräftigen künstlichen Schlafmitteln greifen mußte.

Das hat man von dieser verfluchten Wissenschaft, daß sie einen physisch ruiniert, gegen das Elend dieser Welt aber nichts und für die Ewigkeit gar nichts nützt. Ich habe vor kurzem die Schrift eines englischen Spiritisten gelesen, dem ein „Geist Samuel" folgendes höchst Vernünftige geoffenbart hat: „Das, was wir moderne Bildung nennen und was den Stolz von Millionen ausmacht, ist im allgemeinen die unglücklichste Art von Vorbereitung für das künftige Leben, und wir können uns in jeder Hinsicht füglich das Bedauern über die sogenannten unzivilisierten Völker durchaus ersparen. Die ganze heutige Jagd nach Wissenschaft, nach Glücksgütern und nach einer Stellung im sozialen Leben, das egoistische Strebertum und die hundertfältige Nahrung, welche den Dünkel und den Wahn großziehen von der Schule bis zum Grabe — kurz das ganze moderne Weltleben ist genau das Gegenteil von dem, was die Geisterwelt dereinst von uns verlangen wird." —

Im Frühjahr 1863 kam der greise Erzbischof v. Vicari den Berg herauf, um uns die Diakonatsweihe zu erteilen. Wir alle hatten uns den ganzen Winter über danach gesehnt; denn mit der Übernahme dieser Weihe durften wir in der Kirche den Bauern von St. Peter predigen und im „Amt" an Sonn- und Feiertagen dem zelebrierenden Priester diakonieren.

Es kamen jeweils zwei an die Reihe zum Predigen, der eine in der Frühmesse zur „Homilie" und der andere im Hauptgottesdienst zur „Predigt". Mich traf am Dreifaltigkeitssonntag die Frührede, welche ich ehrlich und redlich aus des alten Hirschers „Betrachtungen" abgeschrieben hatte.

Nach der Frühmesse kamen einige Kollegen und baten mich, ihnen doch meinen Sermon zum Abschreiben zu geben, da er so schön gewesen sei. Ich wies sie aber alle auf meine Quelle hin, in deren Besitz sie meist schon waren.

Einzelne wurden darob irre an mir und meinten, von mir hätten sie erwartet, daß ich meine erste Predigt selbst fertigen und mich schämen würde, buchstäblich abzuschreiben. Ich schämte mich aber keineswegs, weil ich jede gute Predigt, damals schon, für ein Gemeingut der katholischen Kirche hielt. Leider werden aber derartige Gemeingüter guter Art immer seltener, und so habe ich es schon längst verlernt, Predigten abzuschreiben, die der Druckerschwärze nicht wert sind.

Am meisten an Belehrung und Unterhaltung zugleich profitierten die Bauern von St. Peter, da sie von Ostern bis zum August jeden Sonn- und Feiertag zwei andere, möglichst gut vorbereitete Prediger hörten. Doch kamen die guten Leute bisweilen auch in Verlegenheit, wenn sie so einen armen Kandidaten auf der Kanzel sahen, der zitternd und bleich mit Angst und Gedächtnisschwäche zu kämpfen hatte. —

Es kam der Sommer, und der erst kleidet die Höhen des Schwarzwaldes in das Grün des Frühlings. Aber je bunter die Matten wurden und je frischer die Tannenwälder, um so mehr wuchs meine Sehnsucht nach der freien Natur. Wenn hie und da ein größerer Ausflug genehmigt wurde, so freute ich mich wie ein Kind, das man nach langer Krankheit zum erstenmal wieder aus der dumpfen Stube in die warme Sonne hinausführt. An den Fall des Zweribaches oder an die Grenzen des „Roßkopfes" gingen in der Regel diese weiteren Spaziergänge, von denen ich jeweils nur ungern in die kalten, feuchten Klosterräume zurückkehrte. —

Eine der glänzendsten Erinnerungen an die Seminarzeit ist mir das Peter- und Paulsfest geblieben. Von allen Bergen und Wäldern herab und tief herauf von den Tälern zogen da die Landleute in ihrer schönen Volkstracht unserem

Kloster zu. In prächtigem Sonnenschein ward im Angesicht des Feldbergs eine Prozession gehalten. Ich habe in meinem Leben nie wieder so viele fromme, von gläubiger Freude strahlende Menschen gesehen, wie auf der einsamen Höhe von St. Peter an jenem Tage. Ich glaube, wenn ich ein großer Maler wäre und müßte die Freuden der Seligkeit menschlich darstellen, ich würde meinen Stoff aus der Erinnerung an jenen Festtag der Schwarzwälder nehmen. —

Die Tage der Priesterweihe und der nächsten Vorbereitung kamen darauf immer näher. Ich kann die Gefühle, welche den jungen Theologen in dieser Zeit erfüllen, nicht anders bezeichnen denn genau als dieselben, von denen das Erstkommunionkind beseelt ist. Mir wenigstens ging es so. Und wie in jenen Kindestagen das, was mit der Erstkommunion verbunden war, die neuen Kleider, der Seidenhut, die Schulentlassung, mich viele Wochen vorher beschäftigten und erfreuten, gerade so bei der Priesterweihe.

Die „Primizbilder", die „erste heilige Messe", die verschiedenen zu erwartenden Geschenke an priesterlichen Gewändern, das Ende des Klosterlebens — das alles zog wie Sonnenschein durch meine wieder durchaus kindlich gewordene Seele. Tage und Stunden wurden gezählt wie ehedem vor dem weißen Sonntag, und Briefe nach allen Richtungen geschrieben, voll des zukünftigen Glückes. Mutter und Großmutter ließen es sich nicht nehmen, die Reise nach St. Peter zu machen, obwohl die letztere eine Siebzigerin war. Sie wohnten der Priesterweihe an, aber sprechen durfte ich sie an diesem Tage (6. August) nicht. Wir trafen uns erst am andern Morgen, an dem ich frei wurde, in Freiburg.

Wie unendlich selig und voll von Hoffnungen und Idealen verließ ich das Seminar und eilte den Berg hinunter, als ging's dem Himmel zu aus dem Fegfeuer! Gerade wie in der Kindeszeit! Mit welcher Herzensfreude und welchem Jubel verläßt die Weißen-Sonntags-Jugend Schule und Kindheit und hüpft mit offenen Armen der Welt zu, um

nach wenigen Jahren, enttäuscht, all' ihre Bitterkeiten und Kämpfe zu erfahren. So ist die Welt und nichts ist sie in alleweg! Wunderbar schön sagt ein persischer Dichter:

> Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
> Sei nicht im Leid darüber, es ist nichts;
> Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
> Sei nicht erfreut darüber, es ist nichts.
> Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
> Geh an der Welt vorüber, sie ist nichts.

Ich war so voll freudiger Gefühle, daß ich heute nicht mehr weiß, wie und auf welchem Wege ich von Freiburg mit Mutter und Großmutter heimkam ins Kinzigtal.

Am folgenden Sonntag, den 9. August, sollte ich meine erste heilige Messe in der Pfarrkirche zu Haslach feiern. Wenn ich je wieder auf die Welt käme und zum Priestertum, so würde ich ganz gewiß nie mehr eine „Primiz" öffentlich und in der Heimat abhalten. Denn eine solche Feier ist mit so vielen Äußerlichkeiten verbunden, daß ein junger Mensch am Tage selbst nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. Man ist ein wahres Schlachtopfer der Freude seiner Verwandten und des eigenen Hochgefühls seiner neuen Würde. Wenn ich an jene Tage zurückdenke, so fühle ich am besten, wie kindlich und kindisch eigentlich noch ein Mensch von 25 Jahren ist, selbst wenn er zwölf Jahre studiert hat.

Und wenn ich mir die verschiedenen Szenen vor und am Tage der Primiz vorstelle, so zuckt es durch meine schwachen Nerven, als fürchteten sie sich, nochmals solche Aufregungen mitmachen zu müssen.

Am Abend meiner Heimkunft erschien Lambert, der Schmied, mit der Haslacher Stadtmusik und brachte dem Neupriester ein Ständchen. Dieser zeigte sich auf der steinernen Haustreppe und hielt seine erste „Standrede", von deren Inhalt der alte Pfarrer aber heute keine Silbe mehr weiß. Nur so viel klingt noch in meiner Seele wieder, daß

der blasse, lange Neupriester schrecklich gerührt war von dieser Huldigung seiner „lieben Mitbürger".

Heute würde ich die Flucht ergreifen, wenn ich eine solche Ovation entgegennehmen müßte.

Ich kann übrigens nur dankbar der vielen Anstrengungen gedenken, welche die guten Haslacher damals machten, um meinen Festtag möglichst glänzend zu gestalten. Derselbe war für das Städtchen, was die Menschenmenge betrifft, ein doppelter und dreifacher Jahrmarkt. Es hatte schon fast dreißig Jahre lang keine „Primiz" mehr hier stattgefunden, und beim Landvolk des Kinzigtales gilt noch der alte Spruch: „Um zu einer ersten heiligen Messe zu kommen, soll man ein Paar Schuhsohlen durchlaufen." Daher die große Volksmenge.

Unter diesen befanden sich natürlich alle jungen und alten Bauersleute, die seit den Tagen meiner Kindheit im väterlichen Hause Einkehr gehalten, und die heute alle mir die Hand schütteln wollten. Das Vaterhaus konnte die Gäste nicht alle aufnehmen, und noch zwei Nachbarhäuser wurden mit solchen gefüllt.

Ich kam halbtot aus der Kirche, wo mein alter Dekan mir assistiert, mein Freund, Kooperator Kärcher aus Freiburg, später Stadtpfarrer in Endingen, wo er heute noch lebt, gepredigt, und mein Konviktsfreund Ludwig Winterhalter aus Hubertshofen, damals Vikar in Offenburg, und mein Kursgenosse Albert Bock von Gengenbach mir die Diakonen gemacht hatten[1].

Ich lag einige Stunden auf dem Zimmer meines Freundes, des Doktors, unter seiner Obhut und Pflege, bis es mir möglich war, an dem Festmahl teilzunehmen, dessen Ehrengäste die sämtlichen Mitglieder „der Polyhymnia" bildeten. Lambert, der Schmied, aber musizierte mit seiner Kapelle bis in die Nacht hinein.

---

[1] Beide sind seit Jahren tot. Der geistreiche Winterhalter starb als pensionierter Pfarrer in Herthen bei Basel und der gute Albert Bock als Pfarrer in Salem.

Es war ein schöner Tag, der 9. August 1863, aber mitmachen möchte ich ihn, wie schon gesagt, nicht mehr. Da haben jene meiner Mitbrüder, die in der Stille von St. Peter ihre erste heilige Messe feierten, viel vernünftiger gehandelt. Doch, es muß auch öffentliche Primizen geben um des Volkes willen, das mit Recht im Neupriester ein Ideal sieht, und darum sorgt der liebe Gott dafür, daß es auch Neupriester gibt, welche öffentlich primizieren. —

Die folgenden Tage, da ich die Kapellen meiner Kindheit bei der Mühle droben und am Klosterbach als Priester besuchte, wurden mir weit lieblicher in der Tat und in der Erinnerung. Auch eine Predigt hielt ich einmal in der Vaterstadt — und dann kehrte ich wieder nach Freiburg zurück; denn eine neue Sorge beschäftigte jetzt vollauf den Neupriester: das Staatsexamen.

Von den 48 Kandidaten aber, die mit mir am 6. August 1863 die Priesterweihe empfangen haben, leben heute, 1910, mit mir noch acht, unter ihnen der achtzigjährige Carissime Vogt, der, wie schon erwähnt, als pensionierter Pfarrer in Neuburg an der Donau seine Tage beschließt. Aktive Pfarrer sind außer mir noch fünf: der Julius Krug in Werbach, der Johann Link in Hochemmingen, der Siegfried Vanotti in Holzhausen, der Melchior Vierneisel in Berolzheim und der Friedrich Weißhaupt in Reichenau.

Wenige Jahre und wir Überlebenden werden ebenfalls unter der Erde verschwunden sein. Todeskandidaten nächster Zeit sind wir alle.

Und wie schnell ging das alles, was wir Leben nennen, vorüber! — — —

Das Staatsexamen.

Direktor Kübel hatte mich eingeladen, als sein Gast nach Freiburg zu kommen, um dort, der verschiedenen Hilfsmittel halber, mich auf das im Spätherbst stattfindende philologische Examen endgültig vorzubereiten. Es gehören die Wochen, welche ich von jetzt ab bis zum Dezember im Konvikt zubrachte, mit zu den angenehmsten Erinnerungen meines ganzen Lebens.

Gewöhnlich ist die nächste und letzte Vorbereitung auf das Staatsexamen die unbehaglichste und mühevollste Zeit im Dasein des Studenten; allein mir wurde sie in dem vorher so verhaßten Konvikt überaus leicht und heiter.

Ich lebte jetzt nicht mehr als Zögling in dem geistlichen Hause, sondern als Freiherr. Mein Quartier hatte ich im „Gastzimmer" des Direktors aufgeschlagen, und weil in den ersten Wochen noch keine Theologen da waren, der Ferien wegen, so ward ich in den Gängen und im Garten von niemand gestört bei meinem Studium. Diesem wurde jedoch in der Regel nur der Morgen geweiht und einige Abendstunden vor dem Nachtessen. Am Nachmittag schloß ich mich den Kooperatoren am Münster, Kärcher und Beckert, an und machte mit ihnen Ausflüge in die nächste Umgebung der Stadt.

Besonders vielen Umgang und Ausgang aber pflegte ich mit meinem ehemaligen Repetitor des zweiten Kurses, Ehrat, den ich, als er mein Vorgesetzter war, nicht besonders ästimierte, jetzt aber bald als einen feingeistigen Mann schätzen lernte[1]. Wir durchstreiften weithin an Nachmittagen die

[1] Er starb 1887 als Pfarrer in Merzhausen bei Freiburg.

Dörfer um Freiburg. Auch in seine Heimat, Waltershofen, wanderten wir eines Tages, und ich erinnere mich lebhaft der Freude, welche seine Verwandten, darunter der Vater, hatten, als wir in das kleine Bauernhaus eintraten. Wir besuchten auch den Pfarrer des Orts, einen alten Mann, der ehedem im Kinzigtale, in Hausach, pastoriert hatte. Er erzählte mir manches über die Heimat aus Zeiten, da ich noch nicht unter den Lebenden war, und ich schaute an dem greisen Priester hinauf wie an einem Propheten. Er war aus Endingen und amtete von 1832—44 in Hausach als Pfarrer. Er starb erst 1886, fast neunzigjährig.

Auf dem Rückweg gingen wir in der Nähe eines Waldes vorüber und hatten vor uns die Berge des Schwarzwaldes; da erfaßte mich eine namenlose Melancholie, die mich fortan lange Zeit nicht mehr verließ. Sie entsprang offenbar meinen durch die Jahr und Tag hindurch ruhelos fortgesetzte geistige Tätigkeit verstimmten Nerven, und Berg und Wald hatten am stillen Abend diese Mißstimmung in mir plötzlich wachgerufen.

Wie ein Funke lange unter der Asche glimmt, bis der Windhauch kommt, welcher ihn zum Flammen bringt, so ging es mir auf dem Wege von Waltershofen nach Freiburg. Und merkwürdigerweise kehrte die gleiche Stimmung jeden Abend um dieselbe Zeit wieder, wie ein Fieber. Ich bin mir jenes Anfalles noch so sehr bewußt, daß ich auch noch genau weiß, wie wir an jenem Abend in einem Wirtshaus in Umkirch einen Bürger aus Freiburg, einen Möbelhändler aus der Nußmannsgasse trafen, der uns einlud, mit ihm in die Stadt zurückzufahren, und wie ich stumm und still im Wagen fortbrütete an meiner Melancholie.

Dieses trübselige Nervenspiel konnte mir aber jene schönen Tage im Konvikt nur für ein oder die andere Stunde verbittern, die übrigen Stunden verliefen um so heiterer, namentlich auch diejenigen, welche auf die Abendtrübung folgten.

Nach dem Nachtessen kamen regelmäßig einzelne geistliche und weltliche Herren ins Konvikt, um mit uns ihr Bier zu trinken und sich zu unterhalten. Diese Stunden waren mir noch angenehmer als die auswärts verbrachten. Ich lernte da manch geistreichen oder liebenswürdigen Mann kennen, wie z. B. den Baurat Bader, den Domkapitular Weickum und den ebenso kindlich frommen als christlich heitern damaligen Domprähendar, spätern Domkapitular Boulanger. Auch Professor Alzog kam zuweilen, ebenso der unverwüstliche, derbgeistige Registrator Hägele. Ich bin all diesen Männern, sowie dem Direktor und den Repetitoren jener Tage zu Dank verpflichtet teils wegen der Belehrung, die ich aus ihren Gesprächen schöpfte, teils wegen der großen Freundlichkeit, mit der sie mir jungem Menschen entgegenkamen, den sie ganz „al pari" behandelten.

Die komische Seite der Unterhaltung fiel meist mir und dem Repetitor Ehrat zu, die wir beide den ernsten Dr. Braun, meinen Liebling aus der Zeit des ersten Kurses, oft in die bizarrsten Aufregungen versetzten, indem wir dem leichtgläubigen, fern der Welt stehenden Manne die dicksten Bären aufbanden.

Hie und da brachte ich auch einen Abend in der musikalischen Familie Schweitzer zu. Hier versammelte sich um den bekannten Domkapellmeister und Komponisten Johannes Schweitzer und um seine musikalischen Brüder die jüngere Klerisei, lauschte den Konzerten der Virtuosen und trank Bier dazu. Mein Rastatter Zimmerkollege Beckert, als Kooperator am Münster, war jeweils auch dabei, und wir beide wurden hier manchmal nach Rastatter Art lustig. Wenige Jahre nachher gehörte er zu den Toten.

Einmal machte ich mit dem Domkapitular Weickum einen Ausflug nach der Ruine Limburg am Rhein. Die Katholiken Freiburgs hatten damals die eigene Idee, dem Kronprinzen von Österreich diese zerfallene Burg, auf der Rudolf von Habsburg das Licht der Welt erblickt haben soll, zum Ge-

schenke zu kaufen. Schon zu jener Zeit wollte mir der Gedanke nicht einleuchten, einem Fürsten oder Fürstensohn ein Präsent zu machen, und ich stritt mit dem patriotischen Domherrn lange über diese Knechtseligkeit und meinte, wenn die heutigen Habsburger sich nichts kümmerten um ihre Stammburg, so hätten wir andere Sterbliche noch viel weniger Grund, dem reichen Hause Österreich damit ein „Douceur" zu tun.

Ich weiß nicht, ob je ein Prinz dieser Dynastie auf den Ruinen der Limburg gestanden ist; wenn es aber der Fall wäre, so müßten die jetzigen Nachkommen Rudolfs von Habsburg die poesielosesten Menschen der Welt sein, wenn sie nicht empfunden hätten, daß ihr Ahne auf einem herrlichen Stück Erde zur Welt kam. Ich glaube aber, es war noch keiner dort, sonst hätten sie die Burgruine gewiß gekauft. Heute im 20. Jahrhundert würden sich kaum mehr solche Freunde Österreichs in Freiburg finden, wie ehedem, da ich mit dem Vertreter jener Patrioten hinausfuhr an den Rhein. —

So teilte ich meine Zeit zwischen Studium und Unterhaltung. Die letztere aber nahm bisweilen den Löwenanteil des Tages in Anspruch, so daß der Direktor manchmal Bedenken äußerte, ob ich im Examen auch bestehen würde. Es kam infolge davon zu einer Wette zwischen uns beiden, wonach der Direktor zehn Flaschen Champagner zahlen sollte, wenn ich durchkäme; wenn nicht, wäre das Bezahlen an dem Durchgefallenen.

Ich verließ mich auf mein glückliches Gedächtnis, das mir möglich machte, in einem halben Tag so viel in den Kopf zu bringen, als manch anderer in einem ganzen. Während meines vormittägigen Studiums wurde alles mögliche in bunter Mischung durchgegangen, fast jede halbe Stunde ein anderer Gegenstand. Da wechselten lateinische und griechische Grammatik, Sophokles, Horaz, Thukydides, Euripides, Cicero, römische Literatur und griechische Antiquitäten, Phi-

losophie und Hebräisch mit einander wie Karten im Spiel. Und am Nachmittag wurden alle aus dem Kopf geschlagen und Natur und Menschen studiert.

Ich bin bis auf den heutigen Tag in meinen geistigen Arbeiten ein merkwürdiger „Wechselbalg“ geblieben. Bis heute nehme ich fast jede halbe Stunde ein anderes Buch in die Hand, und es ist mir unmöglich, einen ganzen Tag mit e i n e m Schriftsteller oder einem zu behandelnden Gegenstand mich zu beschäftigen. Wenn ich Genuß und Nutzen von der Lektüre haben soll, so muß ich meinem Geiste möglichst mannigfaltige Bilder und Gedanken vorführen. So z. B. liegen zur Stunde, da ich diese Worte zum erstenmal niederschreibe, auf meinem Schreibtische folgende Bücher, mit denen ich mich zur Zeit beschäftige, aufgeschlagen: August Nicolas' „Die Jungfrau Maria“, Güldenstubbes „Positive Pneumatologie“, Schopenhauers „Parerga und Paralipomena“, Baumanns „Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges“ und Shakespeares „Othello“. Nach einer dieser Schriften wird nach jeder Viertelstunde des Schreibens gegriffen; sie kommen täglich an die Reihe, und am Abend auf meinen einsamen Spazierwegen lasse ich mir dann die aus ihnen entnommenen Gedanken durch den Kopf gehen.

Eigentlich hätte ich dieses eben gemachte Geständnis nicht machen sollen; denn jetzt habe ich meinen vielen „Freunden“ wieder einen Schlüssel in die Hand gegeben zur Erklärung meiner „Konfusionen“ und meiner unberechtigten Eigentümlichkeiten und Verschrobenheiten.

Ich betrachte eben die Lektüre des Tages als eine geistige Mahlzeit; bei einer guten Mahlzeit aber muß Abwechslung sein. Wenn man uns an einer „Table d'hote“ oder bei einem fürstlichen „Diner“ nur einerlei Fleisch brächte, wenn auch jedesmal in anderer Art der Zubereitung, so würden wir ein solches Mahl weder genußreich, noch fein nennen. Ähnlich geht es, mir wenigstens, bei den „Diners“, welche ich meinem Geiste vorsetze. Den ganzen Tag Shakespeare

oder Nicolas oder Schopenhauer wäre mir ein geistiges „toujours perdrix“ (immer Rebhühner).

Daß diese Art der Lektüre keine unnatürliche ist, geht schon daraus hervor, daß die Menschen, wenn sie sich gegenseitig unterhalten, auch nicht bei einem Gegenstand stehen bleiben, sondern die verschiedensten Dinge mit der Zunge bearbeiten, wenn die Konversation nicht langweilig werden soll.

Und was die Art des eigentlichen Studierens betrifft, so ist diese eben individuell, und muß jeder am besten wissen und fühlen, wie er's anzugehen hat, um etwas in seinen Kopf zu bringen. —

Es lebte damals in Freiburg noch ein sehr begabter Mitkandidat der Philologie, ein Laie namens Biechele, der ebenfalls zum Staatsexamen gehen wollte. Er kam öfters zu mir, und wir examinierten uns gegenseitig, wobei es sich jedesmal herausstellte, daß der kleine Mann, den ich um mehr als eine Elle überragte, besser „beschlagen“ war denn ich. Namentlich verstand er sich trefflich auf die Sophokles-schen Metren, die mir wie alles, was Zahl und Rhythmus heißt, nicht in den Kopf wollten, trotzdem der Kleine sich alle Mühe gab. Er kam auch im Examen um zwei Plätze vor mich, wie es recht und billig war. Seit jenen Stunden im Konvikt und im Examen hab' ich ihn nie wieder weder gesehen noch gesprochen und doch hielt uns einst das gleiche Geschick enge verbunden[1]. —

Mitte Oktober rückten die jungen Theologen wieder im Konvikt ein und bannten mich und mein Studium in des Direktors Gastzimmer, weil sie jetzt meine seitherigen Studienplätze in Haus und Garten okkupierten. Aber mein sonstiges Wohlbehagen steigerte sich täglich bei ihrem Anblick. Wenn ich so oben am „Herrentisch“ saß und hinabschaute auf die essende Schar der Konviktoren

[1] Er starb 1909 als Gymnasiumsdirektor in Baden-Baden.

oder am frühen Morgen beim Ruf der Hauptglocke in meinem Bette liegen bleiben konnte, während die Armen durch die dunkeln Gänge der Kirche zueilten, da kam mir jeweils der Gedanke: „O selig, o selig, kein Konviktsstudent mehr zu sein!" —

Während meines diesmaligen Aufenthaltes im Konvikt predigte ich auch einmal im Münster und in der Konviktskirche, levitierte bei Hochämtern in der letzteren und besorgte öfters für die Münstergeistlichkeit den Gottesdienst im „weißen Kloster", so daß ich neben meinen philologischen Studien auch mit den priesterlichen Funktionen in Übung blieb.

Die damalige Klostersakristanin Frau Angelika lebt heute noch als greise Dame in meiner Pfarrei im Pfründhaus als eine der letzten der vom Minister Jolly so unerbittlich aufgelösten Freiburger Dominikanerinnen. —

So vergingen mir die Wochen bis zum Examen in angenehmster Tätigkeit und meist ungetrübter Heiterkeit. Und wenn ich meine Stimmung und Weltanschauung aus jenen Tagen vergleiche mit meiner heutigen Anschauung und Erfahrung, so fühle ich, welch eine Riesenkluft in meinem Innern zwischen beiden liegt, und wie sehr ich mich geändert habe.

Und doch, so sehr ich heutzutage dem Pessimismus huldige, während ich damals der reinste optimistische Baßgeigenmann gewesen bin, würde ich meine heutigen Begriffe von Welt und Menschen nicht mehr vertauschen gegen die damaligen, ebensowenig als ein Mann seinen nüchternen Zustand hingäbe für den Taumel eines Berauschten.

Und ein Taumeln und weiter nichts ist das Leben eines jungen Menschen, der die Welt nicht kennt und überall nur Lust und Freude sieht und hoffend und wünschend von einem Tag in den andern stelzt. Von d e r Periode des Lebens besonders gilt, was Shakespeare einmal sagt:

Ein Schatten nur,
Der wandelt, ist das Leben, weiter nichts;
Ein armer Komödiant, der auf der Bühne
Ein Stündchen stelzt und große Worte macht,
Worauf man weiter nichts von ihm vernimmt.
Ein Märchen ist's, erzählt von einem Schwachkopf,
Voll wilden Wortschwalls, doch bedeutungsleer.

Da lob' ich mir die Kindes- und Knabenzeit, in der man die Welt und ihre Freuden sucht in Feld und Wald, im Gassenjubel und Kindeslärm, wo der Mensch nichts gilt und nichts weiß und doch im Spiel mit einem Stück Holz oder einer Handvoll Sand glücklicher ist als der Jüngling mit all seinem Wissen, seinem Wollen, seiner Einbildung und seiner Leidenschaft! —

Am 17. November sollte das Examen in Karlsruhe beginnen. Zwei Tage zuvor rückte ich in der Residenz ein. Ich war erst einmal dort gewesen, da ich 1859 als Lyzeist an einem Sommertag auf einem Bauernwägelchen von Durmersheim her zum Mühlburger Tor hineinrollte. Damals hatte ich mit einem alten Rastatter, dem Fähnrich Wickert vom Leibregiment, der, wie schon erzählt, später in England als Sprachlehrer sein ergiebiges Auskommen gefunden hat, lediglich sämtliche renommierten Bierlokale durchzogen und war wieder abgefahren, wie gekommen, über Grünwinkel und Durmersheim Rastatt zu.

Den 15. November 1863 aber betrat ich die badische Hauptstadt als Neupriester und Professoratskandidat, und feierlich, wie der ganze Mann, erschien mir alles am Landgraben. Weniger Bedeutung mochte der Wirt zum „Weißen Bären" dem blassen, hagern Jüngling beilegen; denn er wies ihm für die nächsten 14 Tage ein kleines Zimmerchen an, in den Hof gehend und in unmittelbarer Nachbarschaft seiner Kochkandidatinnen.

Ich war viel zu ernst gestimmt und zu vertieft in das Examen, als daß ich remonstriert hätte gegen den „Käfig",

und so blieb ich in Geduld all die langen Nächte in der elenden Kabine, deren Ruhelosigkeit mir zeitlebens gedenken wird.

Mit mir hatte sich noch ein zweiter Neupriester zum Examen gemeldet, Karl Rückert, der in meinem Konviktskurse gewesen war und mit mir die philologischen Fächer gehört hatte, ohne daß wir uns besonders näher getreten wären. Wir hatten uns brieflich verabredet und trafen am ersten Abend in der Residenz in meinem „Bärenzwinger" zusammen, um die gemeinsamen Schritte des kommenden Vortages zu besprechen.

Am folgenden Morgen trat mein Kollege in eleganter Ausstattung bei mir an und begleitete mich zunächst in die „Lange Straße", wo ich beim Hutmacher Nagel erst noch einen „Zylinder" leihen mußte, um hoffähig beim Oberschulrat eintreten zu können. Lang wie eine Telegraphenstange machte mich das „Augstrohr" des Hofchapeliers, und ich weiß nicht, wie viele Menschen mich werden ausgelacht haben, als ich in diesem Aufzug dem „äußeren Zirkel" zuwanderte, um den Sitz der Oberschulbehörde aufzusuchen.

Einige Schreiber nahmen unsere Anmeldung in Empfang nebst zehn Gulden, die wir als „Examensgebühr" zu deponieren hatten. Ich bin heute noch im Dunkeln, wozu der arme Kandidat das Geld zahlen mußte, und kann mir nur denken, daß es zur Heizung und Beleuchtung während der Examinationszeit oder für gebrauchtes Schreibmaterial verwendet wurde.

Schon die Schreiber musterten uns zwei Schwarzröcke mit ziemlich höhnischen Mienen; denn derlei Kandidaten waren diesen Federseelen etwas ganz neues. Seit nahezu dreißig Jahren hatte kein katholischer Geistlicher des Landes mehr die philologische Staatsprüfung gemacht, und jetzt kamen zwei zu einer Zeit, wo man sie am wenigsten wünschte. Wir befanden uns in Baden damals im vollen staatskirchlichen Schulstreit.

Noch schnippischer schaute aber der Dirigent des ganzen

Examens, Oberschulrat Deimling, drein, als wir uns ihm auf seinem Bureau präsentierten. Seine erste Frage aus seinem glatten, diplomatischen Gesichte lautete: „Wie lange haben die Herren Philologie studiert?" „Wir waren drei Jahre als Theologen auf der Universität und trieben die Philologie nebenher" — entgegnete ich. „Was? Drei Jahre nebenher! Ich habe vier Jahre Philologie ausschließlich studiert, ehe ich zum Examen ging, und damals war das Examen weit leichter als heute!" rief — der Schulmann.

Jetzt sah ich, daß wir es mit keinem Freund zu tun hatten und eine scharfe Gegenrede nicht mehr viel verderben konnte. Bitter humoristisch lächelnd, erwiderte ich: „Herr Oberschulrat! Wir wollen es einmal probieren. Fallen wir durch, dann sind unsere Röcke lang genug, um doch eine Existenz zu haben!"

Der Mann mochte nun merken, daß er Leute voll Resignation vor sich habe, die zu siegen, aber auch zu sterben wüßten, und er entließ uns sarkastisch schmunzelnd mit den Worten: „Also, probieren Sie's!"

Als wir durch die „Arkaden" des Zirkels von dannen gingen, sagte ich zu meinem etwas niedergeschlagenen Kollegen: „Wenn's auf d e n ankommt, sind wir in sechs Wochen irgendwo Vikare!" So gleichgültig ich auch äußerlich tat, so hatten doch im Innern die Worte des Herrn Deimling allerlei beunruhigende Gedanken in mir erweckt. Denn, abgesehen von der Blamage eines Durchfalls, trug ich in mir ein solch hehres Bild von meiner Zukunft als „Professor", daß die Aussicht auf Nichterfüllung d i e s e s Ideals mir Schmerzen machte. Und heute möchte ich um alles in der Welt nicht Professor sein und würde um keinen Preis tauschen mit dem Gymnasiumsdirektor in der Residenz. Auch imponiert mir kein Stand in der Welt heutzutage weniger als der Professorenstand. So oft ich einem begegne aus dieser Zunft, so geht es mir ähnlich wie dem Pharisäer im Tempel, und ich danke Gott, daß ich „kein Professor" bin. —

Wir wurden sodann noch bei den Examinatoren vor-

stellig oder gaben wenigstens unsere Karten in ihren Wohnungen ab. Die Examinationskommission bestand vorzugsweise aus vier Gelehrten: den Universitätsprofessoren Baumstark aus Freiburg und Kaiser aus Heidelberg, dem Lyzeumsdirektor Hertlein aus Wertheim und dem Professor Baumgarten vom Polytechnikum in Karlsruhe. Wir trafen nur den Professor Kaiser an, welcher im „Erbprinzen" logierte und uns freundlicher empfing als der Oberschulrat Deimling, so daß sich unsere Hoffnung wieder zu heben anfing.

Als Ort, wo die Schlacht geschlagen werden sollte, war uns das Ständehaus bezeichnet worden. Hier, im dritten Stockwerke des „Rondells", wo zur Zeit der Kammerverhandlungen die Stenographen ihr Gekritzel ins reine zu schreiben pflegen, versammelten sich am 17. November 1863 zehn „wissenschaftlich gebildete" Lehramtskandidaten, ein Kandidat für Mathematik und Naturwissenschaften und ein älterer, verheirateter Schullehrer, welcher für Realschulen sich examinieren lassen wollte.

Ich habe zehn Jahre später den aufregendsten Debatten und Redeschlachten im Ständehause als Abgeordneter beigewohnt und sie selbst mitgefochten, aber das war ein Kinderspiel gegen die vierzehn Tage Examen im Rondell.

In der Tat, ich habe im Leben schon vieles mitgemacht, aber solch etwas Anstrengendes nicht wie jenes Staatsexamen in Karlsruhe. Das Gebiet der allgemeinen akademischen und klassischen Bildung umfaßt ja eine Unsumme von Schriftstellern und Disziplinen, und da eben dieses Gebiet das Berufsfeld des wissenschaftlich gebildeten Lehrers ausmacht, so ergibt sich auch die Tragweite, zu welcher eine solche Prüfung ausgedehnt werden kann.

Oft äußerte ich während derselben, daß, wenn ich durchfiele, man mich nie mehr bei einer philologischen Prüfung in Karlsruhe sehen würde, nur — abgesehen von allen anderen Gründen — der Geistestortur wegen, die damit verbunden war. Ich hätte damals lieber noch zehnmal sämtliche theo-

logischen Prüfungen bestanden als nur noch einmal die philologische.

Wenn ich zurückdenke an das, was die Philologen alles lernen und wissen müssen, so kann ich nur staunen, warum trotzdem diese Leute allermeist in hohem Grade ungenießbare Menschen sind. Unter den Professoren der Mittelschulen trifft man so wenig geistreiche und zugleich umgängliche Männer, daß man versucht ist, zu glauben, daß sie vom Geiste der klassischen Bildung nur wenig in sich aufgenommen haben, während die Form des Alten die Leute verknöchert hat.

Der eine ist ein schrecklich steifer Pedant, der andere theatralisch wie ein Schauspieler auf den Brettern und der dritte klassisch grob. Liebenswürdige und zugleich feingeistige Philologen sind mir im Leben noch weniger begegnet als bescheidene Preußen.

Es sind deshalb Lehrer der klassischen Bildung, welche den Schülern Liebe zum Studium und den Geist der alten Schriftsteller beizubringen wissen, fast so selten wie weiße Raben. —

Zehn Tage dauerte die schriftliche Prüfung aus allen Fächern der allgemeinen Wissenschaften. Sie gingen mir alle gut von der Feder, die Übersetzungen aus allen bekanntern Klassikern, die Fragen aus der Grammatik, Literatur, den Antiquitäten, der Philosophie, Geschichte und die lateinischen und griechischen Stile. Nur in Mathematik, Geometrie und Physik zeigte ich meine alte Schwäche, machte aber kurzen Prozeß.

Neben mir saß der Kandidat für Mathematik, Müller aus Freiburg, ein Sohn des Professors für Astronomie, später Professor in Metz, und konnte nicht begreifen, wie ich die leichten Fragen nicht zu lösen vermochte. Er gab sich im geheimen alle Mühe, mir zu helfen. Ich aber machte,

[1] Heute ist's weit leichter, Professor zu werden; jetzt gibt es der Partialexamen nur zu viele, und wir bekommen immer mehr halb- und drittelsgebildete Lehrer.

rasch entschlossen, hinter jede der vier Fragen eine Null und gab den Bogen Papier dem eben wachehaltenden Oberschulrat Frick mit den Worten: „Von den Sachen verstehe ich nichts!" Erstaunt schaute mich der ehemalige Mathematik- und Physikprofessor an der Bürgerschule zu Freiburg aus seiner großen Brille an und ließ mich kopfschüttelnd von dannen ziehen; denn es war Abend und wir an den letzten Fragen des Tages. Daß ich wegen meiner Unkenntnis in diesen Punkten nicht durchfallen würde, war mir klar.

Mein Bewußtsein, alle anderen, wichtigeren Arbeiten richtig gemacht zu haben, gab mir jetzt schon ziemlich die Beruhigung, daß ich reüssieren würde. Aufs mündliche Examen war mir nicht mehr bange; denn einem ordentlichen Haslacher hat es noch nie an der Zunge gefehlt, auch wenn er etwas nur halb gewußt hätte.

Beim mündlichen Examen saßen sämtliche Examinatoren und Examinanden mit dem dirigierenden Oberschulrat Deimling um einen runden Tisch herum, die ersteren kühl bis ans Herz hinan, die letzteren mehr oder weniger von Fiebern erwärmt. An vier Vormittagen, vier Nachmittagen und vier Abenden wurden nun die Delinquenten deutscher Wissenschaft ausgefragt.

Baumstark, der nach Jahren zum erstenmal wieder als Examinator beigezogen worden war, zeigte sich auch im Examen als der tüchtige, gesunde Philologe, wie ich ihn seit Jahren kannte. Er stellte in seinem „Revier" durchaus praktische, wissenswerte Fragen. Ähnlich verfuhr Hertlein. Professor Kaiser aber, der seine Heidelberger Zuhörer auf allerlei philologische Finessen eingepaukt hatte, wollte dieselben auch von uns Freiburgern wissen, und so kam es, daß ich bei ihm in den griechischen Antiquitäten durchfiel. Der Pfälzer Philologe fragte mich u. a. „„wie die Schnalle geheißen habe, welche die Frau des ‚Archon Basileus' in Athen an den Schuhen getragen". Baumstark bezeichnete mir nachher

wegen dieser Frage den Professor Kaiser als „einen eingeräucherten Pedanten". In der römischen Literaturgeschichte hätte mir der gleiche Professor gerne ein ähnliches Schicksal bereitet; er wollte mich nicht loslassen, bis er einen schwachen Punkt gefunden hätte. Es mißlang ihm.

Unser Baumstark war in den Kreisen seiner Kollegen nicht sehr beliebt, und mir schien es, als wollte der Heidelberger nur um des Lehrers willen die Schüler „fuchsen". Baumstark glaubte dies auch, weshalb er ziemlich aufgebracht war, wie obige Titulatur beweist.

Sonst ging auch mündlich alles gut, und ich war am Ende der vierzehn Tage fest überzeugt, nicht unter die Durchgefallenen zu gehören. —

Jene Examenstage sind mir unvergeßlich, nicht bloß wegen der geistigen Tagesarbeit, sondern auch wegen der auf sie fallenden Nächte. Wenn ich daran zurückdenke, so muß ich mich ordentlich besinnen, ob ich derselbe Mensch bin, der jene Nächte sich gefallen ließ; denn heutzutage würde ich nicht zwei Stunden lang solche Dinge hinnehmen, ohne die Flucht zu ergreifen.

Wie schon bemerkt, hatte der Wirt zum weißen Bären mich in das Departement seiner Kochmädchen einlogiert, und ich mich geduldig, wie nur ein Kandidat sein kann, gefügt! Wenn ich aber am Abend mein sorgenvolles Haupt und meine aufgeregten Nerven zur Ruhe legen wollte, da kamen die Nymphen aus der Küche und fingen noch an, stundenlang zu kichern und zu schäkern wie weibliche Kobolde. Nicht genug! Auch von unten schlug ein ständiges Summen und Brummen, unheimlich wie das Murmeln von Femrichtern an mein Ohr und dauerte bis Mitternacht.

Am ersten Morgen fragte ich beim Frühstück den Kellner nach dem nächtlichen Getöse unter meinem Zimmer. „Ja," meinte der kleine Schwarzfrack feierlich, „das ist die Bärengesellschaft. In der versammeln sich am Abend die Minister, die Hof-, Regierungs- und Oberschulräte und trinken ihr

Bier.“ Jetzt schwieg ich verschämt; denn gegen meine eigenen zukünftigen, höchsten weltlichen Vorgesetzten wagte ich armer Kandidat damals nicht zu räsonieren, und in jenen Tagen war mir ein Minister eine unberechenbare Größe.

In den folgenden Nächten aber dachte ich manchmal: Jetzt plagen dich diese Oberschulräte nicht bloß unter Tags, sondern stören dir auch noch die Nachtruhe. Ich meditierte dann auch manche Stunde über das Glück eines Menschen, der sein Staatsexamen gemacht hat und am Abend in Frieden sein Bier trinken kann. Aber daß ich auch einmal in dieser Bärengesellschaft mitmachen und ein nicht ungern gesehener Gast in derselben sein würde, davon hatte ich keine Ahnung. In so hohe „Gesellschaft“ je zu kommen, hätte ich in jener Zeit nicht einmal zu denken gewagt. Und doch habe ich im folgenden Jahrzehnt, während meines Landtagslebens, monatelang jeden Abend „im Bärenzwinger“ zugebracht und die liebenswürdigsten und geistreichsten Menschen kennen gelernt und es deshalb den „Bären“ des Winters 1863 längst verziehen, daß sie mich so geplagt haben; denn jene Stunden der Unruhe wurden mir reichlich vergolten durch viele Abende des Genusses in den Wintern 1878 und 1879.

Nur dem Hotelier zum weißen Bären konnte ich es nie recht verzeihen. So oft ich während der Landtage der siebziger Jahre den kleinen Mann mit dem roten Wirtskopf sah, dachte ich: „Du caupo malignus hast mich einst vierzehn Nächte zwischen lärmende Minister und kichernde Kochjungfern eingepfercht.“

Wenn ich mich aber e i n e s Falles in meinem Leben erinnern will, wo ich recht demütig und bescheiden war, so darf ich nur daran denken, daß ich ohne Widerrede unter sotanen Umständen in dem elenden Zimmerchen im weißen Bären ausgehalten habe. —

Nachdem die Tage der Prüfung um waren, wanderte ich abermals zum Hutmacher, holte einen Zylinder und machte mit meinem geistlichen Kollegen zum Abschied die

gleichen Besuche wie bei der Ankunft. Wir trafen alle Examinatoren, aber keiner ließ sich eine Silbe entlocken über den Ausgang des Examens; es war ja Dienstgeheimnis. Nur Baumstark sagte mir, er freue sich, daß ein Freiburger, und der sei ich, den besten griechischen Styl gemacht habe.

Erst am 21. Dezember veröffentlichte „das Regierungsblatt" das Resultat: Drei von den Zwölfen waren durchgefallen, und unter den neun Glücklichen war ich der vierte.

Von Karlsruhe weg hatte ich einen kurzen Ausflug nach Bruchsal und Mannheim gemacht. Am erstern Ort hatte ich einen Haslacher besucht, der, einige Jahre älter als ich, von mir im September auf seinen Wunsch getraut worden war. Es war dies der spätere Kanzleirat Hinterskirch, der vor kurzem als solcher in Karlsruhe gestorben ist. Ihm hatte ich einen Besuch versprochen bei seiner „Hochzeit".

Auch besuchte ich in der alten Bischofsresidenz meinen milden Beichtvater vom Seminar her — den Benefiziaten Kästle vom Münster, welcher eben als Pfarrer nach Bruchsal gekommen war.

Wir wurden im Laufe der Jahre gute Freunde. Kästle, ein feiner, kluger Kopf, starb aber schon 1888 als Pfarrer in Grunern bei Freiburg, wo ich ihn kurz vor seinem Tode noch gesehen habe. —

Von Bruchsal fuhr ich nach Mannheim und besuchte den Landgerichtsrat Klein, den Bruder des Schwagers meiner Mutter, der anno 1850 Oberamtmann in Hasle gewesen war.

Dabei kam ich zum erstenmal in das berühmte Mannheimer Theater und damit überhaupt in ein rechtes Schauspielhaus. Mit den Kaplänen an der obern Pfarrei, Hofmann und Mannert, die längst tot sind, verlebte ich im Pfarrhaus einen lustigen Bierabend. Dann fuhr ich zurück nach Freiburg ins Konvikt. Hier glaubte mir, noch ehe das offizielle Ergebnis bekannt war, der Direktor aufs Wort, daß ich durchgekommen sei, und bezahlte gerne seinen Champagner.

Ich erinnere mich noch wohl jenes moussierenden Tages, den die ganze Tischgesellschaft mit einem Spaziergang nach der lieblichen Waldeinsamkeit von St. Ottilien beschloß. Am heitersten war ich, denn jetzt hatten sich alle meine irdischen Wünsche erfüllt: ich war Priester und Professor in spe. Mich beseelte ja der Wahn, das Glück des Menschen bestehe in dem, was einer in der Welt vorstellt, bis ich nach manchen Jahren trüber Erfahrung verstehen lernte, daß man den Himmel hienieden in dem suchen müsse, was einer vor Gott und vor und in sich selber ist.

Gegen Weihnachten kehrte ich heim in den Kreis von Vater, Mutter und Großmutter mit einem vierteljährigen Urlaub zur Restituierung meiner Gesundheit. Zwei Tage vor dem genannten Feste aber erhielt ich ein Schreiben aus Freiburg, worin mich der Chef der mobilen Geistlichkeit unserer Diözese, Assessor Krauth, ersuchte, doch während der Weihnachtszeit die eben mit einer Kirche begabte Diasporagemeinde in Emmendingen zu pastorieren. Er habe zurzeit keinen passenden Priester und sei in Verlegenheit, da die dortigen Katholiken dringend um einen bäten.

Ich ging, wiewohl ungern. Angekommen stellte ich mich dem Kirchenvater, Medizinalrat Schirrmayer, vor, der mir aber erklärte, er brauche mich nicht, und mich am Tage vor Christi Geburt wieder heimschickte. Indigniert telegraphierte ich nach Freiburg und kehrte ins Kinzigtal zurück. Später stellte es sich heraus, daß der dortige Heilkünstler, dem man kirchlicherseits Vorwürfe machte, mich auf den ersten Blick für „zu jung" befunden und entlassen habe. So scheiterte mein erster Versuch, als Seelsorger aufzutreten.

Am folgenden Stephans-Nachmittag marschierte ich über die tief beschneite Elzacher Eck und holte in Elzach den Kanzleidirektor Maas ab, der mich besuchen wollte. Über das gleiche Schneefeld gingen wir in der Winternacht noch nach Hasle zurück, wo wir einige heitere Tage verlebten. —

Schon unterm 20. Januar 1864 übertrug mir der Ober-

schulrat mit Beginn des Sommersemesters eine Lehrstelle am Gymnasium in Donaueschingen.

Mein Kollege Rückert, der einige Plätze unter mich gekommen war, obwohl er viel mehr wußte als ich, bekam zunächst keine Anstellung. Er brachte es aber schließlich doch weiter als ich, der ich bald abgesetzt wurde. Rückert, ein liebenswürdiger und bescheidener Mann, war später jahrelang Professor am Gymnasium zu Freiburg, wurde 1889 Nachfolger des Professors Adalbert Maier als Erklärer des Neuen Testaments an der Universität und starb 1907.

Von den übrigen Kollegen im Staatsexamen lebt meines Wissens heute auch keiner mehr. —

Im süßen Nichtstun und in Zukunftsträumen mich wiegend, verbrachte ich die drei ersten Monate des Jahres 1864 abwechselnd in Freiburg und Haslach, wohin mich, wie schon erzählt, Direktor Kübel einmal selbst begleitete. In den letzten Tagen des Monats März fuhr ich das Höllental hinauf, meinem Bestimmungsorte zu. Dröhnend rollte der schwere Postwagen am Abend in den Posthof der fürstlich-fürstenbergischen Residenz und setzte den blassen Lehramtspraktikanten ab.

Hier beginnt nun meine Praxis in Schule und Welt und hier endigt meine eigentliche Studienzeit.

Hat diese in meinen Augen noch einige Poesie gehabt, so schwand im kommenden Jahre diese bald vollends, denn Poesie und Schulmeisterei und Politik sind unvereinbare Dinge. Aber die Prosa und Nüchternheit, die Härte und der Kampf gehören eben auch zum Leben. Die Hauptsache ist, daß man den Galgenhumor nicht verliert und mit dem großen englischen Dichter sagt und singt:

Wer ein kleines Restchen Witz gerettet,
Ob der Wind wehen, ob es regnen mag,
Der strecket sich, wie das Schicksal ihn bettet,
Und regnet der Regen auch jeglichen Tag.

Rückblick.

Wenn ich auf den zweiten Abschnitt meines Lebens zurückschaue, so finde ich einen gewaltigen Unterschied zwischen der Kinder- und Knabenzeit und den Studienjahren. Der Kinderhimmel ist bereits wesentlich verändert. Seine Hauptsterne: Reine Freude an der Natur, kindliches Hingeben an Gott und Menschen, absolute Sorglosigkeit der Zukunft gegenüber und Zufriedenheit mit wenigem sind erloschen. Der Vorhang des Lebenstheaters hat sich gelüftet, und wir sehen des Weltalls Kummer und Sorgen in blassen Gestalten sich der Bühne nahen. Das junge Menschenherz fühlt bitter in mancher Stunde, was es heißt, zivilisiert und kultiviert zu werden.

Wie jedes Volk, das in die Zivilisation eintritt, in eine schnellere Bewegung übergeht, entartet und sich auslebt, so geht's dem einzelnen Kulturmenschen. Und wie gebleichte Gebeine den Weg durch die Wüste und wie Denkmäler zerfallener Kulturreiche, den Tod von Millionen verkündend, die Bahn der Zivilisation bezeichnen, so markiert sich der Weg des einzelnen Individuums, das der „Humanität" entgegengeführt wird, durch Verdunkelung der Sterne des Kinderhimmels.

Wenn ich heute noch zurückdenke an jene dunkeln Wintermorgen, da die Magd im Hause des Schuhmachers Braun am Rohrersteg in Rastatt die kalte Stube kehrte, während ich frierend bei einem Talglicht am kaum geheizten Ofen saß und Grammatik auswendig lernte und nebenbei weinte vor Heimweh nach dem Vaterhaus — so geht mir

das Wehgefühl jetzt noch scharf durch die Seele, und ich fühle tiefes Mitleid mit dem armen Studentlein von anno 1852.

Und wenn ich mir den Sextaner Hansjakob vorstelle, singend, krakeelend und trinkend in den Bierstuben der einsamen Festungsstadt und ihn vergleiche mit dem glücklichen Waldbuben, der „Bucheln" zusammenliest in den uralten Buchenhainen des Kinzigtales oder des Vaters Kühe hütet auf den sonnenbeglänzten Matten der Heimat, so kommt mir der letztere gegen den erstern vor wie eine Nachtigall gegen einen wild krächzenden Raben.

Und doch erscheint mir die längst vergangene Rastatterzeit noch in einer Art Verklärungslicht, wenn ich sie mit meinen späteren Erfahrungen und Erlebnissen in der Welt und unter den großen Menschen vergleiche.

In der Studienzeit schaut die Sonne des Kinderhimmels denn doch noch bisweilen siegreich aus dunkeln Wolken und lächelt über die Torheiten „der Flegeljahre". Im späteren Leben muß man sich mit einzelnen „Nordlichtern" begnügen und die übrige Zeit einsam stille Nächte durchfrieren auf dem Kirchhofe seiner irdischen Ideale.

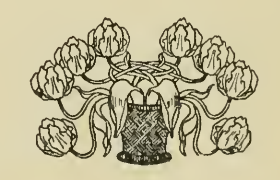
Nur der Mensch ist glücklich, der von der Welt nichts will und nichts hofft. Die „Verneinung des Willens zum Leben" nennt der Philosoph diesen Zustand; Selbstverleugnung heißt er im Christentum.

Mich hat nichts in der Regierungszeit des Papstes Leo XIII. mehr gefreut, als daß er am 8. Dezember 1881 einen Bettler heilig gesprochen hat. Dieser heilige Bettler war zweifellos auf dieser Erde schon selig, weil er von der Welt nichts hatte und nichts wollte, als was er sich erbettelte.

Darum ist auch allein das Kind glücklich und selig, weil es nichts besitzt, nichts gilt und nichts hofft von dieser Welt, und Ludwig Börne hat recht, wenn er einmal schreibt: „Vieles ist schön in der Welt: Die Schönheit, die Macht, Italien, der Reichtum, die Weisheit, selbst die Entsagung;

aber das schönste ist doch die (erste) Jugendzeit. Der Genuß dieser ist mit einem Leben voll Not und Schmerzen nicht zu teuer bezahlt."

Selig drum, sage ich, wem Gott das Glück verleiht zu sterben, sobald das Kindesparadies vorüber ist, denn dann werden ihm zwei Himmel zuteil, der eine hüben und der andere drüben! —



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart

Heinrich Hansjakob
Ausgewählte Erzählungen

Volksausgabe in 5 Bänden

Preis geheftet . . . . M. 7.50
elegant gebunden in Futteral M. 12.—

Band 1. **Waldleute.** Der Fürst vom Teufelstein. — Theodor, der Seifensieder. — Afra.

Band 2. **Erzbauern.** Der Vogtsbur. — Der Benedikt auf dem Bühl. — Der Bur und der Bürle. — Die Buren am Wildsee.

Band 3. **Der steinerne Mann von Hasle.**

Band 4. **Meine Madonna.**

Band 5. **Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin. Kleine Geschichten.** Aus dem Leben eines Glücklichen. — Aus dem Leben eines Unglücklichen. — Aus dem Leben eines Vielgeprüften.

Jeder Band wird auch für sich zum Preis von M. 1.50 pro geheftetes Exemplar und M. 2.40 pro gebundenes Exemplar abgegeben.

Heinrich Hansjakob
Reise-Erinnerungen

Volksausgabe in 5 Bänden

Preis geheftet . . . . M. 10.—
elegant gebunden in Futteral M. 15.—

Bd. 1. **Verlassene Wege.** — Bd. 2. **Letzte Fahrten.**
Bd. 3. **Sommerfahrten.** — Bd. 4. **Alpenrosen mit Dornen.** — Bd. 5. **Sonnige Tage.**

Jeder Band wird auch für sich zum Preis von M. 2.— pro geheftetes Exemplar und M. 3.— pro gebundenes Exemplar abgegeben.









